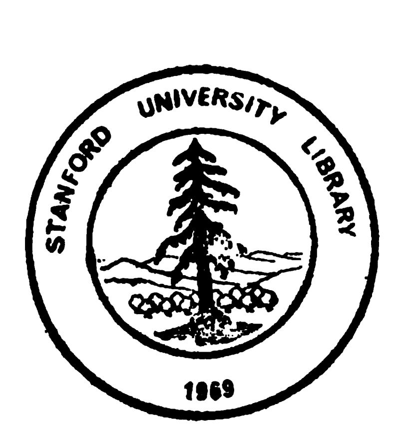





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Ch. Stein


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Chelsea

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.

Siebenzehnter Jahrgang. 1873.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel

Druck von C. Schultze.

Inhalt.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Aussichten der Mission in Persien.

Wie man nach einem Sturm ans Meeresufer hinabgeht, um da die Schiffstrümmer und den durch das Toben der Elemente verursachten Schaden zu schätzen, so meldet Missionar Bruce jetzt aus Persien einzelne Thatsachen, die etwas ahnen lassen von den Folgen der dortigen Nothzeit. — Ein Mitglied des persischen Hilfskomites beerdigte vor etlichen Monaten auf einer zehntägigen Reise von Ispahan nach Kaschan und zurück 35 Leichen! In Kaschan selbst aber hatte der mit dem Telegraphendienst betraute Sergeant an einer Stelle 106, an einer andern 88 Leichen beerdigt. Vor der Hungersnoth war diese Stadt ein blühender Ort und der Hauptsitz der Seidenweberei dieser Gegend mit einer Bevölkerung von 35,000 Seelen. Jetzt hat sie noch 8000 Einwohner, und die Webstühle sind sämmtlich abgebrochen und um Brod verkauft oder zur Feuerung benützt worden. — Nebschefabad war eine ungemein schöne, stundenweit von Weinbergen umgebene Stadt, deren Bevölkerung sich jedenfalls auf mehr als 30,000 belief. Der noch vorhandene Rest wird auf 5000 Seelen geschätzt! Viele sind ausgewandert, aber niemand weiß, was aus ihnen geworden; Tausende armer Wanderer wurden auf den Landstraßen gesehen, und Schaaren sind ohne Zweifel umgekommen. In Ispahan selbst, wo 4000 Seidewebstühle gestanden sein sollen, ist der Sage nach jetzt kaum mehr ein Dutzend vorhanden. Mag daran auch viel Uebertreibung sein, so lassen diese Angaben dennoch einen Blick thun in die erschreckende Größe der vergangenen Noth, während deren weder weltliche noch geistliche Behörden irgend eine Anstrengung machten, für Beschäftigung oder Unterstützung ihrer Untergebenen zu sorgen. Nur der erste Minister machte in dieser Beziehung eine rühm=

liche Ausnahme und that sein Möglichstes zur Linderung des Elends. Was vermag aber ein einzelner Mann selbst von seinem Range, wenn das ganze Gewicht der Regierungsmaschine und der öffentlichen Stimmung alle seine Bewegungen hemmt statt fördert?

Es ist bekannt, welche Anstrengungen von Indien, von England, von Deutschland, und in diesem besonders von Württemberg aus gemacht wurden, um den darbenden Nebenmenschen in weite Ferne hinüber eine rettende Hand zu reichen, während deren Stammgenossen und Glaubensbrüder sie vor ihren Augen hinsterben sahen, ohne sich ihrer Nothdurft zu erbarmen, oder sie auch nur zu begraben. „Die paar reichen Kaufleute in Ispahan haben fast nichts für die Armen gethan." Und als im Frühling 1872 mit der Schneeschmelze die Getreidepreise bis zur Hälfte ihrer vorigen Höhe herabzusinken begannen, da führte sogar der Hohepriester der Moslem durch wucherischen Kornhandel eine neue Steigerung herbei. Kein Wunder, daß beim Anblick seiner gefüllten Scheunen, aus denen die Bäcker nur zu ungeheuren Preisen ihren Bedarf beziehen konnten, eine tiefe Unzufriedenheit sich des Volks bemächtigte, und de[illegible] Achtung vor den Priestern ungeheuer sank.

Andrerseits erwachte, nachdem eine reiche Ernte das Ende der Noth in Aussicht stellte, besonders in Württemberg in den Herzen derer, die den leiblich Hungernden so bereitwillig ihr Brod gebrochen hatten, ein großer Wunsch, dieselben nun auch mit dem Brod des Lebens zu bedienen. In diesem Sinn richtete im August des vorigen Jahres das persische Hilfskomite in Württemberg an die Kommittee der Basler Missionsgesellschaft den Antrag, dieselbe möge zur Versorgung wenigstens eines kleinen Theils der vielen tausend Waisenkinder, welche die Hungersnoth geschaffen hat, ein Waisenhaus in Persien, wo möglich in Ispahan, errichten und damit die Basler Mission in Persien, wie sie in den dreißiger Jahren etwa drei Jahre bestanden hatte, wieder aufnehmen. Armenische und persische Waisenknaben haben sich bereits den dortigen Missionaren so beharrlich angeschlossen, daß sie dieselben nicht haben wegtreiben können. Sie erbieten sich, bei der Gründung eines Waisenhauses mitzuhelfen, können aber dessen künftige Leitung nicht ganz übernehmen. Sie halten seine Errichtung für möglich, wenn man vorsichtig zu Werke gehe, um den Fanatismus der Muhammedaner nicht zu reizen.

Schon zwei Jahre zuvor war von Konstantinopel aus auch eine

Anforderung an Basel ergangen, in Persien eine neue Mission zu gründen; damals aber war die Sache einfach abgewiesen worden, weil die Kommittee seit einem Vierteljahrhundert nicht daran denken konnte, ihre Thätigkeit auf weitere Gebiete der nichtchristlichen Welt auszudehnen. Hat sie doch bis auf den heutigen Tag Mühe und schwere Sorgen, mit den dargebotenen Mitteln und den vorhandenen Arbeitskräften die bereits von ihr besetzten Gebiete auf der Goldküste Westafrikas, in Ostindien und im südlichen China gehörig zu versorgen und das auf denselben begonnene Werk kräftig fortzuführen! — Eine später wiederholte Einladung aus Konstantinopel wurde aus eben diesen Gründen bei Seite gelegt; auch die gleichzeitig aus Württemberg eingetroffene Anfrage in Betreff der Uebersiedlung von persischen Waisenkindern in die ostindischen Waisenhäuser der Basler Mission mußte abschlägig beschieden werden.

Als nun aber im August dieser neue ausführlich begründete Antrag wegen Persiens an die Kommittee kam; als der Ueberbringer desselben, ihr alter Freund und einstiger Missionar in Grusien und Persien (der pensionirte Stadtpfarrer Haas in Ludwigsburg), ihr zu diesem Unternehmen eine für die ersten Jahre ausreichende Summe zur Verfügung stellte und sie an ihre frühere Arbeit in Persien erinnerte, da war es ihr doch, als dürfe sie nicht ohne Weiteres auf ihrem Nein beharren und habe in ernstliche Erwägung zu ziehen, ob hier nicht ein Wink des Herrn vorliege.

Europäische Arbeiter hatte sie für Persien zwar absolut nicht abzugeben, aber an zwei ihrer armenischen Zöglinge, Abraham Amirchanjanz und Melkom Asbuadsadrian, konnte sie denken. Beide arbeiten jetzt unabhängig von der Basler Gesellschaft, die in Vorderasien keine Mission hat, unter ihren Volksgenossen; der Erstere in Konstantinopel, der Letztere in Karput (Kurdistan). An sie erließ sie denn auch die Anfrage, ob sie eine Untersuchungsreise nach Persien unternehmen könnten und wollten, und verwilligte ihnen für den Fall ihrer Annahme die hiezu erforderlichen Mittel aus dem sich auf 20,000 fl. belaufenden Angeld, welches das persische Hilfskomite in Württemberg ihr entgegenbrachte als den noch verfügbaren Rest der ihm zugeflossenen Gaben für die Hungernden.

Da beide armenische Lehrer verheirathet sind und eine der Gründung des Waisenhauses vorangehende Untersuchungreise mit Zurücklassung ihrer Familien die Kosten bedeutend steigern würde,

hat man sich in Basel entschlossen, auf eine solche vorläufige Reise zu verzichten und sogleich das Werk selbst in Angriff zu nehmen. Beide Brüder sind daher aufgefordert worden, mit ihren Familien nach Ispahan aufzubrechen; zur Reise sowie zur ersten Ansiedlung wurden ihnen die nöthig scheinenden Mittel zugestellt. —

Ein einleitender Schritt ist damit vorerst geschehen; daß das ganze Unternehmen zunächst aber doch nur als ein im Glauben gewagter Versuch zu betrachten ist, dürfen wir uns angesichts der religiös-politischen Verhältnisse Persiens nicht verbergen.

Wir haben uns bemüht, im Januarheft 1872 einen möglichst klaren Blick in dieselben, sowie eine kurze Uebersicht über die seitherigen Missionsversuche in Persien zu geben. Wenn wir jetzt darauf zurückkommen und ergänzend einige weitere Betrachtungen daran anknüpfen, geschieht das sicher nicht, um den Muth irgend eines freudigen Beters und Gebers zu dämpfen, sondern vielmehr um durch die Andeutung der ungeheuren Hindernisse, die der Verkündigung des Evangeliums in Persien noch immer im Wege stehen, diejenigen, die ein Herz haben für dieses unglückliche Land, zu um so herzlicherer Fürbitte zu spornen.

Zunächst werde hier erwähnt, was ein Missionar in Persien über die kleinen Reste der alten Kirchen sagt, welche sich neben den Muhammedanern daselbst vorfinden. Es soll uns freuen, wenn die beiden evangelischen Arbeiter, welche voraussichtlich das Land betreten werden, daselbst Anknüpfungspunkte unter ihren armenischen Landsleuten finden. Der Missionar schreibt:

„Die armenische sowohl als die römische Kirche ist seit mehr als zwei Jahrhundertrn in diesem Lande vertreten, aber beide haben das Wort Gottes so unter abergläubische Gebräuche verschüttet, daß sie sichtlich dahinschwinden; auch hat keine je einen Anlauf genommen, die heilige Schrift zu übersetzen oder zu verbreiten. — Vor etlichen Jahren war noch alles in den Händen der Priester, und der Einfluß der Christen war nicht zum Guten. Von den Muhammedanern gehaßt und verfolgt, bezahlten sie Haß mit Haß und dachten gar nicht an die Möglichkeit, ihre Religion unter den Persern zu verbreiten. Der von Westen gekommene Einfluß hat an vielen Orten unter Gottes Segen die orientalischen Kirchen auf einen höhern Standpunkt gebracht, den Aberglauben, der die Wahrheit überwucherte, zerstreut und Evangelisten für die Muhammedaner aus

ihnen erweckt. Viele Perser sind kürzlich in Bombay, Smyrna und Konstantinopel vom Christenthum angefaßt und mehrere getauft worden. Auch in Persien selbst fehlt es nicht ganz an Leuten, die willig sind, um des Evangeliums willen Leben und Eigenthum aufs Spiel zu setzen.

„In zwei wichtigen Punkten unterscheidet die armenische Kirche sich von der römischen. Sie gibt nämlich das Wort Gottes ihren Gliedern ohne Vorbehalt in ihrer Muttersprache, obwohl nicht in der neu-, sondern in der alt-armenischen. Sodann ist sie mit allen christlichen Kirchen in Liebe verbunden. Viele ihrer Priester sind unsre Freunde, nehmen herzlichen Antheil an unsrem Werke und glauben die Zeit gekommen, in Persien eine Arbeit zu beginnen. Viele sind auch bereit zu Anstrengungen behufs einer Reformation und Erleuchtung ihrer Kirche. Beten Sie für uns, daß uns Gnade geschenkt werde, uns diesem Werk recht hinzugeben, und daß unser ganzes Gemeinlein bewahrt werde vor der Macht des Feindes."

Aber wieviel auch unter Nestorianern und Armeniern vorgearbeitet sein möge, ihr Einfluß auf die herrschende muhammedanische Bevölkerung ist noch immer ein verschwindend geringer.

Heute noch steht dort, wie vor Jahren, auf dem Uebertritt eines Moslem zum Christenthum der Tod. Der direkte Erfolg aller seitherigen Missionsbestrebungen beschränkt sich daher auf etliche vereinzelte Seelen, die wie einst Nikodemus bei Nacht dem Worte des Lebens lauschten. Welches waren aber die indirekten Wirkungen der hl. Schrift? Die volle Antwort auf diese Frage entzieht sich selbstverständlich jedem menschlichen Auge; nur einzelne Zeichen treten davon zu Tage, die jeder nach seiner eigenthümlichen Auffassung zu schätzen und zu deuten versuchen wird. Hören wir denn einmal die kürzlich im Druck erschienene Ansicht eines englischen Missionsfreundes.*)

„Es sind in Persien ungeheure Anstrengungen gemacht worden, das Evangelium auszuschließen, und dem Anschein nach mit Erfolg. Doch war da und dort ein geistlicher Hunger und ein tiefes Verlangen nach einer gehaltreicheren und befriedigenderen Lehre vorhanden, als die verschiedenen muhammedanischen Sekten des Landes sie boten. Durch ganz Central-Asien, von Bagdad an nach Persien, Nordindien

*) The Church Miss. Intell. June 1872.

und in die Mongolei hinüber, ist seit Jahren ein Suchen und Sehnen erwacht nach etwas, das die nagende Leere in den Herzen stillen und ihnen statt bloßer Schatten etwas Wesenhaftes bieten soll. Allenthalben, wohin in diesen Ländern ein Strahl des Christenthums drang, tritt eine merkwürdige Neigung hervor, von den neueren Systemen zur Ur-Religion zurückzukehren. Wie in Indien bei den Brahmas und in China bei den Taipings, so ist in Persien bei der seit 1843 entstandenen Sekte der Babi ein gewisser Einfluß der evangelischen Wahrheit unverkennbar; nicht minder klar ist aber, daß sie alle sich nicht ganz unter dieselbe beugen, ihr Lehrgebäude nicht völlig von ihr durchdringen lassen wollten, sondern statt sich von ihr zu den Füßen Jesu führen zu lassen, vielmehr zurückgriffen zu dem, was ihnen in ihren eigenen Ueberlieferungen das Beste und Haltbarste schien. Das Höchste, was sich von solchen religiösen Bewegungen sagen läßt, wird wohl sein, daß sie unter Gottes geheimnißvollem Walten den Nutzen haben, die falschen Lehrsysteme, in welchen seit Jahrhunderten die Nationen festgebannt waren, zu lockern und zu zerbröckeln.

„Das christliche Element, das sie durchbringt, hat ohne allen Zweifel einen belebenden Einfluß ausgeübt und wird ihn auch künftig üben, obgleich es bis jetzt sich nicht stark genug erwies, um den ihm so unbedenklich beigemischten menschlichen Einfällen wirksam entgegenzuarbeiten. Von ihren alten Vorurtheilen und allen daran hängenden Einrichtungen los gewordene Leute werden in der Folge vielleicht eher bereit sein, die Wahrheit anzunehmen. Augenblicklich aber scheint die Einführung dieser neuen Religionen dem Christenthum eher hinderlich zu sein. Denjenigen, welche unruhig und durch ihren alten Aberglauben unbefriedigt waren, wird innerhalb desselben jetzt etwas Einleuchtenderes, Vernünftigeres, Anziehenderes geboten. Es ist zwar nur ein Irrthum statt eines andern, sie glauben jedoch, nun Etwas statt Nichts zu haben, und fühlen sich dadurch momentan beruhigt und befriedigt. In Persien hat sich der erwachte religiöse Enthusiasmus und das Streben nach Heiligung auf den Bab und die von ihm gelehrten Geheimnisse geworfen; andere Glaubensbekenntnisse, das Christenthum mit inbegriffen, sind vergleichungsweise unbeachtet geblieben.

„Auch noch in anderer, freilich durchaus unabsichtlicher Weise, ist die Babi-Sekte dem Evangelium, oder wenigstens jedem offenen Be-

kenntniß desselben hinderlich geworden. Nach dem heißen Kampf, der zu ihrer Unterdrückung entbrannte, und den Gefahren, womit sie den Thron und alle weltlichen und geistlichen Behörden bedrohte, herrscht jetzt auf Seiten der Regierung natürlich die eifersüchtigste Wachsamkeit und der feste Entschluß, alles was nach Abziehen von der bestehenden Landesreligion riecht, mit Gewalt zu unterdrücken. Jede Bemühung zur Ausbreitung des Christenthums muß darum, den Mittheilungen von Miss. Bruce zufolge, geheim gehalten werden und ist für alle dabei Betheiligten mit Gefahr verknüpft; die Annahme des Christenthums ist ein todeswürdiges Staatsverbrechen. Dieß wäre noch das Geringere; aber ein Christenthum, das nicht auf den Leuchter gestellt werden kann, sondern unter einen Scheffel versteckt werden muß, scheint doch eine Waare von sehr zweifelhaftem Werth. Wo keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, so weit Toleranz zu finden, daß ein zum Christenthum Bekehrter seines Lebens einigermaßen sicher ist, hat Gott der Kirche Christi noch keine offene Thüre gegeben. Bis jetzt wäre der einzige Ausweg für einen Bekehrten die Flucht in ein anderes Land; der offene Uebertritt zu einem andern Glaubensbekenntniß ist sichrer Tod. Selbst wenn der Schah bereit wäre, ein Toleranz-Edikt zu gewähren, folgt daraus noch nicht, daß er im Stande wäre, den Fanatismus des Klerus zu bändigen. Es besteht in Persien eine starke und unabhängige geistliche Macht, so gut wie eine weltliche. Beide liegen oft miteinander im Streit, aber in einem solchen Fall vereinigen sie sich gegen den Neuerer.

„Noch ist auch zu bemerken, wie schwierig, ja wie bedenklich es ist, auf günstige Erfolge von den neuesten christlichen Anstrengungen zur Linderung der Noth unter der verhungernden Bevölkerung des Landes zu zählen. Es war eine unverkennbare Pflicht, diesen Jammer zu lindern, und wir freuen uns zu denken, daß dabei eine wirkliche Anstrengung gemacht wurde, die Liebe und Theilnahme an den Tag zu legen, welche das Christenthum den Leidenden entgegenbringt. Aber auch bei der äußersten Sorgfalt und Umsicht, die unsres Wissens angewandt wurde, um das Bekehrungswerk gänzlich getrennt zu halten von der Fürsorge für die leiblichen Bedürfnisse, ist es während einer solchen Krisis selbst für die ängstlichste Wachsamkeit nicht leicht zu unterscheiden, wie weit auch niedrere Beweggründe bei denen mitwirken mögen, welche sich als Wahrheitsuchende einstellen. Sagte doch unser Herr selbst, als das Volk Ihn suchte: 'Ihr suchet mich

und in die Mongolei hinüber, ist seit Jahren ein Suchen und Sehnen erwacht nach etwas, das die nagende Leere in den Herzen stillen und ihnen statt bloßer Schatten etwas Wesenhaftes bieten soll. Allenthalben, wohin in diesen Ländern ein Strahl des Christenthums drang, tritt eine merkwürdige Neigung hervor, von den neueren Systemen zur Ur-Religion zurückzukehren. Wie in Indien bei den Brahmas und in China bei den Taipings, so ist in Persien bei der seit 1843 entstandenen Sekte der Babi ein gewisser Einfluß der evangelischen Wahrheit unverkennbar; nicht minder klar ist aber, daß sie alle sich nicht ganz unter dieselbe beugen, ihr Lehrgebäude nicht völlig von ihr durchdringen lassen wollten, sondern statt sich von ihr zu den Füßen Jesu führen zu lassen, vielmehr zurückgriffen zu dem, was ihnen in ihren eigenen Ueberlieferungen das Beste und Haltbarste schien. Das Höchste, was sich von solchen religiösen Bewegungen sagen läßt, wird wohl sein, daß sie unter Gottes geheimnißvollem Walten den Nutzen haben, die falschen Lehrsysteme, in welchen seit Jahrhunderten die Nationen festgebannt waren, zu lockern und zu zerbröckeln.

„Das christliche Element, das sie durchdringt, hat ohne allen Zweifel einen belebenden Einfluß ausgeübt und wird ihn auch künftig üben, obgleich es bis jetzt sich nicht stark genug erwies, um den ihm so unbedenklich beigemischten menschlichen Einfällen wirksam entgegenzuarbeiten. Von ihren alten Vorurtheilen und allen daran hängenden Einrichtungen los gewordene Leute werden in der Folge vielleicht eher bereit sein, die Wahrheit anzunehmen. Augenblicklich aber scheint die Einführung dieser neuen Religionen dem Christenthum eher hinderlich zu sein. Denjenigen, welche unruhig und durch ihren alten Aberglauben unbefriedigt waren, wird innerhalb desselben jetzt etwas Einleuchtenderes, Vernünftigeres, Anziehenderes geboten. Es ist zwar nur ein Irrthum statt eines andern, sie glauben jedoch, nun Etwas statt Nichts zu haben, und fühlen sich dadurch momentan beruhigt und befriedigt. In Persien hat sich der erwachte religiöse Enthusiasmus und das Streben nach Heiligung auf den Bab und die von ihm gelehrten Geheimnisse geworfen; andere Glaubensbekenntnisse, das Christenthum mit inbegriffen, sind vergleichungsweise unbeachtet geblieben.

„Auch noch in anderer, freilich durchaus unabsichtlicher Weise, ist die Babi-Sekte dem Evangelium, oder wenigstens jedem offenen Be-

kenntniß desselben hinderlich geworden. Nach dem heißen Kampf, der zu ihrer Unterdrückung entbrannte, und den Gefahren, womit sie den Thron und alle weltlichen und geistlichen Behörden bedrohte, herrscht jetzt auf Seiten der Regierung natürlich die eifersüchtigste Wachsamkeit und der feste Entschluß, alles was nach Abziehen von der bestehenden Landesreligion riecht, mit Gewalt zu unterdrücken. Jede Bemühung zur Ausbreitung des Christenthums muß darum, den Mittheilungen von Miss. Bruce zufolge, geheim gehalten werden und ist für alle dabei Betheiligten mit Gefahr verknüpft; die Annahme des Christenthums ist ein todeswürdiges Staatsverbrechen. Dieß wäre noch das Geringere; aber ein Christenthum, das nicht auf den Leuchter gestellt werden kann, sondern unter einen Scheffel versteckt werden muß, scheint doch eine Waare von sehr zweifelhaftem Werth. Wo keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, so weit Toleranz zu finden, daß ein zum Christenthum Bekehrter seines Lebens einigermaßen sicher ist, hat Gott der Kirche Christi noch keine offene Thüre gegeben. Bis jetzt wäre der einzige Ausweg für einen Bekehrten die Flucht in ein anderes Land; der offene Uebertritt zu einem andern Glaubensbekenntniß ist sichrer Tod. Selbst wenn der Schah bereit wäre, ein Toleranz-Edikt zu gewähren, folgt daraus noch nicht, daß er im Stande wäre, den Fanatismus des Klerus zu bändigen. Es besteht in Persien eine starke und unabhängige geistliche Macht, so gut wie eine weltliche. Beide liegen oft miteinander im Streit, aber in einem solchen Fall vereinigen sie sich gegen den Neuerer.

„Noch ist auch zu bemerken, wie schwierig, ja wie bedenklich es ist, auf günstige Erfolge von den neuesten christlichen Anstrengungen zur Linderung der Noth unter der verhungernden Bevölkerung des Landes zu zählen. Es war eine unverkennbare Pflicht, diesen Jammer zu lindern, und wir freuen uns zu denken, daß dabei eine wirkliche Anstrengung gemacht wurde, die Liebe und Theilnahme an den Tag zu legen, welche das Christenthum den Leidenden entgegenbringt. Aber auch bei der äußersten Sorgfalt und Umsicht, die unsres Wissens angewandt wurde, um das Bekehrungswerk gänzlich getrennt zu halten von der Fürsorge für die leiblichen Bedürfnisse, ist es während einer solchen Krisis selbst für die ängstlichste Wachsamkeit nicht leicht zu unterscheiden, wie weit auch niedrere Beweggründe bei denen mitwirken mögen, welche sich als Wahrheitsuchende einstellen. Sagte doch unser Herr selbst, als das Volk Ihn suchte: 'Ihr suchet mich

nicht darum, daß ihr Zeichen gesehen habt, sondern daß ihr von dem Brote gegessen habt und seid satt geworden.' Wäre es zu verwundern, wenn zur Zeit einer so furchtbaren Heimsuchung wie die, welche Persien betraf, sich Schaaren um einen Missionar versammelten, und wenn er willig wäre, ihre Dürftigkeit zu benützen, ihrerseits sich gerne wenigstens zum geduldigen Anhören seiner Unterweisungen herbeiließen? Mit großer Befriedigung ersehen wir auch aus Missionar Bruce's neuesten Mittheilungen wieder, wie sehr er bemüht war, die leiblichen und geistlichen Handreichungen streng zu scheiden; wir zweifeln aber, ob vor dem Eintreten günstigerer Zeiten irgend Jemand das gegenwärtige Verhalten der Perser zum Christenthum richtig zu schätzen vermag, oder ob die für ihre Leiden bezeugte Theilnahme wirklich dazu gedient hat, ihre Herzen zur Aufnahme der in Jesu geoffenbarten Wahrheit vorzubereiten. Von Seiten der Behörden ist trotz aller dieser menschenfreundlichen Bemühungen auch nicht die geringste Veränderung in ihrer eifersüchtigen, argwöhnischen Haltung eingetreten, so sorglos und müßig sie sich auch den Nöthen ihrer Unterthanen gegenüber zeigten.

„Der Christ kann nicht anders, als für den geistlichen Zustand Persiens, durch dessen chaotische, anarchische Wirren hindurch man kaum irgend etwas vom Wehen des Geistes Gottes fühlt, noch tiefere Theilnahme zu empfinden, als für den äußeren Zerfall des Landes; aber es ist leichter, den Schaden zu erkennen als das Heilmittel zu reichen, wo so viele feindselige Einflüsse sich der Verbreitung der evangelischen Wahrheit entgegenstemmen. Hoffen wir, daß Er, der den Schlüssel Davids hat, in Bälde aufthun wird, was jetzt noch verschlossen ist!"

Ja gewiß kann Er, der einst zu einem Cyrus sprach: „Er ist mein Hirte und soll allen meinen Willen vollenden," abermals einen König von Persien erwecken, durch den diesem zertretenen Lande der Segen religiöser Duldung zu Theil wird, so daß die Füße der Friedensboten über seine Gebirgswälle herbeieilen können. Und sollten die Gebete deutscher und englischer Christen diese Zeit nicht beschleunigen können? Bis jetzt indeß zeugen alle Nachrichten nur davon, daß „das Recht zurückgetrieben und Gerechtigkeit ferne getreten ist, die Wahrheit auf der Gasse fällt, und Richtigkeit nicht einhergehen kann."

So auch die Mittheilungen des Missionars Gordon, der auf dem Wege nach seinem südindischen Arbeitsfeld wie Bruce gleich-

sam durch widrige Winde in Persien festgebannt blieb und jenem zu Anfang des vorigen Jahrs bei der Ernährung, Kleidung und Beherbergung von 800 Landleuten aus Feridan zur Seite stand. Als dann der Schnee geschmolzen und die Wege wieder offen waren, so daß diese Armen mit einigen Unterstützungen versehen in ihre Gebirgsheimat zurückgesandt werden konnten, zog Gordon nach Schiras hinab, wo die Noth minder groß war, um dort etliche Monate hindurch ungestörter als dieß in Ispahan möglich gewesen wäre, dem Studium der Sprache obzuliegen, das ihn nach Persien geführt hatte. Einige seiner Mittheilungen sind zu charakteristisch für Persien, um hier nicht eine Stelle zu finden. Im April z. B. schrieb er aus Schiras:

„Gerade vor meiner Abreise von Ispahan hörte ich noch, daß die armen Feridaner, von denen eine bedeutende Anzahl mit hinreichenden Mitteln für ihre Familien entlassen werden konnten, auf ihrem Heimweg von etlichen Persern angefallen und ihrer ganzen Habe von 900 fl. beraubt wurden. Hilfe wird, wie ich fürchte, von den persischen Behörden wenig zu erlangen sein.

„Der Weg von Ispahan nach Schiras war zur Zeit meiner Abreise nicht sehr sicher, so daß ich genöthigt war, für einen Theil desselben eine bewaffnete Eskorte mitzunehmen und mich selbst auch zu bewaffnen. Es gieng das Gerücht, eine Truppe von 150 Bachtiaris (ein räuberischer Nomadenstamm) sei im Besitz eines zu überschreitenden Gebirgspasses und plündere jede vorbeiziehende Karawane aus. Von der Wahrheit dieses Gerüchts konnte ich mich auf meiner Weiterreise sattsam überzeugen. Nur sehr wenige Kafilas hatten den Muth, die Reise zu unternehmen, und diejenigen, denen wir begegneten, waren immer von Männern mit langen Flinten und Pistolen begleitet. Diese Kafilas, die aus 10—20 Maulthieren bestehen, sind die Frachtzüge Persiens. Sie bewegen sich sehr langsam vorwärts und sind mit Handelsartikeln, wie Reis, Baumwolle, Tüchern u. dgl. beladen. Oft vertreten auch Kameele die Stelle der Maulthiere.

„Meine Reise dauerte zwölf Tage; auf der Mitte des Wegs verweilte ich über den Sonntag auf der Telegraphenstation Obadeh. Ich fand dort eine kleine Gemeinde, da Hauptmann Pierson, der Oberaufseher der Telegraphenlinie, am gleichen Tage auf seinem Wege von Schiras nach Teheran durchkam, begleitet von seiner Frau,

deren Dienstmädchen, einem Telegraphenbediensteten und drei Sergeanten. Zwei weitere Sergeanten, englische Ingenieure, vervollständigten unsre für einen so entlegenen Platz ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft.

„Da der Hauptmann ein großer Mann in Persien ist, hatte der König ihm eine Eskorte von 100 Reitern gegeben, um den Weg von den Bachtiaris zu säubern; somit war der Rest meiner Reise ganz gefahrlos. Ich hörte jedoch, daß diese Berittenen, die vor mir her nach Schiras zurückkehrten, ein Zusammentreffen mit den Bachtiaris hatten und anstatt dieselben gefangen zu nehmen, mit Verlust von zwei der Ihrigen zurückgeschlagen wurden.

„Auf der Weiterreise zeigte sich bald, daß die gewöhnlich so saumseligen persischen Behörden nun doch zu dem Bewußtsein erwacht waren, daß einige Vorsorge für die Sicherheit der Straße getroffen werden müsse. Wir waren noch keine Tagereise von Obadeh entfernt, als uns eine Truppe von 150 Mann, theils zu Fuß, theils zu Pferd begegnete, die aus den benachbarten Dörfern zur Verfolgung der Räuber aufgeboten worden war. Es waren lauter starke, kriegerisch aussehende Leute von kurdischer Abstammung, aber sie nahmen gerade die entgegengesetzte Richtung von dem Feinde, der vermuthlich der letzte Gedanke war, welcher ihnen in den Sinn kam. Alles, was sie begehrten, war, ihrer Instruktion buchstäblich Folge zu leisten und auf der Landstraße fortzumarschiren, anstatt ihre Verfolgung in die Berge auszudehnen. Die Folge davon wird wahrscheinlich sein, daß sobald sich die Aufregung etwas gelegt hat, diese Friedenswächter die Waffen niederlegen und berichten werden, ihre Arbeit sei gethan, und daß dann die Bachtiaris in aller Ruhe wiederkommen und ihre Raubzüge fortsetzen wie zuvor. Diese Rekrutenbanden sind sehr schlecht bezahlt und treiben, da sie kein Gewissensbedenken davon abhält, zuweilen auch ein wenig Brandschatzung auf eigene Rechnuug. Schwerlich würde ein Reisender, der beim Einbruch der Nacht in ihre Hände fiele, dabei viel besser fahren als in den Händen der Bachtiaris .....

„Bei meiner Ankunft in Schiras fand ich auch hier in Folge der Hungersnoth viel Jammer, und Viele waren während des Winters aus Mangel an Nahrung umgekommen. Zudem war soeben der Gouverneur von Schiras gestorben, der den Reichen eine Taxe auferlegt und davon etwa 1200 Bettler gespeist hatte, und der neue Gouverneur hatte keine Lust, sich um die Sache zu bekümmern. So

waren diese armen Bettler total verlassen, und ich wurde auf meinen täglichen Spaziergängen wiederholt von ihnen um Brod angesprochen. Ich verlor daher keine Zeit, unter den Mitgliedern des Telegraphenwesens ein Hilfskomite zu bilden und wir telegraphirten nach allen Seiten hin um Beiträge. Zu meiner Freude haben wir soeben durch den Telegraphen 12,000 fl. aus England und 2400 fl. aus Indien erhalten, so daß wir wenigstens etwas unternehmen können.

„Es sind hier zwei Waisenhäuser für Knaben, die ihre Eltern durch die Hungersnoth verloren haben, und das ist so ziemlich Alles, was die englischen Residenten hier thun können. Sie ernähren jetzt etwa 200 Waisen. Als ich alle diese Knaben sah, die weder lesen noch schreiben können, fühlte ich den natürlichen Wunsch, sie in diesen Elementarfächern unterrichtet zu sehen, aber mein dahin gehender Antrag wurde von dem Komite verworfen, weil die Perser jede Einmischung in die Erziehung übel vermerken würden!

„Ich besuchte neulich den Gouverneur von Schiras in der Hoffnung, ihn veranlassen zu können, etwas für seine nothleidenden Landsleute zu thun. Er empfieng mich sehr höflich, aber auf seinem Gesicht stand geschrieben, was er war, nämlich einer der reichsten und kargsten Einwohner von Schiras. Er sagte mir, er habe von dem ersten Minister die telegraphische Weisung erhalten, Unterstützungen für die Nothleidenden zu erheben (sie war die Folge eines Telegramms, das wir an die britische Legation in Teheran gesandt hatten), er habe aber um 'weitere Instruktionen' zurücktelegraphirt. Diese 'weitern Instruktionen' werden vermuthlich nie kommen und jedenfalls wird von Seiten dieses Mannes nichts geschehen.

„Ich wohne hier in dem Hause eines Persers und habe einen großen Garten zu meiner Benützung. Es ist, wie ich glaube, dasselbe, in welchem Henry Martyn lebte, denn heute hörte ich, mein Hauswirth sei der Enkel des seinen, und das Haus habe sich von Vater auf Sohn vererbt. Das verleiht meinem Stübchen, das mir als Schlaf-, Wohn- und Eßzimmer zugleich dient, ein ganz neues Interesse für mich.“ So war denn nach 60 Jahren ein englischer Missionar wieder in denselben Raum eingezogen, den Henry Martyn einst durch seine Gebete weihte. Gordon wurde durch seinen Hauswirth zu einem sehr alten Manne geführt, der sich Martyns deutlich erinnerte und denselben genau beschrieb. Er sagte Gordon, sein Zimmer sogar sei dasselbe, in welchem Martyn seine Bibel übersetzte

und mit Mullahs und Sufis disputirte. Ob aber die 60 Jahre einen merklichen Unterschied im Grade der Einführung von Duldung Andersdenkender aufwiesen, blieb zweifelhaft.

Später (12. Juni 1872) schrieb Gordon aus der Christenvorstadt Ispahans:

„Es sind hier etwa 1500 Juden, und in Schiras, das ich kürzlich besuchte, ungefähr 5000. Dort fand ich, daß der Patriotismus Sir M. Montefiores ihnen seit dem Winter regelmäßige Unterstützungen zukommen ließ, so daß nur wenige, wenn überhaupt einige, Hungers starben, während Tausende von Muhammedanern umkamen. Ich besuchte eine ihrer Synagogen und besprach mich mit ihren Vorstehern. Sie sagten, sie haben vier Synagogen, wovon eine jetzt zerfallen sei, zu deren Wiederaufbau sie Geld brauchen. Ich sprach den Wunsch aus, einer Austheilung des von Sir M. Montefiore gesandten Geldes beizuwohnen, und wurde angewiesen, vor dem Frühstück in die Synagoge zu gehen. Ich saß neben dem Mullah, wie er das Geld oder vielmehr einen kleinen Theil desselben vertheilte, aber es war ein solcher Lärm und die Leute drängten sich so dicht um uns her, daß er genöthigt war, aufzuhören und sie wegzuschicken. Die Leute haben hier zu Lande keinen Begriff von Ordnung in derlei Dingen und, wie ich fürchte, ebenso wenig von Gerechtigkeit, da ihr erstes Anliegen ist, sich selbst mit Geld zu versorgen, mögen sie nun Juden, Armenier oder Muhammedaner sein. In ganz Persien wird es kaum einen Menschen geben, dem man trauen kann.

„Ich gieng vorige Nacht mit Miss. Bruce nach Ispahan, um ihm bei der monatlichen Vertheilung der Gaben für die hiesigen Juden zu helfen. Das war ein merkwürdiger Kontrast. Wir stiegen am Eingang in einen großen Hof von unsern Pferden. Die Juden saßen nach den Stadttheilen, in welchen sie wohnen, sowie nach Familien und Namen geordnet, reihenweise im Schatten da. Dann machten wir mit zwei Listen die Runde, indem er ein Stadtviertel und ich ein anderes nahm. Wir verlasen die Namen und vertheilten die Franken nach den auf der Liste angegebenen Zahlen, welche derjenigen der Glieder jeder einzelnen Familie entsprachen. Jeder blieb an seinem Platze sitzen und gieng fort, wenn er sein Geld empfangen hatte, so daß das ganze Geschäft in weniger als einer Viertelstunde beendet war. Auf diese Weise sind wir gewiß, daß jeder Jude seinen Antheil erhält und das Geld nicht in die Taschen der Mullahs

geht. Ich bemerkte in ihrem Aussehen seit früheren Austheilungen im Laufe des strengen Winters eine wesentliche Veränderung zum Guten, und obgleich einige Hungers gestorben sind, steht das doch in keinem Verhältniß zu den Todesfällen unter den Muhammedanern. Bruce hat durch unsre Mission in Teheran verschiedene Male Geld von Sir M. Montefiore erhalten, aber es sind ihm aus England und Indien so bedeutende Summen zur Erleichterung der Noth zugekommen, daß er alle Denominationen, Juden, Armenier und Perser, gleicher Weise unterstützen konnte.

„Es geht ein Gerücht, als wolle der obbesagte Sir M. Montefiore selbst herreisen, um sich nach den Beschwerden seiner Landsleute in Persien zu erkundigen und bei dem Schah Fürsprache für sie einzulegen. — Selbst im Vergleich mit andern Klassen der Bevölkerung dieses Landes der Bedrückung, sind sie ein sehr in den Staub getretenes Geschlecht. Es ist hier schwer, statistische Angaben irgend einer Art zu sammeln, aber so lange ich in Schiras war, zog ich sowohl bei Engländern als bei Persern Erkundigungen über sie ein. Man sagte mir, ein Ferman des Schah lege ihnen eine Steuer von 50 tomans auf. (Ein toman ist etwa 4 fl. 40 kr.) Das ist nicht viel, aber der Gouverneur von Schiras macht daraus 200 tomans, und seine Unterbeamten vermehren diese wahrscheinlich auf 1000. Ferner hörte ich, sie müssen eine Taxe von 1600 tomans dafür bezahlen, daß sie Wein bereiten, was einer ihrer Erwerbszweige ist, und daß 'in Betracht der Unterstützungen, die sie aus England erhalten', noch weitere 1000 tomans von ihnen gefordert werden.

„Der britische Agent in Schiras sagte mir, es sei ihm gelungen, diese letztgenannte Steuer zu beseitigen; da er aber ein geborner Perser ist, weiß ich nicht, welches Vertrauen ich in seine Angaben setzen darf. Die persischen Behörden würden natürlich diesen Vorwurf leugnen; Bestechung und Betrügerei herrschen aber in dem Maße, daß etwas der Art leicht ohne oder mit Wissen des Gouverneurs geschehen kann. Jedermann glaubt in Persien das Recht zu haben, einen Juden zu verhöhnen. In Schiras ist es keinem Juden erlaubt, auf der Straße zu reiten. Ihren Frauen ist es verboten, sich gleich den Perserinnen zu verschleiern, und wenn Eine ungewöhnliche Reize besitzt, nimmt irgend ein Perser sie für sein Harem weg. Ich selbst sah zu, wie ein persischer Knabe eine vorübergehende Jüdin auf der Straße schlug, ohne daß sie sich zu beklagen wagte. Ein

entschieden schwermüthiger Ausdruck scheint die Juden trotz ihrer Anbequemung an die persische Tracht auf einen gewissen Grad zu kennzeichnen. Es ist kein Wunder, wenn ihre Herabwürdigung sie so schlecht macht, wie man es ihnen nachsagt.

„Ich habe noch von keinen Judenmissionaren in Persien gehört, außer von Stern und seinem Begleiter, die vor Jahren einmal durch Ispahan und Schiras kamen. So wie die Dinge bis jetzt stehen, würde ich fürchten, dieselbe Unduldsamkeit, welche die Mission unter den Persern unmöglich macht, würde sich auch gegenüber von der Judenmission geltend machen. Hr. Bruce ist nicht als ein Missionar für die Perser bekannt, wird auch nicht als solcher betrachtet, sonst würde er sicher des Landes verwiesen, wenn nicht gar sein Leben in Gefahr stünde.

„Seine Stellung zur Erleichterung des Elends während der Hungersnoth hilft ihm seine jetzige behaupten, zu der unsre Kommittee vor der Hand ihre Zustimmung gibt, obgleich sie die Zeit zur Gründung einer persischen Mission noch nicht gekommen glaubt. Er hat insgeheim etwa 30 Glieder persischer Familien getauft, aber sie wagen nicht, ihren Glauben öffentlich zu bekennen.

„Es wäre hohe Zeit, daß etwas zu Gunsten der Toleranz unter Juden wie Muhammedanern geschähe, oder von den europäischen Regierungen ein Druck auf Persien ausgeübt würde. Die Perser sind ein sehr freidenkendes, in viele Sekten gespaltenes Volk, und ich glaube, daß in mancher Hinsicht das Land für Missionsarbeit reif ist. So wie jetzt, kann es jedenfalls nicht lange mehr fortgehen. 'Noch fünf Jahre,' sagte ein aufgeklärter Perser zu mir, 'und unser Land wird so tief gesunken sein, daß irgend eine europäische Regierung einschreiten muß.' Möge der Herr das Kommen seines Reiches in Persien beschleunigen und über seine Gebirgswälle bald Boten führen, die da Frieden verkündigen um seines Sohnes willen."

Zu leugnen ist nun nicht, daß Miss. Bruce etwas hoffnungsvoller in die Zukunft blickt als Gordon. Bruce schrieb einmal nach Stuttgart: „Religionsfreiheit würde bei den allermeisten Persern ganz den Volkswünschen entsprechen, und man hat Grund zu glauben, daß der König selbst ihr nicht entgegen sein würde." Und der amerikanische Miss. Labaree äußert (Febr. 1872): „Ein tiefer Eindruck von der weitherzigen Eigenthümlichkeit unsres Christenglaubens ist hervorgebracht worden, welcher nicht sobald wieder vergessen werden



Verbrennung der madagassischen Götzen.

wird. Die Muhammedaner scheinen ganz ergriffen von stummem Staunen, wenn sie unsere Gehilfen sogar zu ihnen mit christlichen Almosen kommen sehen." Und später fand er, bei der englischen Hilfe habe man noch einige Eigennützigkeit — des bedrohten Handels wegen — vorausgesetzt; daß aber auch die fernen Deutschen Persien in der Stunde der Noth beisprangen, habe sich doch nur durch uneigennützige Liebe erklären lassen. Ferner sei der deutsche Kaiser durch seine Siegesproclamationen, worin er Gott die Ehre gab, sozusagen ein Missionar für Persien geworden; auch daß er vor dem Krieg einen Bußtag gehalten, habe ihm die Herzen gewonnen.

Dem stehen aber andere Ansichten gegenüber und zwar eben so beglaubigte. Bruce selbst täuscht sich nicht über die Auslegung, welche wenigstens die Priesterschaft seinen Bemühungen für die Hungernden unterlegt. Er weiß, was diese Herren von ihm denken: 1) Seine Absicht sei doch nur die, Christen zu machen; 2) die Hälfte der Gaben habe er in seine eigene Tasche gesteckt; 3) es sei aber wunderbar gut von ihm, daß er die Hälfte weggegeben; sie würden alles behalten haben. — Und indische Zeitungen melden:

Ein großer Theil der Bevölkerung ist durch die Hungersnoth so verarmt, daß er sich jetzt auf den Straßenraub legt und die Telegraphenaufseher und andere englische Reisende ausplündert, die Widerstehenden auch geradezu mordet. Das widerfuhr z. B. einem Ingenieursergeant Collins, und es ist wenig Aussicht da, daß die Behörden den Missethätern ernstlich zu Leibe gehen, weil sie ziemlich mächtigen Stämmen angehören.

„Weder die Regierung noch das Volk Persiens," schreibt ein englischer Reisender, „scheint tiefere Eindrücke von allen den Anstrengungen bewahrt zu haben, die man in England für die Milderung des persischen Elends gemacht hat." Da und dort scheint sich sogar ein Neid zu regen und bis zum Ingrimm zu steigern, darüber, daß christliche Nationen so viel glücklicher sind als das Volk des Propheten.

Unter solchen Umständen ist es ein Wagniß im höchsten Sinne des Worts, Missionsarbeit unter den Persern zu beginnen. Man fängt zwar mit den armenischen Waisenkindern an, und möchte aus denselben Schullehrer und Evangelisten bilden, sofern dies bei den Begabteren gelingt. Aber man weiß bereits, wie schwierig durch die wechselnden Winde, welche vom Hof in Teheran ausgehen, den

Amerikanern ihr Wirken unter dem Christenvölklein der Nestorianer gemacht worden ist. Jetzt wollen dieselben in Tebris, Teheran und Hamadan neue Missionsstationen errichten, und die Missionare sind entschlossen, auch den ersten Muhammedaner, der sich bekehre, frischweg zu taufen, komme was da wolle. Gewiß ein muthiger Entschluß. Wenn aber unsere amerikanischen Brüder denselben ausführen, stellen sie damit nicht blos ihr eigenes Wirken unter den Nestorianern aufs Spiel, sondern bedrohen zugleich den Fortbestand jeder andern christlichen Unternehmung auf persischem Boden. Vollends einer so schwach vertretenen, wie ein durch armenische Brüder geleitetes Waisenhaus wäre, falls es nicht durch die Unscheinbarkeit seines Wirkens sich etwa der Wucht des Sturmes entzieht. —

Es erübrigt uns noch, auf die politischen Verhältnisse Persiens einen Blick zu werfen, was wir an der Hand des wohlunterrichteten Reisenden Vambery unternehmen. Derselbe urtheilt über die jetzige Lage des Reichs im Wesentlichen also:

Persien hat aufs neue die Bahn der Reformen betreten; nach der langwierigen, kostspieligen, aber fruchtlosen Ummodelung der Armee unter der Regierung Feth Ali Schahs und Muhammed Schahs hat die jetzige Regierung sich durch Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Verwaltung und des sozialen Lebens hervorgethan. Ein redlicher hochbegabter Mann, Emir Kebir (eigentlich Taki Chan), suchte es dem Wirken Raschid Paschas in der Türkei gleichzuthun; und hätte sein jugendlicher Fürst sich nicht von den Hofintriguen umstricken lassen, sein Minister wäre vielleicht der größte morgenländische Reformator geworden. Doch der seltene Mann fiel 1852, und 20 Jahre lang versank Persien immer tiefer in einen Zustand gänzlicher Regungslosigkeit.

Immerhin hat der gewaltsame Tod jenes Ministers dem Schah Nasreddin Gewissensbisse und Anflüge von Reformgelüsten zurückgelassen. Vergrub er sich auch, der Hofränke müde, in seinem Jagdschloß, so ließ er doch neue Versuche von Reformen zu. Persien war fast zum Vasallen Rußlands herabgesunken; wo es noch zu den Waffen griff, ward es nicht nur von den Engländern (1856), sondern selbst von turkomannischen Räuberhorden aufs schmählichste geschlagen. Doch errichtete man z. B. Fabriken; sie giengen zu Grunde, weil die eingeführten europäischen Handwerker dem schamlosen Diebstahl der persischen Aufseher gegenüber nichts ausrichten konnten. Alles gieng

drunter und drüber, und es bedurfte nur einer unerwarteten Geisel, wie die letzte Hungersnoth war, um einerseits alles noch weiter aus dem Geleise zu bringen, andrerseits aber auch den rathlosen König auf die Gefahr seines Thrones aufmerksam zu machen.

Jetzt sah sich Nasreddin nach einem geschickten und treuen Rathgeber um; sein Augenmerk fiel auf Mirza Husein Chan, den persischen Gesandten in Constantinopel. Das ist auch so ziemlich der einzige Perser, der die Wunden seines Vaterlandes genau kennt, von dem europäischen Geiste und dessen Wirken richtige Begriffe hat und die Fähigkeiten eines Reformators wenigstens theilweise besitzt. Er hat sich in allen Kreisen Constantinopels die höchste Achtung zu verschaffen gewußt (der erste Perser, dem das gelang), und um die Gunst seiner Landsleute durch den verunreinigenden Umgang mit Christen nicht zu verscherzen, war der sonst freidenkende Mann klug genug, durch eine Pilgerreise nach Mekka sich auch den Ehrentitel eines Hadschi zu verschaffen. Jetzt ist er an die Spitze der äußeren Angelegenheiten berufen.

Mit Mirza Husein Chan zugleich hat Nasreddin Schah einen Mann von nicht minder interessanter Persönlichkeit an die Spitze der innern Angelegenheiten seines Landes gestellt. Es ist dies Melkum Chan, von armenischer Abkunft (sein Vater war noch Christ), ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und feiner orientalischer wie occidentalischer Bildung. Dieser Melkum Chan war schon einst in der Lage, über seinen Fürsten einen außergewöhnlichen Einfluß auszuüben. Er hatte nämlich in jugendlicher Begeisterung für das freidenkende Europa, zum großen Aerger der mächtigen schiitischen Priesterklasse, die erste Freimaurerloge in der persischen Residenz organisirt. Von Franc maçon chane (Haus der Freimaurerei) machte der Jargon Feramusch-Chane, d. h. Haus der Vergessenheit, wo beim Eintritt aller Unterschied zwischen Stand, Geburt und Reichthum vergessen werden soll; und wenn selbst bei uns diese Gesellschaften noch immer eines gewissen Anflugs des Mysteriösen sich erfreuen, wie erst in Persien, wo Alles an Räthselhaftem und Zaubervollem sich ergötzt. Man sprach nichts als von der Feramusch-Chane und als selbst der jugendliche König daselbst eintrat und, die drei Seiten langen Titulaturen beiseite lassend, sich als „Bruder" anreden ließ, da mußte nothgedrungen in diesem alten Sitz asiatischer Denkungsweise alles seinen Kopf verlieren, und besonders war es die habgierige Mollawelt, die

vom Untergang aller Religion und Sitte redete. Natürlich blieb dies nur eine leise Anwandlung im Gemüthe des jugendlichen Nasrebdin.

Um den jungen König von der Gefährlichkeit seines Schrittes zu überzeugen, wurde ihm eingeredet, daß der eigentliche Zweck des Feramusch-Chane der Sturz seiner Dynastie sei; die sogenannten Freidenker wurden als Verschwörer bezeichnet, und in kurzer Zeit war Melkum Chan nicht nur der Gunst verlustig, sondern mußte in eiligster Flucht sich das Leben retten. Er irrte einige Zeit in der Türkei herum, später wurde er jedoch zum persischen Consul in Egypten ernannt, und ist jetzt auf Anrathen seines Gönners Mirza Husein Chan zum Minister des Innern berufen worden. Melkum Chan zeichnet sich durch eine gründliche Kenntniß der europäischen Verhältnisse aus, und sollte er sich im reiferen Alter jene Begeisterung für das Wohlergehen seines Vaterlandes, die in der Jugend ihn kennzeichnete, bewahrt haben, so wird seine Verwaltung in Persien vielleicht den Samen einer besseren Zukunft zurücklassen.

Zu diesem ist noch in den letzten Monaten Hassan Ali Chan als Minister der öffentlichen Arbeiten, eine ganz neue Branche der Verwaltung in Persien, gesellt worden. Auch dieser hat eine Zeit lang den persischen Gesandtschaftsposten in Paris und London bekleidet und soll nun, obwohl er an Fähigkeiten den erstgenannten weit nachsteht, dem Werk der Neuerung eine eifrige Hand leihen.

Daß genannte Staatsmänner in ihren Bestrebungen auf bedeutende Hindernisse stoßen werden, ist selbstverständlich. Trotz der großen Befähigung des iranischen Volkes ist die Zahl derer, die von der Nothwendigkeit der Reformen durchdrungen sind, verhältnißmäßig viel geringer als in der Türkei, und trotz des Mangels an ächt religiösem Gefühl hat die Priesterklasse hier einen weit größeren Einfluß als im erstgenannten Lande. Die Mutschtehids (Oberpriester) wetteifern in Macht mit dem regierenden Fürsten; die Achonde und Saids, von welch letzteren kaum unter zehn Ein ächter Abkömmling aus der Familie des Propheten ist, terrorisiren die Massen; und die im schmutzigsten Pfuhl der Immoralität versunkenen Landesgroßen, denen jede Reformbewegung als Hinderniß im Handwerke des frechen Diebstahls im Wege steht, werden und haben sich auch schon vereinigt, um den Neuerungen die heftigste Opposition zu machen. Der erste Versuch der Obscuranten, das Staatsoberhaupt dem Einfluß

der Fortschrittsmänner zu entziehen, hat entschieden Fiasco gemacht, denn erstens zeigt Nasreddin in seinem Vorhaben genügende Beharrlichkeit, und zweitens war Mirza Husein Chan klug genug, die europäischen Gesandtschaften auch in sein Bündniß hineinzuziehen; ja um deren Einfluß noch mächtiger zu machen, hat er die österreichische Regierung dazu bewogen, daß dieser sonst in Persien nur wenig interessirte Staat dort eine regelmäßige Vertretung unterhalten wird. Der Schah wird nun wie sein Bruder am Bosporus von Russen, Franzosen, Engländern und Deutschen zugleich in der Schule der europäischen Civilisation unterrichtet werden, und die Betreffenden werden in Ertheilung der Rathschläge mit einander wetteifern (was übrigens mehr schaden als nützen kann).

Es wäre eitel von dem etwaigen Erfolg der großen Aufgabe im vorhinein sprechen zu wollen. Iranier, die geistreichsten, unternehmendsten und gewissermaßen auch die aufgeklärtesten unter allen muhammedanischen Völkern, sollten mit Hinblick auf den Glanz ihrer Vergangenheit wohl zu den größten Hoffnungen berechtigen; doch der Islam hat keine Japaner wie der Buddhismus in Ostasien, auch ist die arge Fäulniß, welche die physischen, socialen und ethischen Gebrechen im Körper des ganzen Islam verursacht haben, schon zu weit ausgebreitet, schon zu tief eingedrungen, als daß man von der Heilung des einen oder andern Gliedes von vornherein gewisse Theorien oder Lehren aufstellen könnte.

Für jetzt genügt es, den Leser auf das Vorhandensein einer Reformbewegung in Persien aufmerksam zu machen. Daß Mirza Husein Chan die Macht der Presse zur Genüge kennt, das beweisen die zeitweiligen aus Teheran über St. Petersburg nach Europa bringenden Sensations-Telegramme, in welchen das Publikum mit allerhand Nachrichten, als z. B. der Errichtung von 40 Spitälern, Hunderten von Schulen, Dutzenden von Fabriken und von Berufung einer Anzahl von Lehrern aus Frankreich und England beschenkt wird. Wenn unter andern glücklichen Maßregeln auf dem neuen Pfad es dem Minister gelingt, seinen Souverain zu einer Reise nach Europa zu bewegen, so müssen wir ihm dazu Glück wünschen; denn eine Reise des Schah kann nicht ohne bedeutende Folgen für sein Land sein. —

Es wird wirklich*) für ausgemacht angesehen, daß der Schah von

*) Our Ocean Highways.

Persien in diesem Frühjahr Europa besuchen will. Zehn Tage nach der Tag- und Nachtgleiche, dem persischen Nauroz (Neujahr) soll er sich auf dem kaspischen Meer nach Astrachan einschiffen, zuerst die beiden russischen Hauptstädte besuchen und dann über Berlin nach London reisen. Von England, heißt es, werde er über Paris und Wien sich nach Constantinopel begeben, und die Reise durch eine Einkehr in Egypten und Mekka beschließen. Wenn Se. Majestät nicht im Stande gewesen wäre, solcher Reise noch eine religiöse Färbung zu geben, hätte sie große Schwierigkeit gehabt, die Opposition der fanatischen Priesterschaft Persiens zu überwinden.

Noch ein bedeutungsvolles Ereigniß darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Am 24. November 1872 ist endlich nach langen Verhandlungen dem Baron von Reuter durch den persischen Gesandten in London eine Urkunde feierlich übergeben worden, welche ihm die ausschließliche und definitive Concession zur Anlegung von Eisenbahnen und Kanälen, sowie zur Ausbeutung der mineralischen Schätze in ganz Persien ertheilt. Eine Bahnlinie vom kaspischen Meer nach dem persischen Golf soll zuerst in Angriff genommen werden, und die Ingenieure dafür sind bereits ernannt. Hat die Sache Bestand, so wird damit eine große Nation der europäischen Staatenfamilien um ein Gutes näher gebracht.

Hoffen wir, daß so nach und nach ein sicherer Fortschritt zum Bessern auch in diesem tief niedergedrückten Lande sich anbahne. Hüten wir uns aber vor allen sanguinischen Erwartungen; sie sind fast nirgends weniger berechtigt als auf diesem Missionsgebiet.

Missionar Goble.

Einer kürzlich in einer Baptisten-Kirche zu London gehaltenen Rede eines japanischen Missionars entnehmen wir Mittheilungen, die an sich schon von großem Interesse sind, es aber noch in besonderem Grade dadurch werden, daß sie zeigen, was Gott auch einer vereinzelten Kraft gelingen läßt, wenn sie sich rückhaltslos Ihm zur Verfügung stellt. Wie Manche werden fort und

fort bei irgend einem guten Anlauf durch die verkehrte Meinung gelähmt, gleich der erste Schritt müsse nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit Anderen geschehen!

Nicht so unser Goble. Ein geborner Amerikaner, hat er jener Versammlung über die Verhältnisse, in welchen er aufwuchs, nichts Näheres mitgetheilt; nur so viel geht aus seiner Erzählung hervor, daß er in seiner Jugend das Schuhmacherhandwerk erlernt haben muß. Das erste Interesse für Japan wurde in ihm durch das Bild einer Japanerin in ihrer Sänfte geweckt, das ihm in seinen Knabenjahren einmal in die Hände fiel. — Sein eigentlicher Bericht beginnt erst mit seiner Bekehrung.

„Im Jahr 1846 vernahm ich den Ruf Gottes, meine Wege zu betrachten und sein Angesicht und seine Gnade zu suchen. Ich fand Frieden durch den Glauben an Jesum. Von der ersten Zeit an, da ich Mitglied einer Gemeinde in meinem Geburtsort wurde, war es mir, als sage mir eine innere Stimme, der Herr habe in einem fernen Lande eine Arbeit für mich; aber wo, wußte ich nicht. Immer lag mir im Sinn, ich müsse das Evangelium irgendwo verkünden, wo Andere es noch nicht gepredigt haben. Ich dachte an die fernen Indianerstämme Amerikas und an verschiedene andere Theile der Welt; Japan fiel mir als Missionsgebiet erst 1850 ein. Ich besprach mich darüber mit unsern Gemeindegliedern und Diakonen, doch sie sagten alle: 'Warte nur; wenn der Herr will, daß du gehst, wird Er dich schon senden. Du brauchst nicht selbst zu sorgen; erwarte Gottes Stunde.' Aber unser lieber Pfarrer dachte anders. Er meinte, es könnte vielleicht doch meine Pflicht sein, selbst das Arbeitsfeld zu suchen, auf welchem der Herr mir Gelegenheit geben wolle, etwas für Ihn zu thun, und endlich öffnete mir Gott einen Weg, um Japan kennen zu lernen.

„Ich dachte gerade damals nicht an den Eintritt in den Missionsdienst; da ich aber in Newyork war, hörte ich, daß eine Expedition abgesandt werden solle, um einen Vertrag mit Japan abzuschließen. Ich sah Maueranschläge, welche verschiedene Leute aufforderten, sich an dieser Expedition zu betheiligen, und alsbald sagte mir eine innere Stimme, das sei ein Weg für mich. So schloß ich mich der Expedition an, segelte am 24. Nov. 1852 von Amerika ab und langte am 8. Juli 1853 in Japan an. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, etwas von den Küsten Indiens und Chinas zu sehen und Einiges von Gottes

Führungen mit den Bewohnern dieser Länder und der Mission unter ihnen zu erfahren. Das bereitete mich vor, die heidnische Bevölkerung Japans, unter die ich nun hineingeworfen wurde, besser zu verstehen. Viele meiner Reisegefährten sagten, als sie in derselben ein harmloses, ruhiges, friedliches, in seinen Genüssen scheinbar glückliches Volk fanden: hoffentlich werden doch keine Missionare hieher kommen und Verwirrung anrichten; ich aber fragte sie, warum man diese Leute in ihrer sorglosen Ruhe dem Tod und Verderben entgegen gehen lassen solle? Ich fragte sie, ob es für Sünder einen andern Weg der Rettung gebe, als Jesus und sein Versöhnungsblut? Davon schienen sie nicht viel zu wissen, aber irgendwie meinten sie, Missionare würden mehr verderben als gut machen.

„Je näher ich jedoch mit den Japanern bekannt wurde, desto mehr sah ich, daß sie das Evangelium brauchten und in Finsterniß und Unwissenheit dahingiengen; und als ich endlich so einheimisch unter ihnen geworden war, daß ich ihre Anschauungsweise kennen lernte, fand ich, daß sie ihrer alten Religion schon müde waren und etwas Neues suchten. Die verschiedenen Religionssysteme hatten keinen Halt unter ihnen, weil trotz ihrer schönen Sittenlehren kein Leben darin war. Das Volk mißachtete die Lehren der Priester und gieng dem Tod entgegen. Da wünschte ich, daß es doch das Licht des Evangeliums und die Bibel in der Landessprache erhalten möchte, und nahm mir in meinem Herzen vor, wenn Gott mir dazu Gnade und Gelegenheit gebe, Missionar in Japan zu werden. Nachdem ich etwa zwei Jahre dort gewesen und durch unsern Gesandten ein Vertrag mit Japan erlangt worden war, der es auf einen gewissen Grad dem Handel erschloß, kehrten wir nach Amerika zurück; und nun dachten mein Pfarrer und andere Freunde, es sei das beste, mich einen vorbereitenden Studienkurs machen zu lassen.

„Sie vermutheten nach den Briefen, die ich ihnen geschrieben hatte, und nach dem, was ich ihnen bei meiner Rückkehr erzählte, Japan werde sich bald dem Evangelium öffnen; und auf ihre Anordnungen und ihren Rath hin brachte ich nun vier Jahre auf der Madison-Universität zu. Nachdem ich im Jahr 1859 meine Studien beendet hatte, erhielt ich von der Missionsgesellschaft der Baptistengemeinde die Bestimmung, als ihr Sendbote nach Japan zu gehen. Hunderte von Freunden aus den verschiedenen Kirchen Newyorks drückten mir zum Abschied die Hand, wünschten mir Gutes

und vereinigten sich zum Gebet um Gottes Segen für das Werk, zu dem ich im Begriff war mich einzuschiffen; aber sie Alle dachten, wie ich seither gehört habe, ich gehe an einen Platz, von dem ich nicht mehr zurückkommen werde. Es waren ihnen wunderbare Berichte zu Ohren gekommen, wie lebensgefährlich die Lage der Fremden in Japan sein werde, und manche von ihnen hegten solche Zweifel, daß sogar unsre Kommittee mir vor meiner Abreise noch sagte, wenn es mir nicht gelinge, in Japan Fuß zu fassen, solle ich mich nach China wenden. Ich dankte für die mir freundlich gewährte Erlaubniß, erwiederte aber, ich zweifle ebenso wenig daran, daß ich als ein Bote des Evangeliums in Japan Eingang finden werde, als ich daran zweifle, daß die Sonne fortfahren werde aufzugehen und ihren gewöhnlichen Lauf zu vollenden.

„Als ich im April 1860 mit meiner l. Frau in Japan ankam, schien es, als erlangen wir rasch die Gunst des Volkes, und so hofften wir, in etlichen Jahren alle Beschränkungen aufgehoben zu sehen. Diese Erwartung gieng jedoch nicht ganz in Erfüllung; erst jetzt, nach fast 13 Jahren, werden allmählich die Hindernisse aus dem Weg geräumt und der Predigt des Evangeliums die Thüren geöffnet. Nachdem ich etwa zwei Jahre dort gearbeitet hatte, hauptsächlich mit der Erlernung der Sprache und meiner Vorbereitung auf die Verkündigung des Worts beschäftigt, erhielt ich Nachricht von Hause, daß die Kommittee nicht länger für unsern Unterhalt sorgen könne. Ihr wißt ja wohl, welch blutiger Krieg damals in unserm Lande ausgebrochen war. Unsre Einnahmen verringerten sich in Folge davon bedeutend. Wir hatten in andern Ländern schon länger bestehende Missionen, und da sagte die Kommittee, sie müsse mich heimberufen, weil ich ihr einziger Missionar in Japan und somit der Verlust geringer sei, als wenn sie Missionare von andern Arbeitsfeldern abrufen wollte. Darauf setzte ich mich hin und schrieb dem Sekretär, seine Mittheilung habe mich nicht entmuthigt, ich glaube, daß Gott mich hieher gesandt habe, und halte es für meine Pflicht, mich nun selbst zu erhalten. Wenn die amerikanischen Freunde uns auch künftig noch Unterstützungen zukommen lassen können, werden wir dieselben dankbar annehmen; wenn aber nicht, so werden wir dankbar sein, wenigstens das zu wissen, daß sie unser vor dem Gnadenthron gedenken. Nachdem ich mit dem letzten Briefe noch eine Sendung von 100 Dollar erhalten hatte, machte ich mit meinen Studien

fort in der Erwartung, der Herr werde uns zeigen, was wir zu thun haben.

„Aber nicht lange, so war unser Geld zu Ende und wir geriethen in Schulden, ohne daß sich uns ein Weg zu unsrem Unterhalt zu öffnen schien. Mehrmals sagten meine l. Frau und ich zusammen, als wir die Sache besprachen, ob wir nicht doch vielleicht einen Mißgriff gemacht haben, daß wir nicht der Weisung des Sekretärs gefolgt und jene 100 Dollars zur Ueberfahrt in die Heimat verwendet haben. Es kam endlich die Zeit, da eines Abends, nachdem ich mich in der Fremdenniederlassung um Arbeit umgesehen hatte, mein Brod zu verdienen, meine Frau mir sagte, unser letzter Vorrath von Speise stehe da vor uns auf dem Tisch, und sie wisse nicht, wo morgen ein Frühstück und Mittagessen hernehmen. Ich sagte: 'der Herr wird's versehen,' und am andern Morgen hatte ich mich auf den Weg zu machen und, wie man zu sagen pflegt, um eine Ecke weiter zu gehen. Ich gieng zu den Gemüsehändlern und Krämern in unsrer Nachbarschaft und bat sie, mir noch ein wenig länger zu borgen. Ich sagte ihnen, ich habe Bücher und einige Möbel, die ich, um ihnen nicht Unrecht zu thun, verkaufen werde, wenn ich sie nicht anders bezahlen könne.

„So hatten wir unser Frühstück; und nach unsrer Morgenandacht kam ein Mann mit einem Pack zerrissener Schuhe herein. Er sagte, einige meiner Bekannten, englische, amerikanische und deutsche Kaufleute, die mir gerne eine Gefälligkeit erweisen möchten, aber kein näheres Interesse für die Mission haben, haben gehört, ich habe eine Kiste mit Schuhflickerswerkzeugen und verstehe mich aufs Schuhflicken, und gerade jetzt könne man einen solchen Mann gut brauchen. Sie waren nun schon einige Jahre hier und hatten ihre alten Schuhe kaum halbvertragen wegwerfen müssen, weil Niemand da war, sie zu flicken; ein unternehmender Freund hatte darum die alten Schuhe seiner Bekannten eingesammelt und mir die ganze Last durch einen Kuli zugeschickt. Ich machte mich an die Arbeit und konnte bald meine Schulden bezahlen. Das Geschäft drängte sich so, daß ich eingeborne Gehilfen anstellen mußte und deren gewöhnlich fünf bis sechs um mich her sitzen hatte, denen ich zeigte, wie man die gröbere Arbeit machen müsse, während ich selbst dasjenige that, was sie nicht konnten. So verdiente ich meinen Unterhalt und ersparte dabei eine Zeitlang monatlich noch 40—50 Dollars.

Als nach 2—3 Jahren das Geschäft schlaffer wurde, hatten wir eben angefangen, uns ein eigenes Haus zu erwerben. Dann ließen sich einige chinesische Schuhmacher in der Stadt nieder und die Arbeit vertheilte sich. Ich entließ nun meine eingebornen Gehilfen und arbeitete allein fort. Dabei legte ich mein griechisches Testament neben mich hin und gab einem Japaner monatlich etwa zwei Dollars dafür, daß er mir aus dem chinesischen Testament ins Japanische übersetzte. Daran korrigirte ich dann wieder und wieder, so daß ich manchmal über einem einzigen Vers eine ganze Woche zubrachte. Endlich hatte ich die Schuhmacherei ganz aufzugeben, weil ich nicht mehr genug Arbeit bekam, um dabei zu bestehen. Gerade um diese Zeit aber kam ein andrer Bekannter, in dessen Haus wir wohnten, zu mir und fragte mich, ob ich etwas von Häuserbau verstehe. Ich sagte ihm, da die Familie meines Vaters dem Baufach angehört habe, sei ich, obgleich ich selbst es nicht erlernt habe, doch ziemlich bekannt mit diesem Geschäft. 'Gut,' sagte er, 'Sie sprechen besser japanisch, als irgend jemand, den ich sonst finden kann, und ich möchte Ihnen gerne etwas zu thun geben. Ich bin im Begriff, einige Waarenlager auf ein Grundstück zu bauen, das ich käuflich erworben habe. Das wird mich einige tausend Dollars kosten, und ich will Ihnen die Oberleitung der Arbeit übertragen, die Anstellung der Eingebornen, sowie den Einkauf des Materials. Dafür sollen Sie von der ganzen Auslage zehn Prozent haben.' Ich sagte: 'Eingeschlagen,' und machte mich ans Werk. Manchmal hatte ich 6—700 Leute zumal an der Arbeit, und das ganze erste Jahr hindurch zahlte ich jeden Abend jeden Arbeiter eigenhändig aus, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Dann aber fand ich das doch zu ermüdend, und so bezahlte ich sie in der Folge jeden Samstag Abend. Ich wurde durch meinen Verdienst in den Stand gesetzt, alle meine Schulden zu bezahlen und ein eigenes Haus zu erwerben. Vor drei Jahren gab ich mein Geschäft auf und widmete mich nun ganz der Arbeit des Uebersetzens. Sehnlich wünschte ich mir auch eine Presse, da ich inmitten eines Volkes lebte, in dem selbst die Aermsten lesen können."

Noch, ehe ihm dieser Wunsch endlich von Londoner Freunden erfüllt wurde, fing Goble an, seine Uebersetzungen, von denen jetzt die vier Evangelien, die Apostelgeschichte und eine Epistel im Manuscript fertig sind, auf japanische Weise zu drucken.

„Als ich das Schiff bestieg, auf dem ich die Heimreise machte,"

fuhr Goble in jener Rede fort, „sah ich, daß ich die große japanische Gesandschaft, bei der auch Iwakura, der erste Minister des japanischen Reiches war, zu Mitpassagieren hatte. Am dritten Tag nach unserer Abfahrt von Jokohama war ich höchlich und sehr angenehm überrascht, als der amerikanische Gesandte mir sagte, der Fürst-Botschafter habe sich nach dem mitfahrenden amerikanischen Missionar erkundigt und wünsche denselben zu sehen. Ich begab mich sogleich an die Stelle des Verdecks, wo er saß, und wurde ihm vorgestellt. Er erhob sich, ergriff mit großer Herzlichkeit meine Hand und sagte: 'Ich habe Ihre Bekanntschaft zu machen gewünscht, weil einige Mitglieder meiner Gesandschaft mir gesagt haben,' es sei ein christlicher Missionar an Bord. Wir haben zwei Commissäre unter uns, deren spezieller Auftrag es ist, im Blick auf die Aufhebung des alten Gesetzes gegen das Christenthum sich genau mit der christlichen Religion bekannt zu machen, und deßhalb wünschen wir Belehrung darüber.' Ich hatte mir eine Gelegenheit gewünscht, mit ihm über das Christenthum zu sprechen, um ihn zu bewegen, daß er seinen Einfluß zur Widerrufung des alten Gesetzes und zur Befreiung der Katholiken gebrauche, die in Japan Verfolgung litten, und nun gab mir Gott Veranlassung, ihm das Evangelium Christi nahe zu bringen.

„Wir hatten mehrere allgemeine Zusammenkünfte und beständige Unterredungen, und der Fürst-Botschafter und die beiden mit Erkundigungen über das Christenthum betrauten Commissäre machten fortwährend Fragen über verschiedene gesetzliche Bestimmungen, die sie in den ihnen zugestellten Büchern gefunden hatten. Sie sagten mir, ihre eigene Regierung wäre der völligen Duldung des Christenthums bereits geneigt, und das einzige, was sie im Laufe des letzten Jahres davon abgehalten habe, sei der Einfluß einer Oppositionspartei gewesen, die sich noch immer gegen das Christenthum und den Verkehr mit dem Ausland stemme. Sie selbst wünschen dagegen, daß man im Ausland erfahre, daß sie dem Christenthum geneigt seien, und daß sie gerne das alte Gesetz aufheben würden, wenn ein in dieser Hinsicht von einer auswärtigen Macht ausgesprochener Wunsch ihnen dabei zur Entschuldigung dienen würde.

„Als wir in San Franzisko landeten, berief ich eine Versammlung aller evangelischen Pfarrer zusammen; es kam durch sie aber keine Bittschrift an die japanische Regierung zu Stande, um die

Aufhebung des alten Edikts zu erbitten. In Newyork dagegen erwählte eine Versammlung der evangelischen Allianz eine Deputation, welche sie nach Washington sandte, um bei dem japanischen Botschafter eine Audienz nachzusuchen und wo möglich den Widerruf des alten Gesetzes zu erlangen. Der Botschafter setzte sich darüber in telegraphischen Verkehr mit seiner Regierung und bald kam die Nachricht, das alte Gesetz, das 250 Jahre in Kraft war, sei nun aufgehoben, so daß der Verkündigung des Evangeliums und der Verbreitung der hl. Schrift im ganzen Lande jetzt kein Hinderniß mehr im Wege steht. Ich eile daher auf mein Arbeitsfeld zurück und bin nur gekommen, um die englischen Gemeinden um Männer, die als Missionare hinausgehen, um Geld zur Presse, und um die Hilfe der Bibelgesellschaft zum Druck der Bibel anzusprechen."

Hoffentlich ist Goble jetzt wieder in Japan thätig und erlebt noch, was er (und wohl der japanische Botschafter in Washington vor ihm) für eine bereits vollendete Thatsache gehalten hatte: den vollen Widerruf des christenfeindlichen Gesetzes. Sollte auch die Nachricht der Zeitungen, ein Dekret des japanischen Cultministers sei im October erschienen, welches „völlige Religionsfreiheit" gewähre und allen Confessionen den staatlichen Schutz zusichere, an einer gar zu allgemeinen Fassung leiden, so ist doch gewiß, daß der Erzbischof von Canterbury (im Dec.) dem japanischen Gesandten Iwakura einen Besuch abstattete, um für die Einführung „neuer, den Christen günstigerer Gesetze" seinen Dank auszusprechen. Gewiß ist auch, daß Iwakura mit frommen Engländern vertraulichen Umgang pflog, eine englische Bibel von Damenhand mit herzlichem Dank in Empfang nahm, die wechselvollen Schicksale seines Lebens und das Scheitern der ersten Reformbewegung, welches für ihn Verbannung und plötzliche Todesgefahr bedeutete, Missionsfreunden und Missionaren in A. Kinnairds Hause offenherzig erzählte, und entschieden versicherte, Religionsfreiheit werde gesetzlich angeordnet werden. Der evangelischen Allianz erklärte Iwakura öffentlich: Die Regierung wünsche zu thun, was ihren Unterthanen heilsam sei, und sie strebe nach größerer bürgerlicher wie religiöser Freiheit. Die Bedeutung solcher Zusagen darf in keiner Weise unterschätzt oder angezweifelt

werden, wenn auch die japanische Gesetzgebung formell noch nicht geändert sein sollte*).

Die Reformbewegung in Japan.

Neben Madagaskar nimmt in unsern Tagen auf dem weiten Erdenrund gewiß kein andres Land die Theilnahme der Missionsfreunde mit größerem Recht in Anspruch als Japan. Durch himmelhohe Mauern hatte die Regierung dieses Inselreichs bisher ihre Unterthanen von dem Einfluß andrer Nationen abzuschließen gesucht, und jetzt wie über Nacht sind die hundertjährigen Wälle gestürzt. Von Westen her hat den Leitern des Volks etwas von dem Lichte christlicher Civilisation in die Augen geleuchtet und sie haben erkannt, daß andre Nationen ihnen in vielem voran sind, was menschliche Freiheit und menschliches Wohl betrifft Ein brennendes Verlangen, den Ursachen davon nachzuspüren, hat sie veranlaßt, ihre intelligentesten Männer auszusenden, um andre Regierungsformen kennen zu lernen und über deren Justiz-, Finanz-, Kriegs- und Unterrichtswesen, sowie über ihre Religion zu berichten. Staunend und hoffend stehen wir vor diesem Wunder da, das gewiß mit zu den bedeutungsvollsten Ereignissen unsrer denkwürdigen Zeit gehört. Denn ganz anders, als von der chinesischen Regierung, wissen wir von der japanischen, daß es ihr mit der Annäherung ans europäische Leben ein wahrer Ernst ist. Ueber die Richtung der vom Kaiser eingeschlagenen Politik kann uns die oben (S. 29) angeführte Außerung des Fürsten Iwakura völlig beruhigen.

Andrerseits dürfen wir uns aber doch nicht verbergen, daß die Weiterentwicklung der Dinge in Japan vor unsern Blicken noch gänzlich verhüllt ist; denn neben den Gutes verheißenden Zeichen sind

*) Ein Schreiben aus Jokohama (in der Allg. Zeitung vom 20. Dec. 1872) deutet wohl an, welcher Vorgang im October die Veranlassung zum Gerede von neuen Gesetzen gegeben hat. Es heißt dort: „In Erwiederung auf eine in Kioto erschienene Schrift 'daß es nur Eine Religion geben solle' hat der Cultminister ein sehr wichtiges Document veröffentlicht, worin er sich für Religionsfreiheit ausspricht und namentlich behauptet, daß es keinen guten Grund gebe, den christlichen Glauben zu verfolgen."

auch Hindernisse und Gefahren vorhanden, die zu überwinden keine menschliche Kunst und Macht hinreicht. Japan gleicht in diesem Augenblick einem bis in seine untersten Tiefen aufgeregten Meer, dessen in gewaltiger Strömung dem modernen Fortschritt entgegentreibenden Wogen ein menschliches Machtwort schwerlich Halt gebieten kann, denn nicht nur die regierenden Gewalten, sondern auch weite Schichten der Bevölkerung sind aus ihrem Schlaf erwacht und von dem Wunsch nach besserer Erkenntniß beseelt. Eben jetzt aber tauchen Gerüchte von einer eingetretenen Reaktion auf, die, wenn auch theilweise falsch oder übertrieben, doch wohl kaum alles Grundes entbehren. Der japanische Gesandte in Amerika (ein Hr. Mori) soll, weil er seine Vollmacht überschritten habe, zurückberufen worden sein;*) die reactionäre Partei scheint jedenfalls einen partiellen Vortheil errungen zu haben. Und dazu war vollends kein Grund vorhanden, sich der Hoffnung hinzugeben, daß die alten Vorurtheile gegen das Christenthum im Laufe eines Jahres zu Grabe getragen worden seien; noch regen sich dort bedeutende Kräfte, welche den Kampf gegen die verhaßte Religion mit Lust aufnehmen werden.

Vergleichen wir die Berichte, die von den einzelnen Stationen eingelaufen sind. Miss. Gulick schreibt: „Trotz ihres Verlassens des Sintuismus, glaube ich die japanische Regierung noch weit davon entfernt, ihren Unterthanen Religionsfreiheit zu gewähren. Seit undenklichen Zeiten ist dieselbe ebensowohl eine religiöse, als eine politische Macht gewesen, deren Häupter 300 Jahre hindurch nicht unpassend als der weltliche und der geistliche Kaiser bezeichnet wurden. Wenn das Christenthum die Landesreligion werden soll, so liegt bei diesem Wechsel die größte Gefahr darin, daß auch die Regierung es annimmt. Es kommt mir die Nachricht zu, die japanischen Zeitungen von Kioto enthalten die Mittheilung, es sei Jedem gestattet, die Bibel zu übersetzen, nur müsse die Uebersetzung vor dem Druck der Genehmigung der Regierung unterworfen werden. Es ist das ein bedeutungsvolles Zeichen von der Bresche in den Schranken, die

*) Vielleicht war es blos ein Mißverständniß, vielleicht auch ein Kunstgriff der japanischen Conservativen, was diesen Botschafter veranlaßte, an die Aufhebung des christenfeindlichen Gesetzes zu glauben (siehe S. 28) und solche auszusprechen. Der 25jährige Mori ist auch sonst als sehr freisinnig bekannt; verstieg er sich doch zu der Aeußerung: die Japaner werden, wenn einmal der Schulunterricht allgemein geworden sei, ihre Sprache geradezu mit der englischen vertauschen.

man bisher der Bibel gegenüber aufrecht zu erhalten suchte; man sieht daraus aber auch, daß versucht werden wird, über das Christenthum dieselbe Aufsicht anzusprechen, die früher über den Buddhismus geübt wurde."

Gulick, der die Zeit, in welcher der Ausstellung wegen die heilige Stadt Kioto den Fremden geöffnet war, zu einem längeren Aufenthalte dort benützte, während dessen er auch noch tiefer landeinwärts einen Ausflug machte, schrieb hierüber Anfangs Juli:

„Ich mache gegenwärtig mit meiner Frau und unsrem Söhnlein Entdeckungsreisen an den Ufern des schönen Biwa-Sees, der etwa drei Stunden östlich von Kioto liegt und sich gegen 20 Stunden von Norden nach Süden erstreckt. Das Becken des Sees enthält innerhalb der Provinz Omi eine Bevölkerung von 670,000 Seelen, die sich alle im Umkreis von zwei Tagereisen befinden. Der Ausfluß des Sees ist der Yodo, der größte der japanischen Flüsse. Die größte Stadt dieser Provinz ist Otsu, unweit des südlichen Endes des Sees und etwa drei Stunden von Kioto entfernt. Sie mag eine Bevölkerung von 35—45,000 Seelen haben. Die zweitgrößte Stadt ist Hikone am nordöstlichen Ufer mit einer Bevölkerung von 30—40,000 Seelen. In ihr sind vor uns wohl nur wenige Europäer gewesen; eine europäische Frau und ein europäisches Kind hatte man jedenfalls noch nicht gesehen. So waren wir denn auch der Gegenstand großer Neugierde von Seiten der Tausende, die sich in den Straßen drängten, so oft wir ausgiengen. Vermuthlich bin ich der erste Missionar, der seit Xaviers Tagen diese Provinz besuchte, und gewiß der erste protestantische. Mehr Freundlichkeit, als die, womit diese wohlwollenden Leute jedes Standes uns überschütteten, kann keinem Fremden zu Theil werden. In den Gasthöfen, in welchen wir Herberge nahmen, haben wir die gänzliche Stille und Abgeschlossenheit gefunden, welche die innern Gemächer eines japanischen Gasthofs immer gewähren. Wenn wir in den Straßen uns zwischen den Haufen durchbewegten, die sich herbeidrängten, um die Fremden zu sehen, bekamen wir nichts als die größte Gutmüthigkeit und Höflichkeit zu sehen. Ein kleiner Dampfer fährt täglich zwischen Hikone und Otsu hin und her. Andre der sieben kleinen Dampfer, die auf diesem See von Japanern gehalten und bedient werden, gewähren eine tägliche Verbindung zwischen jedem bedeutenderen Ort in der Provinz und der Stadt Otsu."

Etwa 14 Tage später fuhr Gulick von Osaka aus fort: „Da die Stadt Kioto nur über die Dauer der Ausstellung den Fremden geöffnet war, wurde mir bald mitgetheilt, daß ich blos dann länger bleiben könne, wenn ich irgend eine Uebereinkunft mit der Regierung eingehe. Ich hatte keinerlei Wunsch, in deren Dienst zu treten, war aber willig, es zu thun oder auch unentgeldlich englischen Unterricht zu ertheilen, wenn ich dadurch mir das Vorrecht erwerben könnte, in der Stadt zu verweilen. So wurde mir denn von einer Gesellschaft ein Kontrakt vorgelegt, nach dem ich mich verpflichtete, unentgeldlichen englischen Unterricht zu ertheilen. Hätte ich nicht, bevor ich ihn unterzeichnete, die Klausel durchgestrichen, welche die 'Erwähnung des Christenthums' verbot, so hätte diese Uebereinkunft die Genehmigung der städtischen Behörden gehabt; mit dieser Abänderung aber wurde sie verworfen, und ich erhielt die Weisung, die Stadt sogleich zu verlassen.

„Hier in Osaka, wohin ich mich nun in Uebereinstimmung mit dem Rathe der Brüder begab, wohnen täglich drei Personen dem Lesen der hl. Schrift in japanischer Sprache bei und zeigen großes Interesse dafür. Obgleich sie sämmtlich zu meinem Haushalt gehören, ist es dennoch eine Ermuthigung, daß sie es wagen, an religiösen Uebungen theilzunehmen. Ich habe die Absicht, sobald die Thüre geöffnet sein wird, nach Kioto zurückzukehren, wo ich mir manche Freunde erworben habe."

Aehnlich spricht sich Miss. Carrothers in Jedo aus: „Die frohe Kunde, daß Religionsfreiheit in Japan proklamirt sei, ist ein falsches Gerücht. Wie dasselbe nach Amerika gelangte, vermag ich nicht zu sagen. Möglich bleibt, daß eine solche Verfügung in den neuen Vertrag mit den christlichen Mächten eingerückt wird, aber hier weiß man noch nichts davon. Entschiedene Maßregeln gegen das Evangelium werden zwar nicht ergriffen, aber das Edikt, welches dasselbe verbietet, ist noch an allen öffentlichen Plätzen angeschlagen, und besteht also in Kraft als eines der Grundgesetze des Landes. Freilich sagen die eingebornen Christen, es werde keine Verfolgung gegen das Christenthum sich mehr erheben.*) Aber noch immer darf weder frei

*) Dr. Hepburn hat am 21. Juli einem Gottesdienst der ersten japanischen Gemeinde in Jedo beigewohnt. „Dieselbe besteht jetzt," wie er bemerkt, „aus 20 Gliedern; es waren aber 50 Personen gegenwärtig. Es würde die Christen in

gepredigt, noch biblischer Unterricht ertheilt werden. Auch haben die Behörden uns die Bitte abgeschlagen, ein Stück Land oder ein Haus zu kaufen."

Am 1. Juli schrieb Miss. Greene von Kobe:

„Leider ist das Edikt in Betreff der freien Ausübung des Christenthums, worüber die Zeitungen und Tausende amerikanischer Christen sich freuten, nicht den Entschlüssen der japanischen Regierung, sondern der geschäftigen Phantasie eines allzu emsigen Berichterstatters entsprungen. Wir fühlen uns dadurch indessen nicht sehr niedergeschlagen, denn die Duldung ist nur eine Frage der Zeit. Der Sintuismus ist gefallen, und da wir in dieser Staatsreligion immer unsern gefährlichsten Feind sahen, ist sein Sturz uns gewissermaßen eine Ermuthigung.

„Die Proklamation, welche dem Sintuismus den Schutz der Regierung entzog, war uns ein etwas räthselhaftes Aktenstück. Es enthielt unter Anderem folgende Klausel: „Alle Gesuche von Personen, welche über religiöse Gegenstände Vorträge zu halten oder Vereine zur Anhörung solcher Vorträge zu gründen wünschen, sind an das neue Departement für Religion zu richten." Auf diese Klausel gestützt, wollen wir in Verbindung mit der reformirten und presbyterianischen Mission jetzt um die Erlaubniß einkommen, Vorträge über die christliche Religion zu halten und Gemeinden zu gründen. Wir glauben nicht, daß dieses Gesuch etwas schaden kann, während es möglicherweise von großem Nutzen sein könnte.

„So viel zeigt sich von Tag zu Tag klarer, daß unser Hauptkampf dem Buddhismus gelten wird, der, wie ich glaube, sich hier in weit kräftigerer Gestalt darstellt als in China oder in irgend einem anderen Theil der Welt. Der Umstand, daß er in so vielen Punkten sich mit dem Christenthum berührt, macht es zu einer gebieterischen Nothwendigkeit, daß wir uns mit seinen Lehren und seinen Beziehungen zum Christenthum genau bekannt machen. Die jüngste der hiesigen Sekten bereitet sich schon seit einiger Zeit auf diesen Kampf vor, indem viele ihrer Priester sich mit dem Studium des Christenthums befassen. Da dürfen wir billig nicht zurückbleiben. Nicht lange her war ein Priester hier, um bei

---

der Heimat erfrischt haben, den herzlichen Gesang des englischen Liedes 'Jesus liebet mich' mitanzuhören."

dem Gouverneur dieses Hafenplatzes die Erlaubniß zur Eröffnung einer Schule nachzusuchen, in welcher es seine Absicht ist, 'die Lehren des Buddhismus, der Religion des Confucius und des Christenthums abzuhandeln und die Ueberlegenheit des ersteren über die beiden letzteren nachzuweisen.' Auch heißt es, der Sohn eines der Aeltesten dieser Sekte sei im Begriff abzureisen oder schon unterwegs, um durch ein aufmerksames Studium der praktischen Wirkungen des Christenthums sich auf dessen Bekämpfung in Japan vorzubereiten."

Möglich wäre, daß der eben genannte Student sich gegenwärtig in Deutschland befindet. Es wird wohl manchem Leser unserer Blätter die Zeitungsnachricht aufgefallen sein, die im November 1872 aus Berlin berichtete: „Gegenwärtig halten sich hier zwei japanische Geistliche auf, um sich über die christliche Religion zu unterrichten. Hr. Pred. Dr. Lisco hält ihnen die betreffenden Vorträge, in welchen hauptsächlich die charakteristischen Verschiedenheiten der christlichen Confessionen erörtert werden." Was immer unter dem Wort „japanische Geistliche" verstanden sein mag, soviel scheint wahrscheinlich, daß diese Männer im Auftrag oder doch mit Wissen ihrer Regierung, die Religionsfrage auch in Deutschland studieren, wie vordem in Amerika. Auch in England und Schottland hat die japanische Gesandtschaft, d. h. nicht blos die beiden Commissäre, deren Goble (S. 28) erwähnt, sondern der Fürst Botschafter mit seiner ganzen Seite die kirchlichen Gottesdienste besucht.

Wie es mit der Toleranz in Japan steht, wird nächstens mit einiger Sicherheit bestimmt werden können. Miss. Ballagh wurde dort im September von einem angesehenen Manne in Kadzusa auf einen Besuch eingeladen. Er gieng, von zwei (christlichen) Japanern begleitet, nach dem Orte und fand eine Anzahl Leute beisammen, welche mehr vom Christenthum und seinen Lehren zu hören begierig waren. Ballagh ergriff die Gelegenheit und legte ein Zeugniß ab. Darüber waren aber die Behörden in Kadzusa so empört, daß sie eine Klage gegen Hrn. Ballagh einreichten, welche zur Folge hatte, daß die Regierung sich beim amerikanischen Geschäftsträger beschwerte, jener Missionar habe sich eine Uebertretung der Vertragsbestimmungen zu Schulden kommen lassen, welche geeignet sei, Unruhen herbeizuführen. Man war nun begierig zu sehen, wie der amerikanische Geschäftsträger gegen Hrn. Ballagh verfahren werde, und hoffte nur, daß wenn auch dieser einen Verweis bekommen oder

zu einer Geldstrafe verurtheilt werden sollte, doch wenigstens sein Wirth und die Zuhörer von Verbannung und sonstiger scharfer Züchtigung verschont bleiben mögen. Wie es scheint, ist der Vorfall vertuscht worden. Aber die Zeitungen melden, daß allerdings Unruhen in einigen Provinzen ausgebrochen sind, und was ist wahrscheinlicher, als daß irgend eine reaktionäre Partei den Kampf gegen das Christenthum auf ihre Fahne schreibe. —

Wenn aber oben vom „Verlassen des Sintoismus" ja von seinem Fall" die Rede ist, so zeigen andere Berichterstatter, daß die Absicht der japanischen Regierung nicht darauf gieng, dieses System der Staatsreligion zu antiquiren, sondern mehr nur, demselben gegenüber eine freiere Stellung einzunehmen, vermöge deren sie zu allerhand Reformen vorschreiten könnte.

Kaiserliche Edikte laden geradezu ein, zum Sintoismus zurückzukehren, welcher die Gläubigen nicht in prunkenden Tempeln, sondern vor einem schmucklosen Holzschrein zum reinen Geistesdienst versammelt, in welchem kein Bild, kein Geräth, nur unscheinbare Papierschnitzel die Nähe der Gottheit symbolisch verkündigen. Nur wird nun die Wiederbelebung des religiösen Sinnes durch Einführung der europäischen Predigt versucht, wie ein interessanter Bericht eines Augenzeugen (Allgem. Zeitung 20. Sept. 1872) uns mittheilt:

„Vom 10. d. M. ab werden Predigten in verschiedenen Sinto-Heiligthümern und Buddha-Tempeln gehalten werden, in welchen der Schreinbewahrer und Priester, die von dem Kultusministerium für den Religionsunterricht angestellt sind, sowie andere dazu autorisirte Personen, die Grundlagen der Religion auseinandersetzen werden. Dieß soll verkündigt werden, auf daß das Volk ohne Unterschied des Geschlechtes komme und höre, wenn es Neigung dazu fühlt. Datirt 9. Tag des 5. Monats." (14. Juni 1872.)

Dem Erscheinen dieser Bekanntmachung in den Straßen von Jedo folgte unmittelbar die Aufstellung von Anschlagbrettern bei den Eingängen der Hauptgebetshallen und Tempel, welche in gigantischen chinesischen Buchstaben das Wort „Sekkio", oder „Erklärung der Religion" trugen, nebst einem Papierstreifen an der Seite, der den Tag des Predigt-Anfangs ankündigte. Zahlreiche Gerüchte circulirten über die ungewohnte Thätigkeit des Kiobuscho oder Kultusministeriums. Es hatte dieses Priester des verachteten Buddha-Glaubens nach Jedo berufen, um mit ihnen die besten Mittel zu

berathen für die Erweckung des Volkes aus seiner religiösen Apathie und für die Formulirung eines neuen Glaubensbekenntnisses, das der Befestigung der Regierung Rechnung trüge. Denn das ist die ungeleugnete Ansicht der herrschenden Klasse: daß Religion, obwohl ein Gegenstand der Verachtung für den Gebildeten, doch ein unumgängliches Werkzeug ist, Ruhe und Ordnung in der Bevölkerung zu erhalten.

Da das Kultusministerium nichts als das frühere Jingischo oder Sinto-Colleg unter anderem Namen und mit ausgedehnterem Wirkungskreis ist, so war auch für die Propaganda des Sinto-Bekenntnisses gesorgt, indem mehrere gelehrte Sintoisten von der Hirata-Schule dazu ausgesondert waren, das neue Glaubensbekenntniß je nach Gaben zu erklären. Eine Predigt gehalten von einem dieser Letzteren im Heiligthum von Schimmei oder ihrer „Göttlichen Heiterkeit," war es, zu welcher Neugierde den Schreiber dieser Zeilen führte.

Der Beginn war auf Mittag festgesetzt, aber für den der japanische Präcision kennt, erschien es kaum als gewagt, sich darauf einzurichten, um 1 Uhr ungefähr in der Gebetshalle einzutreffen. Wer sich aber um diese Stunde den Eingangsstufen näherte, der bemerkte als die einzigen Zeichen einer Versammlung einige Paar Holzschuhe, die ein paar krausköpfigen Studenten gehörten, welche gekommen waren, um eine oder zwei Mußestunden zu vertrödeln. Dicht bei dem Papierfenster der langen Fronthalle, welche den Zwecken der Andacht dienen sollte, war ein Tisch aufgestellt und mit Tuch von ausnehmend glänzendem Muster drapirt. Ueber ihm ragte ein Lesepult empor von einfachem unbemaltem Holz, und hinter diesem waren drei Männer im Begriff, wie es schien, den abzuhaltenden Vortrag zu discutiren; denn einer von ihnen eröffnete nachher den Reigen auf der Rednerbühne. Der große Vortheil des frühen Eintreffens ist ja doch, daß man sich einen Sitz in der unmittelbaren Nähe des Sprechers sichern kann. Aber hier war dies nutzlose Vorsicht. Denn als die fromme Congregation ihren Höhepunkt erreichte, zählte sie nicht mehr als 30 Köpfe, von denen noch überdieß mehrere wie Municipalbeamte aussahen, welche force majeure hieher trieb, um ein gutes Beispiel zu geben. Alle fünf Minuten etwa stiegen zwei Leute die Stufen hinauf, warfen einige Kupfer-Sapeken in den vergitterten Gotteskasten, welcher gerade vor dem eigentlichen Schreine steht, knieten nieder und beugten das Haupt bis

auf die Matten, und nachdem sie einige Sekunden in dieser Stellung verharrt hatten, drehten sie dem Gott den Rücken und giengen weg. Die Wissenden aber, wozu die Schreinbewahrer gehörten, wiederholten diese Ceremonie auf jeder Seite des mit jenen mystischen Papierschnitzeln behängten Heiligthums, indem sie dazu nach altem und in hoher Verehrung stehendem Brauch in die Hände klatschten, wie um die Aufmerksamkeit der schlafenden Gottheit auf sich zu ziehen. So gieng es bis etwa 2 Uhr, wo endlich der Prediger, der seinen Talar in der Sakristei angezogen, hereinkam, auf den Tisch stieg und hinter dem Lesepult niederkauerte.

Er war in lang herabwallende Gewänder gekleidet, so wie die Aufwärter bei Hof sie tragen, mit seidenen Schnüren geschmückt, die durch den Aermelaufschlag gezogen waren. Seinen Kopf bedeckte eine hohe schwarze Mütze von papierähnlichem Material. Man sah sofort, daß er sich nicht der entarteten Mode, das Haar zu scheiteln, ergeben hatte; er trug es auf dem Wirbel in einen Büschel gedreht, wie ein aufrichtiger Patriot und gläubiger Gottesdiener soll. Nach einer Verbeugung gegen die Gemeinde, welche diese erwiederte, theilte er uns die gnadenreichen Absichten Sr. Majestät mit, welche unter seinem Volke wahre Erkenntniß der Religion zu verbreiten bestrebt sei; der Kaiser habe zu diesem Zwecke gewisse Dogmen aufgestellt, die zu verkündigen seien, und habe ihn und andere unwürdige Diener zu dem ehrenvollen Berufe dieselben zu erklären, auserseyen. Er ermahne daher das Volk, mit Ehrfurcht zuzuhören. Nach diesem Eingang entfaltete er das Papier, welches das Glaubensbekenntniß enthielt, führte es ehrfurchtsvoll zur Stirn und verlas den Inhalt mit lauter und sonorer Stimme.

Art. I. Du sollst die Götter ehren und dein Vaterland lieben. Art. II. Du sollst klärlich erkennen die Grundsätze des Himmels und die Pflichten der Menschen. Art. III. Du sollst den Kaiser verehren als deinen Oberherrn, und dem Willen seines Hofes gehorchen.

Der Prediger sagte dann, daß ihm die Aufgabe zufalle, Art. I, erste Hälfte, zu erklären, und daß andere und gelehrtere Redner auf ihn folgen würden für die übrigen Theile des verlesenen Textes: „Du sollst die Götter ehren.“ Es gebe Menschen, welche das Dasein der Götter leugneten, weil sie dieselben nicht fühlen oder sehen könnten; allein das sei eines Thoren Beweisführung. Er werde seinen Zuhörern auf drei verschiedene Methoden die Gewißheit darthun, daß

es Götter gebe. Zum ersten: die Vernunft sagt uns, daß unsere Körper mit ihrer wunderbaren Organisation von Jemanden erschaffen worden sein müssen; es ist nicht möglich, daß sie von selbst in die Wirklichkeit getreten seien. Beim ersten Anblick könnte man sich geneigt fühlen, ihre Hervorbringung unsern Eltern zuzuschreiben; gienge man aber rückwärts, und fragte: wer machte unsere Eltern, Voreltern &c., so käme man bei den Göttern an, welche das erschaffen haben und Alles, was in der Welt ist. Zweitens gebe es urkundliche Zeugnisse, nämlich in den alten Büchern Kodschiki und Nihonschoki, welche unbestreitbare Thatsachen enthielten, die bis zur Unmöglichkeit eines Zweifels das Dasein der Götter beweisen.

Zum dritten seien die Wunder da, welche die Götter thun zur Erhörung der Gebete, die von ihren Schreinen aufstiegen, und um dies durch ein Beispiel zu illustriren, erzählte er eine lange Geschichte von einem kleinen Mädchen, das als unmündiges Kind von seiner Stiefmutter ausgesetzt war. Dieses kleine Mädchen wurde von dem Schreinbewahrer des Kibi Daidschin in Bizen entdeckt, der sie lieb gewann und an Kindesstatt annahm. Unglücklicherweise verlor sie das Augenlicht, und um sie vor Mangel zu schützen, lehrte der Pflegevater sie mit vieler Mühe das Harfenspiel. Bald darauf starb er und ließ sie allein in der Welt in einem Alter von ungefähr 15 Jahren. Das Mädchen pflegte unaufhörlich zu Kibi Daidschin (der für den Erfinder des Katakana-Alphabets gilt) zu beten, daß sie ihren natürlichen Eltern zurückgegeben werden möge (denn sie wußte, sie sei ein Findelkind), und endlich wurde sie belohnt. Eines Tages ereignete es sich, daß ihr Vater, der ein frommer Mann war und voller Gottesverehrung, die Gebetshalle zu besuchen kam. Er hatte Mitleid mit dem Elend der armen Blinden, nahm seinen Mantel ab und gab ihn ihr. Aber sie — zu seinem Erstaunen — brach, statt in Dankesworte, in Thränen aus. Als er sie sodann nach dem Grunde ihres seltsamen Benehmens fragte, erzählte sie ihm ihre Geschichte vom Anbeginn bis zum Ende und sagte: ihre Thränen seien Freudethränen über die Aussicht, daß sie von dem Ertrag seines Geschenkes nunmehr den Göttern Opfer bringen könne. Darauf verlangte der Vater ihr Amulet-Kästchen zu sehen und fand darin einen Papierstreifen mit der Aufschrift: „Sayemon Nawoto's Tochter.“ So wurde ihm zur Gewißheit, was er bereits vermuthet hatte: daß sie sein lang verloren geglaubtes Kind sei, und beide fanden sich

wieder nach 15=jähriger Trennung. Dieses glückliche Ereigniß verdankten sie allein dem Glauben, der beide beseelte, und dem Eifer, mit dem sie die Hilfe der Götter gesucht hatten. Möchte, wer dieß gehört hat, noch wagen das Dasein derselben zu leugnen?

Diesen Punkt hatte der Prediger also wenigstens zu seiner eigenen Befriedigung völlig erledigt, und gieng nun dazu über, was „die Götter ehren" bedeute.

Es sei nicht allein damit gethan, daß man täglich zum Heiligthum komme, opfere und sich daselbst niederwerfe. Wahre Götterverehrung bestehe in dem Streben nach Reinigung des Herzens, so daß kein Flecken darin bleibe, der sie beleidigen möchte. Niemand solle glauben, sein Herz sei rein und fleckenlos, weil er das erfüllt, was er für Pflicht gegen seinen Nachbar hält. Die Besten von uns sind Fehltritten unterworfen, und das einzige Mittel, vollkommene Güte zu erlangen, besteht in beständigem Anrufen der Götter um ihre Hilfe dazu, und darin, daß man fleißig den Lehren der Männer horcht, welche Se. Majestät aus großer Gnade ausgesondert hat, dem Volke den rechten Weg zu zeigen. Dankbarkeit gegen die Götter ist auch ein Theil der Verehrung, welche den Menschenkindern obliegt. So war es z. B. Ukemotschi no Kami, der zu unserem Nutzen den Reis erschaffen hat, diesen König aller Feldfrüchte, der unser tägliches Brod bildet; aber wer denkt jemals an die Pflicht der Dankbarkeit? Wir Alle gehen aus im Frühjahr, unsere Sinne durch den Anblick der blühenden Kirschen und Pflaumen zu vergnügen; aber ach, nie geht Jemand mit dankbarem Herzen aus den Reis zu schauen, wenn er in Blüthe steht! Wir begnügen uns damit zu sagen: „Ah, das ist schönes Wetter für die Reisblüthe!" ohne der wohlwollenden Gottheit, die uns mit unserem täglichen Unterhalt versorgt, dabei einen Gedanken zu weihen!

Nachdem unser Redner in dieser Weise wohl anderthalb Stunden gesprochen, kündigte er eine kurze Pause an, nach welcher ein anderer seinen Platz einnehmen und mit dem Texte der übrigen drei Artikel fortfahren werde. Es verdient bemerkt zu werden, daß während der ganzen Dauer dieser langen Rede die Zuhörerschaft mit dem vollkommensten Ernst und tiefstem Interesse aufmerkte, ja so wenig Ermüdung zeigte, daß sie noch zur zweiten Folge dablieb. Ihr Benehmen war würdiger als das mancher Gemeinde im Westen, und die Worte, welche sie hörten, giengen so tief zu ihren Herzen,

daß Manche Thränen vergossen, besonders bei der ergreifenden Geschichte von dem kleinen blinden Findling.

Zahlreicher war die Versammlung der Buddhisten im nahen Zodschodschi; viele Weiber, alte Leute und glattgeschorene Priester hatten sich eingefunden. Der Prediger sprach von den Pflichten der Eltern und Kinder, Herrn und Diener, und würzte seine lächelnd abgelegte Rede mit vielen zum Theil schlüpfrigen Witzen und Scherzen. Kern des Vortrags aber war, daß man beständig den Buddha anbeten müsse, was er auch selbst mit wiederholtem Namu Amida Butsu! that. Das Volk war augenscheinlich mehr der Zerstreuung als Belehrung halber hergekommen.

Manchfaltig sind die Erklärungen, welche man von den Zwecken gibt, welche die Regierung befolge. Einige sagen: die Absicht sei, Sintoismus, Buddhismus und Confucianismus zu einem gemeinsamen Bollwerk gegen das Christenthum zu verschmelzen. Aber diese Secten verachten einander gründlich, die Buddhisten allein sind in acht Secten gespalten, welche sich wüthend hassen. Andre meinen: die Machthaber sehen recht wohl ein, daß diese verbrauchten Religionsbekenntnisse doch über kurz oder lang vom Christenthum verdrängt werden würden; sie wollten dieselben aber erst eine öffentliche Verurtheilung erleben lassen, ehe sie sich zur Toleranz des Glaubens entschlössen, der bisher so verachtet war und doch täglich größere Fortschritte in der Schätzung vieler Gebildeten und Einsichtigen macht. Manche behaupten kühl: das ganze buddhistische Personal könne leicht, sowie es dasteht, in Pfarrer und Dekane verwandelt werden durch eine kaiserliches Fiat. —

Am 30. Juli 1872 haben sämmtliche in Japan stationirten Missionare des amerikanischen Board einen Aufruf um mehr Arbeiter in die Heimat erlassen, worin sie ihrer Kommittee die Sachlage also schildern:

„Wir können nicht umhin, Ihre Aufmerksamkeit auf etliche Thatsachen hinzulenken, die uns deutliche Fingerzeige der göttlichen Vorsehung zu sein scheinen, daß die Zeit der Ernte für Japan gekommen ist. Wir brauchen nicht länger bei den vielen socialen und politischen Veränderungen zu verweilen, welche im Laufe der letzten dreizehn und hauptsächlich in den letzten vier Jahren innerhalb dieses Landes stattgefunden haben. Die Wirkungen dieser Veränderungen in Ausrottung des konservativen Geistes, der dieses Land so lange

beherrschte, sowie der vielen Vorurtheile, die es nährte, können Sie sich leicht denken.

„Nicht weniger merkwürdig sind für einen aufmerksamen Beobachter die religiösen Veränderungen gewesen. Obgleich die Sintu-Religion diejenige war, welche mit den ältesten Traditionen des Landes zusammenfällt, behauptete doch schon Jahrhunderte vor dem Sturze des Taikun der Buddhismus beinahe unbeschränkt die Herrschaft in den Herzen der Massen. Nach dem Sturze des Taikun suchte die Regierung des Mikado sich auf jede Weise durch die Wiederauffrischung des Sintuismus zu stärken, nach dessen Traditionen sowohl der Fürst als das Volk göttlichen Geschlechts sind, und das Recht des Ersteren auf die Unterwürfigkeit und Anbetung seiner Unterthanen sich auf seine direktere Abstammung und sein reineres Blut gründet.

„Dieses Streben offenbarte sich in dem Wiedererwachen des seit lange schlummernden Verfolgungsgeistes, der Deportation der 4000 Christen von Nagasaki und den Anstrengungen, den Einfluß des Buddhismus zu vernichten, indem die Erbauung und Reparatur von Tempeln und die Aufnahme von Priesterzöglingen ohne besondere Regierungserlaubniß verboten und die von den Priestern seit Jahrhunderten genossenen Einkünfte zurückgezogen wurden.

„In den letzten vier Jahren aber hat der Einfluß der christlichen Civilisation und der sie begleitenden Wissenschaft — eine stärkere Macht als die fürstliche — den Glauben der Menge an den Sintuismus sowohl als an den Buddhismus erschüttert. Genöthigt, nicht nur die Stärke ihres Rivalen, des Buddhismus, sondern auch die Schwäche ihrer eigenen Sintu-Religion einzugestehen, hat die Regierung nun am 30. April das Staatsdepartement, dem die Sorge für die Sintu- oder Staatsreligion oblag, förmlich abgeschafft. Fortan sollen alle auf die Religion bezüglichen Angelegenheiten durch eine Unterbehörde geregelt werden; Sintuismus und Buddhismus scheinen dabei auf gleichen Fuß gestellt.

„Wir finden Ermuthigung in der augenscheinlichen Herzlichkeit, womit wir bei unsern neulichen Besuchen in Kioto aufgenommen wurden und den freundlichen Begegnungen, welche wir mit höhern Beamten hatten, die uns als Lehrer des Christenthums kannten, besonders aber in der entgegenkommenden Aufmerksamkeit, welche Einem aus unserer Zahl während eines längern Aufenthalts bewiesen wurde. Obgleich genöthigt, das Feld zu räumen, weil die Frage der Er-

schließung Kiotos für die Fremden noch nicht erledigt ist, haben wir dennoch das Gefühl, daß der Weg zu seiner bleibenden Besetzung in nahe bevorstehender Zeit nun gebahnt ist.

„Weiter ermuthigt uns das Maß von Freiheit, das wir neuerdings in unsrem Verkehr mit dem Volk genossen, und das uns von allen Seiten zuerkannte Recht, mit allen Besuchen offen über religiöse Dinge zu sprechen.*)

„Noch eine andre Thatsache hat gewiß Ihr Herz nicht minder erfreut als das unsre — nämlich die Gründung einer eingebornen Gemeinde in Yokohama in Verbindung mit der reformirten Kirche. Sie besteht aus 17 (jetzt über 20) Gliedern, die mit einer größern Zahl täglich zum Gebet und zum Studium der Bibel zusammen kommen. Obgleich diese Zusammenkünfte öffentlich sind, haben sie bis jetzt keinerlei Verfolgung zu erfahren gehabt. Dieß, zusammengenommen mit der Rückkehr der katholischen Christen, welche vor etwa einem halben Jahre in der Nähe von Nagasaki festgenommen wurden, scheint zu beweisen, daß die Zeit der Verfolgungen bereits vorüber ist.

„Ein weiteres Zeichen der wachsenden Liberalität der Regierung sehen wir darin, daß in verschiedenen Fällen den im Staatsdienst stehenden Lehrern bereitwilligst die Erlaubniß ertheilt wurde, mit ihren Zöglingen offen über das Christenthum zu sprechen; sowie in der Ernennung eines als Lehrer und Vertreter der christlichen Religion bekannten Mannes zum Superintendenten des japanischen Unterrichtswesens mit der unbeschränkten Vollmacht, sich seine Hilfsarbeiter selbst auszuwählen.

„Außer diesen in direkter Beziehung zu der Frage über religiöse Duldung stehenden Thatsachen möchten wir noch auf die rasche Vermehrung der Verkehrsmittel zwischen den verschiedenen Theilen dieses Landes hinweisen, als da sind die Errichtung von inländischen Postverbindungen, die wir nach hinlänglicher Erfahrung zuverlässig und zugleich schnell und billig finden; ferner die Telegraphenverbindung Osakas und Kobes mit Kioto, die nach einer Richtung hin bald bis Jedo und nach der andern bis Nagasaki verlängert werden wird, und die Anwendung der Dampfschifffahrt auf den Seen und

*) Miss. Gulick erhielt von dem dritten Beamten in Kioto die Erlaubniß: „er möge mit Besuchern sich frei über das Christenthum unterhalten, aber öffentliche Predigt sei ihm nicht gestattet. Wahrscheinlich werde Japan dem Christenthum geöffnet, bis jetzt sei das aber nicht der Fall.“

Flüssen der Insel. All das wird sich dem Missionar kaum weniger nützlich erweisen als dem Kaufmann.

„Nicht als das geringste sollte in diesem kurzen Ueberblick auch die Geschicklichkeit der Japaner in der Buchdruckerkunst und in der Verbreitung und Aneignung von Belehrungen vermittelst gedruckter Schriften erwähnt werden, wie dieß so viele von den Eingebornen selbst übersetzte und gedruckte Elementar- und andere Lehrbücher der englischen Sprache beweisen.

„Diese Aufzählung mag dazu dienen, die Größe der Veränderungen anzudeuten, die bei diesem Volke vor sich gehen, und zwar in so rascher Aufeinanderfolge, wie dieß in der Geschichte der Welt bisher unerhört ist.

„Und dürfen wir nach all' dem nicht erwarten, daß, sobald der Widerstand der Regierung aufhört, dieses Volk nach der neuen Religion dasselbe Verlangen zeigen wird, das es jetzt nach jeder fremden Kunst oder Sitte hat? Alle Zeichen der Zeit deuten hier in der That auf solch einen plötzlichen Umschwung hin, und die Missionare mit vielen gebildeten Japanern erwarten ihn. Soweit unser Blick reicht, ist es das allgemeine Gefühl der an Ort und Stelle in der Arbeit Stehenden, daß wir eines schönen Morgens beim Erwachen jedes Hinderniß beseitigt und Millionen Seelen bereit finden könnten für das Evangelium, ja begierig und verlangend nach demselben. Sind dann keine christlichen Lehrer da, um diesem Verlangen zu begegnen, so müssen die Gemüther nach etwas anderem greifen, denn ein Wechsel muß kommen. An den amerikanischen Christen liegt es großentheils zu bestimmen, ob dieser Wechsel vom Buddhismus zum Unglauben oder zum Christenthum stattfinden soll, und eine sehr kurze Zeit wird diese Frage entscheiden.

„Fassen wir nun die südliche Hälfte Nipons als dasjenige Arbeitsfeld ins Auge, das Sie von Ihren Missionaren besetzt und evangelisirt zu sehen wünschen. Es ist der am dichtesten bevölkerte Theil des Reiches mit einer Einwohnerzahl von 10 – 15 Millionen Seelen. Wollen wir dieses Gebiet für Christum gewinnen, ja wollen wir hiezu nur einen rechten Anfang machen, so brauchen wir so bald als möglich 20 tüchtige Männer, denn aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Bedürfniß nach denselben vorhanden sein, lange ehe sie gefunden sind.

„Wir müssen mehr Männer zugleich haben, um den großen

kommerziellen Mittelpunkt Osaka mit seinen 500,000 Seelen zu besetzen. Kioto, mit seinen 300,000 Einwohnern, hat an die Central-Regierung die Bitte gestellt, dem Weltverkehr erschlossen zu werden — ein Gesuch, dessen Gewährung allgemein bei der Heimkehr der Gesandtschaft, wenn nicht schon früher erwartet wird. Für die Arbeit auf diesem wichtigen Platz, zusammen mit dem Becken des Biwa-Sees und dem Jodo-Thale, brauchen wir dann gleichfalls zahlreiche und tüchtige Kräfte.

„Ferner heißt es, Toba, ein andrer Hafenplatz an der Südküste der Insel, solle bald erschlossen werden; somit brauchen wir auch Männer, um dort eine Station zu eröffnen. Wir erwarten wirklich nichts anderes, als daß alle diese Millionen des südlichen Japans lange zugänglich sein werden, bevor die erforderlichen Männer, und wären sie schon heute hier, auf die Arbeit vorbereitet sein können." —

Die Missionare haben sich später (20—25. September) zu einer ersten japanischen Missionskonferenz vereinigt, in welcher 15 Arbeiter von vier amerikanischen Gesellschaften die verschiedenen Aufgaben, welche ihnen zunächst vorliegen, Bibelübersetzung, Gründung einer neujapanischen Literatur, Einführung eines romanisirten Alphabets ɔc., brüderlich unter sich vertheilten und zugleich sich verpflichteten, darüber zu wachen, daß in all ihrem Vorgehen und namentlich bei der Heranbildung einer japanischen Lehrerschaft jegliche Betonung der Sektenunterschiede vermieden werde.

Ein Fest neuer Art kam durch die Eröffnung der ersten Eisenbahn (von Jedo nach Jokohama) zu Stande. Die glanzvolle Procession, welche der Mikado selbst am 14. Oct. 1872 eröffnete, des näheren zu schilderen, ist hier nicht der Ort. Die nächsten Zuschauer fielen vor dem Himmelssohn auf ihre Hände und Kniee, doch ohne die Augen wie früher an den Boden zu heften; auch waren die Fenster der oberen Stockwerke nicht geschlossen. Die Furcht vor dem Verbrechen, auf den Tenno irgendwie herabzublicken, ist geschwunden. Haufen von Japanern standen hinter den Spalieren der Soldaten; man sah ihnen an, wie sie zweifelten, ob sie niederfallen und anbeten sollten, oder nicht; am Ende begnügten sie sich mit einer Verbeugung nach dem Vorgang der anwesenden Europäer. Allerlei Adressen und Reden gaben dem Jubel über die

Vollendung dieses Werks den passenden Ausdruck. Der Kaiser selbst aber las folgende Rede vor den Kronbeamten ab:

„Sie haben mir die Vollendung der ersten Eisenbahn in unserem Vaterlande angekündigt. Ich habe sie nun eröffnet und es gewährt mir große Befriedigung, zu finden, daß dieses Werk so bedeutende Erleichterungen des Verkehrs gewährt. Das große Unternehmen wurde begonnen in den ersten Tagen einer allgemeinen Reformbewegung und zwar in der Hoffnung, daß das Volk für alle Zukunft den Anbruch dieser neuen Zeit segnen werde. Die Ausdauer und Energie, womit das Unternehmen durchgeführt wurde, sind hohen Lobes werth. Ich erwarte, daß es zum gedeihlichen Fortschritt des Volkswohls beitragen werde, und beglückwünsche Sie und mein Volk zu den Aussichten, welche vor uns liegen. Es ist meine Absicht, dieses Bahnsystem weiter auszudehnen, und ich hoffe, es werde sich noch über das ganze Reich verbreiten."

Eisenbahnen, Handel und Verkehr sind nicht identisch mit Mission. Im vorliegenden Falle aber darf wohl ausgesprochen werden, daß dem Christenthum aus der allgemeinen Freude und Befriedigung, womit diese Neuerung in Japan aufgenommen wurde, einige Förderung erwachsen ist. Am gleichen Tage, da dieses Fest gefeiert wurde, soll die früher erwähnte (S. 29) Verfügung zu Gunsten der Religionsduldung erlassen worden sein; und die allgemeine Stimmung in den illuminirten Straßen der Hauptstadt sprach sich jedenfalls für weiteres und rascheres Vorgehen in der Europäisirung des Inselreiches aus.

Missions-Zeitung.

Die neuen Missionsstationen, welche die Londoner im Süden von Neuguinea anlegten, scheinen gute Aussichten zu haben. Die eingebornen Prediger haben folgende Mittheilungen gemacht:

Tuti 4. Jan. 1872. „Diese Insulaner haben uns willkommen geheißen und um Lehrer gebeten; sie finden sich auch zur Andacht ein. Das schlimmste ist, daß englische Männer (Abenteurer) die Leute von uns abhalten und ihnen ihre Pflanzungen ausplündern; doch thun sie das nicht gerade wo wir sind. Das Beste ist, daß wir dem Völklein Gottes Wort sagen. Mataika und ich haben je ein Eiland besetzt, er Melelau, ich Darnley. Siwene ist sehr krank an

Fieber und erholt sich auf Darnley. Die übrigen sind in Dawate. Tuti liegt etwa 20 Stunden von Darnley entfernt. Capitän Bedford kam hieher um Tauschhandel zu treiben; er hat mir 1 Sack Mehl, ½ Sack Reis, ein Päckchen Thee, auch Zucker und Kaffee geschenkt. Dies kommt alles von Gutschenge.

Dudu 7. Aug. 1871. Auf dieser Insel haben 55 Eingeborne den Wunsch geäußert, Christen zu werden. Durch einen aus ihrer Mitte, der Englisch spricht, habe ich sie gefragt, und ihre Antwort war bei allen dieselbe: Wir verlangen sehr darnach mit euch anzubeten. Darauf erklärte ich ihnen unsern Glauben. Jetzt kommen sie regelmäßig Morgens und Abends zur Andacht. Wenn ich läute (d. i. auf eine Holzscheibe klopfe), laufen sie alle zum Gebet herbei. Wie ich sie auch frage, keiner sagt Nein, und so danke ich Gott, daß Er unsere Gebete für dies Völklein erhört hat. Siwene und ich lernen hier ihre Sprache. Waunaea, Keresiano, Trepeso und Elia sind auf einer andern Insel, etwa acht Stunden entfernt. Wir haben kaum Speise auf diesem Eiland; die Eingebornen leben ganz von Fischen, aber auf etlichen Inseln gibt es wilde Yams in Menge. Wir treffen in Tauan und Saibai mit den Brüdern zusammen und hoffen von da nach dem nahen Hauptland überzusetzen, da wir ja ein Boot haben. Natürlich sehen wir den Leuten hier nicht in's Herz, wissen also nicht, ob sie gläubig oder abfällig werden; einstweilen lernen wir ihre Sprache und sagen ihnen von Jesus. Das Hauptland ist aber sehr ungesund; etliche von uns waren nur einen Tag dort und wurden sogleich krank. Wir gehen zunächst nur besuchsweise dahin und kehren immer wieder auf diese Eilande zurück.

Ich bin Josia.

Berichtigung.

In der Miss.-Zeitung des letzten Octoberhefts (Miss.-Mag. 1872, S. 432) wurde die Taufe eines Muhammedaners berichtet, der sich durch allerhand Dokumente als „Enkel des letzten Großmoguls" auswies. Miss. Deimler schreibt jetzt, daß die Dokumente und Siegel gefälscht waren und der abgefeimte Betrüger, leider erst nach der Taufe, entlarvt wurde.

Bücherbericht.

Die christliche Glaubenslehre als Grundlage der christlichen Weltanschauung. Ein Versuch von Fr. Reiff, theologischem Lehrer an der evang. Missionsanstalt zu Basel. 2 Bde. Basel, C. Detloff. 1873. (3 Thlr.)

Es ist kaum möglich, eine Schrift, welche, wie die vorliegende, das ganze weite Gebiet der christlichen Glaubenslehre umfaßt, in diesen Blättern, die einer so verschiedenen Aufgabe dienen sollen, nach Gebühr zu würdigen. Aber sie anzuzeigen, muß dem Freunde der Missionssache erlaubt, ja nothwendig scheinen. Das Buch verdankt nämlich sein Entstehen dem Bedürfniß, welches dem theologischen Lehrer der Basler Missionsanstalt sich aufdrang, seinem dogmatischen Unterricht statt des zeitraubenden Dictats etwas Gedrucktes zu Grunde zu legen. So wird nun den Missionsfreunden Gelegenheit geboten, sich darüber des Näheren zu unterrichten, welcher Lehrstoff den künftigen Missionaren mitgetheilt wird, und welche Form sich für denselben im Verlauf der Zeit als die zweckdienlichste erwiesen hat. Im Wesentlichen ist es die Bibellehre, deren Aufbau der Verfasser sich angelegen sein läßt. Er hat sich dabei redlich bemüht, den Schatz seiner theologischen Erkenntniß zu popularisiren und durch möglichste Beseitigung alles gelehrten Apparats jedem gebildeten Leser zugänglich zu machen. Gern läßt er aber auch andere Forscher zum Wort kommen und versteht es, durch wohlgewählte Citate, durch geistvolle Aussprüche von Vorgängern aus allen Zeiten, seinen Vortrag zu würzen. Die eigentlichen Forscher werden dennoch an dem aufgeführten Bau die mühsame und consequente Arbeit eines Denkens nicht vermissen, das die Gottesgedanken der heiligen Schrift in all ihrer freien Mannigfaltigkeit nachzudenken, und ebenso schlicht als maßvoll zu Einem Ganzen zusammenzufügen strebt.

Geschichte der Mission auf den Sandwich-Inseln. Nach dem englischen Original frei übersetzt. Basel, Missions-Comptoir 1872. (28 Kr.)

Es ist die gründliche Arbeit des amerikanischen Missionssecretärs Dr. R. Anderson, die uns jetzt in deutschem Gewande geboten wird. Wie hoch ihre Bedeutung für die Missionsgeschichte wie für die Weise der Missionsbetreibung anzuschlagen ist, wurde bereits in früheren Heften des Miss.-Magazins (1871, S. 355—396) ausgesprochen und durch Auszüge dargethan. Möge die ebenso anziehende als lehrreiche Erzählung einer halbhundertjährigen Geschichte auch in Deutschland viele Leser finden!

Missionsbilder. XI. Heft: Das Kapland. Calw, Vereinsbuchhandlung 1872. (Im Buchhandel 24 Kr.)

Gibt einen guten Einblick in das südafrikanische Missionsleben, und schildert mit Hilfe von etlichen 50 Holzschnitten die Arbeit unter Hottentotten, Namaquas und Betschuanen.

Die Norweger in Madagaskar.

Es ist in diesen Blättern schon viel von der großen Insel Afrikas die Rede gewesen, namentlich seit dem gewaltigen Umschwung, den ihre Geschicke durch das Aufhören der Christenverfolgung und die Taufe der gegenwärtigen Königin genommen haben. Man fühlt, daß hier ein neues Problem der Mission vorliegt: wie soll einer überaus unwissenden, seiner heidnischen Laster noch gar nicht entwöhnten Volksmenge, die sich zur Kirche herzudrängt, weil die Königin, die Edelleute und viele Bewohner der Hauptstadt Christen geworden sind, zu wahrem Glauben und neuem Leben verholfen werden? Die Götzen sind bald mit Begeisterung, bald unter stumpfem Zuschauen des Volks verbrannt worden (siehe die Abbild. im Januarheft); und auf 300,000 Seelen beläuft sich bereits die Zahl der Namenchristen, auf 32,000 die der Kirchenglieder in Verbindung mit der Londoner Mission. Wer sich die Sache oberflächlich betrachtet, mag da leicht meinen, durch die Wirksamkeit der bereits gewonnenen Christen könne bald das übrige Volk mit dem Wort des Lebens durchsäuert werden.

Ganz anders sieht sich die gegenwärtige Lage an, wenn sich der Beobachter in die Zustände der einzelnen Ortschaften und Provinzen vertieft. Gar bald wird er gewahr, daß das Christenthum als eine Macht nur in der Centralprovinz Imerina existirt, und auch hier durchaus nicht als eine ungetheilte Macht. Denn dem protestantischen Einfluß stellt sich eine sehr bedeutende katholische Mission gegenüber, und die Protestanten sind unter sich nicht allzu einig. Was aber die andern Provinzen betrifft, so sind sie durch Fehlen der Verbindungswege, durch die Stammesunterschiede, die bedeutend abweichenden Dialekte, die Erinnerung an gegenseitiges Unrecht, das demüthigende Gefühl der lang Unterjochten, den Freiheitsdurst der Halbunterworfe-

nen und Bedrohten viel schärfer getrennt, als man denkt. Zwar erstehen überall so nach und nach einzelne Versammlungshäuser, welchen ein Theil des Volks am Sonntag einen Besuch abstattet: aber wer sind die Lehrer? Sie mangeln fast überall. Vielleicht reist gerade ein Huwa-Kaufmann durch die Stadt, der eine mehr oder minder wohlgemeinte Anrede an die Versammlung hält, oder ergreift ein Viehhirt, ein Soldat, ein Beamter das Wort, um zu Gunsten des königlichen Glaubens etwas vorzubringen; auch bei diesen freiwilligen Lehrern ists noch die Frage, ob sie nur einen Text lesen können. In den meisten Fällen aber sitzt man beisammen und unterhält sich so gut es geht, singt etwa ein Lied, und geht hinaus, ohne um einen Gedanken reicher zu sein. Man hat doch die Genugthuung zu wissen, daß man sich zu der „Religion der Königin" hält.

Hier kann nur geholfen werden durch Vermehrung der Lehrkräfte. An dieser Aufgabe haben nun seit 1867 die Norweger Missionare sich mit betheiligt, und wie es ihnen dabei ergangen ist, lernen wir am besten durch eine kurze Uebersicht ihrer Wirksamkeit auf der Insel.

Nachdem der erste Missionar Norwegens im Zululande, der thätige Hans Paludan Smith Schreuder, im Jahr 1866 während eines Aufenthalts in der Heimat zum Missionsbischof geweiht worden war, begab er sich im Auftrag seiner Gesellschaft nach Madagaskar, um dort ein neues Missionsgebiet für norwegische Sendboten aufzusuchen. Als eifriger Lutheraner hielt er sich für verpflichtet, jede engere Gemeinschaft mit den Londoner Congregationalisten abzuweisen, brachte aber dennoch eine Uebereinkunft mit ihnen zu Stande, worin den Norwegern das Recht zuerkannt wurde, in der Provinz Betsileo sich festzusetzen und auszubreiten, während die Centralprovinz als das ausschließliche Gebiet der Londoner angesehen werden sollte. Am 2. September 1867 wurde dieser Vertrag in der Sakristei der Ambatunakanga Kirche zu Antananarivo abgeschlossen, worauf sich drei Missionare, Borgen, Engh und Nilsen, in Betafo niederließen, durch Empfehlungsbriefe der madagassischen Regierung beim Volke eingeführt. Dieser Hauptort des Nordbetsileo-Districts liegt etwa 3 Tagreisen südlich von der Hauptstadt. Sie errichteten bald noch zwei andere Stationen, beide nur zwei Stunden Wegs von Betafo entfernt, Masinandreina und Sirabe; und sobald die erwünschten Verstärkungen nachrückten, erweiterte sich ihr Wirkungskreis schnell auf

sieben neue Stationen, meist in nächster Nähe der älteren gelegen, während nur eine, Fandriana, eine Tagereise weit gegen Osten abliegt. Der Arbeiter sind jetzt elf Männer und zehn Frauen, etwa die Hälfte der Arbeitskräfte, welche den Londonern zu Gebote stehen.

Die Ausbreitung der Missionsthätigkeit ließ sich aber nicht ohne allerhand Kämpfe mit den eingebornen Predigern und Lehrern bewerkstelligen, welche im Lande umherreisen und auf Alles Ansprüche erheben, was irgend zu der mit der Londoner Mission einmal engverknüpften madagassischen Staatskirche gehören mochte. Einem Missionar im Betsileolande z. B. wurde der Zutritt zu der Gemeinde verweigert, weil er der Sprache nicht mächtig sei; ein anderer Missionar trat an seine Stelle und wurde erst nach mehrmonatlichem Streite des madagassischen Gegenpredigers los. Auch freundlich gesinnte Lehrer, die selbst kaum buchstabiren können, wagen es, dem europäischen Missionar, ehe sie ihm eine Gastpredigt erlauben, die Frage vorzulegen, ob er einen „protestantischen oder bischöflichen Gottesdienst" zu halten gesonnen sei. Wie verwirrend mußten solche Fragen und Gegensätze auf die einfältigen, der ersten Anfangsgründe des Christenthums so bedürftigen Heiden wirken! Dennoch haben die Missionare von 1869 bis 1871 im Ganzen 48 Erwachsene und 33 Kinder im Betsileolande taufen dürfen.

Auch die madagassische Regierung erhob Schwierigkeiten gegen das Eindringen eines neuen Elementes, vorgeblich weil sie bis jetzt mit den scandinavischen Reichen in keinerlei officieller Verbindung stehe. Hätte der englische Konsul nicht den Bischof Schreuder wegen seines langen Aufenthalts in einer britischen Kolonie als englischen Unterthan anerkannt, so wären vielleicht die Norweger von der Insel ausgewiesen worden. Wiederholt regte darum die Gesellschaft bei der schwedisch-norwegischen Regierung die Frage an, ob auf der Insel kein scandinavisches Konsulat errichtet werden könne; bis jetzt ohne sichtbaren Erfolg.

Doch wurde dieser amtliche Schutz minder nothwendig, nachdem den Norwegern ein neuer, von einer Seite betrachtet, etwas gewagter Schritt gelungen war. Sie faßten nämlich trotz des obenerwähnten Vertrags in der Hauptstadt selbst Fuß. Dazu trieben mehrere starke Gründe. Denn einmal brauchten die madagassischen Lehrer, welche der Betsileo-Mission in Betafo selbst und anderwärts entgegenarbeiteten, beständig als mächtigste Angriffswaffe gegen die Norweger den

Einwurf: „ist doch euer Gottesdienst in der Hauptstadt nicht zugelassen, er hat also auch sonst auf der Insel keinen rechtlichen Bestand.“ Dann brachte der Frohndienst, der im Reiche der Königin herrscht, wieder und wieder die Mitglieder der Betsileo-Gemeinden nach Antananarivo und zwang sie zu einem längern Aufenthalt daselbst. Sollten ihnen dort die gewohnten Erbauungsmittel nicht gereicht werden dürfen? Ueberhaupt aber machten es die Verhältnisse rathsam, einen Agenten in der Hauptstadt zu haben, der daselbst wohnhaft wäre und auch die materiellen Interessen der Mission wahrnähme. Als solcher trat nun zuerst Miss. Borchgrevink in Antananarivo auf, und machte sich schon als Mediciner bei Europäern und Madagassen viele Freunde; besonders froh an seinem Eintreffen war der englische Missionsarzt Dr. Davidson.

Da ferner Miss. Dahle im Sept. 1870 in der Hauptstadt eintraf, begleitet von seiner Schwester, von Borchgrevinks Braut und noch einer Lehrerin, so handelte es sich, während daselbst die Sprache erlernt wurde, um die beste Verwendung von Dahles besonderen Gaben, die auf Leitung einer Katechetenanstalt deutlich hinzuweisen schienen. Borchgrevink hatte indessen, um nach einem unbestrittenen und unbestreitbaren Arbeitsfelde auszuschauen, mit dem Missionsschiff die ganze Insel umsegelt, war da und dort gelandet und hatte einzelne Strecken des Landes genauer untersucht. Wohl zog es ihn zu den noch unabhängigen Sakalawastämmen, aber die Ausdehnung der Missionsarbeit nach dieser Richtung konnte leicht zu einem Bruch mit der Huwa-Regierung führen*). Daher blieb als Resultat dieser Untersuchungsreise die Erkenntniß, daß man im Betsileolande geduldig weiter zu arbeiten habe; weil aber die Londoner sich selbst nicht so streng an den obenerwähnten Vertrag banden, daß sie nicht auch Lehrer in diese Provinz geschickt hätten, so fand man es unbedenklich, einen weiteren Schritt zu wagen und die Katechetenanstalt in der Hauptstadt selbst zu errichten. Dahle eröffnete sie am 22. Mai 1871 mit vorläufig 70 Zöglingen, unter welchen er später eine Auswahl zu treffen sich vorbehielt.

Damit verband sich der weitere Plan, diese Zöglinge an Ort

*) „Huva“ schreiben die Norweger den Namen des bisher als „Hova“ bezeichneten Stammes, dem das Königsgeschlecht und die Bevölkerung der Centralprovinz angehört.

und Stelle mit Wort und Sakrament zu bedienen, und also einen lutherischen Gottesdienst in Antananárivo einzurichten. So allein wurde auch die Betsileo-Mission einer auf die Länge unhaltbaren Stellung entrissen. Die norwegische Missionsgesellschaft hat diese Beschlüsse den Direktoren der Londoner Mission mitgetheilt, und dabei betont, daß es sich um keinerlei Proselytenmacherei handle, sondern nur um die nothwendige Sicherung einer fruchtbaren Wirksamkeit im eigenen Missionsgebiet. Was aber die madagassische Regierung betrifft, so scheint sie nicht nur durch das gesteigerte Kraftgefühl, womit die nordischen Arbeiter neuerdings auftraten, größere Achtung vor ihnen gewonnen zu haben, sondern auch die Berührungen mit den in ihrer unmittelbaren Nähe wohnenden Missionaren dürften beigetragen haben, denselben mehr Zutrauen und Wohlwollen zuzuwenden.

Dieser Ueberblick über die Anfänge der norwegischen Mission fordert zu allerhand Betrachtungen auf, unter welchen wohl die demüthigendste sich jedem warmen Missionsfreunde von selbst aufdrängt, daß es leider auch bei der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden nicht ohne Reibungen zwischen denen abgeht, welche doch im Wesentlichen dasselbe Evangelium verkündigen. Aber wir enthalten uns jeder Beurtheilung der gethanen Schritte, weil uns nur die Berichte der einen Partei vorliegen. Die Londoner haben, so viel uns bekannt, über alle diese Vorgänge von Anfang an geschwiegen.

Nach Allem scheinen zuletzt die Londoner Missionare den Norwegern den Vorschlag gemacht zu haben, das peinliche Verhältniß, wie es so nach und nach zwischen beiden Gesellschaften eingetreten war, durch einen neuen Vertrag zu beseitigen. Ihre Ansicht läuft darauf hinaus: 1. Die nordische Mission solle in der Hauptstadt durch einen regelmäßigen Gottesdienst und eine Katechetenschule, worin sie ihre Lehrer bildet, vertreten sein. 2. Die Provinz Nord-Betsileo solle als ihr besonderes Arbeitsgebiet anerkannt werden. 3. Das südliche Betsileo, jenseits des Flusses Imania, werde zwischen beiden Gesellschaften in billiger Weise (durch ein Lokalcommittee) getheilt; so aber, daß die Norweger berechtigt seien, auch in der dortigen Hauptstadt Fianarantsoa eine Kirche und einen Gottesdienst zu unterhalten. Damit glauben auch die Norweger alles zu erhalten, was sie zu einer gedeihlichen Wirksamkeit auf der Insel fordern müssen. Hoffen wir, daß die Mißhelligkeiten in dieser Weise beendigt werden!

Die neueren Berichte der Londoner Missionare enthalten keine Mittheilungen, aus welchen ihr Urtheil über die Thätigkeit der norwegischen Mitarbeiter entnommen werden könnte. Nur hat Miss. Jukes in seiner Schilderung eines Besuchs im Betsileolande*) zum Schluß erwähnt, wie er auf seiner Rückreise nach der Hauptstadt auch bei den norwegischen Brüdern in Betafo (Sept. 1869) eingekehrt sei. Er sagt: „sie bewillkommten mich mit großer Herzlichkeit als einen Bruder und Mitarbeiter. Es sind sehr fromme, opferwillige und selbstverläugnende Diener Christi, die aber in ihrem Werke nicht schnell voranzukommen scheinen. Und das wohl aus zwei Gründen: einmal sind sie zu ritualistisch, und dann wollen sie keine Laienhilfe in der Predigt des Evangeliums. Der norwegische Bischof gedenkt 18 Missionare in der Nordbetsileoprovinz anzusiedeln, und wünscht sich dazu keinen Beistand von freiwilligen eingebornen Gehilfen, wie wir solche anstellen. Mit unserem System, das auf die Entwicklung der Selbstthätigkeit der Gemeinden abzielt, indem junge Leute, die Frömmigkeit und Talent haben, zur Predigt in den Dörfern ausgesandt werden, könnten wir das ganze Nordbetsileoland durch zwei Missionare evangelisiren". Wir sehen, der Dissenter findet erstlich die bischöfliche Verfassung und die streng-lutherische Weise des Gottesdienstes unbequem; das erscheint ihm als puseyistisch oder halbkatholisch, und dieses Vorurtheil wird fortbestehen. Was aber die Ablehnung der Laienhilfe betrifft, so werden die Londoner Missionare seither auch erkannt haben, wie viele Unzuträglichkeiten die letztere mit sich führt, wo die rechte Vorbildung und stetige Leitung fehlen, während andererseits die Norweger bereits froh an Gehilfen geworden sind, deren Lauterkeit sie erst erprobt hatten.

Wir gehen über zu den Schilderungen, die uns von den einzelnen Stationen der Norweger zukommen und die uns manchen dankenswerthen Blick in die gegenwärtigen Zustände der Insel eröffnen. Wundern wir uns nicht, wenn die Berichte dieser Sendboten hauptsächlich die dunkle Seite derselben hervorheben; die Lichtseiten bleiben doch auch nicht verborgen.

*) Country work in Madagascar. By Rev. C. Jukes. (London 1870.)

Von der ältesten Station Betafo berichtet Miss. Engh (Jan. 1872) Folgendes:

„Im Ganzen verlief Alles im alten Geleise, nur daß die Versammlung im Osten von Rangita's Stadt sich in zwei zertheilte, weil die Hauptleute sich über die Instandhaltung des Bethauses nicht vereinigen konnten; und da ich mit aufgeregten Heiden zu thun hatte, blieben alle meine Vorstellungen fruchtlos. So bestehen nun dort zwei kleine Versammlungen keine halbe Stunde von einander; wollte man sich der Ausgeschiedenen nicht annehmen, so würden sie sich zu den Dissentern wenden, und würden dort mit Freuden aufgenommen, zugleich aber auch ausgeschlossen von aller Einwirkung des göttlichen Wortes.

Im Oktober kam Rasolo aus der Hauptstadt zurück und brachte natürlich ein Kabar mit (eine königliche Bekanntmachung). Diese betraf nicht blos, wie früher, Gottesdienst und Branntwein, sondern sie brachte dem Volk die frohe Botschaft, daß Ihre Majestät in gesegneten Umständen sei und das Land also Aussicht auf einen Thronerben habe. (Die Botschaft war verfrüht, denn die Königin ist wahrscheinlich von einem innern Leiden befallen, das die Aerzte nicht erkannten.) Die Wirkung dieser Kunde war eine außerordentliche; die Bethäuser überfüllten sich einen Sonntag um den andern. Mir wars ein Räthsel, und schon fragte ich mich, ob der langersehnte Pfingstgeist endlich sich über Betsileo ausgießen wolle. Was konnte nur eine so ungewöhnliche Bewegung unter dem Volke hervorgerufen haben? So nach und nach kams an den Tag: die Leute glaubten einer neuen Segenszeit entgegen zu gehen, das Mittel gegen die allgemeine Kinderlosigkeit schien gefunden. Vielleicht die Hälfte von allen Madagassen ist nämlich kinderlos; von 22 Familien, die ganz oder theilweise zu unserer Gemeinde gehören, haben zehn Ehepaare Kinder und zwölf haben keine. Wenn die schon etwas bejahrte Königin mit Leibesfrucht gesegnet wurde, seitdem sie „ernstlich beten" (mivavaka mafy) konnte, so war die Aussicht auf ähnlichen Segen für Alle eröffnet, die ihrem Beispiel nacheifern wollten. Und noch weiterer Segen durfte ja wohl im Gefolge dieses besonderen erwartet werden. Kurz, ein Umschlag trat in der Volksstimmung ein; hieß es früher: wer betet, den wird früher oder später ein Unglück befallen, so glaubte man jetzt ebenso fest das Gegentheil und machte sich daran „ernstlich zu beten."

Natürlich hielt das nicht lange an. Mit einem Male war unser

alter Freund Rainihazombola ganz wie von der Hölle entzündet, mit allerhand Künsten die Leute von unsern Versammlungen abzuziehen. Was seinen Zorn so erregte, ist nicht ganz klar; vielleicht wurde er von seinem Adoptivsohn in der Hauptstadt (dem Staatssekretair Raini mahararo) beeinflußt. Doch mögen auch zwei Vorfälle seinen Haß gegen das Christenthum neu belebt haben. Einmal eine Branntweingeschichte. Nämlich bald nach jenem Kabar verfielen die Christen auf den Gedanken, allen Branntwein zu vernichten, der an einem Tag auf den Markt kam. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß dies eigentlich nicht ihnen, sondern der Behörde zustehe; eben aber, weil diese sich der Sache nicht annehme, bestanden etliche darauf, daß das Gesetz, welches Jedermann zu solchem Einschreiten ermächtigt, von ihnen aufrecht erhalten werden müsse. Also machten sie etwa 80 Flaschen den Garaus und bewirkten, daß man seither weder Berauschte, noch Branntwein auf dem Markte sah. Das war aber höchst verdrießlich für Rainihazombola, der nicht allein selbst gern trinkt, sondern auch große Zuckerrohrpflanzungen besitzt; denn nun mußte eine der Waaren, die er von denselben erzielt, im Preise sinken. Umsonst bat er unsern Johannes um etwas Frist für den Branntwein; derselbe antwortete, er stehe nicht über, sondern unter dem Gesetz. Natürlich reizte das den Alten tüchtig und zeigte ihm, daß die Verbreitung des Christenthums das Umgehen der Gesetze bedeutend erschweren würde.

Die andere Ursache seiner Erbitterung lag wohl in zwei Briefen, welche die Gemeinde in Ambohipotsi (einer Kirche der Hauptstadt) an ihre hiesige Filialgemeinde sandte. Diese Briefe waren nach Form und Inhalt das unschuldigste Ding von der Welt, und doch veranlaßten sie Rainihazombola und den Polygamisten Rainivao, die Vorsteher dieser Filialgemeinde, eine Masse von Lügen anzuspinnen. Der eine Brief forderte sie nämlich auf, über die Wirksamkeit dieser Gemeinde in Rainihazombolas Distrikt zu berichten, in einer Weise, die fühlen ließ, es müsse sich etwas Großartiges darüber mittheilen lassen. Man fragte nach der Anzahl der Kirchengebäulichkeiten und ihrer Kosten, nach der Zahl der Prediger und Pfarrer, sowie der Schulkinder, wie viel Geld geopfert oder sonst für wohlthätige Zwecke beigesteuert worden sei. Wie man aber in den Wald ruft, so tönts heraus. Als Antwort wurden grausige Lügen in die Hauptstadt geschickt, die wohl in gut Englisch übersetzt noch weiter über das Meer wandern und in Missionsberichten figuriren werden!? — Der andere

Brief zeigte an, daß gegen das Ende Decembers eine halbjährige Versammlung in der Ambohipotsi-Kirche statthaben werde, bei der sechs Glieder von jeder Gemeinde erscheinen sollten, um über die weitern Bedürfnisse des Gottesreichs auf der Insel zu verhandeln. Diese Briefe, von Miss. Montgomery unterzeichnet (der an Toy's Stelle die Ambohipotsi-Gemeinde bedient), waren eine reine Privatsache; die beiden Vorsteher aber sagten dem Volke, es seien Briefe von der Königin eingetroffen, die den Gottesdienst betreffen. Man las die Schreiben am Sonntag und am Montag, doch wurde dabei die Unterschrift verschwiegen und eine lange Auslegung davon gegeben. Welche Ehre, von Ihrer Majestät eingeladen zu werden zu einer Zusammenkunft in der Ambohipotsi-Kirche! Sie widerfuhr natürlich blos denen, die sich zu jenen Vorstehern hielten; da konnte man nun sehen, welch ein ganz anderes Ding es war, Eins zu sein mit der Königin, und Eins zu sein mit diesen „Bishops" (wie man uns nannte). Das war zweifellos darauf angelegt, das Volk von uns abzuziehen, und das Gerücht von dem königlichen Schreiben breitete sich weithin aus.

Noch ein weiterer Umstand kam dazu. Rainihazombola hatte nämlich sein Versammlungshaus dicht neben den Fluß hingesetzt, der zwischen Betafo und seiner Wohnung hinfließt, daher Viele dahin kamen, theils um den neuen Saal zu sehen, theils um „die Briefe" zu hören. Wenn man nun dort Leute sah, die zu uns halten, erzeigte man ihnen große Aufmerksamkeit und redete sie etwa folgendermaßen an: „Kommt Ihr auch hieher? Wollet Ihr vielleicht auch mit der Königin Eins werden? So wollen wir Euren Namen aufschreiben und Ihrer Majestät Anzeige machen, daß auch Ihr mit Höchstderselben im Gottesdienst Eins sein wollt ꝛc." Manche waren einfältig genug zu glauben, man werde wirklich ihren Namen vor die Königin bringen.

Da dem Alten alle Großen in Vakinankaratra sozusagen vor den Füßen liegen, so daß Niemand gegen ihn mucksen darf, wird es Keinen wundern, wenn seine Plane ihm einigermaßen gelangen. Ratsimiraho bildet vielleicht eine Ausnahme unter den Vornehmen, aber ein Prozeß hält ihn in Menabe fest. Rasolo ist eine Null geworden, seit er einige Diebe frei gab; jetzt liegt er vor Rainihazombola im Staub und bittet um sein Leben; denn nach dem Gesetz verfiele er dafür in fünfjährige Sklaverei. So hat der Alte noch

viele Mittel, womit er die übrigen Großen bearbeiten kann, daß sie sich von uns trennen. Der Eine ist Vater von einer seiner Frauen, der andere sein Kamerad im Damenspiel ꝛc., doch läßt er es zu, daß der und jener, auf den Gottes Wort einige Anziehungskraft ausübt, noch immer zu uns komme. Am Sonntag vor dem Ausbruch dieser Verfolgung hatte ich einen vollen Saal; am nächsten Sonntag kamen nur 50 zusammen.

Da sich schon früher gezeigt hatte, daß der Alte nach einer ernsten Zurechtweisung etwas gefügiger wurde, entschloß ich mich zu einem Besuch bei ihm. Ich fragte zuerst, wie es sich mit jenem Königswort verhalte, das er über den Gottesdienst erhalten habe, und erhielt eine beruhigende Antwort. Ich hielt ihm dann sein Verhalten gegen uns und unser Werk vor und bezeugte ihm, daß er vor Gott und Menschen die Verantwortlichkeit für die Unwissenheit und Gottlosigkeit trage, in welcher dies Volk festgehalten werde, weil er es abhalte, zu uns zu kommen. Er brachte dann jenen Ambohipotsi-Brief vor und äußerte, derselbe sei eben jenes Königswort, worauf ich ihm bemerkte, daß er sich selbst zu einem Majestätsverbrecher erniedrige, indem er einen von einem Europäer unterschriebenen Brief für ein Königswort ausgebe. Da wurde er verlegen und suchte allerhand Ausflüchte. Ich ließ ihn auch wissen, sein Rühmen, wie er und seine Gemeinde „Eins" mit der Königin seien, reiche doch nicht weit, so lang er mit fünf Frauen lebe, die er zwanzig Mal öffentlich verstoßen und wieder angenommen habe, und so lang die Vorsteher und Glieder seiner Gemeinde in allerlei offenbaren Lastern beharren. Da drehte er aber das Gespräch und tadelte mich, daß ich sie verlassen und nicht, wie ich begonnen, fortgefahren habe sie zu unterrichten. Nun hatte ich ihn an den ganzen Verlauf meiner Wirksamkeit zu erinnern. Zum Schluß gab ich ihm zu bedenken, daß wenn sein Verhältniß zu uns nicht ein anderes werde, oder wenn es ihm glücken sollte, alle Leute von uns wegzuscheuchen, wir bei der Regierung anfragen müßten, ob es ihr Wille sei, daß wir vergebens hier sitzen, während das Volk tiefer und tiefer in Laster versinke; und dann werde er für den Stand der Dinge verantwortlich gemacht werden. Er wollte dies nicht auf sich liegen lassen, sondern schob die Schuld auf Andere.

Am Sonntag nach Weihnachten begann ich auch in der Predigt diese Lügen aufzudecken. Beim Gehen wollte ich beiden, Rainiha-

zombola und Rainivao, ein Exemplar unseres Katechismus überreichen; sie baten sich aber Bedenkzeit aus, ob sie ihn annehmen wollten. Die Versammlung war doch ziemlich groß, auch fanden sich viele Volksältesten dazu ein. Mich wundert, daß er, soweit mir bekannt wurde, in den Versammlungen der Umgegend noch Niemand dazu gebracht hat, sich von uns zu trennen. Die hiesigen Taufkandidaten haben sich, seit dies Ungewitter ausbrach, sehr eifrig zum Unterricht eingefunden; ihrer zwanzig hoffe ich nächstens zu taufen.

In der Gemeinde wechseln erfreuliche Erfahrungen mit den betrübenden. Ramasimanana, ausgeschlossen wegen Unzucht und Völlerei, hat Buße gethan und ein Bekenntniß abgelegt, worauf er wieder zum Abendmahl zugelassen wurde; dasselbe gilt von seiner Frau, die auch der Untreue angeklagt war; beide zeigen sich seither begieriger nach Unterweisung. Daniel hat mit Gottes-Hilfe seine Schoßsünde, das Trinken, überwunden. Dagegen hat Hosea in der Hauptstadt sich von seiner Frau geschieden und eine andere genommen; seinem Schwager, der ihn um die Ursache befragte, gab er den Bescheid: Die Guten und die Bösen können nicht beisammen wohnen. Dann gieng David neulich hin und verheirathete sich mit einer Heidin, und ich konnte es nicht hindern, weil die Eltern sie seit Jahren für einander bestimmt hatten. Er hatte warten wollen, bis er aus der Schule komme, aber ihr Vater hatte erklärt, wenn er sie haben wolle, müsse es schnell geschehen, er, der Vater, könne sie nicht länger bewachen. Sie will nun Christin werden, zeigt aber wenig Interesse fürs Lernen. Das hat natürlich viele Unannehmlichkeiten im Gefolge; denn eine ganze Anzahl in der Jugend getaufter Jungen wird nun an solche von den Eltern früher ausgedachten Verlobungen erinnert. Auf die Mädchen macht das weniger Eindruck, wohl darum, weil die Mütter wegen der Hilfe, die sie in Hausgeschäften leisten, sie nicht gern gehen lassen.

Am 25. November schied Rangita nach kurzem Krankenlager aus dieser Welt, und ihr Ende war in sofern erbaulich zu nennen, als sie ihre bekannte Furcht vor dem Tode völlig verloren hatte und die Todesbotschaft ruhig, ja freudig von mir annahm. Ich las ihr noch Joh. 17, 3 und betete; so schieden wir für dieses Leben. Bei ihrem einfachen Begräbniß, an der Seite ihres Mannes, sprach ich über dieselbe Schriftstelle. Ihr einziges Kind, eine Tochter, langte

erst nach der Bestattung aus der Hauptstadt hier an. Stirbt diese, so sind zwei Frauen unserer Gemeinde zu ihren Erben eingesetzt."

In Ambohiponana, der südlichsten Station der Norweger, (im District Manandona), hatte Pedersen einen Kampf um die Besetzung jenes Landstrichs zu führen. Er war im Oct. 1871, nachdem er in der Hauptstadt die Sprache erlernt, nach Sirabe gezogen, um diese Station weiterzuführen, nachdem ihr Pastor Borgen sich der Untersuchungsreise nach der Westküste angeschlossen hatte; er hatte dort manchfache Gelegenheit gefunden, sich in der öffentlichen Verkündigung des Worts zu üben. Von hier aber begab er sich (14. Dec.) nach Manandona, um den Helfer Nygaard abzulösen, welcher in Folge seiner minderen Sprachfertigkeit nicht vermögend war, dem eingebornen Prediger Faralahy gehörig die Spitze zu bieten. Dieser Faralahy nämlich, obgleich später als die Norweger auf die Station gelangt, war doch mit ungemeiner Keckheit aufgetreten und hatte auf den ausschließenden Gebrauch des Bethauses Ansprüche erhoben. Pedersen unternahm es, diesen Kampf durchzuführen, und das glückte ihm durch vorsichtige Behandlung sowohl des Volks als des Oberbeamten Ramanankatina, weiter auch durch energische Berufung auf das Empfehlungsschreiben, welches die Regierung seiner Zeit den Missionaren ins Betsileoland mitgegeben hatte. Nicht wenig trug auch des Oberbeamten Bruder Rasafitsi dazu bei, den Norwegern den Sieg zu verschaffen; denn dieser ließ sich von Pastor Borgen taufen. Nach einigen heftigen Auftritten im Bethaus, kam es endlich am 3. März 1871 zu einer Entscheidung. Faralahy, der umsonst in der Hauptstadt sich nach Hilfe umgesehen hatte, mußte in öffentlicher Versammlung eingestehen, daß das Gebot der Königin, auf das er sich berief, eine bloße Redensart war, während Pedersen eine bestimmte Empfehlung von Seiten der Königin vorlegen konnte. Das Volk fühlte sich durch Pedersens Erklärung, daß die Norweger ebenso gute, ja im Grunde bessere Protestanten seien als die Londoner &c., so angesprochen, daß die große Mehrheit sich ihm anschloß. Faralahy aber verließ die Stadt und siedelte sich an einem andern Orte zwischen ihr und Sirabe an, um wenigstens die übrigen Gemeinden im Manandona-District an sich zu ziehen. Doch auch darin konnte ihm Pedersen

wirksamen Widerstand leisten, indem er wenigstens die zwei nächsten Orte südlich von Ambohiponana der nordischen Mission sicherte, trefflich unterstützt von Rasafitsi, der sich bereits als Lehrer brauchen ließ.

Pedersen fühlt wohl, wie wenig wünschenswerth eine so streitbare Missionspraxis ist; aber er ist überzeugt, daß er hier fest hinstehen mußte, wenn er nicht bei vielen der eingebornen Prediger die Lust aufkommen lassen wollte, in gleicher Weise Europäer aus ihren Wirkungskreisen zu verdrängen; denn wäre es diesem Vormann der Madagassen gelungen, so hätte er sich damit ohne Zweifel bei Gleichgesinnten einen großen Namen erworben und sie zur Vertreibung der Norweger aus allen ihren Stationen aufgerufen.

Am 2. Pfingsttag (29. Mai) brannten 10 Häuser vor Pedersens Wohnung ab; es gelang ihm aber, sowohl diese als das Bethaus und Rasafitsis Haus zu retten, obwohl er sich dabei das Gesicht ziemlich verbrannte. Damit hatte er sich beim Volke ein solches Ansehen erworben, daß er nach dem Löschen viele Glückwünsche und Geschenke erhielt, „während die Abgebrannten leer ausgiengen!“

Im Juni besuchte Pedersen einen im Süden gelegenen District Bemahazambina, der für so fieberisch gilt, daß sich Europäer dort kaum niederlassen können. Man hatte ihn mehrmals dorthin eingeladen; als er aber endlich erschien, schracken die Leute vor ihm fast zurück; man hatte mittlerweile das Gerücht ausgesprengt, er sei ein schrecklicher Kerl, der Menschen tödte und verspeise!

Pastor Borgen in Sirabe konnte von zwei Taufhandlungen berichten, die er im Herbst 1871 vollzogen hatte. Der eine Täufling war ein Sclave, Rakatovao, der sich, obgleich wenig begabt, im Katechismus ziemlich gut beschlagen zeigte; er hatte ernstlich nach der Taufe verlangt und sich bei Nilsen etliche Monate lang fleißig zum Unterricht eingestellt, so daß er sich die nöthige Erkenntniß endlich aneignete. Trotz seiner natürlichen Zurückhaltung und Verblüfftheit darf man hoffen, daß er zu den ernsteren Charakteren unter den Madagassen gehört, welchen das Christenthum wirklich eine Herzenssache scheint. Zwei Sclavenkinder, der Christin Rafaranary angehörig, wurden zugleich mit ihm getauft. Darnach wurde dies Sacrament einem Huwa-Ehepaar, Rainimanantsoa

und seiner Gattin ertheilt, welche Pedersen unterrichtet hatte, Leute, die auch nicht blos des Brauchs halber sich der Gemeinde angeschlossen haben. „Der Mann wird wohl bald eine Anstellung als Lehrer bei uns suchen, wie das so ziemlich das allgemeine Streben ist. Zum Abendmahl wurde noch keiner dieser Täuflinge zugelassen, da man am besten thut, den Madagassen den Zutritt zu demselben nicht allzuleicht zu machen.

„Vor einiger Zeit kam die Nachricht, daß den Gemeinden in Antananarivo die Gelder ausgegangen seien, daher sie die von ihnen ausgesandten Lehrer nicht länger unterhalten könnten; deßhalb wurde solchen die Wahl gelassen, ohne Lohn auf ihren Stellen zu verbleiben oder nach der Hauptstadt zurückzukehren. Natürlich wählten sie das Letztere; so wurden wir denn von einigen unserer Gegner befreit, (z. B. von jenem thörichten Faralahy), die sowohl uns als auch denen, zu welchen man sie gesandt hatte, im Ganzen doch nur eine große Plage gewesen waren. Was sie für die Ausbreitung des Gottesreichs ausgerichtet haben, weiß der Herr; unsern Augen scheint es jedenfalls sehr wenig. Nach dem, was wir gehört und theilweise gesehen haben, war ihr Wandel ein so trauriger, daß das Volk, welches sie heimsuchten, an dem 'neuen Frohndienst' (Fanampoana, so nannte man den Gottesdienst) einen rechten Ekel fassen oder mindestens sich höchlich wundern mußte, was denn das Ganze bedeute, und zu welchem Zweck man in Antananarivo derartigen Männern so bedeutende Geldsummen anbieten möge.

„Doch ists noch nicht so weit gekommen, daß man in der Hauptstadt diese ganze Aussendung als eine verfehlte Sache aufgeben wollte; vielmehr hat man erreicht, daß einer oder der andere Jünger dieser Lehrer nun etwas buchstabiren und in einer Versammlung reden kann, also ein 'Mahai', ein ganzer Mann geworden ist, der fürderhin keinen Lehrer braucht, sondern sich selbst genügt. Der Vortheil ist nur, daß die jetzigen Lehrer sich nicht mehr brüsten können, Sendboten Ihrer Majestät zu sein. Kaum war Faralahy von Ampandrotrarana gewichen, als auch schon Razakamanana an seiner Statt auftrat, zu predigen und die Sakramente zu verwalten. Vor einer Woche taufte er drei Personen, die natürlich von der Bedeutung der Taufe so wenig wissen als er selbst; und obgleich ich ihn oft ermahnte, an unserm Unterricht Theil zu nehmen, hat er sich nicht einmal dazu eingefunden. Doch kam er jüngst und be-

merkte, es stehe doch schlimm mit seinem Predigen, da er von Gottes Wort nichts verstehe; allein trotz meiner wiederholten Einladung hat er doch den Weg in unsern Unterricht noch nicht gefunden. In Geldsachen dagegen ist er sehr fleißig, und schickt mir eine Botschaft um die andere, die Miethe für mein Wohnhaus einzutreiben.

„Obgleich die Drohungen der Regierung gegen alle, welche sich dem Gottesdienst nicht anschließen wollen, unausgeführt bleiben, kommen dennoch auf unserer Station am Sonntag gegen 300 Zuhörer zur Predigt. So lange man eine solche Zahl Leute um sich hat, darf man sicherlich nicht klagen. Nach der nächsten Regenzeit denke ich mir ein Wohnhaus zu bauen, um damit der Stadt zu entrinnen, was mir je länger je wünschenswerther erscheint. Durch Rainikietamanga ließ ich von der jüngst verstorbenen Prinzessin Rahandzakka einen Bauplatz kaufen, für den ich dann jenem Mittelmann als dem Eigenthümer jährlich 2 Dollars zu bezahlen habe. Die Kirche habe ich verschönert, und bin im Begriffe, sie durch den Bau von Chor, Altar und Kanzel noch zu vervollständigen.“

In Alakamisi hatte Pastor Stueland längere Zeit unter einer sehr gleichgültigen Bevölkerung gewirkt; manche mochten wohl lesen lernen, hatten aber wenig Beständigkeit, und um die Taufe kümmerte man sich nicht. Immerhin kamen am Sonntag, wenn es gut gieng, etwa 100 Personen zum Gottesdienst. Nebenher besorgte er als Außenstation Habilalana, wo sein Gehilfe Ramanamiraho arbeitete. Und hier war eine Abendmahlsgenossin Rafaravavy, der es dann gelang, auch ihren Gatten und etliche Verwandte nachzuziehen, die im April und Mai 1871 die Taufe empfiengen, aufrichtige, Hoffnung erweckende Leutlein.

Nun aber hatte man beschlossen, Stueland solle einen neuen District Fisakana, den östlichsten des Betsileo-Gebietes, in Angriff nehmen. Zu diesem Zweck machte er mit Dahle eine Untersuchungsreise in das Land und fand es niedriger gelegen als die Stationen im Westen, doch gesund, bewässert vom Imania, einem der größten, nach Westen fließenden Ströme der Insel. Da man 1000 Steuerpflichtige darin zählt, was auf etwa 10,000 Einwohner schließen läßt, kann der District für ziemlich bevölkert gelten; auch war gerade kein Lehrer darin angestellt. Ein Mann, der etwas lesen konnte,

sollte zwar die Versammlungen in Fandriana, der Kreisstadt, leiten; da er aber sich selbst der Aufgabe nicht gewachsen fand, hatte er die norwegischen Brüder um die Besetzung des Districts angegangen. Dieser Mann nun, Rainitsitohaina mit Namen, war froh, daß die gewünschten Lehrer kamen. Weniger geneigt zeigte sich der Oberbeamte Rainilehimainti. Doch da die Missionare Empfehlungsbriefe von Andriantahiri, dem Vasallenfürsten dieses (und des Lohavano) Districtes mitbrachten, war an der Stimmung seines Untergebenen wenig gelegen. Andriantahiri, obgleich Katholik, vermiethete den Norwegern sogar sein Haus in Fandriana.

So rüstete sich also Stueland zum Umzug von Alakamisi nach Fandriana. Er hatte noch die gewöhnlichen Nöthen mit den Trägern zu beseitigen, die gerade dann sich gern Zeit zum Feilschen nehmen, wenn sie sehen, daß man den Aufbruch beschleunigen möchte; sie meinen bei solcher Gelegenheit, mit irgend welchen Forderungen durchdringen zu können. Freundlicherer Art war eine andere Verzögerung des Abschieds: gar viele kamen, den Lehrer noch einmal zu sehen; viele wollten ihm auch noch Geschenke überbringen; etliche hatten sogar etwas Geld zusammengelegt, das sie mit herzlichen Dankbezeugungen für die Mühe, die er sich mit ihnen gegeben, überreichten, während andere Hühner als ihre Gabe mitbrachten. Es ist gewöhnlich bei solchen Anlässen, daß der Madagasse seine Höflichkeit oder seine Vorliebe für Missionare noch irgendwie zu bethätigen sucht.

In drei Tagen (22—25. Mai) war die Reise über Betafo nach Fandriana zurückgelegt, nachdem freilich am vorletzten Tage die Träger, wie sie erklärten, sich todtgelaufen hatten, da sie zehn Stunden lang über unangebaute Höhen ohne Rast und Speise hatten auf- und absteigen müssen.

Der Empfang war nicht gerade aufmunternder Art. Herr Rainilehimainti machte Schwierigkeiten und wollte nicht einmal das von seinem Fürsten an den Missionar vermiethete Haus öffnen. Er müsse erst, meinte er, weitere Verhaltungsbefehle einholen; mittlerweile könne Stueland in einem andern Hause wohnen. Dieses war aber ein so elendes Bauwerk, daß der Norweger sich entschieden weigerte, es zu betreten. Sein Haus müsse ihm geöffnet werden; erweise sich nachher der Miethcontract als gefälscht, so mache er sich anheischig es zu räumen; er werde aber alsbald nach der Hauptstadt berichten. So nach und

nach wurde der Beamte gefügiger und öffnete das Haus des Fürsten, zeigte sich auch fernerhin freundlich.

Fandriana mag, mit Einschluß einiger außerhalb des Grabens stehenden Wohnungen, etwa 100 Häuser zählen. Des Fürsten Haus, wohl etwas besser als die gewöhnlichen, ist doch wie sie alle nur von Holz gebaut und zwar sind die Planken so ungenau gelegt, daß der beständige Luftzug dem Europäer leicht eine Erkältung beschert, bis er sich mit Matten dagegen schützt. Ungeschickter Weise stand es auch dicht zwischen andern Häuser eingeklemmt, was bei etwaigen Feuersbrünsten (und die Madagassen gehen mit Licht gar unvorsichtig um) nicht vielen Hoffnungen Raum ließ.

„Neulich brannten 2 Häuser nieder. Borchgrevink war gerade auf Besuch bei mir, als spät Abends der Feuerjohruf erscholl. Ich tauchte gleich den Teppich ins Wasser, um die Funken vom nächsten Dach abzuhalten. Da wir aber hinaustraten, sahen wir, daß das Bethaus am gefährdetsten war, und wenn das niederbrannte, so war es um den größten Theil der Stadt geschehen. Also stieg ich auf den First des Hauses, während der Freund unten Arbeit fand; viele Eingeborne folgten mir und halfen die Funken ausschlagen, die mit Macht aufs Grasdach niederregneten, denn die brennenden Häuser standen nur wenige Ellen vor dem Saal und der Wind trieb die Flammen gegen uns. Alles rief: Andria manitra! mivavaka, mivavaka izahai! 'Gott, wir beten, wir beten!' Es glückte uns gegen alle Erwartung, das Bethaus zu retten; da verwandelte sich dann der Ruf in: misaotra anao Andria manitra izahai! „wir danken Dir, o Gott!" Wie weit diese Heiden es aufrichtig meinten mit ihrem Beten und Danken, mag zweifelhaft bleiben; immerhin dürfte es seinen Nutzen haben, daß das Bethaus erhalten wurde. Das Volk hat dasselbe im letzten Jahre erbaut; es ist ziemlich groß, und wenn auch unschön, doch besser als irgend sonst ein Gebäude."

Außer diesem Versammlungshause bestehen noch drei andere, nach Osten, Süden und NW. etwa 3 Stunden weit abgelegene. Eine dieser Gemeinden wollte den Norweger bis jetzt nicht aufnehmen, weil er mit den Londonern nicht Eins sei; und da dieser Ort am Weg von der Hauptstadt nach Fianarantsoa liegt, was immer einen lästigen Zudrang geschwätziger Residenzler mit sich führt, schien es dem Missionar nicht gerathen, diese Leute in seinen Bereich zu ziehen. Ihm genügt die Arbeit unter den drei Gemeinden, deren je eine

Sonntags von ihm bedient wird; in zweien derselben steigt die Zuhörerzahl leicht auf 600 Seelen, nur die östlichste, dem Urwald nahegelegene, ist ärmer an Menschen. In dieser unterrichtet er an drei Wochentagen 12 Kinder, während die andern drei Tage der Hauptschule gewidmet werden, welche aber auch nur 16 Schüler und Schülerinnen zählt; ihrer viel mehrere haben sich als lernbegierig aufschreiben lassen, es scheint aber mehr, um dem königlichen Befehl nachzukommen, als daß ein wirklicher Wissensdurst sie beseelte.

Der „Lehrer" aus der Hauptstadt, der bisher in Fandriana gepredigt und geschult hatte, war fast mehr ein Schaden als ein Nutzen für die Leute gewesen. Er handelte nach dem vorherrschenden Brauche der eingebornen Lehrer: „Taufen und Nachtmahl austheilen, ohne zuvor zu unterrichten!" Ja dieser Mann soll die Leute durch Drohungen dahin gebracht haben, sich taufen zu lassen; so habe er auch auf jenem Außenplatz Mahazina 14 Personen an einem Tage getauft, nicht blos ohne jeden katechetischen, sondern überhaupt ohne irgend welchen Unterricht. Getaufte in Fandriana selbst gibt es nur fünf, den oben erwähnten Rainitsitohaina, seine zwei Söhne und zwei andere Jünglinge; drei von diesen können etwas lesen.

Es sieht nun darnach aus, als werde von der Hauptstadt aus den Norwegern entgegengewirkt. Ein Brief aus Antananarivo mit Grüßen von zwei der dortigen Gemeinden trug dem Oberbeamten auf, die fünf Getauften schleunigst nach der Hauptstadt zu schicken; der unterzeichnete Name des Briefstellers war aber durchstrichen und so unleserlich gemacht, daß Rainilehimainti kein Gewicht auf die Weisung legte und die Getauften nicht fortsandte. Stueland vermuthet, der frühere Lehrer werde diesen Brief geschrieben oder doch veranlaßt haben, um bei den Lernenden in Fisakana den Gedanken zu erwecken: da sie selbst schon fertige Christen seien, brauchen sie nichts von den nachrückenden Europäern anzunehmen. Indeß hoffen die Norweger, wenn sie mit Geduld, Weisheit und Ausdauer ihr Werk forttreiben, werde die Wahrheit sich schon den Weg bahnen. Sie fürchten sich auch nicht, daß vorübergehende Unfreundlichkeiten des Fürsten Andriantahiri, die wohl katholischem Einflusse zuzuschreiben sind, ihre Stellung wesentlich beeinträchtigen können.

Die vorstehenden Auszüge mögen uns einen Begriff von der Sachlage im Betsileolande geben, das freilich auch vom Quäker Sewell als besonders arm an wirklichen Bekehrungen geschildert wird. Allein es ist doch schon etwas Großes erreicht, wenn das Evangelium überall ohne Hemmniß verkündigt werden darf, und die Norweger erkennen das der Mehrzahl nach dankbar an. Wenn sie je und je, wie z. B. Miss. Engh (S. 56.) Andeutungen fallen lassen, als tragen nur sie die Last des Tags, während die Londoner sich in fröhlichen Illusionen über das frische Wachsthum der jungen Kirchen ergehen, so ist das wohl aus der gereizten Stimmung des Augenblicks zu erklären. Die veröffentlichten Berichte der Londoner Missionare sind allerdings weder so eingehend, noch so vertraulich, wie die der Norweger; daß sie aber besonders schön gefärbt seien, läßt sich ihnen nicht nachsagen. Miss. Jukes hat in seiner Erzählung vom zweiten Besuch in Südbetsileo (Juli—October 1869) die Schattenseiten der Zustände in der Kreisstadt Fianarantsoa und ihrer Umgebung treulich geschildert: wie an einem Ort Prediger aufgetreten seien, die allerlei Unzucht als das dem Volke anbefohlene Christenthum lehrten, wie an einem andern ein Gouverneur, der 12 Frauen hatte, sich als Lehrer aufthat ꝛc., wie leider die wenigen alten Christen überall aufhören Stimmführer und Tonangeber zu sein, weil die neuen Jünger sich mit Gewalt vordrängen, um die Leitung der Gemeinden in ihre Hand zu bekommen. Da „lernen und lehren nun Viele, und Alle wollen Christen sein oder werden, aber nur wenige folgen Christo nach". Ganz ebenso offenherzig sprechen sich die vier Missionare aus, welche die Londoner Gesellschaft derzeit in Fianarantsoa stationirt hat. Wie stutzen sie, wenn sie hören, welcherlei Leute schon getauft sind — ohne allen Unterricht ohne Buße und Glauben. „Ich wunderte mich denn doch über die herrschende Unwissenheit," schreibt Brockway, „über die Verdrehungen des Christenthums, den Zwang, der viele ins Bethaus bringt und die große Zahl getaufter Heiden" (d. h. Getaufter, die noch im Wesentlichen Heiden sind.) Und Missionar Richardson schrieb nach zweijähriger Arbeit in Fianarantsoa: „Tag für Tag sehe ich deutlicher die Schwäche, ja die Schlechtigkeit der hiesigen Gemeinden; und dieselben auszusäubern, ist eine Aufgabe für einen Herkules. Ich allein bins nicht im Stande, denn die Huwas hier sind alle träg, und viele von ihnen geradezu böse! Von je 20 Kirchengliedern kann

nur einer lesen und schreiben! 300 vermögen das Vaterunser herzusagen, und die Mehrzahl auch die zehn Gebote; aber nur 150 können lesen. Und das Schlimmste daran ist, daß das (zum Theil) von Leuten gesagt werden muß, die um ihres Glaubens willen Verfolgung zu leiden hatten."

Der letzte Bericht der Londoner führt 94 Stationen im Betsileolande auf mit 2333 Kirchengliedern und 54,600 Zuhörern, an denen 252 eingeborne Lehrer arbeiten. Wahrscheinlich ist darunter nur die Zahl der in Südbetsileo, im Norden des Imania, angestellten zu verstehen; und jene Lehrer, welche den Norwegern so viele Noth bereiten, sind unter den 2000 zu suchen, die mit den Kirchen der Hauptstadt in Verbindung stehen. Nach dem Jahresbericht der Londoner nämlich, hat jede der 9 Gemeinden in der Hauptstadt eine Menge von Außenstationen zu besorgen übernommen; eine, Ampamarinana, zählt deren 115; bei weitem die größte Anzahl von Predigern aber — der Bericht nennt 518 — wird von der Ambohipotsi-Gemeinde ausgesandt und unterhalten. Diese Zahlen lassen allerdings auf ein höchst absonderliches System der Kirchenverfassung schließen, ein System, das auch in einem Uebergangsstadium, wie das jetzige auf der Insel ist, als völlig beispiellos und namenlos bezeichnet werden darf und höchstens den Vorzug der Neuheit vor andern Verfassungsformen voraus hat.

Außerhalb der Provinz Betsileo ist bis jetzt von den Norwegern noch wenig gewirkt worden. Ueber eine Untersuchungsreise, die Pastor Borchgrevink im Verein mit Miss. Dahle (Sept. 1871) nach der Provinz Antsianaka machte, berichten beide Missionare ungefähr Folgendes:

Die Londoner in Antananarivo hatten zwar den Wunsch ausgedrückt, wir möchten diese Reise unterlassen. Da wir sie aber schon längerher beschlossen und die Träger dazu gemiethet hatten, mochten wir sie nicht aufgeben, sondern erklärten nur, daß wir keine Vorbereitungen treffen wollten, das Land zu erobern, sondern uns damit begnügen würden, es zu besehen, ohne für jetzt irgend welche schismatische Aussaat unter einem Volke vorzunehmen, das nach ihrer Ansicht in Verbindung mit ihnen stehe. Behaupteten sie doch, dort 50

Kirchen zu haben, was ihnen das volle Recht gab, den District als ihr Missionsgebiet anzusehen.

Wir reisten am 11. Sept. aus der Hauptstadt ab, froh, für eine Weile die frische Landluft zu athmen; denn eine Stadt von der Größe Christiania's, und aller Sanitätsmaßregeln baar, macht auch wohlhabenden Madagassen in der Sommerhitze einen Ausflug willkommen, wie viel mehr Europäern. Die Provinz Emerina ist etwa eine Tagereise weit im Norden der Hauptstadt, sehr bevölkert; Städtchen reiht sich an Städtchen mit mehr oder minder geschmackvollen, halb- oder ganzfertigen Versammlungshäusern. Das Land ist weniger anziehend; der nackte rothe Boden guckt überall heraus. Am Nordende dieses volkreichen Strichs ragte eine ziemlich große weiße katholische Kirche empor, und im nahen Städtchen hieng der Rosenkranz an den Wänden; man sagte uns, alles hierherum sei katholisch und mon père besuche sie häufig.

Weiter nördlich wird die Bevölkerung bedeutend dünner; und als wir höher stiegen, hörte sie ganz auf. Auf dem wohl 8000′ über dem Meer gelegenen Plateau froren wir dermaßen, daß uns nach Handschuhen gelüstete. Heidearten und Farnkräuter bedeckten den Boden und erweckten Heimatserinnerungen. Den ganzen nächsten Tag verfolgten wir so die Wasserscheide der Insel, ohne einen Bach überschreiten zu müssen; europäische Getreidearten würden hier sicherlich gedeihen, wenn die Königin je Land an Einwanderer verkaufen oder überhaupt die reichen Schätze der Insel heben wollte.

Auf das Hochland folgt eine lange schwachbewohnte Ebene, auf welcher Antsozorabe der bedeutendste Wohnplatz ist. Hier fanden wir einen Lehrer aus der Hauptstadt, dem wir einen Brief vom (Londoner) Missionar Pearse mitbrachten; dieser pflegt nämlich den Ort einmal jährlich zu besuchen. — Ein Waldgebirge trennt Antsianaka von Emerina; hat man es überstiegen, so gehts durch niedrigere Ebenen weiter, die eigentlich nur eine Fortsetzung der Moramanga-Ebenen sind. Hier kamen wir über die Quellen des (ostwärts fließenden) Mangoraflusses, und ebenso über westwärts rinnende Bächlein, und betraten allmählich üppigere Landschaften, mit Mango- und Feigenbäumen geschmückt. Die Einwohner dieser Provinz werden nicht zu den Frohnarbeiten (Fanampoana) in der Hauptstadt angehalten, sondern haben nur jeden dritten oder vierten Monat der Königin für jeden steuerpflichtigen Mann ein Stück Holz,

einen Balken oder deß etwas nach Antananarivo zu tragen, dazu alljährlich etwas Matten und Körbe, wie sie die Weiber hier in ausgezeichneten Arten verfertigen; immerhin eine beschwerliche Form, die Abgaben einzutreiben! Die Provinz gilt für eine der reichsten im Binnenlande und lebt besonders von Viehzucht, wie auch reiche Huwas der Hauptstadt und die Königin selbst hier große Heerden halten, die auf den weiten Grasebenen weiden.

„Wir kamen am Nachmittag des 16. nach Ambatandrazaka, der Hauptstadt von Antsianaka, die mehrere 100 Häuser und vielleicht 3000 Einwohner zählt, auch in einer ziemlich bevölkerten Gegend liegt. Der ältliche treuherzige Gouverneur Ratsimihiara, ein Officier des 12. Grads, bezeigte sich freundlich und zuvorkommend. Aufgefordert von der Gemeinde predigten wir am Sonntag (17.) zweimal im großen, wohlgebauten Bethaus, das die Leutlein selbst zu Stande gebracht hatten, vor einer zahlreichen Versammlung — von fast 1000 Seelen, — die größtentheils alle geziemende Ordnung beobachteten und aufmerksam zuhörten. Der Gouverneur saß auch auf dem Rednerstuhl neben dem Prediger, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; und diese Gemeinde gilt für die Mustergemeinde in ganz Antsianaka. Sie hat zwei Vorsteher, die es freilich noch nicht weiter gebracht haben, als daß sie mit vielen Anstößen sich durch ein Kapitel der Bibel durchbuchstabiren können. Der eine machte alsbald einen bessern Eindruck auf uns als die meisten Huwaprediger; er erkannte ganz aufrichtig die Unzulänglichkeit des Unterrichts an, der dem Volke bisher geboten werden konnte, und wünschte, daß ein europäischer Lehrer käme und sich da niederließe. Sein Kollege aber schien alles für gut zu halten, wie es eben stand, und allein vom Fortfahren im gegenwärtigen Geleise die wünschenswerthe Vervollkommung zu erwarten. Und diese beiden Männer sind, wie sich ergab, die einzigen Lehrer in der ganzen Provinz. Einstweilen sollen der Getauften in Ambatandrazaka nur 7 sein, während 50 Kommunikanten (!) gezählt werden.

„Am Montag (18.) setzten wir die Reise nordwärts fort längs dem großen karpfenreichen Landsee Aliotra, (oder Ilautra), dessen nördliches Ende wir erst am Dienstag Vormittag erreichten; wir fanden diese Landschaft sehr bevölkert; es liegen da wohl sechs verhältnißmäßig große Städte keine zwei Stunden Wegs von einander.

„Machten aber schon die armen Leute am Südende des Sees

einen schlechten Eindruck — einige mit ihrer Trunkenheit, andere mit ihrer Fremdenscheu, ihrem querköpfigen und geldgierigen Wesen, so ließ sich bei denen, die um das schön ausgestattete Nordende herum wohnten, von irgend welchem christlichen Einfluß noch weniger entdecken. Wohl verehrte uns ein Beamter Reis für unsere Träger; auch erregten Fernrohr und Brennglas in Bohitsoa große Aufmerksamkeit und die Leute zeigten sich freundlich; aber wie wir nach Maherimandrazo kamen, stießen wir auf eine Masse von Grabsteinen, umringt von einem Wald aufgerichteter Holzstämme, auf denen dürre Ochsenschädel prangten, zur Ehre gestorbener Häuptlinge, bei deren Begräbniß die früheren Eigner jener Schädel geschlachtet worden waren; darunter befand sich auch ein geschnitzeltes Bild eines Menschenkopfes, das auf einer langen dünnen Stange im Wind hin und her schwankte. Auf den Grabsteinen standen irdene Krüge und Flaschen zum Dienst der Verstorbenen, falls sie dürsten sollten. Andere Grabsteine waren mit einem Tuch bedeckt, auf das man Reis gestreut hatte. Aus einem nahen Hause erscholl ein unaufhörliches Getrommel und das Geheul trunkener Leute, während vor dem Hause auf einer hohen Stange etwas wie eine Vogelscheuche schwebte und gaukelte, ein Menschenbild mit Hemd und einem rothen Zeug um den Kopf ausstaffirt. Es war eine Begräbnißfeier, bei der umsonst versucht wurde, ein Gespräch anzuknüpfen, da die meisten betrunken, die übrigen scheu und bange waren. Statt dessen bestiegen wir den Hügel, an dem die Stadt liegt, und hatten die herrlichste Aussicht nach allen Seiten, am meisten auf den See und seine Umgebung. Wir überschauten seinen Abfluß am Nordende, in dem Strom, der ostwärts fließt und sich eine Tagereise nördlich von Tamatawe ins Meer ergießt, sowie die flachen grasbewachsenen Ufer. Dann trafen wir mit einem sehr zuvorkommenden Huwa-Edelmann zusammen, der für einen kranken Freund Sorge trug; diesem war in einer Schlägerei von Betrunkenen der Schädel zerschlagen und das Hirn blosgelegt worden, daher wenig Hoffnung auf Genesung gegeben werden konnte. Doch wurden wir zum Dank für die gereichten Mittel nicht nur mit Geschenken an Geflügel und Reis überschüttet; der Edelmann schlachtete noch einen Ochsen für uns und unsere Träger."

Weiter nördlich kommt man fünf Tage lang durch menschenleere Strecken, nach welchen man auf einen ziemlich zahlreichen Sakalavenstamm trifft, der den Huwa unterworfen ist und von einem Huwa-

Gouverneur in Imandritsara regiert wird. Diese Stadt, größer als Ambatandrazaka, mit einer bedeutenden Huwagarnison, liegt nur drei Tagereisen weit von der Hafenstadt Maransetra in der Antongilbai, die wir früher mit dem Missionsschiff besucht haben.

„Während Dahle sich nach der Küste begab, kehrte ich nach Ambatandrazaka zurück, wo ich noch viel mit Kranken zu thun hatte. Dann gieng ich, meist zu Fuß, um die ermatteten Träger zu schonen, in das sechs Stunden südlicher gelegene Mangatany. Da kam ich mit einem Manne auf den Gottesdienst zu reden. Auf die Frage, ob sie sich am Sonntag versammeln, antwortete er, freilich thun sie das, pünktlich an jedem Sonntag. — Ob sie einen Lehrer haben? — Natürlich hatten sie einen. — Was er sie denn lehre? — Das konnte er nicht sagen; denn sobald sie aus dem Hause herausgetreten seien, erinnern sie sich nicht mehr an das was der Prediger gesagt habe; was aber das Singen betreffe, so gehe das prächtig rc.

„Statt der 50 Kirchen in Antsianaka, welche die Londoner zu haben behaupteten, scheinen es nur 10 Orte zu sein, an welchen man sich sonntäglich versammelt, d. h. singt und sich unterhält, so gut es geht. Getaufte finden sich blos an fünf derselben. Auf meinem Wege durch die Moramanga-Ebene kam ich an zwei Versammlungshäusern vorbei, erfuhr aber nachträglich, daß keine Lehrer dort seien. In einem Dorf, wo ich zu Mittag speiste, sammelte sich eine ganze Schaar um mich, die ich fragte, ob sie auch von der 'guten Botschaft' gehört haben. Die wenigsten verstanden, um was es sich handle; doch äußerte eine alte Frau, es sei wohl das Beten, was ich meine. Sie sagten, sie haben ein Bethaus und kommen da sonntäglich zusammen; doch besitzen sie keinen Lehrer und wüßten nicht was das Beten bedeute. Ich versuchte ihnen einen kleinen Einblick in den Rathschluß Gottes zu unserer Erlösung zu geben, wie Er seinen Sohn auch für sie gesandt habe, daß sie von ihren Sünden sich zu Ihm wenden rc. Die Mehrzahl aber der armen Leute schien keinen Geschmack an dieser Botschaft zu finden; sie wußten, daß sie sterben müßten, sehnten sich aber nicht nach einem Heilmittel dagegen, noch verlangte sie es nach dem ewigen Leben.

„In Amboansary predigte ich am Sonntag (24. Sept,) Vormittags und Nachmittags einer kleinen Schaar von Heiden, die still und aufmerksam zuhörten. Dann giengs durch ziemlich schwach bevölkerte Strecken nach Antananarivo zurück."

Borchgrevink glaubt jedenfalls, daß die Provinz Moramanga-Antsianaka als Missionsgebiet in allen Beziehungen weit hinter dem von den Norwegern besetzten Betsileolande zurückstehe; entstünde aber die Frage nach weiterer Ausbreitung ihrer Wirksamkeit, so wäre dort Raum für mindestens fünf Missionare.

Miss. Dahle war indessen nach Tamatawe gereist, um dort das Missionsschiff Elieser zu erwarten. Er machte allerhand Reiseerfahrungen auf dem neuen Weg durch den Urwald, welchen er einschlug, um bei Fenarivo die Küste zu erreichen. „Ueberall an der Küste klagte man über den Mangel an Lehrern. Am eindringlichsten kam mir diese Klage von dem Gouverneur in Mahambo entgegen, — Ravonjy heißt sein Name, — in welchem ich zu meiner unsäglichen Freude einen Mann fand, welcher ein wirklicher Christ ist, und dasselbe Zeugniß gilt auch von seiner Gattin. Die Ausbreitungsgesellschaft gedenkt die Ostküste im Norden von Tamatave zu besetzen, hat aber bis jetzt wenig ausgerichtet. Die Bewohner dieser Uferstrecke sind Betsimisaraka, ein von den Huwas unterjochtes Volk, das nicht viel Anziehendes für mich hat. In Folge ihres häufigen Umgangs mit Europäern und Kreolen von Bourbon rc. sind sie durchschnittlich dem Trunk ergeben, und haben weder das intellektuelle Aussehen der Huwa, noch das ehrliche der Sakalavas." Am 15. Nov. 1871 kam das Missionsschiff im Hafen von Tamatawe an; es brachte Dahle seine Braut, und den verschiedenen Stationen willkommene Verstärkung. Nach sechs Tagen konnten sich die Neuangelangten auf den Weg nach der Hauptstadt machen; über 200 Träger waren erforderlich für ihre Tragsessel und das Gepäck. Unter letzterem befand sich auch die erste Auflage eines in Norwegen gedruckten madag. Catechismus. Die Wege waren ganz trocken, doch entwickelten sich bereits die Miasmen des Urwalds, welche in einige der Reisenden die Keime des gefürchteten, gewaltig schwächenden Madagaskarfiebers legten.

Am 3. Dec. feierte Dahle seine Hochzeit in Antananarivo, wozu sich 13 Norweger und 2 Engländer einfanden, außer einer schönen Anzahl madagassischer Freunde. Bald darnach brach bei ihm das Fieber aus, von dem er unter vielen Rückfällen langsam genesen sollte. Ueberblicken wir in Kürze, was die beiden Brüder von ihrem Wirken in der Hauptstadt melden.

„Nachdem die Festzeit des Fandroana (s. S. 76) vorbei

war, wurde die höhere Schule aufs Neue eröffnet. Am 22. Jan. 1872 fanden sich 70 Schüler dazu ein, und die Zahl derselben nahm stetig zu. Borchgrevink und Dahle theilten sich in den Unterricht, der außer den Elementarfächern Geschichte, Geographie, Dogmatik, Symbolik und bereits auch Exegese des griechischen N. Test. in sich schließt. — Dahles Schwester widmete sich einer Kinderschule und unterrichtete an zwei Nachmittagen der Woche auch erwachsene Frauen im Lesen und in Handarbeiten.

„Die alte Noth mit den eingebornen Predigern und gottvergessenen Beamten auf den Betsileo-Stationen wiederholt sich noch oft und war in der letzten Zeit vielleicht so schlimm als je; doch hoffen wir, daß der Herr, der uns so weit den Weg gebahnt, auch fernerhin die Hand von uns nicht abziehen wird. — Wir haben seit einiger Zeit uns nach einem Bauplatz für Kirche und Schule umgesehen, und glauben, mit der Hilfe eines eingebornen Freundes einen solchen gefunden zu haben, der sich unter billigen Bedingungen erhalten läßt." Auch Borchgrevink sah es als wahrscheinlich an, daß sich ein geeignetes Stück Land ohne große Schwierigkeiten werde finden lassen, und rüstete sich auf den bevorstehenden Kirchbau. Man hatte der Königin aus dem, was der „Elieser" aus Norwegen mitgebracht, ein Neujahrsgeschenk überreicht, welches mit Dankesbezeugungen angenommen wurde.

An jedem Morgen widmet Borchgrevink seinen Patienten in der Hauptstadt 2—3 Stunden, und zwar dauert ihr Zufluß fort, obwohl er auf den Wunsch des englischen Missionsarztes (Doctor Davidson, als dessen Nachfolger jetzt Dr. Mackie eingetreten ist) angefangen hat, von allen, außer den ärmsten, eine kleine Bezahlung anzunehmen. Nachdem sich die Kranken gesammelt, wird ihnen ein Abschnitts aus der h. Schrift vorgelesen und ein Gebet gesprochen; dann macht er sich an die Berathung der Einzelnen. Eine Anzahl der besser geschulten Jünglinge hat ihn ersucht, ihm dabei Handlangersdienste leisten zu dürfen; dabei erwerben sie sich dann schöne medicinische Kenntnisse und erhalten noch außerdem specielleren Unterricht in der Heilkunde. Da Borchgrevink auch sonst viele Zeit auf Besuche bei Kranken ꝛc. verwenden muß, bittet er sehr um Zusendung eines weiteren norwegischen Arztes; ein eigener Gesanglehrer schien ihm eine weitere willkommene Zugabe.

Borchgrevink blickt mit Freuden auf die Schaar von 14 Mädchen,

welche seine Gattin ins Haus genommen hat, um sie völlig zu besorgen. Die meisten derselben zeigen sich empfänglich für gute Eindrücke und sind überaus vergnügt, eine neue Heimat und neue Eltern zu haben. Die Arbeit an den jungen Seelen scheint ihm überhaupt die hoffnungsvollste, die gerade vorliegt.

„Mit dem neuen Schuljahr fieng Borchgrevink auch einen madagassischen Gottesdienst an, der jeden Sonntag gehalten wurde, und theilte Taufe und Nachtmahl aus, natürlich nur an Madagassen, die vom Betsileolande her ihren Missionaren gefolgt waren. Unter allerlei Widerwärtigkeiten darf er doch sehen, wie die Zahl der Insulaner, die sich der Wahrheit nähern, stetig zunimmt, wenn auch nicht in dem reißenden Sturmschritt, den manche so gerne herbeiwünschten. Kann unsere Mission unter der großen verwesenden Masse, die hiezuland unter dem Namen einer Christenheit läuft, als ein nützliches Salz fortbestehen, so ist das Alles, was wir verlangen dürfen. Der Herr helfe uns, daß wir und unsre Mission je mehr und mehr ein solches Salz seien."

Im April schreibt Dahle: „Der Premierminister soll sich neulich in einer Rathsversammlung ziemlich scharf gegen diejenigen ausgesprochen haben, welche die Leute daran verhindern wollen, selbst die Kirche zu wählen, der sie angehören wollen; schließlich fragte er, wer es wagen wollte, ihn zu hindern, falls er die Wahl träfe, zur bischöflichen Kirche überzugehen. Der Missionar der (anglik.) Ausbreitungsgesellschaft, Chiswell, fand bei diesem Staatsmann einen sehr freundlichen Empfang. Chiswell hält nun jeden Sonntag hochkirchlichen Gottesdienst in seinem Hause, wozu sich viele der vornehmsten Offiziere einfinden. Doch hat er den entscheidenden Befehl seiner Gesellschaft, sich in der Hauptstadt festzusetzen, noch nicht erhalten, er erwartet ihn aber mit nächstem. In diesen Tagen stellen wir nun dem Premierminister eine Schrift zu, in der wir ihm unsere Absicht anzeigen, eine Kirche in der Hauptstadt zu bauen, und ihn fragen, ob er oder die Königin nichts dagegen einzuwenden haben.

„Ein trauriges Ereigniß ist der schreckliche Orkan, der am 13. März die Ostküste heimsuchte und in Tamatawe die drei Kirchen der Independenten, der Anglikaner und der Katholiken zerstörte, sonst aber die Dächer von den Häusern wegriß, und ein Fahrzeug im Hafen auf eine Klippe warf, das andere sogar mit Mann und Maus versenkte. In Mahanoro sollen die meisten Häuser um-

geworfen und über 100 Menschen umgekommen sein. Zum Glück sind diese Orkane eine große Seltenheit an unserer Küste; zwar fahren sie oft zwischen Mauritius und Madagaskar hin, pflegen aber letztere Insel nicht zu berühren".

Dieser Schilderung der norwegischen Thätigkeit in Madagaskar hängen wir noch an, was ein junger Missionar der englisch-kirchlichen Gesellschaft (Dening) am 1. April 1872 aus Antananarivo schreibt. Sein Bericht mag als Ergänzung, theilweise auch als Bekräftigung oder Berichtigung dessen dienen, was von den Anschauungen der norwegischen Freunde mitgetheilt wurde.

„Sie sehen, daß wir noch immer in der Hauptstadt sind. Wir verließen Andoworanto, (an der Ostküste), wie ich in meinem letzten Briefe erwähnte, Ende November, dann kehrte ich dahin zurück, um Weihnachten auf der Station zuzubringen. Im Januar, nachdem Miss. Campbell über Vohimare nach Mauritius abgereist war, erhielt ich Nachrichten von Antananarivo, die mir meldeten, daß meine Frau an einem zweiten Fieberanfall gefährlich krank darniederliege. Durch diese Kunde gerieth ich in große Noth, da keine Möglichkeit vorhanden schien, in die Hauptstadt hinauf zu gelangen. Von Weihnachten bis Ende Januar wird nämlich das madagassische „Fandroana-Fest" gefeiert, während dessen die Träger, die größtentheils Sclaven sind und ihre Herren in Antananarivo haben, keine Erlaubniß erhalten, an die Küste herabzukommen. Es ist dies eine Zeit nationaler Freude und gegenseitiger Begrüßungen und Geschenke, wie bei uns Weihnachten. Jedermann im Lande, der Sclave wie der Freie, sucht diese Zeit der Freude bei seinen Angehörigen zuzubringen; die Frau sogar verläßt, wenn immer möglich, ihren Mann und kehrt in ihre eigene Familie zurück. So war ich also festgebannt: die Betsimisaraka wollten ihren Familienkreis nicht um Geld verlassen, und die Träger aus der Hauptstadt durften nicht herab kommen. Ich machte mich indeß zu Fuß auf den Weg. Der Bote, der mir die Nachricht gebracht hatte, trug meine Filanzana (Tragstuhl), und zum Tragen meines Gepäcks gelang es mir drei Männer zu bekommen.

„Am ersten Tag legte ich etwa 5 Stunden zurück. Abends, als

ich auf schwankender Brücke über ein Flüßchen gehen wollte, fiel ich ins Wasser. Es dunkelte schon, und um meine Lage noch unbehaglicher zu machen, fand ich bei der Ankunft in dem Dorfe, in welchem ich die Nacht zuzubringen gedachte, daß dasselbe abgebrannt war. Zeitweilige Hütten, für die armen Obdachlosen errichtet, waren die einzige vorhandene Herberge. Der Verlust der Abgebrannten scheint sehr groß zu sein, da das Feuer so schnell um sich griff, daß sie nur wenig retten konnten. Ich kroch in eine der kleinen Hütten hinein und versuchte in meiner Filanzana zu schlafen, da kein Raum war, um eine Hängematte aufzumachen, aber vergeblich; denn unsre kleinen Sommerplagen, die Muskitos, waren dem Feuer glücklich entronnen und thaten sich die ganze Nacht hindurch an mir gütlich. Die armen unwissenden Leute dieses Dorfes baten mich, ihnen einen Lehrer zu senden. Nur zu oft wird dieses Begehren an uns gestellt, ohne daß wir es erfüllen können, denn „der Arbeiter sind wenige."

„Die Dörfer zwischen Andoworanto und der Grenze Imerinas sind in einer sehr traurigen Lage, denn sie werden weder von den Lehrern der Londoner Gesellschaft noch von unser einem erreicht. Auf meinem Weg zur Küste hinab brachte ich einen Sonntag in einem der finstersten unter ihnen zu. Die Leute wußten noch nichts von der Geschichte der Liebe Jesu. Sie versammelten sich und ich predigte ihnen zweimal; ihre Blicke, sowie ihr ganzes Benehmen schienen zu sagen: „Wir haben heute seltsame Dinge gehört."

„Doch zurück zu meiner Geschichte. Am folgenden Tag bekam ich einige Männer, die nach Hause zurückkehren wollten und durch Geld sich bewegen ließen, wieder umzulenken. Eine Zeitlang gieng es ganz gut; gegen Mittag aber liefen zwei Männer davon, die mit mir von Andoworanto gekommen waren, so daß ich aufs Neue in Verlegenheit gerieth; doch kam ich bald zu Fuß, bald in meiner Filanzana, langsam vorwärts. Als ich in Beforona, einem Fieberplatz, (an dem die verfolgende Königin einst zwei Europäer mit der Absicht festhielt, daß sie ein Opfer der Seuche werden sollten) beim Frühstück saß, erhielt ich einen Brief aus der Hauptstadt, der mir sagte, daß unser liebes Töchterlein an der Brechruhr dem Tode nahe sei.

„Eine Anzahl guter Träger begleitete den Boten und sagte, sie seien mir entgegengekommen. So wußte ich also, daß entweder meine Frau oder mein Kind jetzt am Sterben sein könne, doch war

ich nicht ohne Mittel gelassen, sie in 4—5 Tagen zu erreichen. Am fünften erreichte ich die Hauptstadt. Als ich ankam, war das liebe Kind so schwach und hilflos, daß, obgleich das Schlimmste überstanden war, es noch immer schien, es könne sich kaum mehr erholen. Der Doktor sagt mir, er habe noch nie ein dem Tode so nahe gewesenes Kind wieder genesen sehen. Auch meine Frau war noch sehr schwach, und ihre Fieberanfälle ungewöhnlich heftig. Aber wir sind in guten Händen; mir ist nicht bange. Der Herr ist eine feurige Mauer um uns her. Wir sind unsterblich, bis unsre Arbeit gethan ist. Ein Missionar wäre von wenig Nutzen, wenn er nicht in der Schule der Trübsal gelehrt würde. Entbehrungen, Verluste, Gefahren und Trübsale aller Art scheinen mit dem bloßen Namen Missionar unauflöslich verknüpft.

„Seit meiner Ankunft in der Hauptstadt ist mit kleinen Ausnahmen unser Familienkreis von jeder Krankheit verschont geblieben, und gegen die Erwartung mancher unsrer hiesigen Freunde hat Gott meiner l. Frau glücklich über die ihr bevorstehende Stunde hinüber geholfen und uns am 29. Febr. wieder ein Töchterlein geschenkt. Meine l. Frau ist so schnell wieder erstarkt, daß wir, so Gott will, in wenigen Wochen nach Andoworanto zurückkehren können. Sollten wir je wieder Gelegenheit haben, in die Hauptstadt zu gehen, so werden wir das in vorgerückterer Jahreszeit thun, um nicht so lange von unsrer Station entfernt zu sein.

„Ich fühle, daß die hier verlebte Zeit mir von bleibendem Gewinn sein wird. Ich habe mich gründlicher auf das Studium der Sprache geworfen, als in Andoworanto um der andern Beschäftigungen willen möglich gewesen wäre. Die älteren Londoner Missionare sind mir mit großer Güte dazu behilflich gewesen, und sicherlich war es ein ungeheurer Vortheil, das reine grammatikalische Huwa, als die Mundart, in welche die Bibel übersetzt ist und in welcher alle Bücher geschrieben sind, tagtäglich sprechen zu hören.

„Ueberdieß haben die Bibelklassen, die ich übernahm, und die Predigten, die ich von Zeit zu Zeit hielt, die doppelte Wirkung gehabt, einerseits die Londoner Missionare in der Ueberzeugung zu befestigen, daß unsre Gesellschaft, obgleich in unwesentlichen Punkten von der ihren abweichend, doch vollkommen eins mit ihr ist in dem Glauben, daß das einfache Evangelium, mit Ernst und in betendem Geiste verkündet, das große Mittel ist, dessen sich Gott zur Rettung

der Seelen bedient; und andrerseits Vorurtheile zu beseitigen, welche die Eingebornen großentheils aus Unbekanntschaft mit unsern Grundsätzen lange Zeit gegen die Missionare der kirchlichen Gesellschaft hegten. Manche von ihnen waren, glaube ich, erstaunt, zu sehen, daß wir das Gebetbuch nicht über die Bibel stellen, und daß wir unsre Form des Gottesdienstes und unsre kirchlichen Bräuche willig der Prüfung nach der h. Schrift unterwerfen. Mein hiesiger Aufenthalt hat auch die Beherrscher des Volks unsrer Arbeit günstiger gestimmt.

„Sie werden vielleicht eine Beschreibung der Arbeit der Londoner Gesellschaft von mir erwarten. Ich habe mich bemüht, dieselbe genau kennen zu lernen; ich habe mich in Verkehr gesetzt mit einigen ihrer verständigsten und gebildetsten Bekehrten hier in Antananarivo und mit etlichen der unwissendsten in den Dörfern, sowie mit Leuten jeder Abstufung zwischen diesen beiden Endpunkten. Und da bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß kein Bericht, der das Geleistete unterschätzt oder das noch zu Vollbringende übergeht, eine richtige Darstellung des hiesigen Standes der Dinge zu geben vermag. Ein wirklich unparteiischer Bericht über ein Werk dieser Art ist in der That nichts Leichtes. Die allgemeine Annahme des Christenthums hat nothwendigerweise einige merkliche Veränderungen in dem Zustand des Volks herbeigeführt; aber der Umschwung trat so plötzlich ein, daß dieselben nicht so durchgreifend sind, als man wünschen möchte. So sieht man denn Finsterniß und Licht, Heidenthum und Christenthum, Erkenntniß und Unwissenheit in seltsamer Mischung, und das in Gemeinden und Individuen, bei Lehrern und Lernenden. Wenn ein Gast in der Hauptstadt anlangt mit dem Gedanken, was er über das Werk Gottes hier gelesen habe, sei großartig übertrieben, wird er von diesem Vorurtheil ausgehend bald glauben, tausend Beweise um sich her zu sehen, daß er sich in seiner Ansicht nicht getäuscht habe. So gieng es einem Händler, der vor Kurzem hier fünf Monate zubrachte. Er ist nach Mauritius zurückgekehrt und hat in der dortigen Handelszeitung ein Tagebuch veröffentlicht, in welchem er die kleinsten Einzelnheiten des noch vorhandenen Heidenthums berichtet, aber gänzlich die erfreulichen Zeichen übergeht, daß der Herr den Sauerteig seines Evangeliums ins madagassische Volk hinein gewirkt hat, und daß allmählich die ganze Nation unter dessen Einfluß kommt. Andrerseits kann man aber sehr leicht auch in der

entgegengesetzten Richtung irren und den Stand der Schaaren von Getauften in allzu schimmernden Farben schildern.

„Als unverkennbare Beweise des Geisteswerkes in Imerina möchte ich folgende Thatsachen anführen:

I. Die allgemeine Ehrfurcht vor dem Worte Gottes und die Liebe der Einzelnen zu demselben.

Diese offenbart sich auf verschiedene Weise. Wenn man einem durchaus fremden Menschen begegnet und es nöthig findet, ihn über irgend eine Sünde zurechtzuweisen, so trifft jetzt nichts mit solcher Wahrscheinlichkeit sein Herz, wie ein Schriftwort. Madagassische Sprichwörter bildeten früher gewissermaßen die Orakel des Volks und wurden bei jeder Veranlassung gebraucht. Sie waren im Sinn der Eingebornen wirklich „nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.“ Wir haben jetzt gegen 1500 dieser Sprichwörter gedruckt; sie sind gewiß voll gesunder Moral und Lebensweisheit und, wie Ellis bemerkt, die vollendetste Darstellung der geistigen und sittlichen Leistungen der Eingebornen. Aber jetzt hat das Wort Gottes den Vorrang vor diesen weisen Sprüchen gewonnen, sie werden nur noch als Belege für die h. Schrift angeführt, und nicht mehr wie früher, die h. Schrift als Beleg für sie.

„Es gibt Tausende, deren tiefe Liebe für die Bibel sich jeden Tag kund giebt. Man könnte sagen, sie haben den Geist jener Beröer, die täglich in der Schrift forschten. Ich habe die größte Mühe, in unsrem Hause hier Zeit zum Studium herauszuschlagen, da ich beständig von Leuten umringt bin, die mich nach der Bedeutung dieses oder jenes Schriftworts fragen. Da beginne ich nun den ungeheuren Gewinn des Bildungsganges zu fühlen, der uns in Islington zu Theil wurde. Viele dieser ernsten Männer sind zwei, drei ja vier Stunden weit hergekommen, nur um Hilfe beim Studium der Bibel zu erlangen. Bibelklassen sind außerordentlich populär; die Zuhörer scheinen ihrer nie müde zu werden und sind entzückt, wenn sie 3—4 Stunden dauern. Sie sind auch außerordentlich besucht; oft beläuft sich die Zahl der Anwesenden auf 150—200, und zu einer, welche ein älterer Missionar nicht weit von der Hauptstadt hält, stellen sich allwöchentlich 400 Personen ein. Viele verlassen ihre Buden auf dem Markt und ihre Arbeit auf den Feldern, um der Erklärung des Lebenswortes zu horchen. Was man nun aber auch darüber sagen mag, daß die Sonntagsgottesdienste nur wegen

des von der Regierung ausgehenden Druckes so stark besucht werden, so ist es doch Thatsache, daß der Besuch der Wochenklassen einzig der Liebe zur wahren Religion zuzuschreiben ist.

II. Der Eifer in Ausbreitung des Evangeliums. Es gibt sehr viele Prediger, und der Ernst von einigen unter ihnen würde viele in England beschämen. Sie gehen in brennender Sonne 5—6 Stunden weit um des einzigen Zweckes willen, Christum zu verkünden, und zwar oft ohne irgend welchen irdischen Lohn. Da ist ein Zimmermann, der im Regierungsdienst drei volle Stunden nördlich von der Hauptstadt in Ambohimare arbeitet; er verläßt seinen Posten Samstag Nachmittags und legt einen Weg von 6—7 Stunden zurück, um Sonntags in etlichen, wohl vier Stunden südlich von Antananarivo gelegenen Dörfern zu predigen; wenn die Gottesdienste vorüber sind, macht er sich auf den Heimweg und nimmt Montag früh seine Arbeit wieder auf. Und von demselben Eifer in der Verkündigung des Evangeliums sind Viele beseelt.

III. Der zahlreiche Besuch der Sonntagsgottesdienste darf gewiß gleichfalls als ein Zeichen betrachtet werden, daß der Herr ein großes Werk hier hat. Gemeinden von 500, 1000 und 1500 Gliedern sind allenthalben zu finden; einige Kirchen enthalten 2000 Sitzplätze und sind jeden Sonntag gefüllt. Die Aufmerksamkeit, wenn das Wort Gottes gelesen und verkündet wird, ist, wo der Leiter des Gottesdienstes ein tüchtiger Mann ist und wirklich etwas zu sagen hat, so gut wie in England.

„Bei all dem begegnet man aber doch vielem, was zu bedauern ist. Die Madagassen haben sehr wenig Begriff von Ehrfurcht im Hause Gottes und von geziemendem Benehmen bei der Leitung des Gottesdienstes und der Theilnahme daran, so daß während desselben selbst in der geordnetsten Gemeinde Sprechen, Lachen und Scherzen vorkommen kann. Auch die Sünden des Lügens, des Stehlens und des Betrügens, die den Christen im Osten so leicht anzuhängen scheinen (siehe Eph. 4, 25—28), herrschen in höherem oder geringerem Grade. Ich will damit nicht sagen, daß es keine Christen gebe, die frei von diesen Flecken sind; aber die alten Missionare haben sich zu dem Bekenntniß gedrängt gesehen, daß es schwer ist einen zu finden, der nicht, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet, auf eine oder die andere Weise lügen oder betrügen würde.

„Ein andrer trauriger Mißbrauch wäre in Verbindung mit dem

Benehmen beim Gottesdienst zu erwähnen gewesen: ich meine die Art, wie das h. Abendmahl ausgetheilt und empfangen wird, wenn kein Europäer zugegen ist. Was da vorgeht, wäre manchem unsrer Freunde in der Heimat ein solches Aergerniß, daß sie versucht wären zu zweifeln, ob in den Herzen der Kommunikanten das Christenthum irgendwie Wurzel geschlagen habe. Dieses heilige und feierliche Sakrament wird in der verletzendsten Weise entweiht. Es sind nur sehr wenige ernste Gesichter zu sehen; die Mehrzahl der Anwesenden empfängt die Gnadenmittel mit leichtsinniger, sorgloser Miene und scheint keinen andern Gedanken dabei zu haben, als daß ihr Genuß auch mit ein Bestandtheil von allem dem sei, was zusammen einen Christen mache. Dieser beklagenswerthe Mißbrauch einer der heiligsten kirchlichen Handlungen ist theilweise dem Mangel an heiliger Weihe zuzuschreiben, der den Madagassen eigen ist, und theilweise einer wie mir scheint sehr unschriftmäßigen Sitte, nämlich Alle, die sich darum bewerben, nach einem Unterricht von wenigen Monaten zu taufen, vorausgesetzt, daß sie sich nicht irgend eines auffallenden Vergehens schuldig gemacht haben, und dann diese getauften Heiden (was sie nur zu oft sind) nach dem kurzen Zeitraum von vier Monaten als volle Gemeindeglieder aufzunehmen. Einige der Kommunikanten kauen sogar Tabak und spucken auf den Boden.

„Im Ganzen hat mein hiesiger Aufenthalt mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß die Huwas ein viel intelligenterer und (menschlich gesprochen) hoffnungsvollerer Stamm sind als die Betsimisaraka; das entmuthigt mich jedoch nicht im Geringsten. Ich glaube, daß der Herr Seine Gnade durch die Bekehrung der armen, versunkenen, unterjochten Stämme verherrlichen wird. Seine Gedanken sind nicht die unsern. Gar oft macht Er durch das, was thöricht ist vor der Welt, die Weisen zu Schanden, und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Er erwählet. Auf dieses Wort stützen wir uns und wollen ermuthigt durch das, was wir hier gesehen und gehört haben, nach Andoworanto zurückkehren in der Hoffnung, daß Der, welcher hier so überfließend reiche geistliche Segnungen ausgegossen, hat, auch in unsrem Theil der Wildniß Blüthen und Früchte ins Leben rufen wird."

Immerhin scheint es, als ob die kirchliche Missionsgesellschaft mit ihrer Stellung in Madagaskar nicht ganz zufrieden sei. Die Committee hat es offen ausgesprochen (5. Nov. 1872), daß „in

Betracht der Wendung welche die Dinge in Madagaskar genommen haben, es ihr fraglich geworden sei, ob sie nicht ihre Missionare von der Insel abberufen und dieselben auf andere Punkte der Heidenwelt versetzen solle, wo ihr Eintreten in die Arbeit dringlicher scheine." Wohl mag das nahe Ostafrika zu ausgedehnteren Missionsunternehmungen locken, wenn die „fröhlichen Aussichten", von denen wir im folgenden Artikel zu reden haben, sich verwirklichen sollten.

Fröhliche Aussichten für Ostafrika.

Die Aufmerksamkeit der Christenheit ist durch die Wiederauffindung Dr. Livingstones auf die Zustände Ostafrikas in einer Weise gelenkt worden, welche jenen armen Ländern wirksame Hilfe und nachhaltige Hebung aus dem Sumpf der äußersten Verkommenheit verspricht. Dazu trugen nicht wenig bei die neuesten Briefe des großen Afrika-Reisenden, die bis zum Juli 1872 reichen. Sie enthalten wieder allerlei interessante Mittheilungen, denen wir hier Einiges entnehmen. In einem an den Minister Graf Granville gerichteten Schreiben drückt er sein Bedauern darüber aus, daß Dr. Kirk die Klage über die Banianen, denen er die Besorgung der für Livingstone angekommenen Sendungen übertragen hatte, als einen persönlichen Angriff aufgenommen habe. „Wenn ich dieß vorausgesehen hätte", fügt er hinzu, „hätte ich alle meine Verluste schweigend ertragen. Ich hatte nie eine Uneinigkeit mit ihm, obwohl wir Jahre lang zusammen waren, und hatte gewiß nicht die Absicht, ihm jetzt wehe zu thun." Dann spricht er seine tiefgefühlte Dankbarkeit für die von England aus für ihn gemachten Anstrengungen aus und sagt, es sei ihm entfernt nicht in den Sinn gekommen, daß sein Auftrag an Hr. Stanley, irgendwelche Sklaven, die auf dem Wege zu ihm sein könnten, zurückzusenden, zur Aufhebung der in so großer Güte zu seiner Hilfe ausgesandten englischen Expedition führen könnte. Wäre es ihm möglich gewesen, von dieser Expedition Kunde zu erhalten, so hätte er sie sicher zur Untersuchung des Victoriasees be-

nützt. — Dann giebt er Nachricht von einem in Unyanyembe entbrannten Kriege, der nun schon 12 Monate andaure. „Er läßt sich einem Miniaturbild unserer Kafferkriege vergleichen, nur daß hier kein Theil irgend etwas gewinnt. Aller Handel stockt, und allgemeine Gesetzlosigkeit herrscht weit hin über das Land." Nachdem er eine Skizze der von ihm noch beabsichtigten Forschungen gegeben hat, wie er nämlich dem blutigen Wirrwarr in Udschidschi ausweichen und südwestlich an den See Bangweolo ꝛc. wandern wolle, fährt er fort:

„Wenn ich mich jetzt zurückziehen wollte, wie ich von ganzem Herzem wünsche, daß ich es mit Ehren thun könnte, so müßte ich mir sagen, daß ich die Entdeckung der Nilquellen unvollendet gelassen habe, und daß dann nicht nur bald ein Andrer käme, um die Grundlosigkeit meines Anspruchs darzuthun, sondern, was weit schlimmer wäre, die Banianen und ihre Helfershelfer, die, wie ich glaube, sich verbündet hatten, mein Unternehmen zu vereiteln, ihren Zweck wirklich erreichen würden. Ich bin schon mit vielen der Leute bekannt, unter denen ich als Freund einhergehe, weil ich in dieser Gegend ausgedehnte Reisen machte, um den Irrthum der Portugiesen und Anderer aufzuklären, welche den Tschambeze Zambesi nannten. Gerne möchte ich auch die Basango besuchen, die fast auf meinem Wege liegen, aber ich beschränke mich auf etwa acht Monate, um den erlittenen Zeitverlust wieder auszugleichen. Merkwürdig, vor fünf Generationen etwa kam ein Weißer in das östlich von der Wasserscheide gelegene Hochland Basango. Er hatte sechs Begleiter, welche alle starben; ihr Obmann Tscharura aber wurde von den Basango zu ihrem Häuptling erwählt. In der dritten Generation hatte er in gerader Linie eine Nachkommenschaft von 60 kriegstüchtigen Männern, was auf eine gleiche Anzahl weiblicher Nachkommen schließen läßt. Sie sind sehr hellfarbig und leicht zu erkennen, da außer der königlichen Familie Niemand Korallenschnüre tragen darf, wie Tscharura sie mitbrachte. Ein von ihm mitgebrachtes Buch gieng leider erst kürzlich verloren.

„Zwei Masitu-Häuptlinge wohnen meiner Route sehr nahe. Ich würde getrost bei ihnen vorsprechen, um für Engländer dieselben Freiheiten zu erlangen, die sie Sayid-Madschids Arabern gewährten, aber ich bin jetzt viel zu reich, um unter Diebe zu gehen. Zu andern Zeiten hätte ich es ruhig thun können, weil, um mit einem

schottischen Sprichwort zu reden, Niemand einem Hochländer seine Hosen stehlen kann. Bei mittelmäßigem Erfolg hoffe ich in acht Monaten wieder in Udschidschi zurück zu sein. Sollte Jemand das Vernünftige meines Entschlusses bezweifeln oder mich dieses Schlußunternehmens wegen des Mangels an Familienliebe beschuldigen, so kann ich mich getrost auf die Billigung der geographischen Gesellschaft berufen, welche die Sache gründlich versteht. . . . Man hat mich schon als einen Menschen darstellen wollen, der unter den Arabern als einer der Ihren lebe; das heißt aber nur, daß ich auf freundschaftlichem Fuße mit ihnen stehe. Sie heißen mich oft 'den Christen,' und ich habe den Charakter eines solchen nie in irgend einer Beziehung verleugnet . . .

„Ich übersende für Sir Thomas Maclear durch einen Eingebornen astronomische Beobachtungen und die Skizze einer Karte. Es ist ziemlich viel Risiko dabei, doch immerhin weniger Gefahr, als wenn ich sie meinem Freund, dem Gouverneur (von Unanyembe) anvertrauen wollte. Eine frühere Kartenskizze, eine Masse astronomischer Beobachtungen und beinahe alle meine Briefe sind immer hier verschwunden; es ist aber besser, sie bestehen die Wechselfälle in der Hand eines Eingebornen, als daß sie mich über alle Wasser begleiten. Die Furcht, mein Tagebuch ganz zu verlieren, machte, daß ich es Hr. Stanley anvertraute, damit meine Tochter es bis zu meiner Rückkehr aufbewahre. Ich hoffe, es ist sicher angekommen."

In einem andern Briefe sagt Livingstone erklärend, er habe zwei Briefe an den New-York Herald geschrieben und im Sinn gehabt, fast sein ganzes Material zu eigener Veröffentlichung zurückzubehalten; die großen Kosten aber, die Hr. Bennett zu Hr. Stanleys Aussendung aufgewendet habe, haben ihn veranlaßt, diesem doch rückhaltlos den Stoff zu einem Buche zu geben. Dieses ist auch bereits erschienen und trägt den Titel: „Wie ich Livingstone auffand."

Von dem Inhalt desselben, so weit er für unsere Mittheilungen werthvoll erscheint, ist wohl das Bedeutendste Stanley's Urtheil über die Religiosität des großen Reisenden. „Dieselbe ist nicht von der demonstrativen oder lauten Art; sie offenbart sich aber in einer ruhigen, praktischen Weise und scheint immerfort zu wirken. In ihm scheint mir Religion ihre angenehmsten Seiten entwickelt zu haben; sie regiert sein Benehmen gegen seine Diener, gegen die Eingebornen, die bigotten Muhammedaner und alle, welche mit ihm in Berüh-

rung kommen. Sie hat ihn gezähmt und verfeinert, hat den geselligen Mann und nachsichtigen Herrn aus ihm gemacht, dessen Umgang nun für jedermann etwas überaus Vergnügliches hat. — Ich hörte oft, wie unsere Knechte die Vorzüge ihrer beiden Herren besprachen. Da sagten denn meine Leute zu denen von Livingstone's Gefolge: „Euer Herr ist ein guter Mann, ein sehr guter Mann; er schlägt euch nicht, denn er hat ein mildes Herz; aber der unsere — oh, der ist scharf, heiß wie Feuer (mkali sana, kana moto)." — War Livingstone zuerst in Udschidschi von den Arabern und Mischlingen gehaßt und in jeder Weise geärgert und gehindert worden, so hat er sich jetzt durch seine immergleiche Freundlichkeit und die taktvolle, anmuthige Weise seines Benehmens alle Herzen gewonnen. Ich beobachtete, wie ihm von allen Seiten mit Hochachtung begegnet wurde. Selbst die Muhammedaner giengen an seinem Hause nie vorbei, ohne ihm ihre Achtung zu bezeugen, und ihm schließlich zuzurufen: Gottes Segen ruhe auf dir! — Jeden Sonntag Morgen sammelt er seine kleine Schaar um sich, und betet und liest mit ihnen ein Kapitel der Bibel in seinem natürlichen, grundehrlichen Tone, und bespricht dann (in der Sawahili-Sprache) den Inhalt des Gelesenen, was Alles mit sichtlicher Aufmerksamkeit und Theilnahme angehört wird." —

Was aber Livingstone in die freudigste Stimmung versetzen wird, das ist die unerwartet schnelle Aufmerksamkeit, die seinen Klagen und Angaben in Betreff des Sclavenhandels geschenkt worden ist. Sein persönlicher Freund, der bewährte Staatsmann Sir Bartle Frere, kürzlich noch Gouverneur von Bombay und als solcher mit der Herrscherfamilie von Muscat und Sansibar genau bekannt, hat den ehrenvollen Auftrag erhalten, selbst nach Ostafrika zu reisen und dort Namens der englischen Regierung und unter der Zustimmung fast aller europäischen Mächte dem herrschenden Sclavenhandel ein Ende zu bereiten.

Bei dem feierlichen Abschied, der am 4. Nov. 1872 dem edeln Manne von Staatsmännern und Menschenfreunden bereitet wurde, trat unter andern auch Hr. Stanley, der Auffinder Livingstones auf, um folgende Schilderung von den Verhältnissen, die in Sansibar obwalten, zu geben.

„Es mögen daselbst 17,000 Banianen wohnen, indische Kaufleute, die das Kapital für den Seelenfang vorschießen. Arabische

Abenteurer kommen von Muscat angefahren, und lassen sich vielleicht 3—5000 Dollar geben, für welche sie sich anheischig machen 100 Procent Zins zu zahlen. Der Araber wirbt eine Karawane an, nimmt Zeuge, Perlschnüre, Drath ꝛc. mit und marschirt nach Unanyembe. Hier findet er Sclaven zu 10, 20, vielleicht 30 Dollar pr. Kopf; sie sind ihm zu theuer — also geht er weiter nach Udschidschi, wo er sie für 6—10 Dollar haben kann. Allein auch dieser Preis scheint ihm zu hoch, also fährt er über den Tanganjika-See nach Manyuema, wo er mit 80 Flinten irgend einen Stamm zu bekriegen keck wagen darf. Dazu reizt ihn die Schönheit der dortigen Weiber, welche auf den Sclavenmärkten reißend schnell abgehen. Also begibt er sich mit seiner Karawane in ein Dorf, legt seine Waaren auf dem Marktplatz aus und läßt sie von der Frauenwelt bewundern, bis auf ein gegebenes Zeichen eine Gewehrsalve in die versammelte Menge abgeschossen wird. So geschahs z. B. in Nyagwe, wo das versammelte Volk auf dem Markt umringt und von rasch aufeinanderfolgenden Salven decimirt wurde. Das Volk glaubte einen Knall, der dem Himmel entwendet worden, zu hören und stürzte sich in den braungelben Lualabastrom, um von Krokodillen gefressen oder, wenn sich jemand auf der Oberfläche zeigte, erschossen zu werden. Wenn Livingstone mir solche Scenen erzählte, flammten seine Augen.

Es gibt aber schon Districte, welche Feuerwaffen gekauft haben und sich mit denselben der Araber erwehren, die früher am gleichen Orte mit bloßen Stöcken bewaffnet ihren Handel ungestört betreiben konnten. Ja die Araber kommen in Gegenden, wo man bereits von ihnen für die Durchreise Tribut zu erheben wagt. Im Grund ist es nur in wenigen Flußländern hinter Sansibar, bis gegen Unanyembe hin, möglich, den Sclavenraub zu betreiben. Ein einziges Kanonenboot könnte mit seinen Schaluppen ins Herz dieses Landes eindringen, das befestigte Unanyembe, eine Stadt von 1000 Häusern, mit 4 Tagereisen erreichen und dort am Mittelpunkt dieser Greuel ihnen ein Ende bereiten."

Stanley beschrieb sodann den Sclavenmarkt in Sansibar und die verschiedenen Scenen, denen man dort täglich beiwohnen kann. Er zweifelte nicht im Geringsten, daß Sir B. Frere der Mann sei, dem Sultan die Ueberzeugung beizubringen, daß dieses Unwesen aufhören müsse.

Sir B. Frere seinerseits hoffte, der Gedanke Livingstones, Missionsstationen an der Ostküste zu errichten, dürfte sich ausführbar erweisen, und er meinte in diesem Falle müsse dafür gesorgt werden, daß die Missionsplätze zugleich Stätten gewerblichen Fortschritts für den lang vernachlässigten Welttheil werden. Er hat auch bereits darüber mit der kirchlichen Missionsgesellschaft Verhandlungen gepflogen.

Bischof Ryan (von Mauritius) wies darauf hin, daß dem Aufhören des Sclavenhandels naturgemäß ein Aufschwung des gesetzlichen Handelsverkehrs folgen werde, der Sansibar bald für allen durch den gebotenen Wechsel drohenden Schaden entschädigen dürfte. Das habe sich bereits an der Westküste Afrikas glänzend gezeigt. So sei in den letzten 3 Jahren die Einfuhr von Lagos auf 1,000,000 Pf. St. gestiegen, die Ausfuhr auf 1,600,000; und die Einnahmen übersteigen bereits die Ausgaben.

Lord Lawrence, der einstige Vicekönig Indiens, sprach die Hoffnung aus, Sir B. Freres Sendung werde wirksam ausfallen. Nur werde man sich nicht damit befriedigen dürfen, einen Vertrag unterzeichnet zu erhalten, sondern die Regierung werde darüber zu wachen haben, daß er auch ausgeführt werde. — Darüber konnte kein Zweifel obwalten. Es verlautete sogar, daß, im Fall kein anderer Weg sich zeigen sollte, die herrschenden Mißbräuche zu beseitigen, England nicht anstehen werde, die Oberherrschaft über Sansibar zu ergreifen. Davon hat der Sultan auch bereits Wind bekommen; denn ohne Herrn Freres Ankunft abzuwarten, hat er bereits erklärt, es werde ihm ein Vergnügen sein, zu der Ausrottung des Sklavenhandels eifrig mitzuwirken! —

Wie nothwendig ein entschiedenes Auftreten — im Geiste der früheren Palmerstonschen Politik — heutzutage geworden ist, geht aus den neuesten Berichten des Befehlshabers des britischen Geschwaders, das an der ostafrikanischen Küste kreuzt, deutlich hervor. „Es ist Thatsache," schreibt von dort Admiral Cockburn, „daß trotz aller unsrer Anstrengungen der Sclavenhandel so emsig und gewinnbringend fortgeht als je. Jedem neuen Plane, den wir verfolgen, begegnet alsbald irgend eine schlaue Ausflucht der Araber, welche der Sultan wenn nicht activ, doch wenigstens passiv begünstigt. Es ist jedem Marine-Offizier peinlich, dieß zu wissen. Unsre vergeblichen Anstrengungen, diesen abscheulichen Greueln ein Ende zu machen,

sind von Arabern ein Spott und Gelächter. Ja, der Sultan selbst sagt, die Engländer schwatzen und zanken, aber verhindern können oder wollen sie den Handel nicht. Augenscheinlich muß ein neues System eingeschlagen werden."

Der Grund der seitherigen Erfolglosigkeit der englischen Bemühungen liegt allerdings theilweise in dem mit dem Sultan von Sansibar abgeschlossenen Vertrage selbst, der diesem gestattet, einer beliebigen Zahl mit Sclaven befrachteter Schiffe Geleitscheine zu geben zur Hin- und Herfahrt innerhalb seiner Besitzungen. Eine weitere Aufklärung, warum gerade in der letzten Zeit die Anstrengungen des britischen Geschwaders besonders fruchtlos waren, geben uns folgende Mittheilungen Dr. Kirk's:

„In früheren Jahren, so lange die Somalis im Norden und die Gallas im Süden des Dschubaflusses mit einander in Fehde standen, war es nichts Leichtes, von Lamu aus zu Land Sclaven nach Brava, Marka, Moghdischa und Worschelk zu bringen — lauter Somali-Hafenplätze, die man hier unter dem Namen Benadir zusammenfaßt, und folglich wurde zur See mancher Fang gemacht. Im Jahr 1871 aber sind allein im Mai und in den zwölf ersten Tagen des Juni 2804 Sclaven nach Lamu, dem letzten vor den englischen Kreuzern gesicherten Hafenplatz des Sultans verschifft, und von dort zu Land weiter nordwärts befördert worden. Die Erkundigungen, welche ich in Folge eines Falles einzog, auf den Admiral Cockburn meine Aufmerksamkeit hinlenkte, ergaben, daß allerdings der Landweg jetzt geöffnet und damit unsrer Bekämpfung der Sclavenausfuhr ein neues Hinderniß bereitet ist. Die neue Somali-Niederlassung in Kap Kiffel unter einem arabischen Gouverneur und die darauf folgende Vertreibung der Gallas wurde das Mittel zur Erschließung der Somali-Häfen, und die Sclavenhändler haben diesen Umstand bereits ausgebeutet. Auch die sorgfältigste Blockade vermag nicht die Organisation eines Landhandels der Küste entlang zu hindern, der allen unsern Anstrengungen Trotz bietet, wenn seine Linie nicht durch eine freie Kolonie unterbrochen wird."

Mit diesen letzten Worten deutet Dr. Kirk zugleich diejenige Maßregel an, die ihm als die einzige wirklich zum Ziele führende erscheint, nämlich die Anlegung einer Kolonie für die befreiten Sclaven im Osten Afrikas, ähnlich der von Sierra Leone an der

Westküste. Mag der Werth, den Stanley auf die Aussendung eines Kriegsdampfers in die Binnengewässer Ostafrikas legt, immerhin eine gewisse Berechtigung haben, wie ja schon lange vor ihm auch Livingstone darauf hinwies, so bliebe damit dennoch die Frage ungelöst, was mit allen den ihren Peinigern abgenommenen Sclaven anzufangen sei, deren Zahl im Laufe einiger Jahre wohl bis zu 10,000 ansteigen dürfte.

In einigen späteren Briefen geht Dr. Kirk auf diesen Punkt noch näher ein: „Ich bin gewiß, daß so lange in Sansibar eine unabhängige arabische Regierung besteht, es für uns vortheilhaft, wenn nicht geradezu nöthig sein wird, an der Küste irgendwo eine freie Ansiedlung zu haben, möglicherweise nicht als englisches Besitzthum, aber jedenfalls unter englischem Schutz. Nur an einem solchen Platze könnte mit einer Masse befreiter Sclaven für die ersten fünf Jahre das richtige Verfahren eingeschlagen werden; durch eine derartige Niederlassung würde zugleich die Land-Handelsstraße unterbrochen, die emporkommen wird, wenn der Seehandel verboten und unmöglich gemacht ist. Befreite Sclaven in größerer Zahl auf der Insel Sansibar unterzubringen, ohne sie direkt unter englische oder europäische Gerichtsbarkeit zu stellen, könnte für deren Freiheit sehr bedenklich werden und uns leicht ernste Verwicklungen mit der Regierung und dem Volke bereiten. Mir scheint, daß, wenn in einiger Entfernung von der Insel ein Stück Land zu bekommen wäre, ein viel gesünderer Platz gefunden und eine freie afrikanische Kolonie darauf gegründet werden könnte. Anfangs werden die Araber zwar sich einer solchen Niederlassung sehr widersetzen, weil sie wohl wissen, welchen Einfluß dieselbe auf das Sclavereisystem üben würde, und zugleich die Befürchtung hegen könnten, wir gründen dieselbe mit der Absicht, unsre Besitzungen künftighin weiter auszudehnen. Wären diese Bedenken aber einmal überwunden — und bei kluger Behandlung der Sache wäre dieß leicht möglich, so ist Ueberfluß an verfügbarem Grund und Boden vorhanden.

„Die Inseln und die Küstenstrecke nördlich von Lamu wären für diesen Zweck der gesündeste Platz; die Häfen sind dort aber schlecht und die Küsten gefährlich, während andrerseits der Gesittungszustand der Somalis und Gallas einige Vertheidigungsmittel nöthig machte. Weiter südlich, in der Gegend von Kiloa dagegen, sind schöne Häfen und fruchtbare Landstriche von schwachen Negerstämmen

umgeben; auch findet man wenigstens ein gesünderes Klima als in Sansibar, obgleich dasselbe dem in jenen nördlichen Plätzen herrschenden weit nachsteht.

„Bei der Gründung einer solchen Niederlassung möchte ich vorschlagen, in keiner Weise in die Oberhoheitsrechte des Sultans einzugreifen, also nicht das Recht anzusprechen, Steuern zu erheben oder sonstwie die Bestimmungen seiner Verträge mit andern Ländern zu überschreiten. Alles, was ich erlangen möchte, wäre der Besitz eines mäßig großen Stückes Land, dessen Gerichtsbarkeit uns vertragsmäßig so weit zustände, als wir dieß fordern müssen. Jedenfalls bietet die Küste einige wohl zu bedenkende Vortheile dar; wie wir aber auch immer die Sache angreifen mögen, so müssen wir sorgfältig den Schein vermeiden, als beabsichtigen wir damit eine Propaganda oder einen Angriff gegen die gegenwärtige Regierung."

Die Sendung Sir Bartle Freres bürgt dafür, daß England nicht auf halbem Wege stehen bleiben will. Interessant ists aber dennoch, die Stimmen zu hören, die sich noch ganz kurz vorher aus Furcht vor irgend welchen neu zu übernehmenden Lasten im Rathe der britischen Regierung hatten vernehmen lassen. Sie erklären zugleich die schüchterne, fast etwas halbherzig scheinende Sprache Dr. Kirks; denn so stark überwogen dabei die finanziellen Rücksichten, daß sieben Mitglieder des indischen und auswärtigen Amtes, aus denen Lord Clarendon eine Kommission zur Lösung der Sclavenfrage gebildet hatte, folgendes wunderliche Gutachten abgaben:

„Auf einen gewissen Grad verlassen wir uns zur Durchführung unsrer Absicht in Betreff der schließlichen Unterdrückung des Sclavenhandels in Sansibar auf die allmähliche Ersetzung der gezwungenen durch die freie Arbeit, und dieses Ziel würde wesentlich gefördert, wenn Sansibar für den Süden zum Haupt-Depot der befreiten Sclaven gemacht würde." Was unsre Wahl gerade auf diesen Platz lenkte, war nicht nur seine centrale Lage inmitten der Sclavenhandel treibenden Bezirke und die Leichtigkeit, womit deßhalb die Kreuzer die befreiten Sclaven dorthin bringen können, sondern auch der Umstand, daß dort eine große und wachsende Nachfrage nach freier Arbeit besteht und sogar Kinder leicht guten Verdienst finden können, so daß aus ihrem Unterhalt der Regierung voraussichtlich keine Last erwachsen würde. Aus diesen Gründen glauben wir, daß Sansibar nicht nur zum Depot der im Süden wegge-

nommenen Sclaven gemacht werden sollte, sondern daß auch die aus dem Norden schließlich am besten dorthin geschafft würden.

„Bei den einleitenden Schritten, die zu diesem Zweck bei dem Sultan von Sansibar zu thun sind, sollte demselben der voraussichtliche Einfluß dieser Maßregel auf die Wohlfahrt der Insel dargelegt und die größte Vorsorge getroffen werden, um den befreiten Sclaven einen wirksamen Schutz zu sichern, so daß ihre Arbeitgeber sie nicht mißbrauchen oder Sclavenhändler sie abermals wegfangen können. Sie sollten, obgleich den Gesetzen von Sansibar unterworfen, unter dem speciellen Schutz des britischen Consuls stehen, der ein Verzeichniß über sie zu führen und sie mit gedruckten Freiheitsbriefen zu versehen hätte" u. s. w.

Das Unausführbare, um nicht zu sagen Lächerliche dieses Gutachtens beleuchtet Dr. Steere, als Augenzeuge dessen, was in Sansibar Tag für Tag vor sich geht, trefflich mit den Worten: „Man kann sich in der That kaum denken, wie es möglich war, den Vorschlag zu machen, jedem in Sansibar ans Land gesetzten Sclaven einen gedruckten Freiheitsbrief zu geben, der ihn berechtigt, sich an den britischen Konsul zu wenden, und weiter nichts: keine Nahrung, keine Kleidung, keine Arznei, kein Mittel zu erfahren, was aus ihm und seinem Papierschnipsel werden soll, und ebenso wenig die Möglichkeit zu erkunden, ob die Person, die mit einem Papierstreifen in der Hand zum Konsul kommt, wirklich diejenige ist, der er gegeben wurde. Und doch ist das der Plan, nach dem man, wie es heißt, bereits zu handeln begonnen hat! Besser wäre es, alle Versuche, dem Sclavenhandel ein Ende zu machen, zumal aufzugeben, als ein so spöttisches System zu befolgen.

„Setzen wir den Fall, es sei eine große Sclavendhau genommen worden, und ihre Ladung werde ans Land gebracht! Da sind dann also 2—300 arme nackte Geschöpfe, die höchstens einen schmutzigen Lumpen um den Leib gewunden haben; wenigstens die Hälfte von ihnen hat eine Hautkrankheit und Alle sind ausgehungert; ein Viertelhundert vielleicht ist kaum im Stande zu gehen; manche leiden an der Ruhr, manche an andern Krankheiten, und durchschnittlich wird wenigstens ein oder der andre Fall von Pocken darunter sein. Was soll aus ihnen allen werden? der englische Konsul hat kein Geld; Freiheitsbriefe aber hat er im Ueberfluß. Er versucht ein Verzeichniß anzufertigen und fragt sie nach ihren Namen; da sind 30 Mabrukis,

25 Songolos u. s. f. mit andern gewöhnlichen Sclavennamen. Es ist geradezu unmöglich für irgend einen Menschen, sie nachher alle wieder zu erkennen. Erkannten doch selbst ihre Besitzer sie großentheils nur an der Art, wie ihr Haar theilweise abrasirt war. Und was ihr Verständniß eines etwa geschenkten Freiheitsbriefes betrifft, so wäre es lächerlich, irgend einen andern Gedanken bei ihnen vorauszusetzen, als daß derselbe ein Papierstreifen sei, der vermuthlich mit irgend einer Art von Hexerei zusammenhänge."

Welches aber die Leute sind, die man in Sansibar lehren möchte, Gerechtigkeit und Milde zu üben, das sagt uns ein von Bischof Ryan mitgetheilter Brief, worin zu lesen ist: „Eines Morgens kam ein Mlangulo vor das Haus, in welchem wir wohnten, und fragte verlangend nach dem Masungu oder Weißen. Er sagte uns, die Soldaten haben auf dem Marktplatz einen Mann an den Händen an eine Flaggenstange aufgeknüpft und schlagen ihn zu todt. „Komm und sieh, o Weißer!" rief der Alte voll Eifer; „der Mann schnappt nach Athem; sie werden ihn tödten. O geh' und rette ihn!" Wir folgten ihm auf den Marktplatz. Welcher Anblick! Da hieng das Schlachtopfer, wie es uns geschildert worden, mit den Händen an einer Flaggenstange, und nur ein einfacher Strick um die Lenden gewährte ihm einen weitern Stützpunkt. Seine Adern waren am Bersten und sein Fleisch tief aufgerissen; er rang nach Athem. Als er uns gewahrte, sah er uns an und stöhnte, so gut er vermochte: „O Waunguana! Waunguana! (O meine Herrn, meine Herrn) helft mir!" Die ganze Scene schnitt mir ins Herz. Wir fragten nach dem Gouverneur. „Er ist im Geresa" (dem öffentlichen Versammlungshause), war die Antwort. Wir giengen dorthin, aber der Gouverneur, von unsrer Erscheinung in Kenntniß gesetzt, war verschwunden und hatte sich versteckt. Er habe die Stadt früh Morgens verlassen und werde erst Nachmittags wiederkommen, wurde uns gesagt. — War für die Zeit der Abwesenheit des Gouverneurs vielleicht irgend ein Stellvertreter für ihn da? — Nein. — Nach einiger Zeit jedoch sagte ein alter Mann, der „Gunebar" des Platzes, er könne für ihn handeln. Wir baten ihn also um Milderung der Strafe des Mannes. Es wurde uns gesagt, dieselbe solle eingestellt werden bis zur Rückkehr des Gouverneurs, dem wir dann unser Gesuch vortragen können. So sahen wir also den Gouverneur im Laufe des Nachmittags. Wir erklärten ihm, es sei durchaus nicht

unsre Absicht, in seinen Amtskreis einzugreifen; sei der Mann ein Verbrecher, so müsse er bestraft werden; was wir aber gesehen haben, sei für uns zu verletzend gewesen, als daß wir davon hätten Zeugen sein können, ohne das Gästen zugestandene Vorrecht zu benützen (wir waren nämlich die Gäste des Gouverneurs), für solche Leute Fürsprache einzulegen. Zögernd bewilligte er endlich unsre Bitte um Milderung der Strafe. Der Mann wurde herabgenommen und, wie man uns sagte, begnadigt. Wir verließen die Stadt, kehrten aber nach einiger Zeit wieder dahin zurück, und da erfuhren wir, daß, obgleich der Mann freigelassen war, so lange unser Aufenthalt dauerte, er gleich nach unsrer Abreise wieder gebunden und — zu Tod gepeitscht wurde." Gewiß, in Sansibar selbst kann für die armen Ostafrikaner kaum etwas Rechtes gethan werden. —

Andrerseits gebe man sich jedoch auch keiner Täuschung hin über den sittlichen Zustand, in welchem diese Schwarzen anlangen, und die Gefahren, womit sie jeden Ort bedrohen, an dem sie sich massenhaft ansammeln. In Palgraves Werk über Arabien findet sich davon einiges angedeutet. Seinen Angaben nach werden allein nach Oman jährlich weit über 1000 Sclaven eingeführt, und ihre Zahl ist dort bereits so angewachsen, daß sie ein volles Viertel der Gesammtbevölkerung beträgt. Aber nicht zum Gewinn der Araber! Nur in zwei Punkten thun sie es diesen zuvor, und zwar zum Schlechten — nämlich im Aberglauben und der Unzucht. In ihrer Heimat Fetischdiener, bleiben die Neger es auch in der Fremde, und mit ihrem Fetischdienst nehmen sie auch dessen ganzes Zubehör: Gauklereien, Zaubersprüche, Giftmischerei und dgl. hinüber. Das auffallende Uebergewicht lokalen und entsittlichenden Aberglaubens wird von Palgrave mit einem Worte dem Zusammenfluß und dem ansteckenden Beispiel der dortigen Negerbevölkerung zugeschrieben. — Man versetze sich übrigens nur in die Anfänge von Sierra Leone, etwa in die Tage eines Jansen zurück und frage sich, ob etwas anderes als christliche Obrigkeit, christliches Beispiel und christlicher Unterricht Ordnung und Gedeihen in ein Chaos zu bringen vermag, wie eine junge Ansiedlung befreiter Sclaven es nothwendig sein muß?

Bereits hat auch die kirchliche Missionsgesellschaft angefangen, sich auf diese neue Aufgabe zu rüsten, indem sie einen eignen Fonds für Ostafrika anlegte. Möglicherweise könnte Mombas zu einer

Niederlassung für befreite Sclaven ausersehen und die dortige Mission verstärkt werden. Noch steht dort der Veteran Rebmann, ein gründlicher Kenner aller Sprachen dieses Theiles von Afrika, umgeben von einigen wenigen Gelehrten, deren Mitwirkung zu dem neuen Unternehmen zu haben wäre; und sein Mitarbeiter Sparshott ist bereit, mit neugekräftigter Gesundheit dahin zurückzukehren. Tüchtige Gehilfen könnten aus der Missionsschule von Nasik, wo auf indischem Boden seit Jahren befreite Negerkinder eine christliche Erziehung genießen, leicht herübergebracht werden, um die Mission, wie Frere wünscht, weiter ins Innere hinein auszudehnen.

Wunderbar, wenn das dürre Mombas, wo diese Gesellschaft so lange Jahre hindurch scheinbar fast umsonst arbeitete, vom Herrn noch zu einer Pflanzstätte weithin reichender Segnungen ausersehen wäre!

Man könnte auch an den Missionsbischof Tozer denken, der mit anerkennenswerther Beharrlichkeit seine in Centralafrika begonnene und gescheiterte Missionswirksamkeit in Sansibar selbst fortführt. Der Umstand, daß der Reisende Stanley in dem Buche, das er soeben über die Auffindung Livingstones geschrieben hat, diesen Bischof mit einem absprechenden Urtheil kurz abfertigt, dürfte uns nicht an dem Manne irre machen; denn wie viele Reisende, die in ihren eigenen Augen bedeutende Leute sind, oder darauf ausgehen, es zu werden, vernichten gelegentlich eine Mission in etlichen Zeilen, nachdem sie ihrer Beschauung im Vorbeigehen ebensoviele Augenblicke ihrer werthvollen Zeit gewidmet haben! Es ist ja wohl möglich, daß der amerikanische Journalist Livingstone's Frömmigkeit erträglich, ja anziehend finden und doch denselben Grundstoff, wenn er in anderer Form auftritt, perhorresciren kann. Was Stanley sagt, läuft darauf hinaus, Tozer werde von den afrikanischen Stämmen verlacht und habe mit seiner Mission Fiasco gemacht. Es scheint aber, daß das Zeugniß des Amerikaners auch von englischen Missionsfreunden bekräftigt worden ist, welche sich schämten zu sehen, wie das Werk der christlichen Kirche in Sansibar durch ritualistischen Mummenschanz, durch alle möglichen Verkleidungen und Ceremonien des anglikanischen Priesters und seiner schwarzen Zöglinge vor den Völkerschaften Afrikas lächerlich gemacht wurde. Ein Mann, der auf die minutiöse Vervollkommnung der kirchlichen Riten, auf Schnitt und Farbe priesterlicher Gewänder so viel Studium verwendet, dürfte wirklich zum Erzieher befreiter Sclaven sich am wenigsten eignen.

Interessant ist es auch zu hören, daß nicht blos die christlichen Regierungen die Sendung Sir Bartle Freres mit allem Ernst unterstützen und ihre Mitwirkung zur völligen Ausrottung des Sclavenhandels in Ostafrika anbieten, sondern daß selbst unter den Banianen im westlichen Indien der Entschluß zur Reife gekommen ist, die Maßregeln ihres frühern hochgeschätzten Gouverneurs kräftig zu fördern. Einer der größten Kaufleute Bombays, Mathuradas Khetsi, hat vorläufig in den Guzerathi Zeitungen eine Reihe von Briefen veröffentlicht, welche den Banianen ihre Pflicht Angesichts der neuen Wendung der Dinge ans Herz legen; jetzt rüstet er sich, selbst nach Afrika zu reisen, um seine dortigen Glaubensgenossen zum willigen Eingehen auf die in Aussicht stehenden Veränderungen im dortigen Handelsverkehr zu bewegen. Es ist auch ein Zeichen der Zeit, wenn das träge Indien, durch christlichen Einfluß electrisirt, sich aufmacht, dem armen Afrika eine hilfreiche Hand zu bieten.

Zur Missionsstatistik.

Nach der neuesten Schätzung zählt Indien 241 Millionen Einwohner, von denen 186½ Millionen unter britischer Herrschaft stehen. Seit 20 Jahren hat auch die evangelische Mission begonnen, die Ergebnisse ihrer Arbeit sorgfältig zusammenzustellen. Noch ist der letzte Census (vom 31. Dec. 1871) nicht vollständig abgeschlossen; doch lassen sich schon jetzt etliche Zahlen mit Sicherheit angeben, welche einen rasch zunehmenden Fortschritt aufweisen.

Provinzen.	Zahl der Christen und Taufkandidaten.		
	1851	1861	1871
Bengalen	14,778	20,704	52,000
Nordwestprovinz	1,732	3,832	7,191
Audh	—	225	628
Pandschab	98	1,136	1,782
Centralindien	10	212	1,020
Madras	76,483	109,820	147,403
Bombay	638	2,648	4,173
Zusammen	93,739	138,577	214,197

Die Christen in Ceylon (etwa 40,000) und Pegu (etwa 60,000) steigern jedenfalls die Totalsumme auf mehr als 300,000.

Die amerikanische Mission in Syrien.

Als im Jahr 1810 die Gründer der großen, unter dem Namen des amerikanischen Board bekannten Missionsgesellschaft in Boston zusammentraten, bezeichnete der zweite Paragraph der in einer ihrer ersten Sitzungen entworfenen Statuten es als den Zweck ihres Vereins, „Mittel und Wege zur Ausbreitung des Evangeliums unter Denen, die christlicher Erkenntniß ermangeln, zu berathen und zu ergreifen.“ Durch diese allgemeine Fassung war bereits angedeutet, daß sie ihre Arbeit nicht ausschließlich auf heidnische Völker zu beschränken, sondern ebensowohl auch Muhammedaner und Juden, ja möglicherweise selbst Namenchristen in den Bereich derselben zu ziehen gedachten.

Ueberblicken wir heute die über alle Erdtheile verzweigte 60jährige Wirksamkeit des Board, so finden wir seine Arbeitsgebiete in drei große Gruppen getheilt, nämlich in die Missionen unter civilisirten heidnischen Völkern (Ostindien, Siam, China), in die unter wilden heidnischen Stämmen (Sandwich-Inseln, Indianer, West- und Südafrika), und in die unter der erstorbenen orientalischen Christenheit.

Die Letzteren nehmen in den 50 Bänden des in Boston erscheinenden Missionary Herald, so wie in den Jahresberichten der Gesellschaft nicht den unbedeutendsten Raum ein. Aus dem 1820 in Palästina gemachten Anfang sind allmählich 7—8 besondre Missionen in den verschiedenen Provinzen der europäischen und asiatischen Türkei bis nach Persien hinüber herausgewachsen. Begonnen zu einer Zeit, da auf dem Uebertritt eines Moslem zum Christenthum der Tod stand, an eine direkte Verkündigung des Evangeliums unter den Türken also noch nicht zu denken war, hatten sie nichts desto weniger vorzugsweise die muhammedanische Bevölkerung jener Länder im Auge. Denn wie sollte

man hoffen, diese je für das Christenthum zu gewinnen, wenn ihr nicht andre Repräsentanten desselben vor Augen gestellt wurden, als die in ihrer Mitte so zahlreich vertretenen, deren grober Bilderdienst und unsittliches Leben ihr den Namen „Christ" fast gleichbedeutend machte mit allem Niedrigen und Gemeinen?

Das Fortbestehen großer christlicher Gemeinschaften innerhalb des türkischen Reichs blieb immerhin eine bedeutsame Thatsache. In Constantinopel betragen dieselben ein volles Drittheil der Gesammtbevölkerung, und bis nach Persien hinüber wird ihre Seelenzahl auf mindestens acht Millionen geschätzt. Wie, wenn es gelänge, auf diesen Leuchtern das erloschene Licht des Evangeliums wieder anzuzünden? Müßte sich dadurch nicht den Moslems eine ganz neue Ansicht des Christenthums aufdrängen, so daß es ihnen nicht länger möglich wäre, sich der Vorzüge ihrer eigenen Religion zu rühmen, und sie sich wenigstens zu einer ehrlichen Vergleichung des Koran und der Bibel gedrängt sähen? Müßte bei der Menge und der weiten Verbreitung dieser Namenchristen, wenn eine wirkliche Neubelebung unter ihnen stattfände, ihr Licht nicht über die ganze Türkei, ja selbst über Centralasien hinstrahlen und die muhammedanische Finsterniß verdrängen?

Dieß waren die Gesichtspunkte, von welchen der Board bei der Gründung seiner westasiatischen Missionen ausgieng. Die Kirchengenossenschaften, auf welche er mit der Zeit seine Thätigkeit ausdehnte, sind: griechische und römische Katholiken, Armenier, Jakobiten und Nestorianer; dazu kam in früheren Jahren die Arbeit unter den Juden und später die unter den Türken. Die Länder und Provinzen, über welche seine Sendboten sich verbreiteten, sind: Syrien, Kleinasien, Armenien, Kurdistan, der Bezirk von Urumia in der persischen Nordwestprovinz Aserbeidschan, die europäische Türkei und Griechenland.

Gewiß ist es ein dankenswerthes Unternehmen des edlen, greisen Missionssekretärs Anderson, daß er nun auch dieses gesammte Missionsgebiet uns durch eine gründliche Arbeit beleuchtet.*) — Als eine mit ihrem fünfzigjährigen Jubiläum abgeschlossene Mission

*) History of the Missions of the American Board of Commissioners for foreign Missions to the Oriental Churches by Rufus Anderson D. D. Boston. Congregational Publishing Society 1872.

konnte er uns die Thätigkeit des Board auf den Sandwich-Inseln schildern, weil sie ihre Aufgabe gelöst hatte, ein heidnisches Volk in ein christliches umzuwandeln und jene gefürchteten Wilden mit einer wohlgeordneten Staatsverfassung einzuführen in die Reihe der gesitteten Nationen. Als mit dem Jahre 1870 abgeschlossen, bezeichnet sein neuestes Werk auch einige Zweige der Arbeit des Board unter der orientalischen Christenheit, jedoch aus andern Gründen.

Nach dem Muster der Londoner Missionsgesellschaft stellte der Board von Anfang an nicht nur kein dogmatisches Bekenntniß als Norm für seine Missionare auf, sondern er ließ diesen auch die Wahl der Kirchenform, nach welcher sie die neu gegründeten Gemeinden einrichten wollten, völlig frei. So kam es, daß außer dem Kern congregationalistischer Missionsfreunde, auf welchen die Gesellschaft sich stützte, sie viele Jahre hindurch auch diejenigen aus der holländisch-reformirten und der presbyterianischen Kirche umfaßte, bis diese in der Folge ihre eigenen Missionen gründeten. Im Jahr 1837 war's, daß die Presbyterianer der alten Schule sich abzweigten, während die der neuen Schule noch weitere 33 Jahre mit dem Board verbunden blieben. Die Wiedervereinigung der beiden presbyterianischen Kirchen im Jahre 1870 aber machte von Seiten des Board eine Theilung des Werkes nöthig, wobei er durch freundschaftliche Uebereinkunft der Schwestergesellschaft einige seiner seitherigen Arbeitsgebiete überließ. Von seinen orientalischen Missionen fiel so die syrische und die nestorianische den Presbyterianern zu, während er selbst sich die unter Armeniern, Griechen, Bulgaren, Muhammedanern und den arabisch redenden Christen Assyriens vorbehielt. Von der Arbeit unter den Juden der Türkei war er schon im Jahre 1856 zurückgetreten aus Rücksicht für die schottischen und englischen Brüder, die dem alten Bundesvolk ihre besondre Thätigkeit zuwandten.

Da die nestorianische Mission in den letzten Jahren von uns schon mehrfach besprochen wurde (Miss. Mag. 1867 u. 72), ist es die 51jährige Geschichte der syrischen, auf die wir zunächst an Andersons Hand einen Rückblick werfen.

---

1. Pionierdienste in stürmischer Zeit. 1820—1828.

Die amerikanische Mission in den Ländern der Bibel begann, wie die der Apostel, in Jerusalem. Die ersten Sendboten des Board, die im Nov. 1819 sich nach Palästina einschifften, waren Plinius Fisk und Levi Parsons, — beides Männer, deren reiche Begabung und innige Frömmigkeit bei Allen, die sie kannten, einen tiefen Eindruck hinterließen. Groß war die allgemeine Rührung, als bei ihrer feierlichen Verabschiedung in Boston der damalige Missionssecretair Dr. Worcester ihnen zurief: „Von den Höhen des heiligen Landes und des Berges Zion aus werdet ihr die Verwüstung ringsumher und die verschiedenen Scenen überschauen, die nach allen Seiten hin das Herz des Christen in Anspruch nehmen. Mit aufmerksamem Auge werdet ihr die verschiedenen Stämme und Menschenklassen betrachten, die in Palästina und den angränzenden Ländern ihre Wohnsitze haben, und dabei stets die gedoppelte Frage bewegen: Was kann hier Gutes gethan werden, und durch welche Mittel?" Ein andrer Freund, Dr. Porter, aber sagte ihnen zum Abschied: „Ihr müßt euch entschließen, zehn Jahre lang an einer steilen Felswand hinaufzuklimmen." So fanden sie's, hatten aber schon in der Hälfte dieser Jahre ihre Klimmarbeit vollendet.

Bei einer kurzen Einkehr in Malta wurde brüderlicher Verkehr angeknüpft mit Miss. Jowett von der engl.-kirchlichen und Miss. Wilson von der Londoner Gesellschaft; zu Anfang des Jahres 1820 war Smyrna erreicht. Dort fanden die beiden Brüder Aufnahme in einer Schweizer-Familie, in welcher französisch, italienisch, neugriechisch und etwas türkisch, aber kein englisch gesprochen wurde. Ihr Eindruck vom Morgenlande war ein unbeschreiblich wehmüthiger: „Die Erde öde und leer, und Finsterniß auf der Tiefe!" Zu noch gründlicherer Erlernung des Neugriechischen siedelten sie im Mai in das griechische Kolleg auf der Insel Skio über, wo sie in dem liebenswürdigen Professor Bambas den griechischen Charakter von der hoffnungsvollsten Seite kennen lernten. Den dortigen Griechen das Evangelium nahe zu bringen, war ihnen denn auch während ihres 5monatlichen Aufenthaltes auf Skio neben ihren Studien ein immer gegenwärtiges Anliegen. Im Kolleg, das 800 Studenten zählte, gelang es ihnen das N. Testament einzuführen — nur ein halbes Jahr ehe es geschlossen wurde, kurz vor der greulichen Verwüstung der schönen

Insel. Sobann unternahmen sie lehrend und lernend eine gemeinsame Reise an die Stätten, wo einst die sieben kleinasiatischen Gemeinden gestanden, hielten es aber bald für das Richtige, sich um des Werkes willen zu trennen und Parsons wandte sich nach Jerusalem, während Fisk unter dem gastlichen Dache des Holländers Van Lennep seine Studien in Smyrna fortsetzte.

Im kommenden Frühling brach der griechische Freiheitskrieg aus, von dessen Schrecken Fisk auch in Smyrna manches zu sehen bekam durch die unerhörten Greuel, welche die Türken in den Straßen der Stadt an wehrlosen Griechen verübten. Das Blutbad war entsetzlich. Einen Janitscharen, der ihm anvertraute Flüchtlinge mit Lebensgefahr vertheidigte, hätte Fisk eines Tages fast vor Freuden umarmt, wenn ihm der stolze Krieger nicht gesagt hätte, er selbst komme gerade vom Morden her und werde auch, wenn er seinen Auftrag vollzogen habe, getrost daran weiter machen. Die Klugheit gebot dem Missionar große Zurückgezogenheit, doch konnte er auf einigen kurzen Ausflügen Bibeln, Testamente und Traktate — selbst an Türken, vertheilen; einen Theil des Jahres hindurch versah er auch die Stelle eines englischen Kaplans.

Parsons langte im Januar 1821 in Jerusalem an, — der erste protestantische Missionar, der es je in der Absicht betrat, sich bleibend da niederzulassen. Sein nächstes Ziel dabei waren die Schaaren der Pilger, die eben jetzt im Begriff waren, in der heil. Stadt zusammenzuströmen. Er hatte darum die h. Schrift in neun Sprachen und 5000 christliche Traktate mitgebracht. Mit Briefen an Prokopius, den Assistenten des griechischen Patriarchen in Jerusalem, Vorsteher der griechischen Klöster und Agenten der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft versehen, erhielt er passende Zimmer in der Nähe des h. Grabes angewiesen. Im Frühling machte er Ausflüge an die interessantesten Plätze in der Nähe Jerusalems, nach Bethlehem und ans todte Meer, nicht ohne daß schon ein und das andre Anzeichen die Hoffnung in ihm erweckte, seine Arbeit sei nicht vergeblich.

Allgemein wurde damals das Klima Jerusalems in den Sommermonaten für ungesünder gehalten, als es sich in der Folge erwies; so wollte also Parsons die heißeste Zeit nicht dort zubringen. Er dachte an den Libanon, oder doch an Bethlehem als an Erfrischungsplätze, aber allenthalben waren in Folge des griechischen

Aufstandes die Zustände so unsicher, daß ihm nur die Rückkehr nach Smyrna übrig blieb. Auf der Reise dorthin sah er zum erstenmal die neugriechische Flagge und hörte von dem Kapitän eines griechischen Kriegsschiffes, daß das Kolleg in Skio geschlossen sei und Professor Bambas nur durch die Flucht auf die jonischen Inseln sein Leben gerettet habe. Auf der Insel Syra fand er unter dem Schutze des britischen Konsuls eine einstweilige Heimat, in der er einen Fieberanfall überstand, wovon er nur allmählich sich so weit erholte, daß er im Dezember die Ueberfahrt nach Smyrna vollenden konnte.

Auch dort wollte indeß die volle Genesung nicht kommen. In der Hoffnung, eine Luftveränderung werde den kranken Freund wieder zu Kräften bringen, brach Fisk mit ihm nach Alexandrien auf; von da aus wollten sie dann im Frühling zusammen nach Jerusalem gehen. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Bald nach ihrer Ankunft in Alexandrien nahm Parsons Zustand eine gefährliche Wendung, und am Morgen des 10. Febr. 22 entschlief er. Seine letzten Worte, als er am vorhergehenden Abend von seinem geliebten Mitarbeiter Abschied nahm, waren: „Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten.“ — Obgleich kaum dreißig Jahre alt, hinterließ er ein so gesegnetes Andenken, daß sein Tod in weiten Kreisen tiefe Trauer hervorrief.

In besonderem Grade natürlich bei dem nun vereinsamten Fisk. Dieser hatte zuerst die Absicht, über Kairo gleich durch die Wüste nach Jerusalem zu ziehen; auf die Nachricht aber, daß inzwischen Miss. Temple als sein Mitarbeiter im Orient in Malta angekommen sei, wandte er sich zunächst dorthin. Kein Wunder, daß nach all den Schreckensscenen von Blutvergießen und Pestilenz, wovon er in Smyrna Zeuge gewesen, und von dem Grabe des frühvollendeten Freundes hinweg es ihn verlangte, sich wieder durch christliche Gemeinschaft zu erfrischen und zu stärken, bevor er aufs Neue an die Arbeit gieng!

Miss. Temple sammt Gattin war am 2. Jan. 1822 von Boston abgesegelt. Er hatte eine für die Mission in Malta bestimmte Presse mitgebracht und dazu in Paris die nöthigen Typen bestellt, so daß er fest an seinen Posten gebunden war. Unerwartet fand sich aber dennoch von andrer Seite her ein Genosse für Fisk. Eben hielt sich nämlich Professor King, der neuernannte Lehrer der

orientalischen Sprachen an dem mit dem Board in so manchfachen Beziehungen stehenden Amherst-Kollegium in Paris auf, um bei dem berühmten Orientalisten De Sacy seine arabischen Studien zu vollenden. An ihn wandte sich Fisk. Seine Anfrage zündete, und King bot alsbald dem Board auf drei Jahre seine Dienste an. Da die Tage der Dampfschiffahrt und des Telegraphenverkehrs noch nicht angebrochen waren, konnte die Rückantwort aus Boston erst eintreffen, wenn die günstige Jahreszeit zu einer Reise in den Orient vorüber war; doch hiefür wurde von europäischen Freunden Rath geschafft. An einer freudigen Zusage von Seiten des Board war ja nicht zu zweifeln, somit streckten sie die nöthigen Gelder vor, und schon Anfangs November langte King in Malta an, wo etliche Tage nach ihm auch der bekannte Reiseprediger Joseph Wolff eintraf, um mit Fisk die Reise nach Jerusalem anzutreten. Am 3. Jan. 1823 schifften sich alle drei nach Alexandrien ein; hier war doch ein Land betreten, wo noch etwas wie Gesetz und Regierung sich fühlbar machte. Mit christlichen Schriften in 12 verschiedenen Sprachen ausgestattet, fuhren sie während ihres dreiwöchentlichen Aufenthalts in Egypten bis nach Theben den Nil hinauf und vertheilten oder verkauften in den Dörfern an seinen Ufern über 2000 Traktate und 800 Bibeln oder einzelne Theile der h. Schrift. Aufstände der Muhammedaner gegen die Landeschristen drohten wohl da und dort; sie wurden aber im Keime erstickt.

In Gesellschaft von 71 Türken, Arabern, Griechen und Armeniern durchzogen sie mit 44 Kameelen und 37 Eseln die Wüste, durch welche einst die Wanderung der Kinder Israel gieng, und erreichten glücklich ihr Ziel. Wie war's ihnen doch so feierlich zu Muth beim erstmaligen Eintritt in die h. Stadt! Hier also hatte Gott sichtbar in seinem Tempel gewohnt, hier David seine Harfe zum Preise Jehovas gestimmt, hier Jesaias in seinen Gesichten mit Entzücken die künftige Gemeinde geschaut, hier vor Allem der Mensch gewordene Gottessohn sein großes Erlösungswerk vollbracht und seine Kirche gegründet! In verschiedene Zimmer des griechischen Klosters einquartiert, fingen sie alsbald an, Allen, die zu ihnen kamen, ungehindert den großen Jesusnamen zu verkünden. Wolff that dieß fleißig auch unter den Juden, ohne daß Jemand ihm wehrte.

Die Sommermonate beschlossen auch sie auf den Höhen des

Libanon zuzubringen. Der südliche, großentheils von Drusen bewohnte Theil desselben, stand damals unter der Herrschaft des Emirs Beschir, der sich Fürst der Drusen nannte, obgleich er selbst ein Maronite war. Wegen einer Beleidigung des Sultans, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, war er nicht lange vorher nach Egypten geflohen und hatte dort die Bekanntschaft der Missionare gemacht; jetzt, nach seiner Aussöhnung mit dem Großherrn aber war er in seine Gebirgshauptstadt Deir el Kamr zurückgekehrt. Hier nahm er die ihn besuchenden Brüder gastfrei auf und versah sie mit einem Ferman, der ihnen Freiheit gab, alle Theile seines Gebiets zu bereisen. Während Fisk den Sommer mit Way, einem Sendling der Londoner Judengesellschaft, in einem von diesem gemietheten Gebäude in Aintura zubrachte, das ursprünglich zu einem Jesuitenkollegium bestimmt war, blieb King seiner arabischen Studien wegen in Deir el Kamr. Bereits konnte er in dieser Sprache das Evangelium verkünden, und er that es in so herzgewinnender Weise, daß nicht nur die Familie, bei der er Wohnung genommen, sondern auch ein Priester, mit dem er oft über göttliche Dinge gesprochen hatte, ihn nur mit Thränen wieder ziehen ließ. „Ich staunte über die Gefühle, welche diese Araber bei meiner Abreise an den Tag legten," schrieb er. „Als ich das Haus verließ, überhäuften sie mich mit Segenswünschen, und Viele empfahlen mich der Fürsorge und dem Schutze Gottes." — Wie King in arabischer, so fing Fisk bereits an, in italienischer und neugriechischer Sprache die Seelen zu Jesus einzuladen.

Nach verschiedenen Wanderungen im Gebirge und einem Querzug durch die reiche Ebene Cölesyriens an den Fuß des Antilibanon hinüber, kehrte im Herbst Fisk über Nazareth und Nablus nach Jerusalem zurück, wohin (Jan. 1824) ihm King mit dem neu angelangten Bird folgte. Schon neigte sich indeß die Zeit unangefochtener Arbeit zu Ende, obgleich der erste, schnell wieder gedämpfte Anlauf der Feinde der Mission im Ganzen nur Nutzen brachte. Als im Februar King eben nach Jaffa gegangen und Fisk und Bird eifrig damit beschäftigt waren, den armenischen Pilgern in Jerusalem heilige Schriften zu verkaufen, wurden sie plötzlich vor die muhammedanischen Richter geladen auf die seltsame Beschuldigung hin, sie verkaufen Bücher, welche weder muhammedanisch, noch jüdisch, noch christlich seien. Ein Richter hob das erste Buch Mosis empor und

erklärte: dies sei eines der unchristlichen Bücher, gegen welche die Lateiner protestiren. Ein Ausrufer wurde durch die Stadt gesandt, der männiglich verbot, von diesen Büchern anzunehmen, und alle erhaltenen auszuliefern befahl. Man durchsuchte die Zimmer der Missionare und belegte einige ihrer Papiere und Schriften mit Beschlag. Durch die schnelle Vermittlung des englischen Konsuls in Jaffa wurden die Verhafteten jedoch nach etlichen Tagen wieder in Freiheit gesetzt nnd ihre Papiere ihnen zurückerstattet. Eine Beschwerde des britischen Konsuls von Beirut bei dem Pascha von Damaskus hatte die weitere Folge, daß dieser dem Gouverneur von Jerusalem die Weisung ertheilte, den Missionaren hinfort seinen Schutz und achtungsvolle Behandlung angedeihen zu lassen.

Der geheime Zusammenhang dieser ebenso unerwartet verhängten als schnell beendeten Verfolgung blieb nicht lange verborgen: ihr Ursprung lag einfach in der erwachenden Eifersucht der römischen Priester auf den wachsenden Einfluß der protestantischen Missionare.

Eine Verstärkung der amerikanischen Brüder ist bereits erwähnt worden. Im Oktober 1823 waren nämlich die Missionare Bird und Goodell in Beirut gelandet, das im Blick auf den politischen Zustand Jerusalems und ganz Palästinas fortan das Hauptquartier der Mission werden sollte. Damaskus und Tripoli konnten von dort in drei, Tyrus in zwei, Sidon in einem Tage erreicht werden, und außer der gesunden Lage des Platzes und der erfrischenden Nähe des Libanon sprach in jener aufgeregten Zeit dafür auch noch der Umstand, daß es der Sitz des freundlich gesinnten englischen Konsuls Abbott war. Im Italienischen hatten Bird und Goodell sich während eines neunmonatlichen Aufenthaltes auf Malta ziemliche Fertigkeit erworben; jetzt legte Ersterer sich hauptsächlich aufs Arabische als die Sprache der Maroniten und syrisch-römischen Katholiken; Letzterer aufs Armenisch-Türkische. Bei einem Besuch, den Goodell seiner Sprachstudien wegen in Sidon machte, traf er dort mit Jakob Agha, einem armenischen Geistlichen zusammen, der, obwohl ihm als Bischof dieses Recht nicht zustand, es gewagt hatte, sich zu verheirathen, und nun im Neuen Testament Vertheidigungsgründe für seine Handlungsweise suchte.

Einen andern armenischen Bischof, der ein ähnliches Vergehen begangen hatte, brachte er von dort als Sprachlehrer mit und gab

ihm den Namen Carabet, Vorläufer. Von Hause aus hieß derselbe Dionysius. Er war gebürtig aus Konstantinopel und hatte 36 Jahre lang im armenischen Kloster zu Jerusalem gelebt. In den letzten neun Jahren hatte er daselbst die Bischofswürde bekleidet und sowohl seines Alters, als seiner Kenntnisse und seines Diensteifers wegen eigentlich das Ansehen eines Erzbischofs genossen. Obgleich damals noch nicht von entschiedener Frömmigkeit und über manche Punkte noch im Dunkeln, machte er sich den Missionaren im Verkehr mit dem Volke doch als Lehrer und Dolmetscher nützlich.

Durch all das gerieth die römische Kirche in ungeheure Aufregung, da eben jetzt auch einige neu eintreffende englische Missionare die evangelischen Kräfte im Orient verstärkten. Der patriarchalische Vikar des Libanon, der Patriarch der Maroniten und der Vikar von Syrien und Palästina erhielten Briefe von Rom, die sie dringend ermahnten, dem gottlosen Beginnen der Missionare doch auf jede mögliche Weise entgegenzuarbeiten. Diese Schreiben waren vom Januar 1824 datirt, und nicht lange darauf (Febr.) erschien ein großherrlicher Ferman an alle Paschas gegen die Verbreitung der h. Schrift, der die Auslieferung und Verbrennung der bereits verkauften oder vertheilten Exemplare und die Versieglung derer befahl, die sich noch in den Händen ihrer Verbreiter befänden. Obgleich nur wenige Besitzer ihre Bücher auslieferten und die türkischen Behörden diesen Erlaß im Ganzen nicht viel beachteten, verlieh er doch den Anathemen, welche der maronitische und der syrische Patriarch gegen die „Bibelmänner" schleuderten, eine Zeitlang einiges Gewicht.

Etliche Jahre zuvor hatte der syrische Patriarch Peter Ignatius Giarve, damals noch Erzbischof von Jerusalem, einen Besuch in England gemacht und dort unter falschen Vorwänden von wohlmeinenden Protestanten eine beträchtliche Summe Geldes erlangt, um die Bibel nach der Uebersetzung seiner Kirche drucken zu lassen. Jetzt erließ derselbe Mann eine Erklärung, worin er sich gegen den Vorwurf des Betrugs vertheidigte und seine Heerde warnte, doch ja keine von den „Bibelmännern" gedruckten und verbreiteten heil. Schriften oder andere Bücher anzunehmen, selbst wenn sie ihnen unentgeldlich angeboten würden und mit der von der geistlichen Behörde veranstalteten Ausgabe übereinstimmend wären.

Indessen machten nach jener kurzen Unterbrechung die Brüder in Jerusalem getrost fort, ihren guten Samen auszustreuen. Sie

besuchten von da Bethlehem und Hebron, und fiengen an in jenem Lande der ewigen Trümmer heimisch zu werden. Wiederholte Fieberanfälle nöthigten aber Fisk, schon im Frühling die Stadt zu verlassen. Am 4. Mai traf er, begleitet von seinen Freunden Bird und King bei Goodell in Beirut ein, wo er in einer für Leib und Seele gleich erquickenden Umgebung bald schreiben konnte: „Diese Tage geschäftigen, liebenden, freudigen Verkehrs haben sehr dazu geholfen, meine sinkenden Lebensgeister wieder anzufrischen, meinen matten Leib zu stärken, mein niedergeschlagenes Gemüth aufzurichten. Ich kam des Lernens und des Wanderns müde hieher, und schon lüstet michs wieder, meine Bücher aufzuschlagen und neue Reisen anzutreten."

Kurz darauf ergriff er denn auch wieder den Wanderstab. Die Reise ging in Birds Begleitung nach Damaskus, wo sie besondere Hilfsmittel zur Erlernung des Arabischen zu finden hofften. In dieser Erwartung etwas getäuscht, schlossen sie sich trotz der glühenden Hitze im Juli einer nach Aleppo ziehenden Karavane an. Wie aus einem Schmelzofen kommend, blies wiederholt der heiße Sandwind über die schattenlose Ebene hin, doch erreichten sie glücklich ihr Ziel. Nachdem sie in Haleb drei Monate lang ihren Studien obgelegen, traten sie über Antiochia, Latakia und Tripoli die 19tägige Rückreise nach Beirut an, ein Weg, auf dem im Gebirge, angesichts der alten römischen Straße nach Antiochia, die herbstlichen Regengüsse sie oft bis auf die Haut durchnäßten. Kein Wunder, daß den Brüdern in Beirut bange wurde um Fisk; doch scheint mit dem Eintritt der kühleren Jahreszeit diesem noch einmal seine frühere Kraft wiedergeschenkt worden zu sein.

In Beirut war inzwischen die Arbeit fröhlich vorangegangen. „Festen Fuß fassen unter einem Volke fremder Zunge; Einigen Vertrauen einflößen und die Vorurtheile Andrer vermindern; darüber ins Klare kommen, welches unsre offnen, und welches unsre versteckten Feinde sind; mit der Denk- und Gefühlsweise und den leitenden Triebfedern der Leute und dem Weg zu den Herzen bekannt werden; mit den geistlichen Würdenträgern öffentliche Verhandlungen über kirchliche Fragen haben und dem gemeinen Volke christlichen Unterricht ertheilen; Antheil an der Leitung des Jugend-Unterrichts erlangen und einen Einfluß ausüben, der so eng seine Grenzen auch Anfangs waren, sich doch in immer segensreicherer Weise erweitert — all das ist zwar noch kein Leben aus den Todten, aber es darf

doch als von wesentlicher Bedeutung betrachtet werden." Mit diesen Worten schilderten die Brüder ihre Ansicht vom Stand der Dinge. — Eine Klasse von 16 arabischen Kindern, welche täglich von den Frauen der Missionare unterrichtet wurden, bildete den Anfang der nun über ganz Syrien verzweigten Missionsschulen. Schon zu Ende des Jahrs 1824 war die Zahl der Schulkinder in Beirut auf 50 gestiegen und ein arabischer Lehrer für sie angestellt; 1827 füllten sich 13 Schulen schon mit 600 Kindern, unter denen 100 Mädchen waren. Doch ehe wir bei dem dortigen Werke länger verweilen, haben wir die Brüder Fisk und King auf ihre dritte und letzte Reise nach Jerusalem zu begleiten.

Sie traten dieselbe im Frühling 1825 an und verweilten unterwegs einige Wochen in Jaffa, wo sich die albernsten Gerüchte über ihr Thun verbreiteten und von dem abergläubischen Volke als baare Münze angenommen wurden. Da hieß es bei den Einen, die Missionare erkaufen die Leute um Geld; der Preis für einen gemeinen Mann seien zehn Piaster, und diese zehn Piaster haben die wunderbare Eigenschaft, immer vollzählig zu bleiben, so viel der Empfänger auch davon ausgebe. Andre wollten wissen, die Missionare sammeln die Bilder ihrer Bekehrten in ein Buch und durchschießen das eines jeden, der seinem neuen Glauben wieder abtrünnig werde, was dann unvermeidlich den Tod des Mannes nach sich ziehe. Dessen ungeachtet fanden sie bei ihren alten Bekannten in Jerusalem freundliche Aufnahme; ihr Aufenthalt dauerte aber nicht lange. Schon zwei Tage nach ihnen erschien der Pascha von Damaskus mit 3000 Soldaten vor der Stadt, um den jährlichen Tribut einzusammeln, dessen Betrag ganz nur seine Willkühr bestimmte und die Bastinade erpressen half. Viele Einwohner flohen; die Zurückbleibenden, namentlich alle Griechen, lebten fortwährend in Angst und Schrecken. An rechte Arbeit war in der allgemeinen Verwirrung und Unsicherheit kaum zu denken, und so traten die beiden Missionare schon nach sechs Wochen wieder den Rückweg nach Beirut an, wo sie unterwegs von Räubern überfallen, am 18. Mai eintrafen. Damit war, ohne daß sie es ahnten, die Arbeit des Board in Jerusalem volle neun Jahre unterbrochen, ja gewissermaßen beendet. In den Jahren 1822—1825 hatten sie und ihre Mitarbeiter gegen 4000 Bibeln und Schrifttheile außer 20,000 Traktaten vertheilt und namentlich mit griechischen Priestern und Laien innige Verbindungen angeknüpft. Von den

Griechen erwartete man damals, erwartete besonders auch Fisk den ersten Anstoß zur Neubelebung des Morgenlandes.

King's dreijährige Dienstzeit war nun abgelaufen, und er schickte sich zur Heimreise nach Amerika an. Vorher aber brachte er noch sechs Wochen in Deir el Kamr zu, wo ein junger Maronite Namens Asaad el Schidiak ihn in der syrischen Sprache unterrichtete. Nach Beirut zurückgekehrt, richtete der scheidende Missionar an seine Freunde in Syrien und Palästina einen Abschiedsbrief, der von Asaad in treffliches Arabisch übersetzt und in mehrfachen Abschriften verbreitet wurde. Ein folgenreiches Blatt!

Am 26. Aug. 1825 schiffte King sich nach Tarsus ein, von wo er die mühsame Landreise nach Smyrna unternahm, während seine zu Schiff dorthin gesandten Bücher und Manuskripte einem griechischen Kreuzer in die Hände fielen. Mit dem Studium des Neugriechischen beschäftigt und auf die Zurückerstattung seiner Effekten harrend, die auch theilweise erfolgte, verweilte King einige Monate in Smyrna. Dann besuchte er Konstantinopel und fand dort bei einigen Würdenträgern der griechischen Geistlichkeit dasselbe freundliche Entgegenkommen, das ihm auch von den Griechen in Egypten, Palästina, Syrien und Kleinasien zu Theil geworden war. — Er war schon über ein Jahr wieder in Amerika angelangt, als Bischof Dionysius einigen angesehenen Armeniern in Konstantinopel eine armenische Uebersetzung seines Abschiedsschreibens zusandte, dessen Inhalt die Empfänger wie ein elektrischer Funke durchzuckte. Sie beriefen eine Versammlung in die patriarchalische Kirche der Armenier; der Brief wurde vorgelesen, die auf der Seite angemerkten Schriftstellen verglichen, und die Wirkung davon war nichts Geringeres, als das einmüthige Bekenntniß, ja, es thue eine Reformation der Kirche noth. Der erste Schritt zu einer solchen folgte bald nachher durch die Eröffnung der seither so berühmt gewordenen Predigerschule Peschtimaljans, des armenischen Erasmus. King aber widmete fortan (s. 1829) seine vielseitige, lang ausdauernde Kraft dem Volke der Griechen, in welchem er eine Lebensgefährtin gefunden hatte.

Der treue Fisk war nicht berufen, hienieden schon solche Erfolge seiner Arbeit zu sehen. Während King in Smyrna hingehalten war, sank er in Beirut aufs Krankenlager. Seinem früher ausgesprochenen Wunsche gemäß, von etwaiger Lebensgefahr in Kenntniß gesetzt zu werden, machten am 20. October seine Brüder ihn darauf

aufmerksam, daß sein Zustand eine bedenkliche Wendung zu nehmen scheine. Er vernahm es mit Ruhe und äußerte dabei, er glaube, der leitende Gedanke seines Lebens sei in den letzten 17 Jahren die Ehre Christi und das Wohl der Kirche gewesen; dann diktirte er Briefe an seinen Vater und an seine Freunde King und Temple. In großem Frieden erwartete er schon am Abend seinen Heimgang; es waren ihm jedoch noch einige Leidenstage und Nächte beschieden, bis in den ersten Morgenstunden des 23. Oct. 1825 sein befreiter Geist entfloh.

Er hatte sein Leben nur auf 33 Jahre gebracht. Sobald die Nachricht von seinem Tode sich verbreitete, senkten sich die Flaggen aller Konsuln zur Hälfte, und Abends 4 Uhr — es war ein Sonntag — geleitete ihn eine größere und geordnetere Versammlung zu Grabe, als man es je in ähnlichen Fällen gesehen hatte. Weinend an seine Brust schlagend rief ein Araber aus: „Wer wird uns jetzt das Evangelium verkünden? Ich habe noch von Niemand das Wort Gottes erklären hören, wie von ihm.“ — Sein Mitarbeiter Bird aber schrieb:

„Die Lücke, die sein Tod in unsrer Mission gemacht hat, wird wohl in Jahren nicht ausgefüllt werden. Die Länge der Zeit, die unser geliebter Bruder schon auf dem Missionsfeld gestanden; die ausgedehnten Reisen, die er gemacht; die Verbindungen und Bekanntschaften, die er angeknüpft; die Kenntniß der Menschen und der Zustände in der ganzen Levante, die er sich erworben hatte, befähigten ihn in hohem Grade, unser Berather und Führer zu sein, während sein persönlicher Charakter ihm ein auch von den Eingebornen tief gefühltes Gewicht verlieh. Seine vielseitigen Sprachkenntnisse und seine rastlose Thätigkeit sind uns oft ein Gegenstand des Staunens und des Dankes gewesen. Alle, welche französisch, griechisch oder italienisch verstanden, vermochte seine gewaltige Weckstimme zu erreichen; auch das Arabische hatte er so weit bemeistert, daß er mit etlichen Eingebornen einen regelmäßigen Sonntagsgottesdienst anfangen konnte. Bis wir einmal an seiner Seite ruhen, werden wir das edle Beispiel der Geduld, des Glaubens und des Eifers nicht vergessen, das er uns gegeben hat.“

Fisk war in der That ein seltener Mann. Ungewöhnliche Körper- und Arbeitskraft paarte sich bei ihm mit Klarheit des Urtheils, Muth, Entschiedenheit, Ausdauer, Ganzheit der Hingabe an

seinen Herrn und Meister und einem innern Gleichgewicht, das ihm die Anbequemung an Zeiten, Umstände und Personen leichter machte als vielen Andern. *)

Fruchtlos darf auch dieses kurze wandernde Missionsleben nicht genannt werden. Smith erzählte später, welchen Einfluß doch das Sterben eines Christen zu üben vermöge. „Unser unvergeßlicher Fisk gieng im heitern Glauben an den Herrn aus dieser Zeit. Während seines Krankenlagers hatten seine syrischen Freunde ihn häufig besucht, und alles was sie von ihm hörten und sahen, war ihnen neu. Das höchste, was sie von der Religion erwarteten, war: mit Ergebung sterben zu können. Daß man im lebendigen Glauben an Christum freudig sterben könne, das hatten sie nicht einmal geträumt. Dieser Eindruck ward im Herzen meines syrischen Lehrers so lebendig, daß er gründlich zu Christo bekehrt und mir ein lieber Bruder wurde.“

Daß der Herr aber für die Ausbreitung seines Reichs nicht an einzelne seiner Knechte gebunden ist, durften trotz der nun immer deutlicher hervortretenden Feindschaft der römischen Geistlichkeit die zurückbleibenden Brüder reichlich erfahren. Merkwürdig fügte sichs, daß im März 1826 ein feindlicher Ueberfall dazu dienen mußte, einen Plan zu vereiteln, den der Bischof der Maroniten gegen die Missionare geschmiedet hatte. Benachrichtigt, daß deren Miethcontracte zu Ende giengen, war er eigens nach Beirut gekommen, um über jeden Maroniten, der eine neue Miethe mit ihnen abschließen würde, den Bann zu verhängen. Durch Bestechungen und Ränke gedachte er auch den griechischen Bischof und die muhammedanischen Behörden für die Vertreibung der Missionare zu gewinnen; da erschienen plötzlich einige griechische Schiffe vor Beirut und landeten 500 Bewaffnete; der Bischof aber ergriff schleunigst die Flucht, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. — Den Griechen gelang es zwar nicht, die Mauern der Stadt zu ersteigen, doch plünderten sie außerhalb derselben die Häuser der Eingebornen. Schlimmer noch als sie hausten die Beduinen, welche der Pascha von Akka schickte, jene zu vertreiben. Unter andern Häusern wurde von ihnen auch Goodells Wohnung ausgeraubt; Konsul Abbott verschaffte ihm indeß Schadenersatz.

*) Viele dieser Eigenschaften wurden in seiner aus der nestorianischen Mission so rühmlich bekannten Cousine, Miß Ophelia Fisk dem Board zum zweitenmal geschenkt. Die ausführliche Biographie des sel. Fisk s. Miss. Mag. 1830. IV.

Zu Ende des Jahres 1826 war die Zahl der Kinder, welche die in Beirut und der Umgegend eröffneten Freischulen besuchten, auf 300 gestiegen; im folgenden Jahr belief sie sich bereits auf 600, trotz alles Eiferns der römischen Geistlichkeit. Die arabischen Zöglinge hielt man durchschnittlich für weniger aufgeweckt, lernbegierig und strebsam als die griechischen, sowie für tändelnder, unbeständiger und eingebildeter auf Kleinigkeiten; einzelne unter ihnen zeichneten sich jedoch durch Lebendigkeit, Pünktlichkeit und Fleiß vortheilhaft aus.

Als in Christo wiedergeborne Seelen konnten die Missionare zu Anfang des Jahres 1827 etwa 20 Personen betrachten. Unter ihnen befanden sich Asaad und Phares el Schidiak aus der maronitischen; Gregor Wortabet, Dionysius Carabet und seine Frau aus der armenischen, Wortabets Frau und Joseph Leflufy aus der griechisch-katholischen, Asaad Jako und Tannus el Haddad aus der griechischen Kirche. An der monatlichen Zusammenkunft, welche die Brüder, durch den neuangekommenen Miss. Eli Smith verstärkt, im März als Fasttag begiengen und mit der Feier des h. Abendmahls beschlossen, nahmen 16 Personen aus vier Welttheilen und von neun verschiedenen Kirchengemeinschaften Theil: Amerikaner, Europäer, Asiaten, Afrikaner; Congregationalisten, Episkopale, Lutheraner, Reform-Lutheraner, Herrnhuter, Armenier, römische und griechische Katholiken und Abessinier. Dionysius Carabet und Gregor Wortabet sammt ihren Frauen und Konsul Abbotts italienische Gemahlin wurden bei dieser Gelegenheit in die Missionsgemeinde aufgenommen.

Die unvermeidliche Folge davon war natürlich eine vermehrte Erbitterung der katholischen Geistlichkeit, die sich bald genug Luft machte. Als im August Miss. Birds Familie einer Luftveränderung bedurfte, begab sich dieser mit ausdrücklicher Erlaubniß des Emirs Beschir über Tripoli ins Gebirge hinauf nach Ehden und fand da freundliche Aufnahme bei Scheich Latuf und seinem Sohne Naanui. Doch kaum hörte dieß der Patriarch von Antiochien, so schleuderte er gegen Latuf und seine Familie den wüthenden Bannstrahl: „Sie sollen verflucht und von aller christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen sein. Fluch soll sie umgeben wie ein Gewand und ihre Glieder durchdringen wie Oel und sie zerschmettern wie einen Topf und vertrocknen wie den Feigenbaum, den der Herr selbst verfluchte. Der böse Engel soll über sie herrschen und sie quälen bei Tag und Nacht,

wachend und schlafend, und in welcher Lage sie immer sich befinden. Wir gestatten Niemand, sie zu besuchen oder ihnen gefällig zu sein, oder sie zu grüßen, oder in irgend einer Weise mit ihnen zu verkehren, sie sollen gemieden werden als faule Glieder und als höllische Drachen. Hütet, ja hütet euch vor dem Zorne Gottes." Mit derselben Strafe wurden alle bedroht, die fernerhin sich unterstehen würden, mit dem „Menschenbetrüger und Bibelmann Bird" Umgang zu pflegen oder ihm und seiner Familie irgend welche Hilfe zu leisten. Der Bischof von Ehden, ein kränklicher, evangelisch gesinnter Mann, fiel in eine Ohnmacht, als ihm die Bannbulle in der Kirche vorgelesen wurde; er theilte aber seinem Freunde Bird eine Abschrift derselben mit.

Auf diesen Erlaß des Patriarchen hin, überfiel jenen Latuf ein auf ihn eifersüchtiger Scheikh und versetzte ihm im Kampf eine schwere Verletzung am Kopf; Latufs Schwiegermutter trug dabei ein gebrochenes Handgelenke davon. Um seinen Gastfreund nicht noch ernsteren Gefahren auszusetzen, trat Bird jetzt in Begleitung von dessen Sohn Naanui den Rückweg nach Tripoli an. Auch dorthin folgten ihm die Verwünschungen des Patriarchen; im Kloster Belmont fand er indeß mit seiner Familie Aufnahme, bis er im Dezember nach Beirut zurückkehrte, wo ihm von seinen maronitischen Bekannten dießmal ein ganz besonders herzlicher Empfang zu Theil wurde.

Inzwischen war am 20. Okt. in der Seeschlacht von Navarin die türkisch-egyptische Flotte vernichtet worden, was in der bestürzten Türkei in den folgenden Monaten immerwährende Befürchtungen neuer kriegerischer Verwicklungen mit den für Griechenland verbündeten Mächten und fanatischer Ausbrüche der Volkswuth hervorrief. Das britische Konsulat war geschlossen und Konsul Abbott, der Freund und Beschützer der Missionare, hatte in der Stille seinen Posten verlassen. Von dem Pascha war kein Schutz zu erwarten, und der Drusenfürst sandte ein Wort, daß er im Falle eines Kriegs keine fränkischen Flüchtlinge in seine Besitzungen aufnehmen werde. Bei der gänzlichen Stockung des Handels konnten die Missionare ihre Wechsel nicht auslösen, und weder europäische noch amerikanische Kriegsschiffe besuchten den Hafen. Unter diesen Umständen hielten die Brüder es für ihre Pflicht, die Gelegenheit zu benützen, die sich ihnen in einem östreichischen Schiff zur Ueberfahrt nach Malta bot.

Carabet, Wortabet und deren Familien mit sich nehmend, begaben sie sich am 2. Mai 1828 an Bord, ohne daß jemand Einsprache dagegen erhob. Die überaus herzliche und ergreifende Abschiedsscene bestätigte in ihnen die Ueberzeugung, daß welches auch immer der Eindruck sein mochte, den sie bei der Masse der Bevölkerung hinterließen, es doch einige Herzen in Syrien gab, die ihnen aufrichtig zugethan waren. Trotz der in Beirut aufgetretenen Pest kamen Viele, den Missionaren in ihren Häusern Lebewohl zu sagen. Ein Jüngling aus einer der vornehmsten griechischen Familien, der täglich bei ihnen gewesen war, bat in seiner Betrübniß sie inständig, ihn doch gegen den Willen seiner Eltern mit nach Malta zu nehmen, und Viele beteten, als die Scheidenden an ihnen vorübergiengen, Gott möge sie auf ihrer Reise beschützen. — Der Patriarch von Antiochien aber mochte nun zwei Jahre lang triumphiren, der Himmel selbst habe für ihn entschieden und die fremden Eindringlinge verscheucht. War es ihm doch überdieß gelungen, sich eines Zeugen der Wahrheit zu versichern, dessen Mund nur der Tod schließen konnte!

(Fortsetzung folgt.)

Die Bekämpfung des Kulihandels von Seiten der Chinesen und Japaner.

Bekanntlich besitzt Portugal an der Küste von China die kleine Halbinsel Makao, die ihm vor drei Jahrhunderten zum Dank für einen gegen Seeräuber geleisteten Beistand überlassen wurde. Diese Kolonie ist, wie das ganze Portugal, sehr heruntergekommen und hätte keine Bedeutung mehr, wenn nicht von ihr aus der Handel mit Kulis oder chinesischen Arbeitern ungehindert, ja beschützt durch die portugiesische Behörde betrieben würde. Unter mancherlei Vorwänden werden Chinesen an Bord von Schiffen gelockt und dann nach Südamerika geführt, wo sie theils auf den Guanoinseln, theils in den Bergwerken nicht anders als wie Sklaven arbeiten müssen. Da diese Schiffe unter portugiesischer und peruanischer Flagge segeln und meist auch ihre Papiere in guter Ordnung haben, so war ihnen bis jetzt nicht leicht beizukommen; oft und viel ist auch behauptet

worden, es gebe gar keinen Kulihandel, sondern die Kulis gehen aus freiem Willen in die Sklaverei.

Die Greuel im Gefolge dieses Handels, auf die wir schon wiederholt hingewiesen haben, haben die chinesische Regierung endlich zu Maßregeln veranlaßt, die möglicherweise ernste Folgen herbeiführen könnten. Denn die Spitze derselben ist gegen das Hafenstädtchen Makao gerichtet, welches gegenwärtig hauptsächlich vom Kulihandel lebt. Der Vicekönig der beiden Kwang-Provinzen hat nämlich folgende Proklamation erlassen:

„Dschui, Großsekretär des Man-Wah-Palastes, Kriegsminister und General-Gouverneur der beiden Kwang-Provinzen, und Tschang, der Vice-Kriegsminister und Unterstatthalter von Kwangtung, verkünden hiemit:

„Es gibt in verschiedenen Theilen der Provinz Kwangtung Vagabunden, welche Leute weglocken und stehlen, um sie in fremde Länder zu verkaufen, ein Geschäft, das unter dem Namen 'Schweinehandel' bekannt ist. Sie sind das größte Unheil für die guten Bürger, denn diese verschlagenen Landstreicher brauchen eine verführerische Sprache und sinnreiche Worte, um einfältige Dorfleute zu verführen: wenn dieselben als Arbeiter in ein fremdes Land gehen, können sie dort einen höhern Lohn verdienen, von dem sie leicht viel Geld ersparen und dann nach China zurückkehren können.

„Die einfältigen Dorfleute, die es nicht besser wissen, fallen oft in die Schlingen dieser listigen Kniffe. Wenig besorgt um sich selbst, willigen sie ein, in die Ferne zu gehen, aber sie denken nicht, daß wenn sie auf das Meer kommen, sich der weite Ocean vor ihnen ausdehnt und sie auf demselben eine Reise von mehreren tausend Li zu machen haben. Sie werden finden, daß man sie in ein fremdes Land bringt, wo sie ihrer Freiheit beraubt sind und die Aussicht, ihre nächsten und liebsten Angehörigen wiederzusehen, fern und ungewiß ist, während ihre Eltern, Frauen und Kinder keine Nachricht von ihnen erhalten. Kummer und Sorge umgeben sie in zehntausendfacher Gestalt, während Tag und Nacht in banger Erwartung hingeht — aller Jammer der Trennung füllt ihre Herzen.

„Die verkauften 'Schweine' werden größtentheils nach Peru und in andre Kolonien Portugals (!) gebracht. Das Klima dieser Länder ist ungesund, und es ist sehr schwer ihm zu widerstehen. Zudem ist die Behandlung von Seiten der Eingebornen grausam,

und die Chinesen müssen ohne Unterbrechung Tag und Nacht alle Arten harter Arbeit verrichten. Auch sind sie Bedrückungen, Schmähungen und Schlägen ausgesetzt, während ihre Kleidung und Nahrung ungenügend ist, — eine sehr verschiedene Lage von der eines Arbeiters in China. Darum sterben die dort ankommenden Chinesen, einige in Folge des Klimas an Krankheit, andre in Folge der unerträglichen Mißhandlung. Bleiben auch Einige am Leben, so ist ihr Loos ungemein schwer. Unter diesen Umständen wünscht ihr zurückzukehren, und ihr könnt nicht, denn es ist zu spät, die Sache rückgängig zu machen und zu bereuen. Dieser Stand der Dinge ist in der That der Theilnahme und des Mitleids werth. Ihr in dem guten Lande China geborne Leute, warum geht ihr in die Falle, indem ihr euch in ein fernes fremdes Land begebt, um all dieses endlose Elend zu zu erfahren?

„Ihr Menschendiebe! Jede Art von Geschäft steht euch offen, um euren Unterhalt zu verdienen; wie vermögt ihr es über euch, diese grausamen Kunstgriffe zu üben und eure Mitmenschen ins Gefängniß zu überliefern? Gelingt es euch auch, einen Mann zu fangen, so habt ihr doch keinen großen Gewinn davon, und selbst wenn ein dummer Mensch in seiner Thorheit freiwillig auswandert, ist es noch immer eure Pflicht, ihm vom Gehen abzurathen. Wie viel größer ist euer Verbrechen, wenn ihr zu eurer trügerischen Lockung noch persönliche Gewalt hinzufügt? Gesetzt, eure Brüder, Söhne und Neffen werden von andern Leuten hinweggelockt, könntet ihr anders, als Schmerz im Herzen und Betrübniß im Kopfe spüren? Bedenket, daß in diesem Leben es ein Gesetz des Kaisers gibt, und in der Hölle Geister und Gespenster! Werdet ihr, selbst wenn ihr Geld verdient, es mit Ruhe und Frieden genießen können? Glaubt ihr, ihr werdet der Strafe und dem Verderben entgehen, wenn das Maß eures Verbrechens einmal voll ist? In der Stille der Nacht solltet ihr eure Hand aufs Herz legen und zu einem Gefühl der Reue erwachen.

„In einem früheren Jahr haben einige Chinesen in Peru die Mißhandlungen, welche die chinesischen Arbeiter erfahren, eingehend mitgetheilt, und durch den amerikanischen Gesandten ist die Klagschrift an das Ministerum gelangt, das eine Depesche nach Kwantung sandte. Damals erließen der General-Gouverneur und der Unterstatthalter eine vereinte Proklamation, um alle Bewohner sämmtlicher Bezirke zu warnen, nicht nach Makao zu gehen und von

dort aus auszuwandern, und zugleich wurde den Menschendieben streng untersagt, einfältige Leute hinwegzulocken, um sie von Hand zu Hand zu verkaufen. Die Civil- und Militärbeamten wurden sämmtlich angewiesen, mit aller Gewissenhaftigkeit sich auf die Auffindung und Bestrafung der Schuldigen zu legen, und von den Eingebrachten wurden nach gebührendem Verhör die Anstifter zur Enthauptung, ihre Handlanger zum Strang verurtheilt und als Warnungsbeispiel für Andre auf der Stelle hingerichtet. Trotz wiederholter Warnungen durch Ermahnungen und Strafen hat aber das Uebel noch immer nicht ganz aufgehört.

„Nun haben der General-Gouverneur und der Unterstatthalter in sichere Erfahrung gebracht, daß hinweggelockte oder gestohlene Leute auf fremden Dampfern oder in portugiesischen Passage- und Fruchtbooten, oder in einheimischen Fahrzeugen nach Makao verschifft werden, wo man sie als 'Schweine' verkauft. Das geschieht den Gesetzen zum Trotz. Wir haben jetzt zur Auffindung und Bestrafung der Schuldigen Vorkehr getroffen. Die Militärbehörden und der Kwang Tschau Fu sind beauftragt, Kreuzer in die Gewässer von Kanton und der Whampoa zu senden und die Makao-Dampfer im Augenblick ihrer Abfahrt zu durchsuchen; überdieß haben sämmtliche Lokalbehörden die Weisung erhalten, allen Frucht- und Passagebooten die Verschiffung von 'Schweinen' zu untersagen und die Zuwiderhandelnden auf der Stelle zu bestrafen. Daneben aber haben wir es für passend erachtet, auch noch diese Proklamation zu erlassen. Es wird hiemit euch Bewohnern der verschiedenen Bezirke verkündet, daß ihr Alle wissen sollet, daß die Auswanderung nach Peru, um dort Arbeiter zu werden, eine elende Sache ist. Ihr sollet euch diese Uebel zum Bewußtsein bringen und nicht wieder in eure bösen Wege zurücksinken, so daß ihr andre Leute wegfangt und zum Auswandern verkauft. Es ist das eine dem Gesetz widerstrebende und sehr gefühllose That. Ihr sollet überdieß eure vergangenen Missethaten bereuen, indem jeder in seinem Gemüth die Vorschriften des Gewissens bewahrt. Alle Frucht- und Passageboote von Makao und andern Plätzen sollen dem Gesetz gehorchen und nicht Gewinns halber 'Schweine' nach Makao bringen, woburch sie sich die Beschlagnahme ihrer Boote und die Bestrafung ihrer Personen zuziehen. Dem General-Gouverneur und dem Unterstatthalter liegt der Schutz ihrer Unterthanen am Herzen, darum haben sie mit großer Be-

stimmtheit gesprochen. Wenn ihr noch weitere Uebertretungen begeht, haben wir uns nur an die vollziehenden Beamten zu wenden, um überall Verhaftungen vorzunehmen und das Gesetz aufs strengste zu handhaben, ohne der geringsten Nachsicht Raum zu geben."

Kann uns auch der geographische Irrthum des chinesischen Gouverneurs, der Peru zu einer portugiesischen Kolonie macht, ein Lächeln abnöthigen, und mögen wir seine Schilderung der dortigen Verhältnisse mit Recht etwas übertrieben finden, so können wir dem was er den Menschendieben ins Gewissen ruft, doch sicher nur aus tiefstem Herzen beistimmen. Seine Schuld ist's nicht, wenn die früheren Verordnungen wenig Erfolg hatten, denn er für seine Person begnadigte keinen der eingebrachten Seelenverkäufer. Daß aber künftig nicht nur die eingebornen Fahrzeuge, sondern auch die fremden Dampfer vor ihrer Abfahrt nach Makao von chinesischen Beamten untersucht werden sollen, könnte leicht zu politischen Verwicklungen führen. Daß England in Beziehung auf die seine Flagge führenden Schiffe zuvor befragt wurde, ist anzunehmen; wie aber, wenn etwa Portugal sich der neuen Verordnung nicht fügen wollte? Bereits wurden Anschläge in Macao angeheftet, worin für den Kopf des portugiesischen Gouverneurs 1000 Goldstücke versprochen wurden; im Oktober befand sich Makao sogar im Blokadezustand.

Seit dieser Proklamation erlaubte der engl. Konsul in Kanton, daß die dortigen Dampfer, ehe sie nach Makao abgehen, von chinesischen Behörden besucht werden. Als dies das erste Mal geschah, sprangen die Menschenfänger und ihre Kulis einfach über Bord und entrannen. Hernach, da die chinesischen Beamten ähnliche Besuche abstatteten und die Passagiere nach einander fragten, ob sie freiwillig reisen, verweigerten die meisten jede Antwort. Als aber der Consul erlaubte, Verhaftungen an Bord englischer Schiffe vorzunehmen, wurde z. B. am 26. Sept. 1872 jeder darauf befindliche Kuli verhaftet und es verlautete bald, daß 80 derselben enthauptet worden seien. Wohlverstanden, nicht blos Menschenfänger, sondern auch je und je von ihnen zusammengelockte und möglicherweise freiwillige Kulis! Die Chinesen aber sagen allgemein, ein Neffe des Generalgouverneurs sei vor einem Monat verschwunden, und in seinem Ingrimm darüber, daß derselbe nicht aufgefunden worden sei, lasse der Vicekönig unbesehen hinschlachten, wer nur immer nach Makao gehen wolle! Dazu

soll also der britische Consul durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen die Mandarinen mitgeholfen haben.

Irgendwie suchten die Behörden in Kanton dem Kulihandel ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Am 13. und 14. Okt. wurden daselbst 115 Gefangene enthauptet, darunter 46 Menschenfänger, die man zuerst aufhängte, ehe man ihnen die Köpfe abhieb. Zur Feier von ihres Kaisers Hochzeittag leerte man sodann am 16. Oktober die Gefängnisse und ließ die übrigen Verbrecher laufen; aber alle des Seelenfangs Verdächtigen blieben eingekerkert.

In einem andern Hafenort des südlichen Chinas, in Swatau, wurde neulich der englische Konsul Otto Wermuth zu drei Monaten Gefängnißstrafe oder zu einer Geldbuße von 750 Dollar verurtheilt, wie die „Allgem. Zeitung" sagt, „wegen Mißbrauchs in dem Seelenhandel".

Irgendwie sehen wir, wie wenig sich die Dinge zu einem gemeinsamen Vorgehen chinesischer und europäischer Machthaber anlassen wollen. Die Schlechtigkeit einzelner Europäer reizt wieder und wieder die Chinesen zu Uebergriffen; die wohlgemeinte Nachgiebigkeit anderer verwirrt nur den Knoten, statt ihn zu lösen.

Ganz anders stellt sich uns die japanische Regierung dar: es ist ihr in vollem Ernst darum zu thun, europäischen Anschauungen gerecht zu werden und nach denselben zu handeln. Die Anläufe, welche sie dazu nimmt, verrathen freilich, wie neu und ungewohnt ihr diese Aufgabe ist, sie wecken aber um so größeres Mitgefühl, indem sie die unendlichen Schwierigkeiten andeuten, welche dieser Regierung in ihren Reformbestrebungen sich entgegenstellen.

Ein merkwürdiger Fall, der sich neulich in Jokohama zutrug, zeigt uns zuerst, wie es bei dem Kulihandel zugeht. Passagiere des peruanischen Schiffes „Maria Luz" strengten nämlich dort gegen ihren Kapitän einen Proceß an.

Dieses Schiff, das über 230 Kulis an Bord hatte, war auf der Fahrt von Makao nach Callao durch einen Sturm so übel zugerichtet worden, daß es in den japanischen Hafen Jokohama einlaufen mußte, um reparirt zu werden. Als es dort vor Anker lag, sprang einer der Passagiere über Bord und schwamm zu dem englischen Kriegsschiff „Iron Duke", wo er zwar nicht bleiben durfte,

aber doch Zeit fand, über seine und seiner Mitgefangenen Leiden Bericht zu geben. Andere Kulis schwammen ans Ufer, weil sie es auf dem Schiffe nicht länger aushalten konnten. Der englische Geschäftsträger, davon in Kenntniß gesetzt, wandte sich an die japanische Behörde, von welcher zugleich der Kapitän die Auslieferung der Flüchtlinge verlangte. So wurde denn eine Untersuchung eingeleitet, welche solche Thatsachen zu Tage förderte, daß der Kapitän des fraglichen Schiffes, der peruanische Lieutenant zur See, Dom Picardo Hereiro, vor Gericht geladen werden mußte, und zwar vor ein japanisches Gericht, da Peru keinen Vertrag mit Japan hat, der ihm gestatten würde, seine Angehörigen bloß vom Consul verhören zu lassen.

Bei den Verhandlungen erschienen nun nach und nach alle 230 Kulis und es gieng aus ihren Aussagen hervor, daß sie sämmtlich(?) auf schändliche Art betrogen und mißhandelt worden waren. Ein Kuli z. B. war an Bord gelockt worden unter dem Vorwand, er solle Kleider flicken, ein anderer, um Waaren abzuladen, ein dritter, um als Matrose zu dienen; ein vierter, der ein Maurer war, hätte sollen in einem Boot irgendwo hingeführt werden, um eine Mauer zu repariren, statt dessen war er aufs Schiff gebracht worden. Meist erst an Bord, zum Theil nach der Abfahrt, hatte Jeder einen Kontrakt unterschreiben müssen, der zuweilen noch unausgefüllt war und wobei man ihm die Hand führte, wenn er nicht freiwillig unterzeichnete. Dann bekam er acht Dollars, die ihm aber in den nächsten Tagen dadurch wieder abgenommen wurden, daß man ihn hungern und dürsten ließ, bis er Speise und Trank mit denselben Dollars wieder bezahlte. Fast alle lagen während der Ueberfahrt beständig unter Deck, viele wurden in Ketten gelegt, theils zu zweien zusammen, theils zu sechs und mehr an einer eisernen Stange. Für Störrigkeit wurden sie geschlagen; und wer Miene machte entfliehen zu wollen, namentlich im Hafen von Jokohama, dem hieb der Kapitän den Zopf ab. Daß sie nach Peru sollten, hatten sie erst erfahren, als der Sturm einen Mast über Bord geworfen hatte. Im Schiffsraum fand man eine schreckliche Luft, da für Ventilation gar keine Vorsorge getroffen war.

Auf Befragen erklärten Manche vor Gericht, daß sie lieber sterben als an Bord des Schiffes zurückkehren wollten, und baten auf rührende Weise, man solle sie wieder nach Hause lassen, wo sie für

ihre Angehörigen zu sorgen hätten. Einer erklärte weinend, seine alte Mutter habe keine andere Stütze als ihn, und ein Anderer hatte drei Generationen zu Hause gelassen, für die er zu sorgen hatte!

Auf alle Beschuldigungen wußte der Kapitän mit nicht viel anderem, als mit Protestiren und Drohen zu antworten, indem er das Vorgehen des japanischen Gerichtshofes eine Verletzung des Völkerrechts nannte. Er verlangte, daß die Kulis insgesammt ihm wieder übergeben werden; er hatte natürlich auch über ihr Benehmen allerhand Klagen vorzubringen, und war so gewiß davon überzeugt, daß die Flüchtlinge ihm müssen ausgeliefert werden, daß er sich nicht scheute, auch die Aeußerung fallen zu lassen, um dieser Geschichte willen werde er wohl etliche der Kulis zu tödten haben.

Doch das japanische Gericht kehrte sich nicht an diese Proteste, sondern sprach sein Urtheil, das dahin lautete, daß nach japanischem Recht der Kapitän 100 Prügelstreiche oder 100 Tage Gefängniß verdient habe, welche ihm jedoch in Ansehung des materiellen Schadens, den er erleibe, geschenkt werden sollten; daß aber die Kulis hingehen könnten, wohin sie wollten, wogegen es dem Kapitän freistehe, eine Civilklage wegen Kontraktbruch gegen sie zu erheben. Der Gerichtshof war übrigens der Ansicht, die schlechte Behandlung der armen Kulis mache die in Makao abgeschlossenen Kontrakte ungültig.

Dieses Urtheil wurde den fremden Konsuln mitgetheilt und merkwürdigerweise nahm von diesen die Mehrzahl die Partei des Kapitäns. In einem Protest, worin sie in gelehrter Weise die Form über das Recht stellen, kommen sie zu dem Schluß, nicht blos das japanische Forum sei incompetent gewesen, den Kapitän zu strafen, sondern die Kulis hätten alle sollen an Bord des Schiffes gelassen werden. Diesem Protest schlossen sich an der deutsche, der portugiesische, der italienische und der dänische Konsul. Der amerikanische wollte keine Meinung abgeben; und der französische wie auch der niederländische Konsul traten ihm bei, nur der britische billigte das Urtheil.

Trotzdem ist die japanische Behörde standhaft geblieben und das Ministerium bestätigte die Entscheidung des Gerichtshofs; es fand, daß die untersuchten Kontrakte gegen chinesisches, japanisches und internationales Recht gleichermaßen verstoßen, und erklärte demnach die Kulis für frei. Es hat sich damit die leidenschaftliche, obwohl

nicht gerade gefährliche Feindschaft Perus zugezogen; bereits ist eine peruanische Panzerfregatte von Callao in die japanischen Gewässer abgefahren.

Welche tugendhafte Entrüstung sodann in dem Gouverneur von Makao, Vicomte San Januario, aufflammte, ließe sich nicht leicht beschreiben. In einem langen Aktenstück protestirt er gegen die ganze Handlungsweise der japanischen Behörden, deren Urtheilsspruch auf die ehrenreiche portugiesische Flagge einen Makel werfe und einer befreundeten Nation eine unverdiente und unentschuldbare Beleidigung zufüge. „Denn die chinesische Auswanderung, welche der Hafen Makao vermittle, sei eine völlig freiwillige und zwanglose, geordnet und geschützt durch wohlüberlegte Gesetze, welche der Menschenfreundlichkeit der Nation, welche er zu vertreten die Ehre habe, durchaus entsprechen ꝛc."

Darauf hat aber der japanische Minister Tane Omi eine feine Erwiederung vom Stapel laufen lassen. Ungefähr des Inhalts: „Wir haben ja nie in Zweifel gezogen, daß die Regierung Seiner portugiesischen Majestät Alles gethan hat, was sie für nöthig hielt, um die Auswanderung chinesischer Unterthanen von Makao nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit zu reguliren. Aber während die japanische Regierung sich angelegentlich befleißigt, die Freundschaft Portugals zu pflegen, muß sie auch der Pflichten eingedenk bleiben, welche ihr gegenüber den Unterthanen des benachbarten chinesischen Reichs obliegen, mit welchem sie durch innige Bande verknüpft ist ꝛc."

Nicht nur steht nämlich Japan zu China in einem uralten, fast an Botmäßigkeit erinnernden Verhältniß, sofern in ganz Ostasien nur Einer, der chinesische Kaiser, für den eigentlichen Weltherrn gilt, sondern Japan hat auch neuestens einen sehr herzlichen und darum mancherlei Mißdeutungen veranlassenden Freundschaftsvertrag mit China geschlossen. Daher wurden die von der „Maria Luz" gelandeten Kulis aufs zuvorkommendste behandelt, bis die chinesischen Behörden weiter über dieselben verfügen würden. Der Vicekönig von Nanking, der selbst in Kanton gebürtig, mit den Geheimnissen des Kulihandels wohl vertraut ist, sandte hiezu einen Botschafter Tschen, in Begleitung eines amerikanischen Dolmetschers, nach Japan. Beide wurden in Jokohama mit derselben Aufmerksamkeit behandelt, wie wenn der Vicekönig selbst sich eingefunden hätte; am 2. Okt. 1872

nahm Tschen die befreiten Chinesen in Empfang und brachte ihrer noch 228 nach Schanghai.

Eine merkwürdige Folge dieses Rechtfalls bleibt noch zu erwähnen. Der Kapitän der „Maria Luz“ hatte zu seinem Advokaten einen Engländer F. V. Dickins gewählt, der sich durch längeres Studium mit der Sprache und den Einrichtungen Japans vertraut gemacht hatte. Dieser Mann nun fühlte nur gar keine Sympathie mit dem Kulihandel, der den Peruaner in den unangenehmen Proceß verwickelt hatte; er beschränkte sich darauf, mit allem Freimuth nachzuweisen, daß es für eine japanische Regierung sinnlos und inkonsequent sei, gegen einen Handel mit Menschenseelen vorzugehen. „Denn werden nicht in Japan viele Tausende von Frauen in die privilegirten Lusthäuser des Landes verkauft? und haben nicht die darüber aufgesetzten Kontrakte gesetzliche Gültigkeit? und bezieht nicht die Regierung eine ansehnliche Steuer von dieser schändlichsten Form des Seelenhandels?“ Hr. Dickens hatte sich ein Exemplar solcher Verträge zu verschaffen gewußt, und las dasselbe im Gerichtshof vor. Er konnte damit leicht darthun, daß eine Regierung, welche Tausende ihrer Unterthanen einer so schmählichen Dienstbarkeit unterwerfe, die in Makao unterzeichneten Verträge der Kulis, wodurch diese sich zu mehrjähriger Arbeit in fremden Ländern verpflichtet hatten, nicht einfach „um ihrer Unsittlichkeit willen“ beanstanden dürfe.

Hatte sich nun Hr. Dickins durch die Art und Weise, womit er sich seines Auftrags entledigt, bei allen Europäern in Japan bedeutende Anerkennung erworben, so blieb auch eine unerwartet gute Wirkung auf die japanische Regierung nicht aus. Dieselbe unterwarf nämlich bald das herrschende Bordellsystem einer gründlichen Untersuchung, und plötzlich wurden die Joschiwarra (öffentliche Häuser) in den Hafenstädten geschlossen. Viele der armen Mädchen hat man an ihre Eltern oder Verwandten zurückgeschickt, und die Behufs ihrer Ueberlassung auf bestimmte oder unbestimmten Zeiten abgefaßten Kontrakte sind sämmtlich für ungültig erklärt worden. Mädchen, welche keine Verwandten hatten, wurden auch nach der menschenarmen Insel Jesso versetzt, damit sie dieselbe kolonisiren helfen. Ist schon diese Maßregel einer heidnischen Regierung preiswürdig zu nennen, so muß auch dem japanischen Volke der begleitende Umstand hoch angerechnet werden, daß sogleich nach Eröffnung jener Untersuchung von vielen Seiten Bittschriften einliefen, welche den Wunsch

der betreffenden Bürger aussprachen, die Joschiwarra möchten gänzlich aufgehoben werden. Gewiß könnte manche Nation, die sich christlich zu nennen beliebt, von diesen Heiden noch etwas lernen.

Es wird aber keinen unserer Leser Wunder nehmen, wenn wir beifügen, daß im weiteren Verlauf die japanischen Machthaber die Entdeckung machten, wie schwer ihr Vorhaben, die Volkssitte durch ein Tugendgesetz zu reinigen, sich in der Wirklichkeit durchführen lasse. Die vielen Reformversuche, nur gar zu oft im Verein mit unzuverlässigen fremden Werkzeugen angestellt (welche schweres Geld für ihre Dienste fordern!) haben den Staat in Finanznöthen gestürzt, die ihm kaum erlauben, irgend eine, wenn auch übelriechende Steuerquelle zu verschütten. Dann haben auch die meisten ledigen Europäer im Inselreich, auf Grund der früher geltenden Gesetze, allerhand Verbindungen mit leichten japanischen Frauen eingegangen, welche sich nun nicht im Handumdrehen beseitigen lassen. So gerieth denn die Regierung mit ihrem hochsittlichen Anlauf in allerhand Verlegenheiten, aus welchen sie schließlich sich dadurch zu retten suchte, daß sie verordnete: „die öffentlichen Häuser sollen nach europäischem Styl organisirt werden."

Wie es sich mit diesem Styl verhält, wissen die Minister wohl selbst noch nicht, — und hier verlassen wir den widerlichen Gegenstand. Aber wir verlassen ihn mit tiefer Schamröthe, indem wir anerkennen, daß eine heidnische Regierung, die in schweren Kämpfen ihr Volk zu verjüngen strebt, sich alle Mühe gab, von christlichen Nationen zu lernen, wie man sich auf den Standpunkt wahrer Humanität und Civilisation erheben könne, und zugleich bedauern, daß ihr von der Mehrzahl der Christen, deren Wandel sie beobachten kann, nur ein höchst mangelhafter Eindruck von christlicher Sittlichkeit gegeben wird. Dieser Anlauf zeigt uns, wie ernst die japanische Regierung ihre Aufgabe zu erfassen bemüht ist: sie wünscht nicht blos mit christlichen Anschauungen und Lehren bekannt zu werden, sondern auch in sittlichen Fragen — wie die, welche Menschenwürde, Frauenehre und Selbstachtung betreffen — einem sicheren Vorbild zu folgen, auf die Gefahr hin, um ihres angelegentlichen Fragens und Tastens willen von aller Welt verlacht zu werden. Schon hat ihr Korea wegen all der Neuerungen den Fehdehandschuh hingeworfen, und wie viele Namenchristen haben für gewissenhafte Erwägungen und Beschlüsse einer heidnischen Regierung nur Spott und Achselzucken bereit! Wie

froh werden wir andererseits, zu wissen, daß auch die Stimme des Evangeliums in Japan sich bereits so vernehmlich macht, daß die Minister sie nicht mehr ignoriren können. Im November wurden etliche Missionare geradezu eingeladen, im Kiobuscho in Jedo theilzunehmen an den Verhandlungen über Religionsduldung; ihrer zwei sind bereits zu Aemtern in diesem Departement (des Cultus) ernannt. Möge es denn dieser wohlwollenden Regierung gelingen, in den vorliegenden sittlich-religiösen Fragen das Rechte zu treffen, jede Ueberstürzung zu vermeiden und einen sicheren Fortschritt für ihr reich begabtes Volk und für ganz Ostasien anzubahnen!

Kirchliche Engherzigkeit in der Mission.

Der englische Bischof von Bombay hat sich neulich durch die Aussendung von Missionaren der Ausbreitungsgesellschaft in fremde Arbeitsgebiete einen nicht gerade wohlklingenden Namen gemacht. Besonders hat darunter die Kolapur-Mission der Amerikaner gelitten. Einer der letzteren schreibt darüber: „Dieser Eingriff verursacht viel Aufregung in der Gemeinde und hindert das Werk sehr. Es ist den Anglikanern eben jetzt gelungen, den eingebornen Aeltesten und Gehilfen zu überzeugen, daß ihre Kirche die Staatskirche sei, und so hat er sich nun um Aufnahme in dieselbe gemeldet. Verläßt er uns, so wird er ohne Zweifel seine Frau, seine Mutter, Schwestern und Brüder nach sich ziehen. Sogar unter den Heiden wirft ein solches Benehmen einen Schatten auf unsre heilige Religion."

Der Jahresbericht dieser Mission (von 1871) enthält ähnliche Bemerkungen. „Es war dieß ein prüfungsvolles Jahr. Bischof Douglas ließ unsre rechtzeitig vorgebrachte Bitte unbeachtet, und ganz wie wir's fürchteten, hat eine neue Mission mit gottesdienstlichen Formen und kirchlichen Bräuchen, die von den unsern so verschieden sind, unvermeidlich die Aufmerksamkeit aller unsrer Bekehrten erregt, zu endlosen Fragen über diese Unterschiede geführt und selbstsüchtige Wünsche nach den höheren Besoldungen geweckt, die in der andern Mission eingeführt sind. Bisher hatten unsre Bekehrten uns stets besondre Erkenntlichkeit gezeigt, als den Werkzeugen in der Hand Gottes, die sie zur Erkenntniß der Wahrheit brachten, und diejeni-

gen, die wir als Lehrer und Gehilfen verwendet hatten, hatten ihren bescheidenen Gehalt mit großer Dankbarkeit in Empfang genommen. Ungemein schmerzlich aber war uns der Geist, der sich unter diesen neuen Einflüssen entwickelte und uns reichliche Belege gab für die Weisheit der von den Leitern aller protestantischen Missionen getroffenen Uebereinkunft gegen solche Uebergriffe einer Mission in die andere.

„Wir erkennen an, daß die Brüder von der Ausbreitungsgesellschaft unsre unzufriedenen Bekehrten nicht gleich anstellen; eine Familie aber, die uns um Aufnahme in unsre Kirchengemeinschaft gebeten hatte und zu deren Taufe der Tag schon bestimmt war, erhielt in der Zwischenzeit Besuche von den Anglikanern und wurde dadurch von uns weg hinübergezogen. Sie haben auch in einer Lokalität, wo wir seit Jahren predigten und Schule hielten und wo vier unsrer Bekehrten ihre Wohnung haben, von deren Verwandten und Nachbarn wir viele als hoffnungsvolle, wahrheitsuchende Seelen betrachten, nun einen Gottesdienst eingerichtet. Der Geist der Unzufriedenheit, den diese neuen Einflüsse in unsrer Gemeinde weckten, ist so herrschend geworden, daß mehrere unserer christlichen Lehrer uns verließen.

„Nur ein paar Beispiele! B. war schon mehrere Jahre in unsrem Dienst gestanden und als wir 1870 von Amerika zurückkehrten, bat er uns schriftlich, ihm seine frühere Anstellung wieder zu geben. Wir sagten zu, und er langte hier an, um seine alte Schule wieder zu übernehmen. Als er aber die Mission der Ausbreitungsgesellschaft hier vorfand und mit deren Nationalgehilfen in Berührung kam, wandte er sich, seiner mit uns getroffenen Uebereinkunft untreu, um eine Anstellung an sie. Einer der anglik. Missionare erkundigte sich darauf bei uns schriftlich über B.'s Befähigung als Lehrer, als ob er dessen Anstellung in Aussicht nähme. Miss. Wilder erwähnte in seiner Antwort B.'s freiwillige Rückkehr in unsre Dienste, erbot sich aber, um jeden Streit zu vermeiden, ihn davon zu entbinden und ihn jener Gesellschaft zu überlassen. Der Erfolg davon war, daß B. nicht angestellt wurde und Kolapur verließ, vermuthlich weil er sich schämte, zu uns zurückzukehren, obgleich er eben erst einen Weg von 100 Stunden zurückgelegt hatte, um in unsern Dienst zu treten. G., ein anderer christlicher Lehrer, der uns plötzlich verließ und sich an die Mission der Ausbreitungsgesellschaft wandte, ist ein ähnliches Beispiel. Beide sind sammt ihren Familien unserer Mission verloren

gegangen und, wie wir fürchten, sehr heruntergekommen und zu weiterer Wirksamkeit untüchtig geworden.

„Da drängt sich uns denn die ernste Frage auf: „Warum will eine Gesellschaft in das Arbeitsfeld einer andern eingreifen uub solche Verlegenheiten, Reibungen und Verluste bereiten, während doch weite Gebiete der heidnischen Welt gänzlich unbesetzt sind und Millionen dahinsterben, ohne daß irgend jemand sich um ihre Seelen kümmert? Warum die lange Reihe der feindlichen Linie unangefochten lassen und Reiterei und Fußvolk auf einen einzigen Angriffspunkt zusammenballen — einen kleinen Außenposten, der schon seit 20 Jahren von Kräften besetzt ist, die heute dort stärker sind als je?"

Jene „rechtzeitige Bitte", die der Bericht erwähnt, bestand in einem mit der größten Höflichkeit abgefaßten Schreiben der Kolapur-Missionare, worin sie die Ueberzeugung aussprachen, daß durch die Missionare verschiedener Gesellschaften mehr Gutes bewirkt werden könne, wenn sie auf getrennten Arbeitsfeldern wirken, als wenn sie in einer kleinen Stadt wie Kolapur verschiedene Missionen gründen. Darauf antwortete Bischof Douglas durch das Beharren bei dem öffentlich ausgesprochen Vorsatz, Kolapur, Puna, Ahmednagar und andre Mittelpunkte der ältesten und erfolgreichsten protestantischen Missionen des westlichen Indiens zu besetzen, und durch die Erklärung: „Wenn wir als Kirche unsre Pflicht gegen die Heiden gethan hätten, wären diese Plätze längst von uns besetzt; und der Umstand, daß Andre ein Werk unternommen haben, das von uns vernachlässigt wurde, rechtfertigt nicht unsre fortwährende Versäumniß einer Pflicht, die vor Allen uns zukommt."

Ein weiterer vom 26. Dezember 1871 datirter Brief an den Bischof wiederholte in aller Höflichkeit die bereits gemachten Vorstellungen und zählte die noch von keiner Gesellschaft besetzten Städte und Bezirke auf, um zu beweisen, wie unnöthig jeder Eingriff in ein fremdes Arbeitsfeld, wie gebieterisch dagegen die Pflicht sei, neue Missionen in irgend einem Theil des weiten noch unbesetzten Gebiets zu eröffnen. Aber Bitten und Vorstellungen sind gleich erfolglos geblieben, was in England um so trauriger empfunden wurde, da diese Thatsachen fast am Vorabend des gemeinsamen Bettags um mehr Missionare verlauteten. Der 20. Dezember wurde nämlich in allen englischen Kirchen als Bettag gefeiert, damit Gott selbst um die Bescheerung der nöthigsten Gabe, der Sendung von Arbeitern

in seinen Weinberg angegangen werde; diesem Bettag haben sich außer den verschiedenen Parteien der anglikanischen Gemeinschaft auch die schottische Kirche und viele Amerikaner angeschlossen. Douglas aber beharrt bei seiner engherzigen Ansicht, daß durch die Anstellung nichtbischöflicher Arbeiter auf einer Station für die Ausbreitung der göttlichen Wahrheit noch nicht gesorgt sei; ein Ausspruch, der alle einfältigen Christen, diejenigen seiner eigenen Kirche nicht ausgenommen, tief betrübt und demüthigt.

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Nachträgliches über Bischof Pattesons Ende.

Der Wesleyanische Missionar J. Langham hatte kürzlich Gelegenheit von einem Pflanzer zu hören, daß dieser fünf Eingeborne von Nukapu in seinem Dienste habe, welche ihm Aufschluß über die Ereignisse geben könnten, die zu Bischof Pattesons Ermordung auf jener Insel geführt haben. Sie selbst hatten einst ein Schiff entdeckt, welches dem Schooner des Bischofs im Wesentlichen ähnlich sah, daher sie sich beeilten, in einem Kanoe demselben von Nukapu entgegenzufahren; sie nahmen auch einen Korb von Lebensmitteln mit sich, um ihrem Freunde ein Geschenk zu machen, und hatten die Absicht, ihn mit ans Land zu nehmen. Wie sie aber beim Schiff ankamen und nach dem Bischof fragten, lud man sie ein, an Bord zu kommen, der Bischof sei noch unten im Schiffsraum. Vier dieser fünf Nukapuer folgten der Einladung und nahmen den Korb mit, worauf man sie ins Innere führte. Dann erschien ein Herr, in geistlicher Tracht, auf dem Verdeck und redete den fünften an, welchen im nächsten Augenblick einige Tanna-Leute ergriffen und in den Schiffsraum hinabstießen. Alsbald segelte das Fahrzeug weiter — nach Fidschi. Unterwegs belustigte sich die Mannschaft mit Schießen. Da wurden die fünf Gefangenen aufgefordert, Flaschen als Zielscheiben emporzuhalten, nach welchen die Seeleute ihre Revolver abdrückten; zwei der armen Betrogenen haben bei dieser Gelegenheit bedeutende Verwundungen erlitten. Den einen derselben, dem die Kugel durch den Mund gefahren war, hat jener Pflanzer noch selbst verbunden. Der Betrüger aber, der sich als Geistlicher verkleidete, soll derzeit in Sydney gefangen sitzen!

Dort, in Sydney, sind nun auch zwei Menschenräuber von der Brigg Carl zum Tode verurtheilt, aber zu längerer Gefängnißstrafe begnadigt worden. Die Enthüllungen über die von diesem Schiff verübten Metzeleien waren grauenhafter Art (s. Calwerbl. März 1873). Gottlob, es wird jetzt diesen Raubschiffen von britischen Kreuzern scharf nachgespürt.



Bethlehem.

in
auf
die
abe
nid
göt
ein
tief

:

F.
leg
hör
vor
hal
die
zu
auf
sell
bed
Bis
sah
ner
ent
ein
sich
zu
ihn
sie
nac
sie
Bis
rau
folg
den
ins
ein
auf



Be

Die amerikanische Mission in Syrien.

2. Der Lehrer.

[illegible]

zeigte er schon [illegible]

[illegible]

sich auf den Eintritt in das [illegible]

vorzubereiten. Sechzehn Jahre alt [illegible]

des Libanons und widmete sich [illegible]

lang dem Studium der Rhetorik, der [illegible]

schaften. — Fächer, die darin sowohl [illegible]

ihrer Sprache gelehrt wurden.

Nachdem er das Seminar mit [illegible]

hatte, wurde er zuerst Dorfschulmeister [illegible]

[illegible]

erhoben worden war. Seine Heiligkeit empfieng ihn sehr kühl und warf ihm vor, daß er den Dienst von Scheichs und Fürsten dem seines Bischofs vorgezogen habe. So bekannt war aber seine Tüchtigkeit, daß er dessenungeachtet eine Zeitlang festgehalten wurde, um einige wichtige Dokumente zu ordnen und aus ihnen eine passende Sammlung von Kirchengesetzen für die Maroniten zusammenzustellen, die jetzt allgemein eingeführt ist. Asaad fühlte jedoch, daß aus irgend einer Ursache der Patriarch ihm nicht gewogen sei, und kehrte unbefriedigt nach Hause zurück.

Um eben diese Zeit fieng die maronitische Geistlichkeit an, über die Verbreitung der h. Schrift und des Protestantismus besorgt zu werden. Der Patriarch erließ eine Proklamation gegen die Missionare, und sie veröffentlichten ihrerseits eine Entgegnung darauf. Asaad machte sich an eine Erwiderung dieser Entgegnung; die Würdenträger seiner Kirche versagten ihm jedoch die Erlaubniß, seinen Versuch zu veröffentlichen. Aus dieser Veranlassung hörten die Missionare erstmals seinen Namen nennen, und zwar als den eines Mannes von Talent und von großer Gelehrsamkeit.

Im März 1825 stellte sich ihnen ein gut gekleideter junger Mann von gewandtem Benehmen und ruhigem Wesen vor, und bewarb sich um eine Anstellung als arabischer Lehrer. Sobald er seinen Namen aussprach, erkannten sie in ihm den Verfasser der ihnen zugedachten Widerlegung. Er machte daraus auch gar kein Geheimniß und erbat sich sogar ganz unbefangen die Einsicht in ein Buch, dem sie eines ihrer gewichtigsten Citate entnommen hatten. Die Missionare bedurften indeß jetzt nicht gerade eines weiteren Lehrers, und so einnehmend auch sein ganzes Auftreten und seine anscheinende Offenheit war, hielten sie es doch für gerathener, sein Anerbieten abzulehnen. Wie wenig ahnten sie, als dieser junge Mann enttäuscht weggieng, wie theuer er um seiner Gemeinschaft der Leiden Christi willen nicht nur ihnen, sondern Tausenden von Christen jenseits des Oceans noch werden sollte.

Gewiß nicht ohne Gottes besondere Fügung kam King gerade noch recht von Jerusalem zurück, um sich Asaads Dienste zu sichern, ehe dieser sich anderswohin wandte. Er wurde für etliche Wochen Kings Lehrer im Syrischen. In den häufigen Disputationen, die sich aus dieser Veranlassung zwischen den beiden Männern über die Verschiedenheit der evangelischen und päpstlichen Lehren entspannen,

zeigte Asaad sich als der beste Denker, dem King je im Libanon begegnet war. Er hatte etwas Gerades, Offenes, Verständiges, Nachdenkliches, und war immer ebenso bereit zum Hören wie zum Sprechen; andre als weltliche Beweggründe aber waren damals noch nicht an ihm zu spüren.

Als King sein nicht mehr bedurfte, bewarb Asaad sich nochmals um eine Anstellung bei dem Patriarchen. Von diesem abgewiesen, wurde er Fisks arabischer Lehrer. Als solcher arbeitete er auch die oben erwähnte Uebersetzung von Kings Abschiedswort an seine arabischen Freunde mit aller Sorgfalt aus und machte davon eine schöne Anzahl Abschriften. So wenig theilte er aber damals noch dessen Standpunkt, daß er seine freie Zeit dazu verwandte, eine Entgegnung auf jenes Sendschreiben zu verfassen. Doch gerade diese Beschäftigung führte ihn in das Studium der Bibel hinein und machte ihn irre an seiner eignen Kirche, obwohl ihm nichts Erwünschteres hätte begegnen können, als Jemand zu finden, der ihm die Lehren dieser letzteren aus dem Worte Gottes zu beweisen vermocht hätte. Am meisten wunderte ihn die Berufung auf Jes. 8, 20 und wie er im Jesaias weiter las, erschütterte ihn das 29. Kap. eben so sehr, wie das 53. ihn erwärmte. Konnte es von Gott sein, wenn die römische Kirche das Lesen solcher Prophetenstimmen verbot, wenn sie Bibelleser Ketzer nannte und es als eine Christenpflicht aussprach: Ketzer müssen vernichtet werden?

Zwei Briefe des Patriarchen, welche ihn mit dem großen Kirchenbann bedrohten, wenn er die Missionare nicht verlasse, andernfalls aber ihm eine Anstellung in Aussicht stellten, bewogen ihn, sich in sein Heimatsdorf Hadet zu begeben. Alle seine Gedanken waren nun aber einmal auf die Religion gerichtet, und da er an nichts anderem Freude fand, kehrte er bald wieder nach Beirut zurück. Das war im Dezember 1825; „mit der Tradition, mit der Abhängigkeit von Vätern und Concilien" hatte er gebrochen und vertiefte sich immer mehr in die h. Schrift. Jetzt bot ihm Bird eine Anstellung auf ein Jahr an und wirkte ihm bei Konsul Abbott zugleich die Vergünstigung aus, daß er, so lange er im Dienste der Mission stehe, den Schutz eines englischen Unterthanen genießen solle.

Ein kurzes Vorrecht! Schon im Januar 1826 kam der Bruder des Patriarchen nach Beirut, um Asaad schmeichelhafte Versprechungen zu machen und ihn zu einer Unterredung einzuladen.

Schlangenklugheit neben der Taubeneinfalt war Asaads Sache nicht. Vergeblich machte man ihn darauf aufmerksam, der Patriarch habe gewiß Böses gegen ihn im Sinn; er erwiederte arglos, das fürchte er nicht, die Maroniten seien nicht gewöhnt, der Religion wegen jemand ins Gefängniß zu werfen oder gar zu tödten. So zuversichtlich hoffte er, es werde Gutes aus seinem Besuch kommen, daß die Brüder endlich aufhörten mit ihrer Einsprache und ihn ziehen ließen.

Am Sitz des Patriarchen angelangt, schrieb er: „Ich befinde mich jetzt hier im Kloster Alma und bin, Gott sei Dank! in guter Gesundheit angekommen. Bis jetzt habe ich Seine Heiligkeit noch nicht gesehen. Ich bitte Gott, den Vater, und seinen eingebornen Sohn, Jesus Christus, daß Er mich in Seiner Liebe befestige, damit ich sie nie gegen irgend etwas Irdisches vertausche, und damit weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, weder Reichthum, noch Ehre, noch Würde, noch Stellung, noch irgend etwas in der Welt mich von Seiner Liebe scheide. Ich bitte Sie und alle Gläubigen, auch für mich zu Gott zu beten.“

Mehrere Wochen hindurch kam keine weitere Nachricht; verschiedene Gerüchte dagegen ließen für seine Sicherheit fürchten. Ende Februar sandten die Brüder einen Boten aus, sich nach ihm zu erkundigen. Es gelang demselben, Asaad im Kloster Alma zu sehen und eine kurze Unterredung mit ihm zu haben. Asaad sagte: Dreierlei liege vor ihm; entweder als wahnsinnig betrachtet zu werden, oder in Sünde zu fallen, oder sein Leben aufzuopfern; er sei aber bereit, ins Gefängniß oder zum Tod zu gehen. Er hatte täglich Besprechungen mit dem Patriarchen, dem Bischof und andern. Die Hauptpunkte, an denen er festhielt, waren: die Nothwendigkeit einer geistlichen Religion im Gegensatz zu bloßen Formen; die Hinlänglichkeit der h. Schrift und die Thorheit, den Papst für unfehlbar zu halten. Der Patriarch war sehr verstimmt über diese kecken Ansichten und stieß grausame Drohungen gegen Asaad aus, obwohl er zu andern Zeiten ihm auch Geld und Würden anbot.

Der Gefangene verwarf den Plan, seine Befreiung durch das Einschreiten des Konsuls auszuwirken, da er davon Gefahr für sein Leben fürchtete; er hielt es fürs Beste zuzuwarten, bis Gott selbst ihm eine Gelegenheit zur Flucht zeige. Bald bot sich auch eine solche dar. Schon nach einer Woche (2. März) verließ er das

Kloster um Mitternacht. Auf den schmalen, steinichten und vielfach gekrümmten Gebirgspfaden verirrte er sich mehrmals, stolperte über Felsblöcke und Hecken, durchwatete Bäche, versank in Morast. Doch erreichte er endlich das Meeresufer und fand da ein Obdach, unter dem er eine Weile rasten konnte; dann wanderte er weiter nach Beirut, wo er freudig willkommen geheißen wurde.

Der Patriarch und sein Gefolge waren eben beim Morgengebete, als Asaads Flucht angekündigt wurde. Es entstand natürlich große Aufregung, doch wagte Eine Stimme sich folgendermaßen für den Entronnenen zu erheben: „Ihr konntet nichts andres erwarten. Warum sollte er hier bleiben? Was hatte er hier zu thun? Was hatte er zu genießen? Bücher hatte er nicht, Freunde auch nicht, Gespräche gegen Religion im Ueberfluß, und Schmähungen seiner Ansichten und Gefühle deßgleichen. Warum sollte er nicht gehen?" — Man sandte nach allen Richtungen Boten aus, sie kamen aber unverrichteter Dinge zurück.

Aus der Erzählung seiner Erlebnisse im Kloster, die Asaad nach seiner Ankunft in Beirut niederschrieb, sei hier eine einzige Stelle angeführt als Zeugniß für seinen sanften, anspruchslosen Sinn: „Ein Freund sagte mir, der Patriarch wundre sich, daß ich vorgeben könne, noch an der christlichen Religion festzuhalten, während ich doch eine so verletzende Sprache gegen dieselbe führe. Und ich meinerseits wunderte mich, daß, nachdem er dieß gesehen, er sich nicht herbeilassen wollte, mich mit Milde und Sanftmuth nach den Gründen zu fragen, aus denen ich die Lehre des Papstes nicht annehmen oder sagen wolle, ich glaube das gleiche wie er. Aber weit entfernt davon, bedrohte er, seinen eigenen Bruder nicht ausgenommen, jeden, der sich anmaßen würde, mit mir über religiöse Gegenstände zu sprechen, mit Exkommunikation. Woher sollte ich, aller Bücher beraubt und von allen Personen, die mich belehren konnten, abgesperrt, das nöthige Licht bekommen, um mich zu bewegen, die Ansichten des Patriarchen anzunehmen? — Auch darüber wunderte ich mich, daß nicht Einer von allen Denen, mit welchen ich sprach, wenn er mich für einen Ketzer hielt, mir das einzige Mittel empfahl, stark im Glauben zu werden, nämlich das Gebet zu Gott dem Allerhöchsten und das Forschen in Seinem Wort, das doch ein Kind verstehen kann. Weiter wunderte ich mich, daß sie mich verlachten und für einen Wahnsinnigen ausgaben und nach all' dem sich doch mit dem

Narren in kein Gespräch einlassen wollten aus Furcht, er könnte sie von der Wahrheit abwendig machen." — Der Patriarch hatte Asaad versprochen, ihn von der Sünde der Falschheit zu absolviren, wenn er auch ohne innere Ueberzeugung wenigstens äußerlich sich zu den Lehren der katholischen Kirche bekenne; dieser aber konnte sich nicht dabei beruhigen, etwas zu thun, was sein eigenes Gewissen verdammte. Er seinerseits hatte dafür den Patriarchen gebeten, doch durch zwei treue Männer aus der Zahl seiner Priester das lautre Evangelium im Land herum verkünden zu lassen, und sich erboten, all seine Habe zu verkaufen, um deren Gehalt zu bestreiten, oder auch selbst zu gehen, was ebenso wenig Anklang fand. Beständig aber betete er, vor dem Schicksal der „Verzagten" (Offenb. 21, 8) bewahrt zu werden.

Den ersten Versuch, Asaad wieder in seine Gewalt zu bekommen, machte der Patriarch durch den türkischen Scheriff, jedoch ohne Erfolg. Etliche Tage darauf kamen ein Onkel und zwei ältere Brüder Asaads, um zu sehen, was zu machen sei; ihnen folgte noch ein dritter Bruder und dann die Mutter mit ihrem jüngsten Sohn. Die beiden ältern Brüder traten laut und stürmisch auf. Ihnen antwortete Asaad mit Ruhe und Festigkeit; dem Jammer seiner Mutter aber unterlag er fast. Sie gab sich endlich mit der Erklärung zufrieden, er sei kein Anhänger der Engländer, habe sein Glaubensbekenntniß nicht von ihnen empfangen, halte fest an der Lehre der Dreieinigkeit und glaube, daß Jesus der Sohn Gottes, und Maria seine Mutter sei. Phares, der jüngste Bruder, nahm sogar ein Neues Testament an, und war durch diese Besprechung sichtbar gerührt und besänftigt.

Am 16. März erhielt Asaad ein in freundlichem, väterlichem Ton gehaltenes Schreiben des Patriarchen, das ihn ersuchte heimzukommen, um die Besorgnisse der Seinen zu zerstreuen und ihm zugleich die Versicherung ertheilte, er dürfe nicht fürchten, daß irgendwie ein Angriff auf seine Freiheit gemacht werde. Damit war seine schwache Seite getroffen. Er glaubte diesem hinterlistigen Brief, daß er jetzt zu Hause unbehelligt seiner Ueberzeugung leben könne, und antwortete zusagend. Ohne Zweifel wurde die Familie bearbeitet, sich des Schlachtopfers zu versichern, ehe diesem ein andrer Sinn komme, und so erschienen gleich am folgenden Tag vier seiner Angehörigen, unter ihnen auch Phares, um ihn nach Hadet zu geleiten.

Sämmtliche Missionare hielten die Sache für bedenklich, und er selbst auch; daneben aber glaubte er, Gott öffne ihm dort eine Thüre, bei Beobachtung der nöthigen Vorsicht das Evangelium zu verkünden. In Beirut, sagte er, könne er nur seine Feder brauchen; „aber wer liest denn hier zu Lande?“ Eine der Missionsfrauen äußerte, als sie ihm die Hand zum Abschied reichte, sie erwarte nicht, ihn hienieden wieder zu sehen. Er lächelte über ihre übertriebenen Befürchtungen und gieng, um nicht wiederzukommen.

Nur zu bald hatte Asaad Grund, sich als einen Gefangenen, und sein Leben als gefährdet zu betrachten, denn von Anfang an behandelten seine ältern Brüder ihn mit Härte. Zu Ende des Monats versammelten sich zwanzig seiner Verwandten, um ihn mit Gewalt zu dem Patriarchen zu schleppen. Vergeblich bat er seinen ältesten Bruder Tannus, den Haupträdelsführer in der ganzen Sache, doch von einem so unbrüderlichen Schritte abzustehen. Der unnatürliche Bruder wandte sich in kalter Gleichgültigkeit von ihm ab; Asaad aber gieng tiefbewegt beiseits, um zu weinen und zu beten. Abends sagte er noch zu den Versammelten: „Wenn ich das Evangelium nicht gelesen hätte, könnte ich eure Stimmung nicht begreifen, aber jetzt durchschaue ich sie ganz. Es ist gerade das, was das Evangelium mich erwarten lehrt: 'Ein Bruder wird dem andern zum Tode helfen, und des Menschen Feinde werden seine eignen Hausgenossen sein.' Ihr seht, so ist es hier. Ihr habt euch versammelt, um diese Weissagung des Evangeliums zu erfüllen. Was habe ich euch zu Leide gethan? Worin besteht mein Verbrechen, daß ihr euch so gegen mich zusammenthut? Laßt sein, daß ich die heilige Bibel als meinen einzigen Führer zum Himmel erwähle; bringt euch das irgend einen Schaden? Ist das ein Verbrechen, wegen dessen ich verdiene als ein Missethäter festgenommen und ins Gefängniß geführt zu werden?“

Von erbarmungslosen Männern umringt, fand Asaad doch im Herzen der Mutter ein Echo. Weinend sah sie ihn wie einen Mörder hinwegführen; er selbst kehrte unter Thränen und laut betend der Heimat seiner Kindheit den Rücken. Er wurde zuerst in das Kloster Alma und von dort in das von Kanobin gebracht. Dort, in einem der wildesten, unzugänglichsten Felsennester des Libanon war er bestimmt, den leidensvollen Rest seines Lebens zu vollbringen.

Ueber ein Monat verstrich, bevor die Missionare sichere Kunde erlangten, daß Asaad gefesselt im Gefängniß sitze und täglich eine Anzahl Peitschenhiebe erhalte. Später wurde es einem seiner Vettern erlaubt, ihn zu besuchen. Er fand ihn auf dem nackten Boden sitzend, eine Kette um den Hals, deren andres Ende in die Mauer befestigt war. Nicht einmal ein Bett hatte man ihm gelassen; seine Bücher und Schreibmaterialien waren ihm ohnedieß weggenommen worden. Vergeblich wurden Anstrengungen zu seiner Befreiung gemacht, denen sich endlich sogar seine Familie anschloß. Seine Mutter begab sich mit einem ihrer ältern Söhne nach Kanobin und sah da mit eignen Augen, was sie bis jetzt nicht hatte glauben wollen. Die jüngern Brüder mußten zuletzt selbst auf Flucht denken, weil ihre energischen Anstrengungen zu Asaads Befreiung ihre eigene Sicherheit gefährdeten. Asaad seinerseits machte unter dem Uebermaß seiner Leiden verschiedene Fluchtversuche, wurde aber, da er die Wege nicht kannte, schnell wieder eingefangen und nur um so größeren Qualen unterworfen. Wie es ihm dabei ergieng, erzählte später ein Priester mit folgenden Worten:

„Bei seiner Ankunft im Kloster, gab der Patriarch Jusuph Habaisch Befehl zu seiner Bestrafung. Die Mönche überschütteten ihn mit Vorwürfen und schlugen ihn mit den Händen ins Gesicht; so oft sie ihm aber einen Streich auf eine Wange gaben, bot er ihnen die andre auch hin. 'Dieß,' sagte er, 'ist ein fröhlicher Tag für mich. Mein hochgelobter Herr und Meister hat gesagt: Segnet die euch fluchen, und so euch jemand einen Streich gibt auf eine Wange, dem bietet die andre auch dar. Das hat Er mir Gnade geschenkt zu thun, und ich bin bereit, noch mehr als das für Den zu leiden, der für uns geschlagen, verspeit und als ein Schaf auf die Schlachtbank gelegt worden ist.' Als sie das hörten, fielen sie aufs Neue mit Schlägen über ihn her und sagten: 'Brauchen wir deine Predigten, du Betrüger? Was nützen deine Anmaßungen, da du auf dem breiten Wege des Verderbens bist?' Er antwortete: 'Wer da glaubet, daß Jesus der Sohn Gottes ist, hat das ewige Leben.' — 'Aha,' sagten sie, 'dadurch bist du verblendet. Dein Heil kommt allein durch den Glauben an Christus, und so wirfst du Verachtung auf seine Mutter und auf seine Heiligen. Du glaubst auch nicht an die Gegenwart seines heiligen Leibes auf Erden.'

Dann warfen sie ihn zu Boden und schmetterten ihn nieder mit der Menge ihrer Schläge."

Drei Tage nach einander wurde er auf Befehl des Patriarchen der Bastinade unterworfen. Als er seinen Glauben unerschütterlich festhielt, legte man ihn wieder in Ketten, verriegelte seine Thüre und verabreichte ihm seine Nahrung nur in kleinen Portionen. Einige mitleidige Herzen legten Fürsprache für ihn ein, und so wurde seine Lage eine Zeitlang erleichtert; sprechen aber durfte niemand mit ihm. Vermuthlich mit der Hilfe einiger seiner Verwandten floh er kurz darauf nochmals, wurde aber von den Soldaten, die Emir Abdallah nach ihm aussandte, festgenommen und dem Patriarchen ausgeliefert.

„Bei seiner Ankunft," so erzählt ein Priester, der mit ihm in Kanobin war, „wurde er gefesselt, in ein finstres, schmutziges Gemach gesperrt und acht Tage lang jeden Tag mit der Bastinade gezüchtigt, wobei er wiederholt ohnmächtig wurde und dem Tode nahe war. Dann ließ man ihn in seinem Elend liegen; sein Bett war eine dünne Matte, seine Bedeckung seine gewöhnlichen Kleider. Die Thüre seines Gefängnisses wurde ausgemauert, und seine tägliche Speise bestand in sechs dünnen Brodkuchen und einem Becher Wasser."

Zu diesem Kerker gab es keinen andern Zugang als ein kleines Loch, durch das man ihm seine Nahrung hineinreichte. Da lag er mehrere Tage lang; die immer wachsende Ekelhaftigkeit dieses Behälters bedarf keiner Beschreibung. Kein Wunder, daß man ihn da rufen hörte: „Liebet den Herrn Jesus Christus, wie Er uns geliebt und sich selbst für uns in den Tod gegeben hat! Gedenket meiner o ihr, die ihr vorbeigeht, erbarmet euch meiner und befreit mich von meinen Qualen."

Ein früherer Freund Asaads unter den Priestern wurde von Mitleid gerührt und erlangte durch seine beharrliche Fürsprache es endlich, daß dessen Kerker sich nochmals öffnete und seine Ketten ihm abgenommen wurden. Seine Güte gegen Asaad machte jedoch auch ihn verdächtig, und es ist nicht bekannt, wie lange jene Erleichterung dauerte. Als im J. 1828 einer von Asaads Brüdern den Gefangenen besuchte, fand er denselben zwischen vier dicken Steinmauern wie in einem Grabe voll Unrath. Auch im folgenden Jahr scheint keine Linderung seiner Leiden eingetreten zu sein. Drei Jahre hindurch, wenn nicht länger, hielt der priesterliche Despot sein Opfer unter

seiner Ferse, ihm das größte Maaß von Martern zufügend, das sich mit der Fortdauer des Lebens vertrug.

Sein Tod erfolgte vermuthlich im Oktober 1830; über die Art desselben war die öffentliche Meinung getheilt; der Patriarch sagte, er sei am Fieber gestorben. Die gleiche Ungewißheit herrscht über die Art seines Begräbnisses; angeblich soll sein Leichnam „an den Füßen wie ein Hund“ herausgeschleppt, die Schlucht hinabgeworfen und mit Steinen bedeckt worden sein. — Kurz nach der Eroberung Akkas durch Ibrahim Pascha im J. 1832 erlangte ein englischer Kaufmann Namens Tod, von Wortabet begleitet, eine Audienz bei dem Sieger und legte ihm Asaads Fall vor. Der Pascha wies Emir Beschir an, Tod eine Bedeckung von 10 Soldaten mit der Vollmacht zu geben, das Kloster Kanobin nöthiger Weise mit Gewalt zu durchsuchen. Mißvergnügt empfiengen ihn der Patriarch und die Priester. Sie versicherten, Asaad sei schon vor zwei Jahren gestorben, bezeichneten sein Grab und erboten sich, es zu öffnen. Das Kloster wurde gründlich durchsucht und Tod schied mit der Ueberzeugung, daß Asaad wirklich gestorben sei. Sicheres über seine letzten Jahre hat man erst 1859 von maronitischen Priestern erfahren, die selbst manche frische Stöcke an ihm zerschlagen hatten und seine unglaubliche Geduld sich nur aus der Inwohnung Satans erklären konnten. Was sie gleichfalls an ihm verwunderte, war der unerklärliche Umstand, „daß er so närrisch auf den ausländischen Brauch versessen war, niemals eine Unwahrheit zu sagen.“

Versetzen wir uns ganz in Asaads Lage hinein, so können wir nicht umhin, in seinem gläubigen, geduldigen Ausharren ein Wunder der Gnade zu sehen. Wie mußte nicht irgend ein Wechsel seiner religiösen Ansichten seinem Schriftstellerstolz und der Sorge für seinen Ruf widerstreben! Seine tiefe Verehrung für seine geistlichen Vorgesetzten und früheren Lehrer, unter denen manche von Natur milde Männer waren, und seine ganze seitherige Denkungsweise stemmten sich gleichfalls seinen neuen Ueberzeugungen und dem Gehorsam gegen das Wort Gottes entgegen. Dann die Bannflüche der Kirche; die Thränen einer Mutter, welche vor der Schmach erbebte, einen vom Glauben abtrünnigen Sohn zu haben; die wüthenden Drohungen von Brüdern; der bittre Haß der von einer einflußreichen Priesterschaft aufgehetzten Menge. Und weiterhin von grimmigen Verwandten festgenommen, in den Kerker geworfen und in Ketten gelegt, aller

Bücher und jedes geistigen Erfrischungsmittels sowie der unentbehrlichsten leiblichen Bequemlichkeiten beraubt, den Schmähungen eines bigotten Haufens und einer tyrannischen Priesterschaft preisgegeben und zerschlagen zu werden, bis sein ganzer Körper nur noch eine Masse von Schwären war, ohne unter diesen jahrelangen Martern einen andern Hoffnungsstrahl zu haben, als durch die Pforten des Grabes hindurch! — Andrerseits aber, wenn er nur widerrufen wollte, Ehre und Reichthum und Alles, was erdacht werden konnte, den gefürchteten Abfall zu verhüten! Wie Viele hätten wohl mit all unsrer Erkenntniß und aller Festigkeit christlicher Ueberzeugungen gleich ihm Treue gehalten bis in den Tod?

Wie ein Trompetenschall durchflog der Ruf von diesem unerhörten Ereigniß das Land und lenkte die Aufmerksamkeit des ganzen Volks auf die stille Arbeit der Amerikaner.

---

3. Die Zeit der egyptischen Herrschaft.

Asaabs Erlösungsstunde hatte noch nicht geschlagen, als die politische Lage Syriens nach zweijähriger Unterbrechung ihrer Arbeit endlich die Rückkehr der Missionare gestattete. Noch immer waren aber die Verhältnisse der Art, daß die im Sommer 1826 von den amerikanischen Leitern des Werks gemachten Bemerkungen ihre volle Geltung behielten: „Syrien ist ein Land, worin sich jede Form von Irrthum und Laster findet, dem die Macht der Umstände allenthalben die scharfen Züge des Parteigeistes aufgedrückt hat, und worin Satan von den Bollwerken aus, die er sich hier erbaute, triumphirend seine furchtbaren Geschütze überwacht. Die syrische Mission ist darum nichts für die Kleinmüthigen und Unschlüssigen. Sie erfordert Leute, die nicht zurückbeben vor dem Zusammenstoß der Waffen und langem, heißem Kampf, Leute von zäher Kraft, unbeugsamem Muth und weitem Blick, die von den göttlichen Verheißungen getragen, hinwegschauen können über die tausenderlei Schwierigkeiten, Gefahren und entmuthigenden Zwischenfälle auf dem Wege zum endlichen Sieg."

Am 1. Mai 1830 schifften sich Bird und Whiting nach einem längerem Aufenthalt im Norden Afrikas, in Malta wieder ein, um nach Beirut zurückzukehren. Konsul Abbott war daselbst schon vor ihnen eingetroffen und hieß sie herzlich willkommen. Auch

bei den Gliedern der griechischen Kirche fanden sie freundliche Aufnahme; den Maroniten dagegen war von ihren Priestern jeder Verkehr mit den „Bibelmännern" und „Teufelsjüngern" streng verboten. Zur großen Freude der Missionare sammelten sich um sie alsbald wieder einige schon früher angefaßte junge Leute, die ihrem Glauben treu geblieben waren und ihn durch ihren Wandel geziert hatten. Daneben beschäftigte Bird auch eine literarische Arbeit. Um Kings epochemachendes Abschiedsschreiben zu entkräften (S. 109), hatte nämlich der katholische Bischof von Beirut eine Entgegnung veröffentlicht, die es jetzt zu beantworten galt. Bird that dieß in dreizehn Briefen, worin er den Bischof hauptsächlich durch die Kirchenväter und die ausgezeichnetsten römischen Theologen selbst widerlegte. Schätzenswerthe Handreichung bot ihm hiezu von Aleppo und Bagdad aus der Freimissionar Parnell (jetzt Lord Congleton) durch Zusendung von kirchengeschichtlichen Büchern und die freigebige Ueberlassung einer lithographischen Presse.

Während Bird und Whiting so in Beirut wirkten, suchte in einem Dörflein bei Sidon ein andrer Wahrheitszeuge in großer Demuth und Treue gleichfalls Seelen für den Herrn zu gewinnen. Es war dieß Wortabet, jener bekehrte armenische Priester, der 1828 mit Bischof Carabet die Missionare nach Malta begleitete. Zwei Jahre zuvor hatte er in Beirut ihre Bekanntschaft gemacht, durch mancherlei Trübsal, die er sich schon durch gute und böse Thaten zugezogen hatte, einigermaßen vorbereitet, aus ihrem Umgang Nutzen zu ziehen. Als er 26 Jahre alt mit ihnen in Berührung kam, wogte es in seinem Verstand und Gemüth noch dunkel und chaotisch durcheinander; der erste Lichtstrahl, der in seine Seele fiel, war das Beispiel seiner amerikanischen Freunde. Die Uebereinstimmung, in welcher er bei ihnen Wort und Wandel sah, erfüllte ihn mit Bewunderung und bewog ihn, selbst auch die Quelle kennen zu lernen, woraus sie schöpften. Er las das Neue Testament durch und gelangte zu der Ueberzeugung, daß die Bibel als das Wort Gottes auch für ihn die einzige Richtschnur sei, wonach er sich zu richten habe. Da ihm sein Klostergelübde nicht schriftgemäß und darum ungültig erschien, nahm er keinen Anstand, mit einem bescheidenen Mädchen in die Ehe zu treten, das bald darauf Beweise aufrichtiger Frömmigkeit gab. Los von seiner Selbstgerechtigkeit und allem Vertrauen auf kirchliche Absolution, verließ er sich lediglich auf das

Versöhnungsblut Jesu, fieng an mit den wenigen Freunden, die ihn noch besuchten, voll herzgewinnender Liebe und Milde über göttliche Dinge zu sprechen und strahlte vor Freude, wenn er den Missionaren berichten konnte, daß einer oder der andere derselben der Wahrheit näher komme. Dagegen wurde es ihm schwer, sich mit dem rechten Märtyrersinn zu waffnen und alle Sorgen für sein äußeres Ergehen auf den Herrn zu werfen. In dieser Schwachheit wurzelte auch sein schon vor der Uebersiedlung der Missionare nach Malta ausgesprochener Wunsch, einmal mit ihnen in ein andres Land ziehen zu dürfen. Eine gewisse Unbefriedigtheit durch die neuen Verhältnisse, in welche er in Malta eintrat, verdunkelte eine Zeitlang sein inneres Leben; eine Augenentzündung, wodurch er den Gebrauch des einen Auges verlor, erschwerte ihm seine dortige Beschäftigung, und so erwählte er die Rückkehr nach Syrien, während Carabet in Malta blieb, um Miss. Goodell bei seiner armenisch-türkischen Bibelübersetzung zu helfen. Es war seine Absicht, sein Brot fortan durch seiner Hände Arbeit zu verdienen; die Wiederkehr seiner alten Krankheit warf ihn aber auf ein langes Leidenslager und schwächte auch sein andres Auge so, daß ihm nichts andres übrig blieb, als sich und seine Familie kärglich von dem Ertrag eines kleinen Ladens zu ernähren. Mit seiner Frau und drei Kindern lebte er so in großer Dürftigkeit in Halalia; daß sie aber bei aller äußern Armuth doch die Eine köstliche Perle besaßen, blieb ihrer Umgebung nicht lange verborgen. Wurde auch Wortabet Anfangs namentlich von manchen seiner Verwandten als Ketzer gemieden, so gewannen seine strenge Rechtlichkeit im Handel und seine eindringlichen Ermahnungen zu Buße und Glauben ihm doch bald die Herzen der geachtetsten Dorfbewohner. Seine Frau galt allgemein als ein Muster von Frömmigkeit und Demuth; bei ihm selbst sprachen häufig angesehene Männer aller Klassen ein, um sich über religiöse Gegenstände zu unterhalten, so daß ihm Gelegenheit wurde, Drusen, Armenier, Katholiken und Juden zu Jesus einzuladen; selbst Muhammedaner hörten ihm zuweilen aufmerksam zu. „Ehe Wortabet hieher kam, dachten wir an Religion nicht mehr als die Thiere," äußerten einige tiefer angefaßte Männer, von denen einer kurz darauf eine Schule eröffnete. Mitten aus der sich mehrenden und bis nach Sidon hinüber erstreckenden Arbeit heraus, rief aber der Herr seinen Diener schon am 10. Sept. 1832 von seinem irdischen Tagewerke

ab. Er ahnte vom ersten Augenblick an den tödtlichen Ausgang seiner schnell verlaufenden Krankheit und sah seinem Ende im festen Vertrauen auf seinen Heiland entgegen. Vermuthlich erlag er der Cholera, die in diesem Jahr allgemeinen Schrecken verbreitend von Armenien aus der Westgrenze Persiens entlang zog, ein Drittheil der auf dem Wege von Beirut nach Mekka befindlichen Pilgrime wegraffte, in Kairo und Alexandrien furchtbare Verheerungen anrichtete und sich dem Sitz der Missionare bis Damaskus und Akka näherte.

Beirut selbst blieb von dieser Plage verschont; dagegen hatte es schwer zu leiden durch die Erpressungen des Paschas von Akka, bis dessen Macht durch die unter Ibrahim Pascha hereinbrechende Armee des egyptischen Vicekönigs vernichtet wurde, die verstärkt durch Emir Beschir und 12,000 seiner Libanon-Krieger das feste Akka einnahm, um ihre Eroberungen dann bis nach Damaskus auszudehnen und Palästina und Syrien Mehemed Alis Herrschaft zu unterwerfen. Für diese Länder brach damit eine trotz ihrer kurzen Dauer noch nicht vergessene Zeit der Sicherheit und energischer Regierung an. Beirut, damals ein Städtchen von 12,000 Einwohnern, empfieng jetzt den ersten Anstoß zu dem Aufschwung, der seine Bevölkerung in einem Menschenalter auf 100,000 Seelen bringen sollte. Zum erstenmal wurde den Christen gleiches Recht mit den Muhammedanern eingeräumt.

Einen neuen Impuls erhielt die Mission 1834 durch die Rückkehr Eli Smith's aus den Verein. Staaten, die Verpflanzung der arabischen Presse von Malta nach Beirut und die Wiederbesetzung Jerusalems.

Es war im April dieses Jahrs, daß Miss. Thomson seine Familie nach Jerusalem brachte, begleitet von Miss. Nicolayson von der Londoner Judengesellschaft. Ein ernster Gang! Etliche Wochen hindurch schien zwar alles sich recht lieblich anzulassen, und Thomson gieng getrost nach Jaffa an die Küste hinab, um seine Effekten vollends heraufzuschaffen. Kaum war er aber fort, so erregte ein Befehl Mehemed Alis, jeden fünften Mann ins Heer zu stecken, solche Erbitterung unter den Fellahin, daß diese sich aufmachten, die egyptische Herrschaft abzuwerfen. Jerusalem lag gerade im Mittelpunkt dieser plötzlichen Empörung und wurde so eng von den Rebellen umschlossen, daß Thomson zwei Monate lang von jedem

Verkehr mit seiner Familie abgesperrt war. Zur Belagerung gesellte sich für die Bewohner der Stadt ein heftiger, bis an die Küste hin fühlbarer Erdstoß, vor dem die Missionsgeschwister aus ihrem wankenden Steinhaus in den Garten flüchten mußten. Dort brachten sie die Nacht zu, unbeschützt vor den Geschossen der Feinde. Das Schwerste kam aber erst, als die in der Stadt befindlichen Fellahin ihren draußen stehenden Freunden heimlich den Eingang öffneten. Jetzt drang ein Haufe zügelloser Empörer in das Missionshaus und den Garten ein, grub Schießscharten in die alten Mauern und fieng an, auf die Besatzung des nahen Forts zu feuern. Ihre Schüsse wurden natürlich erwiedert und egyptische Kanonen zerrissen vollends die schon durch das Erdbeben gelockerten Wände. In dieser Stunde des Entsetzens bargen die Geschwister sich hinter den dicken Mauern eines untern Gemachs, von dem aus sie die Kugeln über sich hinzischen hörten. — Die Ankunft Mehemed Alis stellte endlich die Ruhe wieder her.

Als am 11. Juli Thomson zu den Seinen zurückkehrte, fand er seine Frau von einer heftigen Augenentzündung befallen, die Kinder krank, und zwei Tage darauf wurde auch Nicolayson vom Fieber ergriffen. Trotz aller Anstrengungen für Frau Thomsons Pflege, nahm deren Zustand einen immer bedenklicheren Charakter an. Sie selbst fühlte deutlich, daß es ihrem Ende zugehe, aber der Gedanke an den Tod hatte keinen Stachel für sie. Wohl hätte sie sich gefreut, einige der tiefgesunkenen Töchter Jerusalems ihrem Herrn zuführen zu dürfen, der ihr seine beseligende Nähe in den letzten Wochen in ganz besondrem Maße zu schmecken gegeben hatte, allein sie ruhte getrost in Seinem Willen. So entschlief sie in großem Frieden am 22. Juli 1834. Ihr Gatte war anfangs besorgt, wo er einen Begräbnißplatz für die theure Leiche finden sollte; der griechische Bischof bot indeß hiezu freundlich die Hand. Thomson mit seinen verwaisten Kindlein siedelte nun nach Beirut über, und Miss. Whiting und Dr. Dodge wurden dafür nach Jerusalem gesandt.

Letzterer hatte inzwischen mit Smith eine interessante Untersuchungsreise im Osten des Jordan und des Libanon gemacht. Von Damaskus aus hatten sie den noch von keinem evangelischen Missionar betretenen Hauran durchstreift, sich dann südostwärts bis zum biblischen Basra und südwestwärts bis zum Flusse Jabbok, dem heutigen Zerka, gewandt, wo die große Wüste und das Gebiet der

wilden Beduinenstämme beginnt. Nach Norden zu umlenkend, hatten sie dann unweit Tiberias den Jordan überschritten und dessen westlichem Ufer entlang die vielen griechischen Dörfer am Fuße des Hermon besucht. Nach nochmaliger Einkehr in Damaskus war Dodge dann nach Beirut zurückgekehrt, während Smith allein noch den Antilibanon durchwanderte, in der Wüste gegen Palmyra hin ein Dorf syrischer Jakobiten besuchte, über Homs nordwärts nach Hamath vordrang, in der Gegend von Ansairea den Libanon überstieg und von dort über Tripoli wieder zu den Brüdern in Beirut gelangte. Am 22. Okt. brachen Dodge und Whiting mit ihren Familien nach Jerusalem auf. Gleich am Anfang des Winters wurde jedoch Dodge wieder nach Beirut berufen, um die schwer erkrankte Frau Bird ärztlich zu berathen. Erkältet, durchnäßt und erschöpft kam er in Nicolaysons Begleitung am 3. Jan. 1835 wieder in Jerusalem an, nachdem sie am letzten Tag ihrer Reise gegen 17 Stunden zu Pferd zurückgelegt hatten. Man kannte damals die Gefahr solcher Anstrengungen im dortigen Klima noch nicht genügend. Beide erkrankten, und schon am 28. Jan. war Dodge am Ziel seiner kurzen Missionslaufbahn angelangt. Seine Wittwe kehrte nach Beirut zurück, während der vereinsamte Whiting im kommenden Frühling durch die Ankunft von Miss. Lanneau wieder einen Mitarbeiter erhielt.

Im gleichen Jahre noch mußte Bird der tief erschütterten Gesundheit seiner Frau wegen Beirut verlassen. Sie suchten zuerst eine Luftveränderung in Smyrna; als aber diese nicht den gehofften Erfolg hatte, entschlossen sie sich mit schwerem Herzen zur Rückkehr nach Amerika. Es war das für die nächste Zeit ein unersetzlicher Verlust für die Mission, die zwar bis jetzt noch keinen merklichen Einfluß auf das Volk gewonnen, aber doch weithin die von den Jesuiten verbreiteten Vorurtheile zerstreut hatte, als hätten die Protestanten keine Religion, keine Geistlichkeit und keine Kirchen.

Die Schularbeit hatte bis jetzt nur in sehr bescheidenem Maße wieder aufgenommen werden können und beschränkte sich auf den Unterricht, welchen die Missionsfrauen und Wortabets Wittwe einer Anzahl Mädchen gaben, und eine höhere Lehranstalt für Jünglinge unter der Leitung der Missionare. Ein bedeutender Fortschritt war 1836 die Umwandlung dieser letzteren in ein Seminar, dessen Lehrplan die arabische und englische Sprache, Geographie, Naturgeschichte, Physik, Mathematik, Astronomie, Welt- und Kirchengeschichte, Rhe-

torik und Theologie umfaßte. Weislich wurde dabei beschlossen, die Zöglinge in Kost, Wohnung und Kleidung ganz nach Landessitte zu halten, was unter anderm auch den Nutzen hatte, daß die jährlichen Auslagen für jeden Einzelnen von ihnen sich nur auf 85—100 fl. beliefen. Hauptlehrbuch war die Bibel; an allen andern Hilfsmitteln herrschte großer, für manche Fächer sogar vollständiger Mangel.

Von welcher Bedeutung deshalb schon der Schule wegen die Presse sein mußte, ist klar. Sie hatte 1834 ohne Schwierigkeit das Zollhaus von Beirut passirt, wie denn in jener Zeit sich in Syrien und Palästina nicht weniger als sechs Pressen in den Händen von Katholiken und Juden befanden, ohne irgend welcher Censur oder Abgabe unterworfen zu sein. Bald bemerkten indeß die Missionare, wie wenig ihre mangelhaften arabischen Typen dem Geschmack des Publikums entsprachen. Smith, als Vorstand der Presse, machte sich's darum zur Aufgabe, aus den schönsten arabischen Handschriften Musterbuchstaben zu sammeln, um darnach neue Matrizen schneiden zu lassen. Wollte man die aus der Missionspresse hervorgehenden Schriften wirklich unter den Millionen arabisch redender Morgenländer einbürgern, so war ein solches Unternehmen unerläßlich. Bereits hatte Smith eine hübsche Mustersammlung von Buchstaben angelegt, als die Gesundheit seiner Frau eine Ausspannung von ihrer Arbeit in Beirut nöthig machte. Auf ärztlichen Rath beschloß er, sie nach Smyrna zu bringen, wo er zugleich seine Preßangelegenheit weiter zu verfolgen gedachte. Nördlich von Cypern jedoch fuhr in der Nacht des 15. Juni der preußische Schooner, auf dem sie sich eingeschifft hatten, an einer Klippe auf. Unter großer Gefahr retteten Mannschaft und Passagiere sich im Boot auf eine nahe Landzunge der kleinasiatischen Küste. Die Matrosen kehrten noch einmal zu dem Wrack zurück, um zu sehen, was zu retten sei, brachten aber gerade von den Habseligkeiten der Passagiere beinahe nichts mit. Smith's dringende Bitten bewogen sie zu einem nochmaligen Versuch, allein das Schiff war nicht mehr zu finden. Versunken war nun also, was er mit so viel Mühe gesammelt, in der Tiefe des Meeres begraben auch das Tagebuch seiner letzten Untersuchungsreise, dessen Veröffentlichung die Freunde in der Heimat mit Spannung entgegensahen. Weit empfindlicher noch als das aber trafen ihn die Folgen dieses Schiff=

bruchs für seine leidende Gattin, denn 29 Tage lang waren sie noch unterwegs, bis endlich Miss. Temples gastliches Dach sie in Smyrna aufnahm. — Es schien ein besonderes Geschenk Gottes, daß an jener öden, sandigen Landzunge, auf der sie die Nacht vollends zubrachten, ohne die durchnäßten Kleider wechseln zu können, am andern Morgen sich ein großes egyptisches Schleppboot zeigte, dessen Kapitän sich erbot, die Schiffbrüchigen nach Cypern oder irgend einem beliebigen Hafen der Küste zu bringen. Statt dessen aber setzte er sie nach wenigen Stunden an einer unbewohnten, wasserlosen Stelle wieder an's Land, um die Vorausbezahlung eines ungeheuren Fahrgeldes von ihnen zu erpressen. Zwei Tage lagen sie so da ohne Schutz vor Wind, Sonne und Nachtluft. Ihre Speise war der trockene Schiffszwieback, den sie gerettet hatten, ein wenig von den Egyptern erhandelter alter Reis und Oel, und die Fische, welche die Mannschaft fieng; das Kochgeschirr ein kupfernes Waschbecken; statt Messern und Gabeln mußten ihnen die Finger dienen. Wie froh waren sie, als sich ihnen die Aussicht eröffnete, auf einem Schiffe von Tripoli, das die Matrosen beim Fischfang entdeckten, Ueberfahrt in den nächsten Hafen zu erhalten, wo man hoffen konnte, ein europäisches Fahrzeug zu finden! Mit einem Geschenke abgefertigt, fuhr der Egypter ab; doch nun begann der alte Handel von Neuem, und zu allem hin stellte sich auch noch der türkische Zolleinnehmer aus einem drei Stunden entfernten Dorfe ein, um einige hundert Piaster zu erbeuten. Erst am sechsten Tage kamen sie endlich von diesem traurigen Platze los. Glücklicher Weise hatten sie in den letzten Tagen ein leerstehendes Haus zum Obdach entdeckt; einmal war auch ein altes Weiblein mit einem Knaben und einem Esel vorbeigekommen und hatte sie mit etwas Brod und Käse und einigen Aepfeln erquickt, zugleich ihnen aber auch die wenig erfreuliche Kunde gebracht, daß eine Stunde von da eine Horde räuberischer Turkmenen ihr Lager aufgeschlagen hatte. Langsam gieng es nun in dem gebrechlichen Fahrzeug der Küste entlang nach Castello Rosso, einem griechischen Städtchen auf einem nackten Felsen-Eiland, wo zu ihrer großen Freude eben ein Schiff zur Abfahrt nach Smyrna bereit lag. Der Schmutz der Kabine und widrige Winde machten auch diesen letzten Theil der Reise so beschwerlich, daß Frau Smith's Kraft zusehends sank. Sie erholte sich nicht wieder von den erlittenen Stößen und folgte am 30. Sep-

tember all' den Geschwistern nach, die schon vor ihr im Vorschmack himmlischen Friedens zur Ruhe ihres Herrn eingegangen waren.

Ihr Gatte konnte in Konstantinopel sich eine neue Buchstabensammlung verschaffen, nach welcher der Missionsbrucker Hallock in Smyrna die Matrizen schnitt und Tauchnitz in Leipzig die Typen goß. Seine Untersuchungsreisen nahm er im Winter und Frühling 1838 wieder auf an der Seite Dr. Robinson's (des rühmlich bekannten Verfassers der Biblical Researches in Palestina and the adjacent Countries), der ihn bat, seine Forschungen mit seiner Kenntniß der arabischen Sprache und Sitten zu unterstützen. Sie trafen in Egypten zusammen, wandten von Kairo sich zuerst nach Suez, dann dem Berge Sinai zu, von dort nach Jerusalem, Bethel, an's todte Meer und in's Jordanthal. Die Hoffnung, auch die nördlicheren Gegenden wieder besuchen und sein verlorenes Tagebuch einigermaßen ersetzen zu können, wurde Smith durch die im Lande herrschende Unsicherheit vereitelt, in jene südlichen Regionen aber begleitete er Robinson zum zweiten Mal im Jahre 1852. Doch damit sind wir dem Lauf der Ereignisse über ein Jahrzehnt vorausgeeilt.

---

4. Bewegung unter den Drusen.

Eine eigenthümliche Verkettung politischer Umstände brachte in den Jahren 1835—1842 die Missionare in mehrfache Berührung mit dem Stamm der Drusen, der 60—70,000 Seelen stark den südlichen Theil des Libanon und die Gegend südlich von Damaskus bewohnt. Ihre Religion — ein fades Gemisch aus Heidenthum und Muhammedanismus — wird von ihnen als Geheimlehre behandelt, die nur die wenigen Eingeweihten (Akâl), etwa 10,000 an der Zahl, ganz kennen. Stifter der Secte war der halbwahnsinnige egyptische Kalif Hakim, der sich als eine Incarnation Gottes geberdete; ihren Namen aber erhielt sie von Derasi, einem eifrigen Anhänger und Apostel Hakims (Derasi in der Mehrzahl lautet Derus). Fünfthalb Jahrhunderte nach dessen Tod gelangten die Drusen unter ihrem gemeinsamen Oberhaupt zu solcher Macht, daß sie, obgleich rings von Despotismus umgeben, auf ihren wilden Gebirgshöhen eine gewisse Freiheit behaupteten und inmitten der türkischen Besitzungen als ein halb unabhängiges Volk lebten, bis

im Sommer 1835 Ibrahim Pascha auch sie unter das egyptische Joch beugte.

Unmittelbar vor diesem Ereigniß suchten einige Missionsgeschwister Erholung in dem Drusendörflein Aaleih und fanden da ein ungemein herzliches Entgegenkommen. Zu Bird's arabischen Predigten stellten sich allsonntäglich 10—15 Drusen ein, darunter auch die jungen Scheichs des Dorfes. Auch in andern Dörfern der Umgegend hörten Viele der Predigt des Evangeliums aufmerksam zu und schienen mit wirklicher Freude das Neue Testament und andere religiöse Bücher anzunehmen. Sie erkannten an, daß Buße, Almosengeben, Gebet, oder irgend welche verdienstliche Werke nicht ausreichend seien, um dadurch Vergebung der Sünden zu erlangen; sie giengen bis auf einen gewissen Grad ein auf das, was ihnen von dem großen Versöhnungswerk Jesu gesagt wurde; hießen es nicht wie andere Moslems Gotteslästerung, wenn man von ihm als dem Sohne Gottes sprach, sondern schienen zu fühlen, daß, wer es unternehmen wollte, der Erlöser einer sündigen Welt zu werden, göttlicher Natur sein müsse; ein wirkliches Heilsverlangen war jedoch nirgends spürbar.

Früher einmal, im Jahre 1831, pflegte eine Drusenfrau täglich zuzuhören, wenn die Missionare aus der Bibel vorlasen und über göttliche Dinge sprachen, und dann mit in Thränen gebadetem Gesicht zu sagen: „Das ist die Wahrheit.“ Die Pest raffte sie weg, ehe sie noch näher herbeikam, aber sie hatte in dem Herzen der Brüder doch liebliche Hoffnungen für ihren Stamm erweckt. Auch ein alter Mann kam damals und erklärte nach langem Disputiren sich vom Evangelium überwunden. Als Zeichen seiner Aufrichtigkeit überbrachte er den Missionaren eine der Geheimschriften seiner Religion. Solcher Ernst aber zeigte sich jetzt nirgends; es lag bei dem bekannten Hang der Drusen zur Verstellung vielmehr die Vermuthung nahe, diese scheinbare Hinneigung zum Worte Gottes könnte mehr Berechnung als Wahrheit sein.

Bisher nämlich hatten sie sich äußerlich zum Muhammedanismus bekannt, um den Bedrückungen zu entgehen, welchen die Christen ausgesetzt waren; gerade jetzt aber schienen diese letzteren im Vortheil durch ihre Freiheit vom Militärdienst, zu dem der egyptische Machthaber die Drusen, als Moslems, herbeiziehen wollte. Er hatte bereits eine Aufforderung dieses Inhalts an sie erlassen, als

die Missionare ihren Sommeraufenthalt auf dem Libanon nahmen, und die Drusen hatten darauf mit der dringenden Bitte geantwortet, sie doch mit einer so verhaßten Last zu verschonen. Kaum aber waren die Geschwister nach Beirut zurückgekehrt, so erschien Ibrahim Pascha mit 18,000 Mann in Deir el Kamr und entwaffnete Drusen und Christen, die in ihrer Bestürzung sich nicht zu widersetzen wagten. Dann zog er ab und ließ seine Offiziere zurück, um seine Befehle durchzuführen.

Nur um so ausgesprochener wurde nun aber der Zug der Drusen zu den Missionaren; einzelne Personen und ganze Familien aus verschiedenen entfernten Dörfern wandten sich an sie, darunter mehrere von höherem Rang; ein 80 Glieder zählender Familienverband bot sein ganzes Besitzthum als Pfand dafür an, dem christlichen Glauben nicht mehr abtrünnig werden zu wollen. Hätte es in der Macht der Missionare gestanden, ihnen die bürgerlichen Rechte der christlichen Secten zuzusichern, und hätten sie es für passend erachtet, nach mittelalterlichem Vorgang eine nationale Bekehrung zu begünstigen, so wäre höchst wahrscheinlich wenigstens die ganze Klasse „uneingeweihter“ Drusen (Dschehal, die Ignoranten) zum Protestantismus übergetreten. Die Brüder erklärten ihnen zwar, wie wenig ein bloßes äußeres Bekenntniß dem Geist des Evangeliums entspreche, freuten sich aber doch der Gelegenheit, dasselbe zu verkünden, in der guten Zuversicht, daß der h. Geist die Wahrheit so gut an heuchlerischen Drusenherzen als an irgendwelchen andern Sünderherzen bekräftigen könne.

Sehen durften sie dies allerdings nur an einem einzigen Beispiel. Es war im October 1835, daß Smith erstmals mit einem im Gebirge wohnenden Drusen Namens Kasim zusammentraf, der sich offen als Christ bekannte. Zwei seiner Söhne waren bereits von den Maroniten getauft worden, er selbst hatte die Taufe noch verschoben aus Furcht vor seinen Verwandten, die sich einmal zusammengerottet hatten, um ihn durchzuprügeln. Jetzt zog er in die unmittelbare Nähe des Missionars, von dem er Schutz hoffte, und nahm mit seiner Familie regelmäßig am Gottesdienst Theil. Er und seine Frau schienen den Herrn Jesum aufrichtig zu lieben; sie machten beide sichtbare Fortschritte in christlicher Erkenntniß, erklärten sich laut für Protestanten und sahen verlangend ihrer Taufe entgegen. Obgleich noch nicht in die Gemeinde aufgenommen, ent-

gieng Kasim doch der Aushebung durch den von Emir Beschir abgesandten Offizier, weil er ein ihm von Smith ausgestelltes Zeugniß vorweisen konnte, daß er ein Christ sei.

Nun aber ließ der Gouverneur von Beirut ihn vorladen und versuchte ihn durch Schläge und Gefängniß zur Verleugnung seines Glaubens zu bringen. Smith besuchte ihn und bat ihn, seine Erklärung in seiner Gegenwart abzugeben, damit die Mission wisse, was sie zu thun habe. Daraufhin erklärte Kasim in Gegenwart von zwölf Muhammedanern, er sei ein Christ, und bereit als Christ zu sterben, auch wenn man ihn lebendig verbrennen sollte. Als der Gouverneur dies hörte, ließ er ihn mit Ketten beladen in's innere Gefängniß werfen. Dort wiederholten seine Verfolger ihre Versprechungen und Drohungen, allein er blieb unerschütterlich. Ein solches Bekenntniß war in Beirut noch nie abgelegt worden und erregte darum großes Aufsehen. Der Eingekerkerte betete viel und wurde in den stillen Nachtwachen oft von seinen Mitgefangenen gehört, wie er Jesus um Hilfe anrief. Wie bereit er sich auf den Tod machte, bewies er auch dadurch, daß er für den Fall seiner Hinrichtung einem Freunde seine letzten Wünsche über die Verfügung einiger seiner Habseligkeiten zukommen ließ.

Der amerikanische Consul jedoch, der lebhaften Antheil an der Sache nahm, wandte sich in einem Briefe an Suleiman Pascha, dem Zweiten im Range nach Ibrahim, der sich gerade auf dem Wege von Sidon nach Beirut befand. Sein Schreiben wurde freundlich aufgenommen und der Pascha äußerte den Wunsch, die betreffende Familie möchte eine Bittschrift an ihn richten, damit er die Sache untersuchen könne, wenn er nach Beirut komme. Dieß geschah, und in der Zwischenzeit sandte der Missionar dem Gefangenen täglich Nahrung und irgend eine ermunternde Botschaft. Gleich nach der Ankunft des Paschas suchte Kasims Frau Tag für Tag Zutritt bei ihm; der Gouverneur von Beirut aber legte ihr jedes erdenkliche Hinderniß in den Weg. Da der Pascha den Gefangenen freizugeben wünschte, ohne den Fanatismus der Moslems herauszufordern oder den Anschein zu haben, als gehorche er einer fränkischen Forderung, mußte endlich der Gouverneur, von den europäischen Consuln mit Absetzung bedroht, sich selbst an die Thüre des Gefängnisses begeben und Kasim gehen heißen. So endete nach

17tägiger Haft der erste Fall, in welchem ein Druse Christum vor einem muhammedanischen Richter zu bekennen hatte.

Erst zwei Jahre darauf, am ersten Sonntag 1838 erhielt Kasim mit seiner Frau und seinen sechs Kindern die Taufe, wobei Thomson Gelegenheit nahm, das Wesen und die Bedeutung dieses Sakramentes eingehend zu erklären. Die bei dieser Veranlassung in der Kapelle anwesende Versammlung war größer und aufmerksamer als je. Bald nachher baten auch Kasims Bruder und dessen Frau dringend um die Taufe, die ihnen kurz darauf gewährt wurde.

Da man allen diesen Bekehrten nichts in den Weg legte, wurde das Verlangen nach dem Unterricht der Missionare jetzt immer allgemeiner unter den Drusen. Thomson wurde eingeladen, ihre Dörfer zu besuchen und Schulen und Gottesdienste in denselben zu eröffnen. Sie baten für ihre Söhne um Aufnahme in das Seminar und ein junger Scheich, dessen Angehörige die Kosten dafür übernahmen, trat wirklich in dasselbe ein. Viele von ihnen begannen einen Briefwechsel mit Thomson und einige verlegten ihren Wohnsitz nach Beirut. Obgleich sie von katholischer Seite förmlich bestürmt wurden durch Versprechungen, Schmeicheleien und Drohungen mit der Rache des Emir Beschir, erklärten sie standhaft, der römischen Kirche werden sie sich nie anschließen. Manche betheuerten Thomson, indem sie den allwissenden Herzenskündiger zum Zeugen aufriefen, daß sie weder Schutz, noch irgend welchen äußeren Gewinn begehren, sondern nur das Heil ihrer Seele schaffen wollen. Am 14. September 1838 kamen einige Scheichs vom Gebirge herab, scheinbar entschlossen, in Beirut Häuser zu miethen, sich in den Unterricht der Missionare zu begeben und nicht wieder in ihre Heimat zurückzukehren, bevor sie die Taufe erhalten hätten. Am selben Tag fanden sich auch zwei Drusen ein, die sich als Abgesandte ihres drei Tagereisen von Beirut im Antilibanon wohnenden Clans vorstellten, um für denselben mit den Missionaren zu unterhandeln. Abends kamen noch einige Drusenhäupter von Andara, dem höchsten bewohnbaren Theil des Libanon herab, um im Namen ihres ganzen Dorfes um die Eröffnung von Schulen, die Erbauung einer Kirche und sofortige Taufe zu bitten. Thomson predigte ihnen bis spät in die Nacht, und sie versprachen, nach etlichen Tagen wieder zu kommen. Sie hielten Wort und erzählten, sie haben mit mehreren

Nachbardörfern die Verabredung getroffen, daß sie alle sich zugleich zum Christenthum bekennen wollen, in der Hoffnung, Emir Beschir werde die grausame Verfolgung, mit der man sie bedrohe, nicht ausführen, wenn er sehe, wie Viele von ihnen Eines Sinnes seien.

Doch dieser ließ, von den römischen Priestern aufgehetzt, die jungen Scheichs zu sich fordern und drohte ihnen mit seinem ganzen Zorn. Hiedurch entstand eine Spaltung, indem Einige sich aus Furcht auf des Emirs Seite stellten. Aus allen Theilen des Gebirges strömten indeß noch immer Besuche in's Missionshaus, bis der Schnee diese Wanderungen erschwerte. Vereint mit der Strenge des Winters that dann die Härte des Emirs doch auch das ihre, die Theilnahme an den Gottesdiensten zu vermindern; wesentlich aber trug zur Dämpfung der Bewegung namentlich die sich allmählich verbreitende Erkenntniß bei, daß ohne vorherige Beweise wahrer Bekehrung die Taufe nicht zu erlangen sei. Doch fuhren einige der hoffnungsvolleren Leute fort, Zeugnisse von ihrem Interesse für das Evangelium zu geben.

Das folgende Jahr brachte große Lücken in die Reihen der Missionare, da Bird, Smith und Whiting in Amerika Erholung suchten. Dafür kamen zwar noch im Herbst 1839 die Missionare Beadle und Sherman mit ihren Frauen, und im April 1840 Wolcott, Keyes und Thompson sammt Gattinnen mit Dr. Van Dyck neu in Beirut an, allein sie hatten erst die Sprache zu lernen. Die Presse stand in Ermangelung eines Druckers und der nöthigen Geldmittel leer; trotz all dem spürte man aber doch, es gehe voran. In einer geräumigen Kapelle wurde Sonntags zweimal arabischer Gottesdienst gehalten, und Abends hatten die Eingeborenen unter sich noch eine Betstunde in derselben. Die Freischulen zählten 80 Schüler, das Seminar 20 Zöglinge; die Verbreitung von Büchern und Tractaten gieng ungehindert fort. Treffliche Dienste leistete in letzterer Beziehung besonders der alte blinde Abu-Jusuf, der mit einem kleinen Knaben zum Führer und einem Esel, der seine Bücher trug, im Lande umherzog, den guten Samen auszustreuen. Ein Glied der griechischen Kirche, fand er zuweilen ganz unerwarteten Eingang, wie denn z. B. in dem nordöstlich von Tripoli gelegenen Bezirk die ausgesprochene Billigung des griechischen Bischofs Zacharias seine Arbeit förderte.

Schon waren aber neue kriegerische Verwicklungen im Anzug,

da die Niederlage der großherrlichen Armee bei Nisib am 24. Juni 1839 und die Eifersucht auf das mit Egypten verbündete Frankreich die vier übrigen europäischen Großmächte bewogen, sich der Pforte anzunehmen und ihr die Zurückerstattung Syriens und ihrer Flotte auszuwirken. Nachdem Mehemed Ali die ihm gemachten Vermittlungsvorschläge zurückgewiesen hatte, erschien somit im Sommer 1840 eine österreichisch-englische Flotte an der syrischen und egyptischen Küste. Am 9. September lagerte sich das stolze Geschwader vor Beirut und kündigte das beabsichtigte Bombardement der Stadt an, in der von sämmtlichen Missionaren nur noch Wolcott und Thomson weilten. Lanneau hatte schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten sich augenkrank nach Amerika eingeschifft: Beadle, Keyes und Thompson brachten den Sommer in Jerusalem zu, wohin auch Dr. Van Dyck ihnen folgte. Die beiden in Beirut Zurückgebliebenen waren zuerst entschlossen, auch während der Belagerung auf ihrem Posten auszuharren, nahmen schließlich dann aber doch das Anerbieten einer zum Schutz der amerikanischen Residenten nach Beirut gekommenen Corvette der Vereinigten Staaten an, sie mit ihren Familien nach Cypern zu flüchten. Vor ihrer Abfahrt suchten sie das Missionseigenthum durch das Aufhissen der amerikanischen Flagge, die Aufstellung von Wachen und eine Besprechung mit dem englischen Admiral nach Kräften zu sichern; die Zöglinge des Seminars wurden entlassen. Noch ehe der Kampf zu Ende war, trieb es indeß Wolcott wieder nach Beirut. Er kam eben dazu, wie die egyptischen Truppen die Stadt räumten und die englischen ihren Einzug hielten, und fand den amerikanischen Consul vor den Trümmern seines Hauses stehend, das von den englischen Kanonen zerschossen und von den Soldaten des Pascha's geplündert worden war. In einem darunter befindlichen, nur von der Seeseite her zugänglichen Magazin, hatten Beadle und Keyes fast ihre ganze Habe aufbewahrt; und siehe da! es war nicht erbrochen worden. Bangen Herzens schritt Wolcott an den theilweise in Trümmern liegenden, theilweise durch Barrikaden verrammelten Gassen vorbei auf Umwegen den sämmtlich außerhalb der Stadt gelegenen Missionswohnungen zu. Und wunderbar! noch immer wehte über denselben die amerikanische Flagge, und der wackere Janitschar, der das erste Haus bewachte, stand treu auf seinem Posten. Im Garten hatten zwar Soldaten ihr Lager gehabt, sich

aber des Plünderns enthalten. In den Hof hatten wohl einige Bomben, und in die Zimmer etliche Kugeln eingeschlagen, die werthvolle Bibliothek aber, für welche die Missionare besonders zitterten, sowie die Möbel und der physikalische Apparat waren unversehrt. Dankerfüllt wandte Wolcott sich weiter zu Thomson's Wohnung. Die vor derselben befindliche Mauer war von den Soldaten erhöht und als Brustwehr gebraucht worden; trotz seiner ausgesetzten Lage war aber auch dieses Haus vor jedem Schaden bewahrt geblieben und niemand hatte Hand an die Habseligkeiten gelegt, welche die Eingeborenen in die Kapelle in dessen unterem Stockwerk geflüchtet hatten. Weiter gieng es nun zu dem früher von Smith, neuerlich von Thompson und Dr. Van Dyck bewohnten Hause. Der Boden rings umher war von Kanonenkugeln aufgewühlt, innerhalb des Gehöftes aber keine Spur von Verwüstung! Friedlich standen hier noch immer die schönen Cypressen; die Orangen- und Citronenbäume beugten sich fruchtbeladen zur Erde nieder; unberührt lagen im unteren Geschoß des Hauses auch die neuen arabischen Typen da, welche die Missionare im Geist schon in Kugeln umgegossen gesehen hatten. Spurlos war also gegen jede menschliche Voraussicht der Sturmwind über das Eigenthum der Mission dahingebraust; denn was hätte eine schwache Wache zum Schutze desselben vermocht, wenn nicht der Herr selbst es beschirmt hätte? An das Wort gedenkend: „Aus sechs Trübsalen wird Er dich erretten und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren; in der Theurung wird Er dich vom Tode erlösen, und im Kriege von des Schwertes Hand," konnte so Wolcott sich Abends der Treue seines Gottes freuen, statt niederzusitzen und zu weinen, wie er sich's am Morgen gedacht hatte.

Noch bevor das Jahr zu Ende gieng, trafen die Missionsfamilien von Cypern wieder in Beirut ein, und die ersten Monate des nächsten sahen alle Brüder dort vereinigt. Das Seminar wurde wieder eröffnet; leider aber hatten die hohen Besoldungen, welche die englischen Offiziere für Dolmetscher zahlten, gerade die begabten Zöglinge hinweggelockt. Die Presse begann ihre Arbeit mit den neuen Typen; im Laufe des Sommers langte auch Smith mit seiner zweiten Gattin wieder aus Amerika an. Ungefähr um dieselbe Zeit, worin er sein altes Arbeitsfeld betrat, entschlief auf der Heimreise begriffen, am 30. Juni 1841 in Malta der seit fünf

Jahren hauptsächlich am Seminar thätig gewesene Hebard. Vier Monate später folgte diesem schmerzlich betrauerten Bruder Frau Wolcott in die Ewigkeit nach.

Tiefer als diese Todesfälle griffen aber noch immer die politischen Ereignisse in das Ergehen der Mission ein, da Frankreich in seiner Unzufriedenheit über die Regelung der orientalischen Angelegenheiten sich, wie es scheint, nun durch die Jesuiten Genugthuung zu verschaffen suchte. Schon im Januar 1841 kamen drei französische Jesuiten mit reichen Geldmitteln versehen in Beirut an; zugleich erhielt auch der Patriarch der Maroniten bedeutende Summen von Frankreich und Oesterreich, angeblich zur Unterstützung der durch den Krieg Beschädigten, die aber nie etwas davon zu genießen bekamen. Sonderbarer Weise waren beim Ausbruch des Krieges die Maroniten auch von den Engländern als Freunde, die Drusen dagegen als Feinde behandelt worden; die Maroniten hatten sich darum auch für den Sultan und die Engländer erhoben und standen wegen der geleisteten Dienste jetzt in großer Gunst sowohl bei der türkischen Regierung als bei den britischen Offizieren, aus deren Zahl ein Katholik die Unterhandlungen geleitet hatte. All das steigerte das Machtgefühl des Patriarchen so sehr, daß er den Augenblick gekommen glaubte, die amerikanischen Missionen zu vertreiben und die Drusen zu zermalmen. Da die Lokalbehörden die Ersteren nicht aus eigener Vollmacht fortschicken konnten, wandte er sich an den Sultan. Dieser legte die Sache Commodore Porter, dem amerikanischen Gesandten bei der Pforte vor, der erwiederte, er sei von seiner Regiernng nicht bevollmächtigt, auf solche Weise beschäftigte Leute zu beschützen. Von den Leitern der Mission hierüber befragt, ertheilte zwar der damalige Staatssecretair Webster dem Commodore alsbald die Weisung, keine Gelegenheit zu versäumen, wobei seine Dazwischenkunft den Missionaren nöthig oder nützlich sein könnte, und ihnen denselben Schutz und dieselbe Beachtung angedeihen zu lassen, wie irgend einem andern Bürger der Vereinigten Staaten, der sich als Kaufmann in der Türkei aufhalte; inzwischen war aber jene geringschätzige Aeußerung des amerikanischen Gesandten irgendwie zur Kenntniß des Patriarchen gekommen, und dieser hatte daraufhin im Gebirge eine Proklamation verbreitet, worin er kund that, die amerikanischen Missionare seien von ihrer

eigenen Regierung als Störenfriede und lästige Proselytenmacher bezeichnet worden, die keinen Schutz zu erwarten haben.

Die britischen Offiziere dagegen hatten jetzt einen richtigeren Einblick in die Stellung der Parteien auf dem Libanon gewonnen und betrachteten es als im Interesse Englands liegend, die Drusen zur Annahme des Protestantismus zu ermuthigen. Sie beriethen sich also mit den Drusenscheichs und berichteten darüber an die britische Regierung. Die natürliche Folge davon war, daß die Drusen auf englische Unterstützung hofften, falls sie sich in den Unterricht der amerikanischen Missionare begäben; und einige Offiziere wenigstens begünstigten diese Erwartung. Darauf bauend trafen die Scheichs eine Uebereinkunft mit den Missionaren, daß in Deir el Kamr eine Anstalt für die Söhne der Vornehmen, und so bald als möglich auch in den verschiedenen Dörfern Schulen gegründet werden sollen. Wolcott und Van Dyck eröffneten denn auch sofort eine Schule in Deir el Kamr, und Thomson ließ sich in Ain Anab nieder, um von da aus die drei Dorfschulen zu überwachen, die in der Nachbarschaft in's Leben traten. Smith war bei seiner Ankunft aus Amerika so hingenommen von dieser Kunde, daß er gar nicht in Beirut verweilte, sondern gleich nach Deir el Kamr weiter zog.

Fast gleichzeitig mit Smith traf von Malta her auch der jetzige Bischof Gobat ein, um mit den amerikanischen Missionaren Rücksprache darüber zu nehmen, ob etwa Sendboten der anglikanischen Kirche sich in segensreicher Weise mit ihnen in die Arbeit theilen könnten.

Im September verlautete sodann, es seien Depeschen von Lord Palmerston gekommen, die den Befehl enthalten, die Drusen unter britischen Schutz zu nehmen. Zugleich mit diesen Depeschen kam auch der Judenmissionar Nicolayson, jetzt eifriger Vertreter der englischen Hochkirche, wie es hieß beauftragt, Gobat bei der Durchführung jener gewünschten Uebereinkunft zu unterstützen. Er theilte aber nicht dessen brüderliche Rücksichten, und beantwortete die Frage der Drusen, welche Unterstützung sie von England erwarten dürfen, auf eine Weise, daß diese zu dem Schluß kommen mußten, die britische Regierung werde sich ihrer nur dann annehmen, wenn sie ihre amerikanischen Lehrer verlassen und sich in den Unterricht eines anglikanischen Geistlichen begeben. Dieses wollten sie nicht. Gobat zog sich im Geiste christlicher Weitherzigkeit zurück; auch Nicolayson

verfolgte seine Sendung nicht weiter, vielleicht entmuthigt durch den bald darauf ausbrechenden Bürgerkrieg zwischen Maroniten und Drusen. Sein unheilvoller Eingriff in ein fremdes Arbeitsgebiet wird aber heute noch, nach dreißig Jahren, von Veteranen der amerikanischen Mission als ein Warnungsexempel vor jedem ähnlichen Versuch im Munde geführt.

Der Patriarch glaubte sich jetzt stark genug, seinen Plan der Vernichtung der Drusen durchzuführen. Er berief ihre Scheichs nach Deir el Kamr zusammen. Sie kamen bewaffnet und wurden, als sie sich der Stadt näherten, aufgefordert, ihre Waffen niederzulegen und ihr Gefolge zurückzusenden. Deß weigerten sie sich. Es entstand ein Kampf, worin die Maroniten geschlagen wurden. Jetzt verkündete der Patriarch einen Kreuzzug gegen die Drusen, rief seine Bischöfe zu den Waffen und beorderte seine Truppen zum Vorrücken auf drusisches Gebiet. Die Drusen bemächtigten sich jedoch der Gebirgspässe und schlugen jeden Versuch, dieselben zu erstürmen, zurück. Alle Maroniten auf drusischem Gebiet wurden niedergemacht oder vertrieben; ihre Klöster und Dörfer verbrannt. Dann stiegen die siegreichen Drusen hinab, jagten das Hauptcorps der Maroniten auseinander und wandten sich nordwärts nach Kesrawan, um den Patriarchen in seiner Feste anzugreifen. Englische Offiziere bewogen sie jedoch, auf ihrem Marsch inne zu halten, und nun endlich trat die türkische Armee, die den Kampf leicht hätte verhindern können, trennend zwischen die Streitenden.

Noch nie war die Mission von so schwerer Gefahr bedroht gewesen, als beim Beginn des Jahrs 1841, und noch nie hatten ihre Aussichten sich so hoffnungsvoll gestaltet wie unmittelbar nach der Beilegung des von dem maronitischen Patriarchen heraufbeschworenen Kampfes. Sie trat jetzt in Korrespondenz mit beinahe allen Drusenscheichs, die fühlten, daß sie durch ihr Schwert ein Recht auf Schulen erkämpft hatten. Das Land schien dem Evangelium geöffnet; das Verlangen nach den aus der censurfreien Presse hervorgehenden Büchern wurde immer allgemeiner. Leute aller Klassen, darunter mehrere hohe Regierungsbeamte bis zum Seraskier hinauf sprachen in dem in der Mitte der Stadt gelegenen Missionsbuchladen ein, ohne daß von irgend einer Seite her Klage dagegen erhoben wurde. Seit längerer Zeit schon war auch niemand mehr

seines Glaubens wegen verfolgt worden; der Protestantismus schien stillschweigende Duldung erlangt zu haben.

Doch schon im April 1842 trat einer jener plötzlichen politischen Wechsel ein, wie Syrien schon so manche erfuhr. Omer Pascha warf die leitenden Drusenscheichs in's Gefängniß, und albanesische Truppen wurden, von muhammedanischen Scheichs und Lehrern begleitet, in den Libanon gesandt, um die Drusen zu entwaffnen und wenigstens äußerlich zum Islam zurückzuführen. Der Grund hievon war ohne Zweifel der Wunsch der türkischen Regierung, aus diesem tapfern Volke Soldaten für ihre Armee zu bekommen, was ihr nicht möglich war, wenn es zum Protestantismus übergetreten wäre. Daneben wollte sie sich wohl auch eine starke Partei im Libanon sichern, die sie (wie es in der Folge wirklich geschah) gegen die namenchristliche Mehrheit seiner Bewohner gebrauchen konnte. Auf diese Weise hoffte sie, die Gebirgsbevölkerung im Zaume zu halten und dem Einfluß der auswärtigen christlichen Mächte entgegenzuwirken. Um ihren Zweck aber ganz zu erreichen, mußte sie sich natürlich bestreben, in den Drusen bittre Feindschaft gegen alle eingeborenen Christen zu nähren, und gewiß wurde bei dem schauerlichen Blutbad, das 1860 diesem unglücklichen Volke jede christliche Sympathie entzog, es nur als Werkzeug türkischer Politik gebraucht.

Diese tragische Wendung eines so vielversprechenden Anfangs ist eines jener Räthsel der göttlichen Weltregierung, deren Lösung der kurzsichtige Menschenverstand vergeblich sucht; doch fehlt es nicht an Lichtblicken, welche zu der Hoffnung berechtigen, die Arbeit evangelischer Missionare unter den Drusen sei nicht für immer abgebrochen.

---

5. Hasbeiya und Abeih.

Zweiundzwanzig Jahre harter, bahnbrechender Arbeit lagen nun hinter der syrischen Mission, manche frische Kraft war darüber geknickt, manches kostbare Leben in's Grab gesunken, und noch immer wollte die weithin ausgestreute Saat nicht grünen. Im Libanon, wo es sich hiezu so lieblich anzulassen schien, hatte der Fuß des Verderbers die zarten Keime wieder zertreten.

In Jerusalem hatten seit 1836 verschiedene Geschwister

unter mancherlei Wechselfällen sich der Kinder anzunehmen versucht und während einer Cholera-Epidemie vielen Kranken Hilfe gebracht; es war ihnen zwar gelungen, im Allgemeinen freundliche Gesinnungen zu erwecken, irgend etwas wie eine wirkliche Lebensregung aber hatten sie nicht erfahren dürfen. Die Aufhebung dieses Postens wurde darum von der Kommittee beschlossen, noch ehe der erkrankte Lanneau zu Anfang des Jahres 1843 wieder darauf zurückkehren konnte. Er nahm aber dessen ungeachtet seine Arbeit wieder auf, bis im Frühling 1844 die beiden Missions-Secretäre Anderson und Hawes auf ihrer syrischen Untersuchungsreise in Jerusalem einkehrten, ohne daß eine längere Berathung mit den Brüdern in Beirut den schon früher gefaßten Beschluß geändert hätte. Hawes faßte die Gründe für dieselben, nachdem er selbst an Ort und Stelle gewesen, in die Erklärung zusammen: „Als Missionsfeld betrachtet sah ich in Jerusalem nichts, was ihm ein Anrecht auf unsere besondere Theilnahme gäbe. Es hat zwar eine beträchtliche Bevölkerung von etwa 17,000 Seelen, allein sie schien mir große Aehnlichkeit mit dem Tuche zu haben, das der Apostel Petrus an vier Zipfeln gebunden auf die Erde niederlassen sah. Sie besteht so ziemlich aus allen Nationen und Religionen, die sich durch nichts so sehr, wie durch gegenseitige Eifersucht und Haß hervorthun. Was aber die Pilgerschaaren betrifft, welche die heilige Stadt — ein Name, den sie in ihrer jetzigen Gestalt sicher nicht verdient — alljährlich besuchen, so sind sie sicher keine sehr hoffnungsvollen Gegenstände der Mission, da es vorherrschend nur Aberglaube ist, der sie herführt, und während ihres kurzen Aufenthalts die zahllosen Mummereien und Lügen, womit man ihr Auge und Ohr in Anspruch nimmt, sie in beständiger Aufregung erhalten." — Als Vermächtniß für evangelische Christen jeder Benennung hinterließ der Board bei seinem Rückzug aus Jerusalem den ummauerten Begräbnißplatz, den er sich auf dem Berge Zion unweit des angeblichen Grabes Davids erworben hatte.

Unter den Grundsätzen, welche bei dem Besuch der amerikanischen Leiter des Werks über die Fortführung der syrischen Mission festgestellt wurden, war einer der ersten, daß dieselbe sich mit der ganzen arabischen Bevölkerung des Landes als wesentlich Eines Stammes zu beschäftigen habe, mögen dieselben nun Glieder der griechischen, oder der griechisch-katholischen Kirche, Maroniten oder

Drusen sein. Ueber die beste Art der Arbeit machten sich bei den gemeinsamen Berathungen sehr verschiedene Ansichten geltend; darin aber stimmten Alle überein, daß wo immer kleine Kreise eingeborner Christen Beweise wahrer Frömmigkeit geben, sie das Recht haben, als Gemeinden anerkannt und von eingebornen Lehrern bedient zu werden, so gut dieselben zu haben seien. Diese reformirten Gemeinden könnten Glieder verschiedener, ja möglicherweise aller im Lande vertretenen Sekten in sich aufnehmen und sollten durch ihre Verfassung jedem Einzelnen ein möglichst großes Maß von Verantwortung zuweisen. Die Frage, ob die Neigung der Gebirgsstämme, sich gemeindeweise in den Unterricht der Missionare zu begeben, nicht vielleicht einen niederern Maßstab der an die Kirchenglieder zu stellenden Anforderungen rechtfertigen würde, wurde mit Nein beantwortet, da man fürchtete, bei dem Hang der eingebornen Christen, die Taufe an sich schon als Wiedergeburt zu betrachten, dadurch nur die Zahl der bloß namenchristlichen Genossenschaften um eine weitere zu vermehren. Die Brüder selbst erkannten an, sie seien bei ihrer Arbeit bis jetzt zu wenig auf Erweckung des religiösen Bewußtseins unter den Eingebornen ausgegangen. Als Grund hiefür bezeichneten sie die Zeit und Kraft verschlingenden Anforderungen der Presse und Schule einerseits, andrerseits ihren schmerzlichen Eindruck von den Leiden, die der Bekehrten warten, so lange keine Behörde vorhanden sei, die sich zwischen sie und ihre Verfolger stelle. Hierauf wurde beschlossen, die Presse vorerst ein Jahr ruhen zu lassen, das 1842 aufgehobene Seminar aber wieder zu eröffnen, und in Betreff von Bekehrungen sich kindlicher und völliger auf die Wirkung des heil. Geistes und die göttliche Kraft des Evangeliums zu verlassen. Alle waren darüber Eins, daß die Thätigkeit im Unterrichtswesen im richtigen Verhältniß zu einer direkteren Verkündigung des Evangeliums stehen, und die Presse der Predigt untergeordnet bleiben müsse.

Zu letzterer eröffnete sich eben jetzt 20 Stunden südöstlich von Beirut eine schöne Gelegenheit in Hasbeiya, einem am Fuße des Hermon gelegenen Dorfe von 4—5000 Einwohnern. Drusen und Glieder der griechischen Kirche bildeten die Hauptmasse seiner Bevölkerung, neben ihnen wohnten aber auch einige griechische Katholiken, Muhammedaner und Juden. Haupterwerb des Dorfes war der Handel mit den Beduinen, an deren Gebiet es grenzte;

ein hervorstechender Charakterzug seiner Bewohner etwas von dem Unabhängigkeitssinn der Wüstensöhne und eine Neigung zur Absonderung, — Eigenschaften, die Smith auch bei anderen eingebornen Christen in ähnlicher Umgebung fand, wie z. B. im Hauran. Gleich zu Anfang des Jahrs 1844 hatte eine beträchtliche Anzahl der Bevölkerung Hasbeiyas sich von der griechischen Kirche losgesagt, sich für Protestanten erklärt und die Missionare um Unterricht gebeten. Einmal stellten etwa fünfzig Männer sich zu diesem Zweck in Beirut ein. Ihre Unzufriedenheit mit ihrer Kirche war schon älteren Datums und hatte sich von Jahr zu Jahr gesteigert durch die Weltförmigkeit und Selbstsucht ihrer Priester und die daraus entspringende Vernachlässigung der Gemeinde. Sie waren nicht ganz unbekannt mit der Mission, da eingeborne Kolporteure ihr Dorf schon öfters besucht hatten; doch waren es sichtbar nicht sowohl geistliche Bedürfnisse als irdische Triebfedern, die sie herführten. Die Missionare sagten ihnen darüber das Nöthige, riethen ihnen, nach Hause zurückzukehren, die Steuern zu bezahlen, die sie nicht mehr hatten entrichten wollen, so viel an ihnen sei im Frieden mit ihren Nachbarn zu leben und dann wieder zu schreiben. Wenige Tage darauf meldete wirklich ein Brief, sie haben den Rath der Missionare befolgt, und bat diese zugleich um einen Besuch. Diese Bitte wurde warm unterstützt durch die beiden amerikanischen Freunde, die unmittelbar vor jenem Schreiben in Beirut angelangt waren. Man ordnete zwei eingeborne Gehilfen ab; jedoch noch ehe diese die Stadt verließen, traf dort schon eine zweite, dringendere Deputation ein. Nun brachen Smith und Whiting selbst auf und überzeugten sich bald, daß sie dießmal zu lange gezweifelt hatten. Jene Leute hatten der Hoffnung auf politische Vortheile entsagt und dennoch war ihre Entschiedenheit und Zahl gewachsen. Es mochten ihrer gegen 150 sein, und zwar zum Theil sehr angesehene und unternehmende Männer. Die Friedensliebe, die sie neben ihrer Festigkeit bewiesen, hatte ihnen die allgemeine Achtung gewonnen; einige von ihnen hatten bereits schöne Fortschritte in christlicher Erkenntniß gemacht. Die Flucher hatten nach dem Zeugniß ihrer Nachbarn dem Schwören, die Trinker dem Wein entsagt. Schon hielten sie auch den Sonntag heilig; hörten auf, die Fasten ihrer alten Kirche zu beobachten; die Gebete zu der Jungfrau Maria und andern Heiligen verstummten; die Heiligenbilder

verschwanden aus den Wohnungen, und merkwürdiger Weise zeigten sich in all' dem die Frauen noch eifriger als die Männer. Dabei war natürlich die Heilserkenntniß im Allgemeinen noch sehr unvollkommen und es fragte sich, wie diese aus ihrem Schlafe aufgerüttelten Seelen sich in der Stunde der Versuchung bewähren werden.

Der Verfolgungsgeist ruhte nicht lange. Der griechische Patriarch in Damaskus gerieth in Unruhe und bald verbreitete sich das Gerücht, es sei eine Abtheilung Reiterei aus Zahleh, einer namenchristlichen Stadt am östlichen Abhang des Libanon unterwegs, um die Protestanten in Hasbeiya zum Widerruf zu zwingen. Smith und der eingeborne Missionsgehilfe Butrus el Bistany waren damals gerade dort. Die nur oberflächlich Angeregten ließen sich einschüchtern, aber 50 Erwachsene stellten sich dennoch zur Predigt ein und folgten derselben mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Frauen kamen sogar noch zahlreicher als zuvor und schienen ganz lebendig zu werden bei dem Gedanken, daß die Religion etwas auch für sie Gemeintes sei. Wohl fünfzehn von ihnen nahmen täglich an einer Gebetsversammlung in den Nachmittagsstunden Theil — ein wirklich ergreifender Anblick, wenn man bedachte, vor wie kurzer Zeit noch sie blinde Verehrerinnen der Jungfrau Maria und der Heiligen waren, die den Namen Gottes wohl hundertmal des Tages vergeblich führten. „Als ich zum Nachmittagsgottesdienst gieng," berichtete Smith, „wo Butrus eine Ansprache hielt, fand ich die Kinder der Gemeinde im Hofe versammelt und unsern Katechismus aufsagend. Es herrschte vollkommene Ordnung und tiefe Aufmerksamkeit, ihre Antworten waren meistens richtig und die Erklärungen des Lehrers bewiesen dessen eigenes inneres Wachsthum. Ihre Eltern und Verwandten standen umher und hörten vergnügt zu, während die Neugierde auch einige benachbarte Griechen, die gleichfalls ruhig zusahen, an ihre Fenster getrieben hatte. Um diesen Anblick ganz zu würdigen, mußte man daneben das Geschrei hören, das von der entgegengesetzten Seite herüber tönte, wo die Knaben der Stadt sich in Schlachtordnung aufgestellt hatten und einander durch Steinwürfe in die Flucht zu jagen suchten. Als ich vor kaum zwei Monaten zum erstenmal hieher kam, war das kleine Häuflein vor mir diesen wilden Spielen gerade so leidenschaftlich ergeben, wie irgendwelche andere Kinder des Dorfes; nicht einmal die elterliche Autorität ver-

mochte an den ersten zwei Sonntagen sie ihren lärmenden Vergnügen eine Stunde zu entreißen, um sich im Worte Gottes unterweisen zu lassen. Und wie anders jetzt! Solche Missionssiege und Missionsfreuden kann die Welt weder geben noch nehmen."

Am 14. Juli hieß es endlich mit Bestimmtheit, die Reiterei von Zahleh rückte an. Da versammelten die Protestanten sich in der Wohnung des Missionars, um einen feierlichen Bund zu schließen, daß sie treu zusammenstehen wollen bis zum Tod, und vereinigten sich nach dem Gottesdienst zu folgender Erklärung: „Wir Unterzeichnete verpflichten uns vor Gott und gegenwärtiger Versammlung auf das heilige Evangelium, daß wir in Einem Glauben verbunden bleiben und diesen Glauben nicht verlassen, noch uns von einander trennen wollen, so lange wir leben, und daß wir Ein Herz und Eine Hand sein wollen in der Anbetung und im Dienste Gottes nach den Vorschriften des Evangeliums. Unsre Hilfe steht zu dem Herrn." Jeder Einzelne verpflichtete sich hierauf, indem er die Hand auf die Bibel legte, während das Gelöbniß ihm vorgelesen wurde. Achtundsechszig Männer unterzeichneten sich sogleich; am andern Tage stieg ihre Zahl auf sechsundsiebenzig.

„Die ergreifende Feierlichkeit dieser Scene vermag ich nicht zu schildern," schrieb Smith. „Ich bin nun schon viele Jahre Missionar und habe manchfaltigen das innerste Herz bewegenden Ereignissen beigewohnt; dieses aber wird eines der letzten sein, das ich je vergesse. Hätte der Pinsel eines Malers dieses Zimmer mit den darin versammelten Gebirgssöhnen in der erhebenden Haltung dieses Augenblicks aufnehmen können, sein Gemälde würde, wenn das Evangelium einmal gesiegt haben wird, hoch gehalten und bewundert werden als die erste Unabhängigkeitserklärung gegen geistliche Tyrannei und alt hergebrachten Aberglauben."

(Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr 1873 in Japan.



Wenn die Zeitungen im Sommer 1872 von einer starken Reaction in Japan, ja von einer Revolution berichteten, welche die Vertreter des Rückschritts wieder ans Ruder gebracht habe, so haben sie sich nicht nur, wie wir einmal (S. 30 f.)

darzuthun versuchten, große Uebertreibung zu Schulden kommen lassen, sondern, wie sich jetzt erweist, geradezu eine falsche Darstellung der Sachlage gegeben. Miss. Greene schreibt (18. Nov.): „Es bestand kein Schatten eines Grundes für solche Mittheilungen aus Japan; glaubt doch nie an irgend etwas Derartiges! Ein solcher Wechsel ist unmöglich. Die Regierung ist so gründlich auf den Weg der Reformen eingegangen, daß sie nicht zurückschreiten, ja nicht mehr still stehen kann; sie muß voranmachen."

Das einzige Zeichen eines erneuerten Mißtrauens gegen christliche Einflüsse scheint darin zu bestehen, daß der Amerikaner B. G. Northrop, der berufen war, den Schulunterricht zu organisiren, die Erfahrung machen mußte, daß der mit ihm vereinbarte Plan „auf unbestimmte Zeit vertagt" worden ist. Er äußert sich darüber in folgender Weise: „Falsche Darstellungen, die von Christenländern ausgegangen, haben unheilbaren Schaden angerichtet, und ihre (der Namenchristen) Intriguen, Betrügereien und Laster haben das alte Vorurtheil gegen Fremde verstärkt, wenn nicht gerechtfertigt. Doch lernen die Japaner nachgerade (zwischen Christen und Christen) schärfer zu unterscheiden."

Dieser Hr. Northrop steht in innigem Verkehr mit dem japanischen Minister in Washington, dem Hr. Mori*), und hört von ihm, daß „auf eine überaus gewichtige Maßregel hingearbeitet werde, auf die Anordnung der Religionsfreiheit." Hr. Mori selbst hat darüber eine Denkschrift aufgesetzt, in welcher er dem ersten Minister seines Staats den Rath gibt, „nicht bloße Duldung, sondern völlige Religionsfreiheit durch eine kaiserliche Proclamation einzuführen".

Gewiß wäre das der wünschenswertheste Fortschritt für die Japaner; ob es besser wäre, ihn auf einmal zu bewerkstelligen, oder lieber in einige wohlbemessene Schrittlein zu vertheilen, wagen wir nicht zu entscheiden. Leider aber scheint die japanische Regierung gegen den Schluß des Jahres 1872 auf einen Irrweg gerathen zu sein, der einigermaßen an die Wendung erinnert, welche die preußische Kirchenpolitik neuestens eingeschlagen hat. Hatte man in Deutschland sich schon der Hoffnung hingegeben, es werden der Punkte, über welche Staat und Kirche mit einander hadern können, immer weniger

*) Welcher also nicht zurückberufen ist, wie S. 31 behauptet wurde.

werden, und sahen sich nun die evangelischen Christen plötzlich enttäuscht durch Gesetzesvorschläge, welche die Staatsgewalt immer weiter auszudehnen und Alle, welche sich noch um Kirche irgend welcher Art kümmern, immer strenger zu maßregeln drohen, — so geschieht jetzt auch in Japan das Unerwartete, daß die liberale Regierung das sittlich-religiöse Leben auf allerlei Weise zu regulieren und zu gängeln unternimmt. Nicht die Religionsfreiheit ist es, was der Mikado anstrebt, sondern eine stückweise Einführung des Christenthums, wie er es versteht.

Christenthum sollten wir vielleicht nicht sagen, da geistige Motive hiebei gar nicht ins Spiel kommen. Es handelt sich blos um Verpflanzung des Europäismus auf den japanischen Boden, und zwar durch eine Revolutionirung von oben herab. Wie dies ins Werk gesetzt wird, wollen wir an einzelnen der neuesten Verordnungen zeigen.

Es ist bekannt, wie lange die Protestanten sich weigerten, den von einem Papste verbesserten Kalender einzuführen, ja wie die Russen bis auf den heutigen Tag darauf bestehen, die Tradition des Julianischen Kalenders nicht fahren zu lassen. Wer bedenkt, wie tief solche Dinge ins religiöse und bürgerliche Leben eines Volkes eingreifen, wird sich nicht wundern, wenn wir die neuestens verfügte Einführung des europäischen Kalenders in Japan als eine Revolution bezeichnen, welche leicht das neu angebrochene Jahr zum wichtigsten von allen machen dürfte, die seit der Eröffnung des Inselreichs über dieselben aufgegangen sind. Getheilt zwischen Hoffnung und Besorgniß sehen wir der wohlgemeinten Neuerung zu.

Am 1. Januar 1873 christlicher Rechnung ist also nach kaiserlicher Verordnung der 1. Tag des ersten Monats vom Jahre 2533 angebrochen. Wie wenig bedeutet das für uns, wie viel für die Japaner! Bisher wurde der 9. Februar als Neujahrsfest gefeiert; es war der Tag, an welchem alle Kaufleute ihre Verbindlichkeiten abmachten und neue Rechnung anfiengen. Diesmal fragt sichs, ob sie das vermögen; denn ungeschickter Weise wurde das Gesetz über die Kalenderänderung keine 14 Tage vorher veröffentlicht, so daß in manchen Fällen die Kunde viel zu spät eintraf, als daß den Kaufleuten und Handwerkern Zeit geblieben wäre, die alten Rechnungen zu tilgen. So werden wohl allerhand Klagen und Processe, vielleicht auch nachträgliche Gesetzesverordnungen den unliebsamen Schwanz dieser gewaltigen Neuerung bilden.

Welche Bedeutung für das religiöse Volksleben der neue Kalender hat, läßt sich schon durch einen Satz des betreffenden Gesetzes darthun. In diesem wirft nämlich der Kaiser einen lächelnden Seitenblick auf den abgeschafften Kalender mit seiner langen und schwer entwirrbaren Reihe von astrologisch berechneten Unglückstagen. Eben erst hat der chinesische Kaiser Hochzeit gehalten und durch eine feierliche Berathung seiner Hofastrologen zu diesem Behuf einen besonders günstigen Tag wählen lassen, was er mit kindlicher Freude über das Gelingen der vereinten Anstrengungen seinem Volke berichtet. Sein Nachbar, der Mikado, aber belehrt dagegen seine Unterthanen mit einem kurzen, trockenen Worte, daß es weder glückliche, noch unglückliche Tage gebe, welche die Sternkundigen vorauszubestimmen vermöchten.

Es hängt sich aber an diesen Kalenderwechsel eine weitere Folgerung, über welche die Regierung bereits zu einem Beschluß gekommen ist: es sollen nämlich alle japanischen Feiertage einfach abgeschafft und durch den europäischen Sonntag ersetzt worden. In Folge davon wird allen Arbeitern zugemuthet, sechs Tage ihren Geschäften obzuliegen, und zwar ohne Unterschied, ob es nun regne oder die Sonne scheine; bisher hat nämlich an Regentagen die Arbeit (wenigstens im Freien) geruht. Am siebenten Tage mögen sie hinfort ruhen!

Was sollen wir im Blick auf die christliche Mission zu dieser radikalen Revolution von oben herab sagen? Nur kurzsichtige Freunde unserer Sache können sich der ungemischten Freude über einen so auffälligen Fortschritt überlassen. Wir aber halten diesen Eingriff in die bisherige Volksgewohnheit für einen höchst gewagten, der Regierung gefährlichen, dem Evangelium hinderlichen Gewaltstreich. Was uns am Herzen liegt, beschränkt sich einfach darauf, daß die japanische Regierung die blutigen Gesetze gegen das Christenthum und seine Lehrer, Bekenner und Schüler aufhebe: seine Fortschritte mag sie dann seiner eigenen Kraft überlassen, und will sie dieselben aufmerksam, ja argwöhnisch bewachen, die Christen vorerst etwas zurücksetzen oder stiefmütterlich behandeln, wir verargen ihrs nicht. Aber daß sie ein Stück christlichen Volkslebens einzuführen sich bemüßigt findet, so lange die Quelle desselben noch vom Staatsgesetz proscribirt ist, zeigt uns zum Mindesten, daß sie von der ganzen Sache noch kein Verständniß hat und daß ihr, wie viele

Rathgeber sie auch haben mag, kein Achtung gebietender wahrer Freund mit weisem Rath zur Seite steht.

Diese Verfügung, an sich schon so bedenklich, steht aber nicht allein. Eine ganze Reihe sonstiger Gesetzesneuerungen folgt ihr auf dem Fuße nach, und die gewaltige Ueberschwemmung des jungfräulichen Bodens mit Verordnungen, welche eine uralte Sitte um die andere gewaltsam auswurzeln und in's Meer der Vergangenheit hinaustreiben, verstärkt nur den ersten wehmüthigen Eindruck. Warum soll jetzt plötzlich kein Papierdrache mehr in den Straßen von Jedo nnd andern Städten fliegen dürfen, nachdem das Volk, auch das erwachsene, Jahrtausende lang seine Kinderfreude an diesem Spiel gehabt hat? Wie trübselig wird diesmal das vorgerückte Neujahrsfest namentlich den Massen von Handwerkern erscheinen, welche auf diesen Tag lange voraus Papierdrachen im Vorrath verfertigt hatten!

Auf Eine Frage, welche das Wort „Neujahr“ bei jedem Japaner anregt, erhalten wir noch keine Antwort. So gewiß der Sohn des Inselreichs am Neujahr einen Drachen steigen ließ, so gewiß mußte er sich auch mit einem „Neujahrsbillet“ versehen? Was mag wohl das bedeuten? Nun soviel, daß nach den überall angeschlagenen Grundgesetzen des Reichs jeder Unterthan sich bei seiner Ortsbehörde meldet, für sich und seine Angehörigen jede Hinneigung zur Fremden-Religion oder Berührung mit derselben abschwört, zugleich nach bestem Wissen mittheilt, was er in dieser Beziehung während der letzten zwölf Monate von seinen Nachbarn gehört und gesehen hat oder auch nur vermuthet — und darauf hin ein Zeugniß erhält, daß er ein treuer Staatsbürger sei. Das gilt dann für ein Jahr. Beim letzten Neujahrsfest haben 69 Katholiken unterlassen, solche Neujahrsbillete zu holen; und daraufhin wurden sie als Empörer verhaftet. Das Einschreiten der Gesandten hatte freilich zur Folge, daß man sie nach elf Monaten aus der Verbannung nach Hause gehen ließ. Aber wie wird es an diesem „europäischen“ Neujahr gehalten werden? war sicherlich eine Frage, die dort manche Herzen auf's tiefste bewegte. Deutet die Kalenderveränderung etwa an, daß mit den andern „Unglückstagen“ der Heiden auch der von christlich angeregten Japanern gefürchtete Neujahrstag seine Schrecken verlieren soll? Wir vermögen es nicht zu sagen, gestehen aber, daß die Abschaffung dieser Neujahrsbillete uns

mehr interessirt, als die der Papierdrachen und der andern Zöpfe des Ostreichs.

Die Zöpfe! Nun von diesen wissen wir, daß die bisher getragenen Flechten, der Ehrenschmuck des Mannes, verschwinden sollen, wenn auch vorerst noch der Scheitelknoten geduldet wird; den Vorderkopf fürderhin zu rasiren, ist geradezu verboten; dagegen wird der occidentalische Hut als passendste Kopfbedeckung empfohlen. Speculative Köpfe machten sich das zu nutze und kauften rasch alle Hüte auf; die Japaner müssen sie nun zu hohen Preisen sich anschaffen, bis die Ladenhüter der europäischen Hutmacher in's Inselreich verschifft sein werden. Immerhin wird doch, sollte man denken, mit dem schönen Geschlecht, dem schwächeren, behutsamer verfahren werden? Mit nichten. Die Frauen sollen gleichfalls europäische Trachten annehmen und den japanischen Haarkünstlerinnen ist bereits mit einem Male das Handwerk gelegt. Wie abgeschmackt sich aber ein ganzes Volk ausnimmt, das plötzlich seine Mode wechseln muß, das scheint dem Monarchen nie in den Sinn gekommen zu sein. Er geht noch weiter und verbietet, daß irgend jemand fürder wage, in den Straßen auszuspeien; jede Uebertretung des Gesetzes soll eine Buße von ¼ Bu (mehr als 3 Sgr.) kosten. Aus den Häusern aber müssen die dicken Matten entfernt werden, weil sie die Bewohner zur Trägheit verleiten u. s. w.

Sodann hat sich die Regierung mit dem Loose aller derjenigen Menschenklassen beschäftigt, welche von unsittlichen oder doch minder achtungswerthen Beschäftigungen ihren Unterhalt ziehen. Da sie nun zu dem Entschlusse gekommen ist, hierin binnen drei Jahren einen gründlichen Wechsel eintreten zu lassen, werden schon jetzt alle Gaukler, Tänzer und Schauspieler gewarnt, sich bei Zeiten nach einem ehrenvolleren Existenzmittel umzusehen.

Daß auch unschuldige und wirklich nützliche Neuerungen in diesem Schwall von Gesetzfabrikation auftauchen, kann uns über das Bedenkliche der ganzen eingeschlagenen Richtung nicht hinüberhelfen. In Jedo wird nun Gas zur Beleuchtung der Stadt fabricirt, in Ohosaka führte man wenigstens Straßenlampen ein. Im Gebrauch der Telegraphen, der Eisenbahn und der neueingeführten Landpost macht sich mit jedem Monat eine bedeutende Zunahme bemerklich. Ueberall erheben sich neue Schulen; gerade werden wieder acht höhere Lehranstalten eingerichtet. Besonders fortschrittlich läßt

sich die heilige Stadt des Stillstandes, das in früheren Jahren nie von Europäern betretene Kioto an. Hier ersteht nun ein gut ausgestattetes Spital unter der Leitung des deutschen Arztes Dr. Junker; und Edelleute fördern die Arbeit der Schulen durch reiche, ja fürstliche Stiftungen. (Das reizt auch die Dörfer zu neuen Anstrengungen, wie denn eines derselben einen unerschwinglich scheinenden Schulbau durch ein neues Mittel möglich gemacht hat: Die ganze Bevölkerung legte sich einen Tag auf's Fischen und that dabei einen so gesegneten Fang, daß das Unternehmen gesichert war.) In Kioto namentlich eifern die einheimischen Blätter gegen allerlei Arten von Aberglauben mit ungewohnter Freisinnigkeit; sie enthüllen in naivster Weise, wie alle derartigen Manöver nur auf die Füllung der Priesterbeutel berechnet seien. Und nun empfiehlt die Regierung auch die Verschwägerung mit den Ausländern; bereits hört man von drei Japanern, welche in England Christinnen geheirathet haben, wie auch in Japan ein paar Europäer mit Japanerinnen sich verehlicht haben.

Es gibt sich aber in den meisten der getroffenen Fortschrittsmaßregeln die einmal beliebte Ueberstürzung kund. Der Staat trägt bereits eine Schuldenlast von 17 Millionen Pfd. St., jedoch warum führt er fort, gerade in Amerika, wo das Geld theurer zu haben ist als in Europa, seine Anlehen aufzunehmen? Während in Amerika durch den hohen Stand des Taglohns, sowie der Steinkohlen und des Eisens der Schiffsbau völlig darniederliegt, läßt doch Japan seine Dampfer noch immer dort bauen.

Die Einrichtung des Oberhauses ist es vornehmlich, was derzeit die Regierung beschäftigt; sie will nur dem höchsten Adel den Eintritt in dasselbe gestatten, beschließt aber bereits, daß dieser Eintritt den minder unterrichteten Gliedern des hohen Adels für ihre Person (wenn auch nicht für ihre Nachkommen) verweigert werden soll. Und die Gründung eines neuen Adels ist auch schon in Gang gebracht; ein Ritterorden, der zwei Auszeichnungen „für Tapferkeit" und „für Verdienst" ertheilt, wird mit der Zeit einen Verdienstadel schaffen. Die Beamten des Staats aber werden mittlerweile mit einer neuerfundenen Civiluniform beglückt. Vom Neujahr an haben sie sich europäisch zu kleiden.

Alle diese Neuerungen stammen aus dem kurzen Zeitraum von zwei Wochen und werden uns in Einer Zeitung (vom Ende Decbr.

1872) mitgetheilt. Der Mikado hatte gerade die für die Wiener Ausstellung bestimmten Producte und Manufacturen seines Landes in Augenschein genommen und namentlich die mitlaufenden Photographien genauer besehen; später am gleichen Tage kam auch die Kaiserin, um die werthvolle Sammlung sich anzuschauen. Nachträglich hören wir, daß der Mikado am Neujahrstag alle Gesaudten der christlichen Mächte feierlich empfangen hat. Und am 10. Januar sollten auch die Frauen dieser ausländischen Herren der Kaiserin vorgestellt werden. Welch ein Bruch mit der ganzen Sitte und Ueberlieferung des Volks liegt nur allein in diesem an sich sehr untergeordneten Ereigniß.

Alle Europäer in Japan beklagen die Richtung, welche die leitenden Männer im Rathe des Kaisers eingeschlagen haben. In China wäre eine solche so unerträglich empfunden worden, daß sie gewiß eine weit verbreitete Rebellion hervorgerufen hätte. Japan scheint vorerst noch ruhig; aber wie lange die vererbte Ehrfurcht vor dem Sohn der Sonne anhält, wenn derselbe sich so entschieden zum Abendland hinabneigt, ist uns verborgen. Darüber kann kein Zweifel obwalten, daß das über alles Maaß gesteigerte Eingreifen des Staats in's Leben der Einzelnen wie darauf angelegt scheint, das Volk gegen den ganzen Versuch der Verjüngung des Reichs zu erbittern; wer anders als das Christenthum würde das zu entgelten haben.

Und ungeachtet die Beziehungen des Reiches es vorherrschend mit Engländern und Amerikanern in Verbindung bringen, soll doch das Französische die Rechtssprache sein: denn — der Code Napoleon ist dort eingeführt! —

Was die Verbreitung des Christenthums betrifft, so hat der Besuch des russischen Großfürsten Alexej, dem eine glänzende Aufnahme seitens des Mikado zu Theil wurde, auch die Thatsache an's Licht gefördert, daß auf der nördlichen Insel Jesso die griechische Kirche bedeutende Fortschritte macht. Ein ehemaliger Bonze Paul Sawata ist dafür überaus thätig. In der russischen Kirche von Hakodate wird japanischer Gottesdienst gehalten; und der Bischof von Kamtschatka, Benjamin, nahm dort während einer kurzen Anwesenheit 95 Japaner in die Gemeinde auf; 500 weitere meldeten sich sofort zur Taufe. Darauf wurden die abgetretenen Beamten abgesetzt und alle Katecheten in's Gefängniß geworfen. Im Bezirk

Sendai allein (auf der großen Insel Nipon) mußten 120 Christen vor Gericht erscheinen. Doch hat das Einschreiten des russischen Consuls in Hakodate, eines Herrn Olarowski, die Befreiung der Eingekerkerten ausgewirkt.

Die Amerikaner in Jokohama haben im letzten Jahre auch eine öffentliche Taufe vorzunehmen gewagt: 16 Bekehrte traten zu gleicher Zeit in die Gemeinde ein. Dies erregte ein solches Aufsehen, daß ein Beamter von Jedo hingeschickt wurde, diese Bewegung zu unterdrücken. Derselbe berichtete aber bald an seine Oberbehörde, daß schon der Versuch dazu eine Unmöglichkeit wäre; folglich wurde davon abgestanden. Gottlob, die Regierung ist nicht mehr im Stande, das Suchen nach einem wahreu, seligmachendeu Glauben, das in einzelnen Kreisen erwacht ist, zu verwehren. Daß sie in Ergebung geschehen lasse, was sie nicht hindern kann, ist Alles, was wir wünschen.

Nachschrift. Mit größter Befriedigung hängen wir diesem Artikel die Nachricht an, daß ein Telegramm aus Jokohama am 24. Februar abgesendet, der französischen Regierung von ihrem Geschäftsträger zugekommen ist, wonach „das gegen die christliche Religion geeichtete Gesetz abgeschafft und den seit dem Jahre 1870 eingekerkerten Christen ihre Freilassung angekündigt ist". Verglichen mit diesem Fortschritt wollen alle obigen Ausstellungen doch wenig besagen. Möge die Christenheit mit innigem thatkräftigem Danke dieses Geschenk ihres Königs entgegennehmen!

Kirchliche Engherzigkeit in der Mission.

(Fortsetzung).

Im Juni 1872 starb in Glasgow der wohlbekannte Dr. Norman Macleod, der bedeutendste Vertreter der presbyterianischen Staatskirche. Derselbe hatte, wie kaum ein anderer seiner Kollegen, den Sinn für die Mission in den Gemeinden geweckt und angefacht; und seine letzte Krankheit war wohl die Folge der Anstrengungen, welchen er auf einer Besuchsreise in Indien sich unterzogen hatte. Es scheint von Werth, aus der bedeutenden letzten Rede des Mannes, die er vor der Generalversammlung seiner Kirche gehalten, einige gewichtige Stellen hier mitzutheilen.

„Nie werde ich den Tag vergessen, da die Repräsentanten unserer großen Nation sich unter dem weiten Dom der St. Paulskirche in London versammelten, um Gott zu danken für die Wiederherstellung des Prinzen von Wales. Unter den Tausenden, die ich dort musterte, zogen besonders die anwesenden Orientalen meine Aufmerksamkeit auf sich; da saßen sie, Hindus, Parsis und Muhammedaner in ihren prachtvollen Trachten, in all' der stolzen Würde, die dem morgenländischen Adel angeboren ist. Welch' ein Anblick bot sich ihnen dar! Sie, die Vertreter der Fürsten, die einst auf den Thronen Indiens saßen, sahen hier die Königin, welche jetzt über sie herrscht; um sie her ihre Räthe, bewährte Staatsmänner und greise Krieger, geschmückt mit Ehrenzeichen, in manch blut'ger Schlacht errungen; sie sahen gelehrte Forscher und Weise, Regenten größerer Provinzen als Britannien; sahen die großartigste Versammlung von Vertretern aller Stände sich insgesammt beugen in stiller Andacht. Von den Lippen jener Zehntausend hörten sie, wie Windessäuseln, das Gebet unsers Herrn: 'Unser Vater, der Du bist in dem Himmel!' Was wäre wohl geschehen, wenn nun einer jener Söhne des Ostens aufgestanden wäre und laut die Regierung zur Rechenschaft dafür aufgefordert hätte, daß sie ihren fernen Unterthanen zwar Gesetze, Soldaten, auch Männer der Wissenschaft geschickt, aber ihnen nichts von ihrem 'Vater im Himmel' gesagt habe. Es wäre wohl von Nöthen, eine andere große Versammlung zusammenzuberufen, um Gott anzuflehen, daß Er der englischen Nation dieses Verbrechen verzeihen möchte, und daß uns Kraft verliehen werde, für die Ehre unserer Religion, der einzigen Quelle unserer Macht und Ehre, einzustehen.

„Ich danke Gott, daß auch unsre schottische Kirche an diesem Werk sich angelegentlich betheiligt. Der letzten Generalversammlung konnte ich leider gesundheitshalber nicht anwohnen, erhielt aber genauen Bericht von den Verhandlungen. Neben allem Ermuthigenden, das da gesagt wurde, konnte ich mich doch des Gedankens nicht erwehren, daß, angesichts der besondern Krisis, durch welche gerade damals die Mission hindurch mußte und aus der sie nicht ohne ziemliche Schwierigkeit herausgerissen wurde, eine gewisses Gefühl der Unzufriedenheit die ganze Kirche durchdringe, ein unbestimmtes, schwerzubeschreibendes Gefühl von Mißmuth und Unbehagen, als möchte man sagen: 'Die Mission ist was Ausgezeichnetes;

Gott segne die Mission! Lasset uns sie unterstützen, aber .....' und dann ein Seufzer oder ein Achselzucken statt des Nachsatzes.

„Im Rückblick auf so Vieles, was über die Mission und ihre weitere Ausdehnung in letzter Zeit gesagt, geschrieben und gedruckt worden, möchte ich diese Versammlung fragen, ob sie mit all' ihren Kritiken und Einwürfen weislich gehandelt habe? Die Versammlung hat der Kommittee die Leitung ihres Schiffes anvertraut, aber jetzt, da der Sturm kommt, springen auch ganz wackere und tüchtige Männer auf wie erschreckte Passagiere und schreien die Matrosen an, ob es nicht sehr bedenklich um das Schiff stehe und was sie denn da droben thäten? Da kann doch nur dies die Antwort sein: Wir sind mitten in einem schönen Sturm; wollt Ihr uns helfen die Segel einreffen, so kommen wir voraussichtlich durch; wollt Ihr das nicht, so jaget doch wenigstens nicht auch noch die Matrosen in Angst und Zittern, sonst sind wir verloren. Unser Schiff ist jetzt dem Sturm entronnen. Wir Alle sollten tief durchdrungen sein von der Bedeutung und dem Unterschied der Worte: aufbauen und zerstören. Zum Zerstören braucht es gar keine große Anstrengung, bloße Gedankenlosigkeit kann es oft thun. Wie leicht ist ein Menschenleben zerstört, aber wer kann es wieder geben? Jedermann kann leicht ein großes Haus anzünden, aber es wieder aufbauen, ist eine andre Sache. Schon oft hat ein einziges Wort, das bedenkliche Kopfschütteln eines gewichtigen Mannes, ein leicht hingeworfenes 'bin nicht damit einverstanden!' zerstörend gewirkt. Statt zitternd und ängstlich immerfort anzufragen: 'Was treibt Ihr und wie steht's?' solltet Ihr Gott danken, daß mit Seiner Hilfe die Kommittee dies und jenes ausgeführt hat, und dürftet ihr wohl dafür mehr Zutrauen schenken.

„Allerdings gibt es in Betreff der indischen Mission allerlei Bedenken und Einwendungen. Die Kommittee hat aber ihr Möglichstes gethan, den Wünschen der Missions-Gemeinde nachzukommen. Habt Ihr selbst auch recht erwogen, was Ihr z. B. von den Hindus verlangt? Ihr fordert von ihnen, — und sie haben Fleisch und Blut wie Ihr, vielleicht noch weicheres Gefühl als Ihr, und sind theilweise gebildete, gelehrte, angesehene Leute — daß sie den Baum der Abgötterei, in dessen Schatten schon ihre Ahnen seit Jahrhunderten gesessen, umhauen, daß sie die Religion von Fremdlingen annehmen, deren bloße Berührung ihnen schon eine Verunreinigung

ist! Ihr verlangt, daß sie Eltern, Geschwister, Gatten und Kinder' Familie und Freundschaft opfern, und seid ganz erstaunt, daß sie es nicht sofort thun. Meint Ihr denn, der aufmerksame, gescheide Hindu könnte nicht zu Euch sagen: 'Ihr schickt uns das Christenthum, welches von unserer Seite ungeheure Opfer heischt, aber Eure eigenen Prediger glauben nicht daran. Wir sollen unser Alles opfern, und Ihr besinnt Euch, wenn es sich nur darum handeln könnte, eine alte Gewohnheit, z. B. die Tradition irgend eines Kirchspiels aufzugeben. Was gebt Ihr denn für die Rettung von Seelen? Ein paar Thaler oder Gulden oder Pfennige oder auch — Nichts, wie in 83 Eurer Kirchspiele und in 90 Filialen geschieht. Ihr fordert uns zu Opfern auf; aber Eure Candidaten vermögens nicht, Vater und Mutter oder Amt und Aussichten aufzugeben. Ihr heißt uns Heuchler und Betrüger; wir wollen nicht lieblos aburtheilen, aber prüfet Euch nach dem, was von Euren Werken offenkundig wird. Was wir auch immer von Euch denken mögen, Eures großen Meisters Charakter und Vorbild bewundern wir; zeigt uns Euer Christenthum an Euch selbst und ziehet den Splitter aus dem eigenen Auge, ehe Ihr uns den Balken ausreißen wollt.'

„Nein, gewiß, es fehlt bei uns noch viel. Es ist mir z. B. ganz neu, daß es die Aufgabe einer Missionsgesellschaft sein soll, Bekehrte zu machen. Ich meinte immer, das sei allein Gottes wunderbares und geheimnißvolles Werk in den Seelen, aber Ihr werfet der Kommittee alles in die Schuhe, als ob sie dafür verantwortlich wäre. Gehet zu Gott und fragt Ihn, da werdet Ihr die Antwort schon erhalten! Und sehet doch, wie es bei Euch daheim steht. Wie Viele sind im letzten Jahr in jedem Pfarrdorf bekehrt worden? Gehe Einer in ein Haus mit dem Vorsatz, er wolle es nicht verlassen, bis er Männer und Weiber darin bekehrt habe; versuche Einer, einen gelehrten, ernsten, nach Wahrheit suchenden Denker von seinen Zweifeln zu befreien. Dann werdet Ihr mehr Mitleid mit den Missionaren haben, die unter den Heiden arbeiten.

„Wenn aber das Bekehren selbst nicht in uns'rer Macht steht, so sind wir doch wohl dafür verantwortlich, daß wir alle Mittel treulich anwenden, die zur Bekehrung der Seelen dienen können? Zugegeben; aber fragen wir uns selbst, ob wir's thun? Wie können wir den Hindus das Evangelium am anziehendsten und faßlichsten vorlegen? Etwa dadurch, daß ein Jeder recht genau die Speciali-

täten seiner besondern Kirche und Denomination hervorhebt? Ich wünschte, alle evangelischen Kirchen könnten sich vereinen, um gleichsam ein ABC-Buch der christlichen Wahrheiten aufzusetzen, das man für Heiden brauchen könnte, und sagen: 'Das ist nicht Alles, was Ihr lernen werdet, aber es ist das ABC; wenn Ihr diese Wahrheiten annehmet und stark im Glauben werdet, wollen wir Euch aufnehmen, ohne die Gewissen zu verwirren; und wenn Ihr in irgend etwas anders gesinnt seid, so möge es Euch Gott offenbaren!' Wäre denn das in unsrem 19ten Jahrhundert etwas Unmögliches? Gesetzt, ganz Hindustan bekehrte sich zum einfachen apostolischen Glaubensbekenntniß, so daß Jeder sagen könnte: 'Ich glaube an Gott Vater, Sohn und h. Geist, und die allgemeine Kirche', sollte Euch das nicht genügen? Man sollte sich sehr hüten, einzelnen Lehren und Bräuchen keine übermäßige Bedeutung beizulegen, bis einem auch kleinliche Unterschiede so ungeheuer groß vorkommen, daß er darüber die Welt nimmer zu sehen vermag. Ein Mensch kann ein ärmliches Parteiblatt sich vor die Augen binden, so daß er Sonne, Mond und Sterne nimmer sieht; er kann an einem angesehenen Vorkämpfer so ehrerbietig hinaufschauen, daß er seinen Herrn darüber aus dem Gesicht verliert. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr über Eurer besondern kleinen Lieblingsmission nicht das ganze große Indien vergesset! Ich bringe höchst ungern Streitfragen auf und vermeide sie, wo ich irgend kann. Nicht aus Feigheit. Will mich Jemand mit Schimpfnamen belegen, mich einen Latitudinarier oder Ungläubigen schelten, der mag es thun. Gott gegenüber ist mein Herz getrost; und so lange mir noch das Licht scheint und Vögelein um mich her singen, kann auch ich heiter und gutes Muths sein. Ihr möget mich 'breit' schelten. Ich wünsche in der That, so breit und weit zu sein als die Liebe des allmächtigen Gottes, der Seine Sonne über Böse und Gute scheinen lässet, sich an Keinem unbezeugt lassen will und Keinen haßt. Er liebt einen jeden Menschen, mehr als alle Missionskommitteen und Missionsgemeinden zusammen den ärmsten Hindu lieben können. Neben dieser Breite aber wünsche ich mir doch 'eng' zu sein, eng wie Gottes Gerechtigkeit, das scharfe Schwert, das zwischen ewigem Recht und ewigem Unrecht scheidet. Ich bitte nicht um irgend welche Beschlüsse, sondern nur darum, daß Ihr Euch die Sache überlegt und betend erwägt, sonst könntet Ihr mit Eurer Strenge

so weit kommen, daß kein Hindu mehr seine Finger zu Euch hereinstrecken kann. Ihr habt keine Bekehrten, weil Ihr die Sache in ein falsches Licht stellt und auch auf Eure Missionare einen solchen Druck ausübt, daß sie nimmer frei nach bestem Wissen und Gewissen handeln können. Da begegne ich z. B. einem englischen Bischof, der von einer wohlunterrichteten, lebendigen eingeborenen Gemeinde behauptet, sie sei gar keine Kirche (weil nicht bischöflich regiert); dann kommt ein Kalvinist und sagt: 'Ihr müsset in jede unserer Lehren eingeweiht werden;' sogleich eifert der Wesleyaner: 'Gott bewahre! bringt nur das Zeug nicht herein!' Weiter stellt der Baptist seinen Taufgötzen auf und ruft: 'O, eure erste Taufe gilt nicht, ihr müßt euch auch noch untertauchen lassen!' und hintendrein kommen endlich katholische Priester und sprechen: 'Ihr seid alle mit einander falsch d'ran!' — Können wir uns da wundern, wenn ein von allen Seiten christlich bearbeiteter Hindu sich zuletzt umdreht und sagt: 'Meine Herren, ich danke euch für all' euer Wohlmeinen, aber ihr machet mich ganz konfus; bitte, geht und lasset mich allein mit Gott. Von Gott allein kann ich noch ordentlich behandelt zu werden hoffen.' Ich für meine Person möchte alle Versuche aufgeben, die Leute bischöflich oder presbyterisch zu machen. Es ist geradezu eine Schmach und Schande, daß wir nach Indien gehen und alle Unterschiede, die uns im eignen Land von Brüdern trennen, auch noch mit hinausschleppen, und mit unserer dummen Selbstsucht Hindus und Muhammedaner verwirren. Ihr denket an Euch selbst und Eure sektirerischen Interessen statt an die Heiden. Darum sollte die einfache Wahrheit nicht blos durch Bücher, sondern hauptsächlich durch hervorragende Charaktere bekannt gemacht werden. Solche Missionare sollten wir haben, die, wenn man sie fragt, was ist ein Christ? antworten können: 'Ich bin einer; ich habe meine Sach' von Jesu Christo, ich komme von Ihm und kenne Ihn', und das mit der That beweisen. Solch' ein Mann würde durch seine Liebe, Gerechtigkeit, Freundlichkeit, Großmuth, Selbstaufopferung dem Hindu zu fühlen geben, daß er an ihm einen Bruder bekommen vom einigen Vater. Lasset uns doch nur die einfältige Wahrheit in ganz Indien ausbreiten, und dann sollen sich die Hindus ihre eigne Kirche bauen."

(Schluß folgt).



Australische Eingeborne.

Ein Blick nach West-Australien.

Die Frau eines englischen Kaplans, der fünf Jahre (1863—69) auf der Straf-Kolonie in West-Australien angestellt war, hat kürzlich ein Buch geschrieben*), worin sich allerlei Interessantes über Land und Leute und das Leben dort findet. Ihr Gatte wohnte in „Barbalong“, einem Städtchen etwa 25 Stunden von der Hauptstadt Perth entfernt (entweder York oder Beverley?) unter einer sehr gemischten Bevölkerung; und wer vom Treiben in dieser unbekanntesten aller australischen Kolonien einen Begriff gewinnen will, ist dafür hauptsächlich auf Frau Milletts einfache Schilderungen angewiesen.

Das Klima dünkte ihr ganz köstlich und gesund; waren die Sommer auch sehr heiß, so machten doch der klare Himmel und die elastische trockene Luft sie ganz erträglich, im Winter aber prangte das Land wie ein blüthenreicher Garten mit vielen Naturschönheiten. Eine große Plage sind die unzähligen Insekten jeder Art, „ein Glück, daß die verschiedenen Arten ihre Erscheinung nicht zumal machen!“ Sehr drückend wirkt auch oft der Mangel an trinkbarem Wasser; je und je mußte es eine Stunde weit hergetragen werden.

Die größte Noth machen aber die Menschen, denn dort hat man's meist mit Sträflingen zu thun, und unter diesen fand der Geistliche nur wenig Ermuthigung bei seiner Arbeit. Die Woche hindurch hatte er sie auf Entfernungen von 8 bis 12 Stunden zu besuchen, wie sie an den Straßen arbeiteten, und selten gelang es ihm da, mit Einzelnen vertraulich zu reden. Am Sonntag aber stellten sie sich mit offenbarem Vergnügen zum Gottesdienst ein und

*) An Australian parsonage; or the settler and the savage in Western Australia. By Mrs. Millett.

sangen besonders gerne, aber sonst wollten sie Nichts von ihrem Pfarrer als vielleicht hie und da Bücher entlehnen. So stands dort bis zum Jahre 1868, in welchem auch West-Australien aufhörte, deportirte Verbrecher in seine dünnbevölkerten Gebiete aufzunehmen.

Unter den freiwilligen Auswanderern, die dorthin kommen, besteht eine große Anzahl aus Katholiken von Irland. Diese sind auf frühere oder noch unter Polizeiobhut stehende Sträflinge zur Gesellschaft angewiesen; und leider findet man das Sprichwort „böse Gesellschaft verderbt gute Sitten“ nirgends so auffallend bestätigt wie hier. Auch die Weiber ergeben sich meist der Trunksucht. So herrscht denn eine sehr verpestete sittliche Atmosphäre, welche auf die Neuangekommenen anfangs oft sehr drückend wirkt, an die sie sich aber in den meisten Fällen nur allzu bald gewöhnen.

„Wir hatten in unserem einfachen (aus Leimen gebauten) Pfarrhaus kaum 14 Tage zugebracht, ehe wir zur Erkenntniß kamen, daß es unter unseren ärmeren Nachbarn schwer sein werde, eine stetig nüchterne Frau zu entdecken. Die Zahl der anständigen Weiber war sehr gering, und je länger wir dort wohnten, desto entschiedener nahm sie ab. Verbrechen kamen so allgemein vor, daß man sie als etwas Unbedeutendes, Alltägliches behandelte, nur Raub und Diebstahl wurden in schärferem Tone besprochen. Man gewöhnte sich namentlich schnell daran, ein unsittliches Leben für die Eigenart der Kolonialgesellschaft zu halten. Dem Deportirten bot auch die Heirath mit einer Eingewanderten keine Aussicht auf Trennung von seinem bisherigen Umgang; Freundschaften und Bekanntschaften, die sich vom Gefängniß her datiren, scheinen irgendwie fester geschmiedet als Verbindungen, die auf edlerem Grunde ruhen. Alte Kameraden drängen sich auch denen, die nach was Besserem seufzen, immer wieder auf; und wie manche der eingewanderten Mädchen, deren Hochzeit vielleicht hoffnungsvolle Elemente hatte, fanden sich früher oder später enttäuscht oder abwärts gezogen und von vorher ungekannten Sünden angesteckt!

„Gar oft glaubte ein Mädchen zu heirathen, bis sie herausfand, daß ihr Mann eine Gattin in England zurückgelassen hatte! Und mehr als eine, welche über keine Untreue oder Unfreundlichkeit ihres Gatten zu klagen hatte, lernte doch Manches von ihm, dessen sie sich früher geschämt hätte. Dazu kommt der Umstand, daß die meisten Ehen gemischte sind. So lief einmal

eine Katholikin in unser Haus, sich über die schlechte Behandlung ihres protestantischen Mannes zu beklagen: wir sollen ihm doch Vorstellungen machen. Wir thatens. Es kam aber heraus, daß der Schuldige bereits beim katholischen Priester gewesen war, um seine Frau bei diesem zu verklagen. Ich rieth dem Weibe, wenn ihr Mann zornig werde, den Mund mit Wasser zu füllen und beileibe nicht zu öffnen; aber mein Rezept mangelte des Reizes der Neuheit, denn die „Schwestern (Nonnen) in Perth", warf sie mir hin, „hatten ihr schon diesen Rath gegeben."

Doch nicht von den Europäern in West-Australien, sondern hauptsächlich von den Eingebornen möchten wir Einiges hören:

„Man hält allgemein die Einwohner Australiens für die niederste Menschenrace; ja Viele wollen die Behauptung kaum gelten lassen, daß sie Menschen sind wie wir. Selbst ihr außerordentlich scharfer Spürsinn wird als eine thierische Eigenschaft bezeichnet, ja sogar als eine, die nur die niedern Thierarten auszeichnet. Aber ist es nicht natürlich, daß diese Leute, geboren in einem Lande, wo es keine eigentlichen Früchte, namentlich keine einheimischen Getreide-Arten gibt, sondern wo ein Jeder von klein auf in Wald und Heide sich seine Nahrung suchen muß, gerade ihre fünf Sinnen, auf die sie für ihre Existenz angewiesen sind, in ungewöhnlichem Grade ausgebildet haben? Daß sie sehen lernen wie der Falke und Adler, und Bienen gleich durch pfadlose Wälder und Wüsten irgend einem Ziele unverwandt zusteuern können? Kein Europäer braucht sich seiner Verwandtschaft mit diesen Bewohnern des fünften Welttheils zu schämen. Mit ihrem bis zum Knie herabreichenden Mantel von Kängurufellen sehen sie ganz anständig aus; das unbedeckte Haupt, mit einem Band um Stirn und Haar, ist stolz emporgerichtet und schön geformt. Man kann mit ebensoviel Recht einen Straßenbettler in London für den Typus eines Engländers nehmen, als man die Eingebornen, welche in der Nähe der Kolonialstädte herumbummeln, für Vertreter ihrer Race erklärt, um zu dem erwünschten Schlusse zu kommen, die Kolonisten haben recht daran gethan, mit dieser Pest rücksichtslos aufzuräumen.

„Wir waren noch nicht lange in Barbalong angekommen, als ich eines Morgens entdeckte, daß ein schwarzer Fremdling am Fenster stand und in behaglicher Ruhe uns mit seinen leuchtenden Augen musterte. Seinen Mantel hatte er über die linke Schulter

geworfen und unter dem rechten Arm mit einer langen Holznadel festgesteckt, das Fell nach innen gekehrt; in der hübschen, kleinen Hand hielt er ein Bündel dünner Speere, 6—7 Fuß lang. Eine Schnur aus Beutelrattenfell gedreht, worin seine Tabakspfeife steckte, hatte er mehrmals um seinen nackten, gelenkigen Arm gewickelt; seine Wangen waren mit rother Erde geschminkt. Er wollte uns offenbar freundschaftlich besuchen und eröffnete die Bekanntschaft mit den Worten: 'Ich Herr Khaurabene; Du Herr Bursche, ich Herr Bursche; ich komme Dich sehen!'

„Dieser Herr Khaurabene war hinfort eine wirklich angenehme Bekanntschaft. Er schien uns seinem Geschmack entsprechend zu finden, und wir fühlten uns zu ihm gezogen. Die Erfahrung zeigte, daß er wirklich alles Vertrauen verdiente, daher wir ihn, so oft er in unsere Nachbarschaft kam, zu gelegentlichen Diensten in unserem Haushalt gebrauchten.

„Alle wohlhabendere Kolonisten im Busch haben solche Freunde oder Günstlinge unter den Schwarzen, denen sie gröbere Arbeiten in Haus und Hof übertragen. Sehr gut eignen sich dieselben zur Aufsicht über Schafe und Lämmer, sowohl vermöge ihrer ruhigen, milden Gemüthsart, als auch durch ihre Wachsamkeit; allein nach einiger Zeit fährt der Wandertrieb in sie, und dann verschwinden sie auf kürzere oder längere Zeit.

„Zum Wandern braucht's nie viel Vorbereitung; was von Besitz sich vorfindet, ist schnell in Bündel gepackt. Zwischen den Schultern oder unter einem der Arme hängt den Weibern immer ein Opossumsack um; drin sitzt das Kleine, wenn eines vorhanden ist, und blickt aus dem Fellfutter heraus. Die andern Kinder meist völlig nackt, laufen neben der Mutter her, während der Vater der Familie, mit zurückgeworfenem Haupte und einige Speere in der Hand, in königlichem Würdegefühl allen vorausschreitet.

„Was es zu tragen gibt, das schleppen immer die Frauen; viel Gepäck gibts bei diesen Leuten gerade nicht, wie sich das bei ihrem ewigen Wandern von selbst versteht. Doch begegnet man hie und da Trägerinnen, die unter ihrer Last von Mehlbündeln, Kindern und Fellmänteln fast zusammenbrechen. — Die Weiber müssen auch die runden Zweig-Hütten oder niedern Zelte aufrichten und zwar so, daß ja die Thüre nie gegen die Windseite gekehrt ist. Sobald sich der Wind

dreht, muß auch das Weib aufstehen und die Stellung des Eingangs verändern. Vor demselben brennt bei Nacht stets ein Feuer, dem die Schlafenden ihre Füße zuwenden; denn der Australier schätzt Wärme über Alles. Deshalb meinen sie, die Abgeschiedenen könnten sich blos allmählich an die Kälte des Todes gewöhnen, und machen ein Feuer in das Grab, ehe sie den Todten hineinlegen, zünden auch in der Nähe der eignen Wohnung noch längere Zeit ein Feuer für den Verstorbnen an, daß sich sein Geist da wärmen könne, ohne ihnen selbst zu nahe zu kommen.

„Im Ganzen sehen die Weiber häßlicher aus als die Männer; die Behandlung, welche sie erfahren, kann auch nicht zu ihrer Verschönerung beitragen. Wegen des kleinsten Fehlers schlägt man die armen Sclavinnen erbarmungslos durch, manchmal werden sie auch 'ein klein wenig gespiest,' wie mir ein Schwarzer sagte. Nur allzuoft geschieht es in Händeln, daß der Mann seine Frau todtsticht, wozu ihm das Gesetz des Stammes die Berechtigung zuspricht.

„Doch von Khaurabene ist noch etwas zu erzählen. Mein Mann gedachte seine Erscheinung durch gute Kleider zu verbessern und gab ihm eine blaue Flanelljacke und weiße Beinkleider, die dem guten Wilden gewaltige Freude machten. Allein schon nach zwei Tagen waren die Kleidungsstücke verschwunden, und würdevolles Schweigen war die ganze Antwort, die sich unserem Freunde entlocken ließ. Wir kleideten ihn noch einmal, ohne bessere Resultate zu erzielen; dann fanden wir, daß unter den Schwarzen ein strenges Gesetz besteht, ihre Kleider, Lebensmittel oder sonstige Güter irgend welchem Glied ihres Stammes zu schenken, das ihnen begegnet und ein Verlangen nach solchem Besitz ausspricht. So kams, daß der schwarze Freund nach wenig Tagen in etlichen alten Fetzen einherstolzirte, und sich damit begnügen mußte, einer Vogelscheuche ähnlich zu sehen.

„Von Religion scheint diesem Völklein kaum ein Hochschein aufgegangen zu sein; nur daß sie an einen bösen Geist, Dschingi, glauben, konnten wir sicher erfahren. Khaurabene war ein Bollia gewesen; so nennt man Personen, welche eine gewisse Macht über den Dschingi zu besitzen vorgeben. Eine Woche nach einem Todesfall besucht der Bollia das Grab des Todten, um zu sehen, ob etwa Dschingis Fußstapfen sich in dessen Nähe vorfinden. Dieselben

sind menschenähnlich, nur fehlt daran die Ferse. Entdeckt man Dschingis Spuren, so muß der nächste Verwandte sich auf den Weg machen, um irgend ein Glied eines andern Stammes zu tödten, damit der Geist des Entschlafenen Ruhe finde. Khaurabene beschrieb mir genau, wie es nach dem Tode seiner eigenen Mutter gehalten wurde. Sein Vater theilte ihm und den übrigen Kindern Massen von Kängurufleisch aus, damit sie sich nähren können, während er abwesend sein müsse. Dann ergriff derselbe seine Speere und unternahm 'die Weitwegreise,' um — ein Weib zu finden, das er für die Verstorbene tödten könne.

„Nun kam uns der Gedanke, ein Kind aus diesem Stamme anzunehmen und christlich zu erziehen; Khaurabene billigte unser Vorhaben und bat uns, seine Nichte, die kleine Mingi, zu adoptiren. Dieselbe hatte aber eine unerträglich anmaßende Mutter, welche darauf bestand, daß man sie für die Gunst bezahle, ihre Tochter ernähren, kleiden und unterrichten zu dürfen. So zerschlug sich der Plan, und zwei Jahre später wurde die arme Mingi einem ältlichen Manne verkauft, der schon eine Frau hatte. Natürlich schlug und mißhandelte diese die jüngere Rivalin nach Herzenslust.

„Einige Monate später begab es sich, daß man mich rief, eine Kranke in ihrer Hütte am Fluß zu besuchen. Wir fanden die arme Kitty, die uns wohl bekannt war als eine ungewöhnlich begabte Eingeborene, in hoffnungslosem Zustand; augenscheinlich aber hatte sie etwas auf dem Herzen. Ihr Mann richtete sie etwas auf, damit sie besser sprechen könne; mit Mühe brachte sie die Frage heraus: 'Willst du mein kleines Mädchen nehmen?' welche ihr Gatte dahin erklärte, die Mutter wisse, daß sie sterben müsse, und wünsche nun, daß ich ihr einziges Kind Binnahan in meine Pflege nehme. Ich versprach augenblicklich, im Falle die Mutter sterbe, solle ihr Töchterlein bei uns wohnen; und der Mann versicherte sie, daß ich 'nicht Lügen rede.'

„Mein Gatte ging am nächsten Morgen, nach Kitty zu sehen; da hauchte sie noch die Worte: 'Nimm Binnahan, mach (sie) gut.' Am folgenden Tage stellte sich ein kleines schlankes Geschöpf vor meiner Thüre ein, nur mit einem schmalen Stückchen Zeug um die Hüfte versehen, und blickte scheu ins Zimmer, ihre Ankunft zu melden. Sie mochte sieben Jahre alt sein; ihre Haut war dunkler als ihr lockiges Haar, das sich weich anfühlte und ihre rabenschwarzen

Brauen, wie die ausdrucksvollen dunkeln Augen hervorhob. Obgleich sie ganz reinlich aussah, gab ich ihr zum Einstand ein Bad, und gegen Abend war ihr Schürzenkleid fertig geworden, in welchem sie sich den Ihrigen vorzustellen eilte, so doch, daß sie zurückkehrte, um bei uns zu schlafen. Sie hatte hinfort eine Heimat.

„Zwei Tage später war die Sonne eben aufgegangen, als zwei schwarze Bäschen sich an unserer Thüre einfanden. Man brauchte nicht nach dem Grund ihres Besuchs zu fragen; die arme kleine Binnahan warf sich mit dem Gesicht auf's Bett und jammerte, als wolle ihr das Herz brechen. Bald kamen auch etliche Weiber und fragten, ob ich ihnen wohl eine Decke für die arme Kitty geben könne; ein Stück von weißem Calico erfreute sie höchlich. Ich folgte ihnen an's Ufer des Flusses, um der Bestattung von Binnahans Mutter beizuwohnen. Die Leiche war auf die eine Seite gelegt und mit grünen Zweigen bedeckt, deren einige der Wittwer, helle Thränen weinend, wegschob, damit ich seine Todte noch einmal sehe. Eine dicke Greisin übernahm die Todtenklage, (welche beständig fortgeht, bis das Begräbniß vorüber ist) indem sie ihre Handgelenke schüttelte und Jammertöne ausstieß mit einer Anstrengung, die ihr den Schweiß vom Gesicht herabtropfen machte.

„Noch einige Zeit setzten die Bäschen sammt der Tante ihre Besuche bei Binnahan regelmäßig fort, doch sagte die Alte, die Mädchen würden aufhören zu kommen, sobald Binnahan 'nicht mehr an Mutter denke.' Der Schmerz des Kindes hatte sich natürlich bald erschöpft; doch weit entfernt davon, die Todte zu vergessen, schien sie an nichts größere Freude zu haben, als wenn man von ihrer Mutter sprach.

„Es war ein lustiger Tag, als Binnahan sich anschickte, das erstemal in die Schule zu gehen. Zwei weiße Mädchen hatten sich freundlich angeboten, sie dahin zu begleiten; aber die schwarzen Bäschen waren gerade auch anwesend, und wollten — obwohl ungeladen und fast nackt — sich auch anschließen. Alle Kinder liefen barfuß; Binnahan aber zog es vor, den kürzesten Weg über ein Stoppelfeld einzuschlagen, welches den weißen Füßchen nicht genehm war, während die harten Hufen der andern leicht darüber hin flogen.

„Es ward Nachmittag, und Binnahan kam zum Essen zurück, hoch zufrieden mit dem neuen Schritt auf der Leiter des Lebens.

Sie lernte überaus schnell lesen, und als ihr Vater nach einigen Monaten kam, um nach ihr zu sehen, las sie ihm laut so lange Geschichten vor, daß er daran ermüdete. Weniger lobenswerth war ihr Nähen. Ja, sie konnte in den Garten gehen und bald genug mit einem schöngeformten, durch allerhand kleine Steckchen zusammengehaltenen, grünen Blättermantel zurückkehren; aber an ein Kleidungsstück hinsitzen und sorgfältige Stiche machen, war nicht nach ihrem Geschmack.

„Ihr Vater hatte als Schäfer immer etwas Geld in der Tasche und gerieth einst auf den Einfall, ihr ein Paar Schuhe zu schenken. Mir schienen Schuhe eine in jenem Klima sehr entbehrliche Waare, die sich jedenfalls auf spätere Zeit verschieben ließ. Doch da war nun der Vater und brachte Schuhe und Strümpfe mit, die er ihr gekauft; sie hatten schon eine Stunde mit einander zugebracht, als ich zu ihnen in die Küche trat. Beide schwiegen traurig; die Schuhe paßten nicht, die Strümpfe waren zu groß. Also rieth ich, die letzteren aufzuheben bis Binnahan hineinwachse, die Schuhe aber gegen ein Kleid auszutauschen. Doch nach einiger Zeit fiengen die Schulkinder alle an, Sonntags in Stiefelchen zur Kirche zu kommen, während bisher auch die Bestgekleideten barfuß gelaufen waren; also durfte Binnahan nicht verkürzt werden, und ich sandte nach dem Schuhmacher. Da flüsterte sie mir angelegentlich in's Ohr: „Und nicht wahr, Frau, Sie sagen ihm, auch den Quieker hineinzumachen!" Die Ankunft dieser ersten Stiefelchen war ein Fest für Binnahan, sie umschlang mich mit ihren Armen in unaussprechlicher Freude; erst jetzt aber sahen wir, wie verschieden doch ihre Füße von denen einer Weißen waren, so beträchtlich länger zog sich die Ferse hin.

„An hellen Farben hatte sie eine große Freude; als wir einmal Abends dem Sonnenuntergang zusahen, bewunderte sie die Mischung der Farbentöne im Westen und sagte: 'Mein Bäschen und ich, wir wählten unsere Röcke immer aus dem Himmel.' Mit kindlichem Glauben faßte sie alles auf, was ihr von ewigen, himmlischen Dingen gesagt wurde, und machte dabei oft sehr originelle Bemerkungen. Einmal fragte sie unsere Magd Rosa, was denn auch die Engel im Himmel zu essen bekämen. Ein andermal lag ihr sehr an, zu wissen, ob auch ihre verstorbenen Brüder und Schwester dorthin gegangen seien. Man sagte ihr, alle unschuldigen Kinder seien

im Himmel, worauf sie bemerkte: 'Kleine Känguru thun nichts Böses, gehen auch kleine Känguru hin?' " —

Nun sind die Millets wieder in England; wir dürfen aber hoffen, daß ihre Binnahan in Australien zu einer rechten Christin heranwächst. Noch andere hoffnungsvolle Kinder zog Frau Millett zu sich heran, von denen wir glauben dürfen, daß die christliche Liebe sie auch jetzt nicht versäumt. An der Schule, welche die edle Frau Camfield seit dem Jahr 1852 in Albany bis in die letzten Jahre geleitet hat, ist offenbar geworden, daß diese westaustralischen Kinder ganz so lernbegierig und bildungsfähig sind wie die europäischen. Schon manche weiße Kolonisten haben sich dort Gattinnen geholt, mit denen ein Hauswesen besser versorgt war, als mit den aus Irland hinübergeschickten Frauenzimmern.

Im Jahre 1871, als dies selbstverläugnende Ehepaar Camfield sich durch Altersschwäche außer Stand gesetzt sah, das anstrengende Werk, das zuletzt etwas erlahmt war, länger fortzuführen, wurde diese Anstalt von Albany nach Perth verlegt und dem dortigen englischen Bischof übergeben. Im August jenes Jahrs bezogen die achtzehn Kinder, welche noch übrig waren, ein für sie erbautes Haus neben der Wohnung des Bischofs. Derselbe bemerkt bei diesem Anlaß, wie viele Kinder in der Kolonie verwahrlost heranwachsen und voraussichtlich schlimmer werden, als die Ureinwohner waren, wofern sie nicht ihren Eltern abgenommen und christlich erzogen werden. Die Sammlung und Hebung dieses jungen Geschlechts, in welchem besonders die vielen Mischlinge „aufgeweckter und anziehender als die reinen Schwarzen" sein Interesse erregen, will er sich hinfort alles Ernstes angelegen sein lassen. —

Doch scheiden wir nicht von unsern neuen Bekannten, ohne auch in die dunklere Seite des australischen Lebens noch einen Blick geworfen zu haben! Khaurabene's Geschichte sollte einen traurigen Abschluß finden.

Da seine erste Frau gestorben war, handelte es sich darum, eine zweite zu gewinnen. Hierfür standen ihm drei Wege offen: er konnte sich eine kaufen oder durch Tauschhandel erwerben, und das ist der gewöhnliche Weg, in welchem junge Mädchen an den Mann gebracht werden; er konnte auch die junge Gattin oder Braut eines andern Mannes entführen, was für eine sehr tapfere That gilt, die jedermann außer dem Beraubten bewundert, wie viele Händel

immer daraus entspringen mögen; endlich konnte er ein Weib erben. — „Eines Tages stolzirte Khaurabene vor das Pfarrhaus, indem er an der Hand ein fünfjähriges Mädchen führte, das ganz in Pelz gehüllt und mit einer Halsschnur von blauen Glasperlen geschmückt war. Er stellte sie als seinen Schatz (gorda) vor, ererbt von einem kürzlich verstorbenen Vetter, dem sie verlobt gewesen war. Eine Alte nahm sich der Kleinen an, bis sie herangewachsen wäre; heute hatte er sie derselben abgeborgt, um sie uns zu zeigen. Er bat meinen Mann um ein Fünfgroschenstück, damit er seinem Schatz eine Pfeife kaufen und verehren könne.

„Doch verflossen nur wenige Wochen, ehe er in anderer Begleitung unsere Küche betrat: ihm folgte ein häßliches Weib, ziemlich älter als er, die, wie er uns sagte, nun seine Gattin Sarah war. Ich fragte, was denn aus seinem früheren Schatz geworden sei, und erfuhr, dieselbe sei einem andern Verwandten abgetreten worden, gegen eine Entschädigung, von welcher scheints Sarah einen Theil bildete. Sie sah beschränkt und niedergeschlagen, aber doch sittsam aus; und wir hofften, es werde sich Alles noch erträglich machen. Nun fiel aber dem armen Manne ein weiteres Legat zu, die Wittwe seines Bruders, welche nach einheimischem Brauch seine zweite Gattin wurde. Mein Mann redete ihm zu, sie lieber einem Andern abzutreten, schon weil wir wußten, welch' eine unzuverlässige Kreatur sie war, noch mehr, weil Khaurabene schon einmal durch das Stammrecht, das die Frauen durch Speeren zu strafen erlaubt, in allerhand Nöthen gerathen war. Allein Khaurabene bestand darauf, er müsse Polly selbst heirathen, um ihr eine freundliche Behandlung zu sichern; denn ein 'schwarzer Kerl würde sie schlagen, wenn sie ihm nur seine Tabakspfeife verlöre.'

„So machten nun seine beiden Weiber einen wirklichen Sclaven aus ihm; sie waren nie zufrieden, wenn er sie nicht zu diesem oder jenem Koroberi (Tanz oder Fest) geleitete. Auf einem dieser Feste benahm sich Polly so leichtsinnig, daß er sie spießte; sofort hatte er sich zu flüchten und wurde nur von Sarah begleitet.

„Wir bekamen unsern wilden Freund nie mehr zu sehen, obwohl er uns noch etliche Male Botschaften sandte und bereit war, sogar in dunkeln Nächten Besuche abzustatten, falls wir ihn dazu ermuthigt hätten. Wir vermißten ihn schmerzlich, und andern that er noch mehr leid als uns. Die Eingeborenen sind sehr aufmerksam

gegen ihre alten Verwandten; so hatte Khaurabene eine alte zahnlose Tante, die ihn bitter beklagte. Oft kam sie zu uns und kroch an unsern Heerd, warf sich mit ihren Kängurufellen neben denselben und bettelte um etwas Thee, Zucker oder Tabak; dann klagte sie weinend, daß nun alle ihre Kinder gestorben seien und auch ihr Knabe Khaurabene davon gemußt, bis niemand übrig bleibe, nach der armen alten Karoline zu sehen.“ —

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren wurde im Inneren des Landes eine römisch-katholische Mission gegründet. Ein irischer Bischof, Dr. Brady, 10 Priester, ein Unterdiakon, ein englischer Benediktiner, ein französischer Noviz, ein Italiener, acht Katechisten und zwei Laienmönche, nebst sieben barmherzigen Schwestern aus Irland machten den Anfang. Sie beschlossen, den Eingeborenen durch den Busch nachzuwandern, und theilten sich zu diesem Zweck in drei Partieen: Die Mission des Nordens, des Südens und der Mitte von West-Australien. — Die Mission des Südens begann zuerst ihre Arbeit, mußte unerhörte Noth und Drangsal durchmachen und sah sich zuletzt genöthigt, das Land zu verlassen und nach der Insel Mauritius zu ziehen. Die Mission des Nordens war noch unglücklicher: sie verlor sämmtliche Glieder durch Schiffbruch, ehe sie noch an Ort und Stelle anlangen konnten.

Die Mission der Mitte war von einem katholischen Ansiedler, dem Hauptmann Scully, eingeladen worden, in der Nähe seiner Besitzungen ihr Werk zu beginnen. Diese Mission bestand aus den Vätern Serra und Salvado, dem französischen Benediktiner Novizen, und einem irischen Katechisten.

Fünf Tage lang marschirten sie (1849), von Kapitän Scully geleitet, durch unwegsame Gegenden und tiefen Sand in der fürchterlichsten Sommerhitze und legten 30 Stunden Wegs zurück. Vater Salvado erzählte später, sie hätten schon am Schluß des ersten Tags so elend ausgesehen, daß man sie wohl für Australneger hätte halten können. Nachdem sie sich drei Tage in des Kapitäns Haus ausgeruht und gestärkt hatten, ergriffen sie auf's neue den Wanderstab, um in Begleitung zweier seiner Knechte einen passenden Wohnort zu suchen. Mehrere Tage waren sie schon gereist und konnten kein Wasser finden; ein „Loch“ ums andere wurde ausgetrocknet gefunden. „Einer der Knechte und der Noviz verloren den Muth uud blieben liegen, während die Andern

noch eine halbe Stunde weiter liefen. Hier fanden sie endlich zu ihrer unbeschreiblichen Freude einen großen Teich. Gierig tranken sie und brachten dann den Zurückgebliebnen Krüge voll Wasser." Sofort wurde beschlossen, an dieser Stelle den Wohnsitz aufzuschlagen.

„Noch am selbigen Abend lagerten sie sich alle in der Nähe des Teichs. Am folgenden Morgen — es war der Sonntag vor dem Palmtag und Anfangs März — luden die Knechte den Karren ab und kehrten zu ihrem Herrn, Kapitän Scully, zurück, nachdem sie der Messe angewohnt hatten. Die vier Missionare waren allein tief im Busch drinnen. Am folgenden Tag begannen sie ihre Arbeit mit Graben und Holzhauen, um eine große Hütte zu bauen, die ihnen zum Wohnen und zugleich als Kapelle dienen sollte. Gegen Abend versammelten sich viele Eingeborne um sie, sahen ihnen nicht furchtsam, aber mit offenbarem Mißtrauen zu; mit Anbruch der Nacht lagerten sich diese Gruppen am Wasser, kaum 40 Schritt von den Missionaren entfernt, um ein gewaltiges Feuer. — „Auch wir zündeten unser Feuer an," erzählte Vater Salvado, „standen darum und sangen unsere Komplete so feierlich und andächtig als je daheim in der Kirche an hohen Festtagen, aber das Bewußtsein, so wilde Nachbarn in allernächster Nähe zu haben, ließ uns nicht schlafen.

„Am folgenden Tage schaarten sich die Eingebornen, mit Speeren bewaffnet, immer dichter um uns her; wir saßen am Frühstück, lächelten ihnen freundlich zu und luden sie durch Geberden ein, an unserm Thee und Brot mit theilzunehmen. Gott allein weiß, wie uns dabei das Herz schlug vor Angst. Die Schwarzen aber blieben am Teich sitzen, nahmen nichts an und sprachen lebhaft zusammen."

Die Weißen beriethen nun, was zu machen sei, denn der Tod selbst schien ihnen erträglicher, als diese peinliche verlängerte Ungewißheit; endlich ersannen sie einen Plan. Sie buken etliche ungeheure Mehlkuchen und trugen dieselben nebst einigen Tellern voll Zucker als ein Friedensopfer muthig der wilden Gesellschaft am Teiche zu; und um zu zeigen, daß gewiß keine Verrätherei im Spiele sei, nahm ein Jeder der Träger ein Stückchen Mehlkuchen in den Mund und biß und kaute wacker drauf los, während die Prozession dem Teich zuschritt. Als sie sich näherten, griffen die Eingeborenen nach ihren Speeren, die Weiber

und Kinder aber schlugen ein erbärmliches Geheul auf und liefen eiligst davon. Unabgeschreckt marschirten die Missionare immer näher, kauend und die Speise durch Geberden empfehlend. Allmählich nahm doch einer und der andre der Schwarzen ein Stück Mehlkuchen an und legte die Waffen nieder. Einigen Kindern, die nicht davon gesprungen waren, sondern der Väter Beine mit ängstlichem Geschrei umklammerten, boten sie Zucker an. Diesen spuckten die Kleinen zuerst argwöhnisch aus, aber beim zweiten Versuch nickten sie zufrieden und winkten den Andern, auch zu essen. In wenig Sekunden waren Kuchen und Zucker verschwunden, und es entstand ein Zanken und Suchen nach den Krumen. Am Ende begleiteten einige der Bewirtheten die Mönche nach ihrer Hütte und wunderten sich hoch über die mancherlei Ackergeräthschaften, welche sie da erblickten.

Von diesem Tage an waren die Eingebornen freundlich und halfen sogar gerne beim Bau der Hütte. Aber die häufigen ungeladnen Gäste bei den Mahlzeiten machten, daß bald alle Vorräthe erschöpft waren. So wurde beschlossen, Pater Salvado solle nach Perth reisen, um neue Lebensmittel zu holen. Dort aber hatte der katholische Bischof selbst keine Mittel und wußte kaum zu rathen. In dieser Noth verfiel Salvado auf den merkwürdigen Gedanken, ein Concert zu geben, um Geld zu bekommen.

„Da wollte nun Jedermann mithelfen. Mehrere Klaviere wurden angeboten; der protestantische Drucker erbot sich, die Programme gratis zu drucken; der anglikanische Geistliche lieh die Leuchter der Kirche zum Concert, während sein Küster die Lichter zu besorgen unternahm und ein jüdischer Herr die Billete austheilte. Bis zum festgesetzten Abend war Alles in Bereitschaft, nur kein neuer Anzug für den armen Musikus! Wahrhaftig, es gehörte doch etwas dazu, in einem ganz zerfetzten Rock und bunt gepletzten Hosen, mit ganz zerlumpten Schuhen vor eine solche Gesellschaft zu treten. Nur die Strümpfe, weil selten getragen, sahen noch zulässig aus.“ Dazu trug der Pater einen drei Monat alten Bart an seinem sonnverbrannten Gesicht, damals etwas ganz Unerhörtes, wiewohl jetzt sehr Gewöhnliches.*) Als er auftrat, wurde

*) Die Benediktiner entschlossen sich bald genug, das Rasiren ganz zu unterlassen, seit sie fanden, daß die Eingebornen sie eben darum höher schätzten.

er mit Gelächter und Mitleid empfangen. Er selbst aber sagte, er habe während des Spielens immer an seine ausgehungerten Brüder im Busch denken müssen.

Auch diese katholische Mission durfte die Erfahrung machen, daß das wilde, vielfach unberechenbare Geschlecht der Westaustralier durch Liebe und Geduld auf eine höhere Stufe der Bildung gehoben werden kann.

Ein armes Waisenmädchen hatte sich einst zu Pater Salvado geflüchtet; da er sie nun den Nonnen in Perth zur Erziehung übergeben wollte, entschloß er sich, mit ihr im Ochsenwagen hinzureisen. Allein bei der Fahrt über einen hochgeschwollenen Fluß warf die Strömung den Wagen um, so daß der Pater sich und das Kind durch Schwimmen retten mußte. Als er vom westlichen Ufer zurückschaute, sah er die Hörner der Ochsen dermaßen in die Zweige eines Baumes verstrickt, daß sie dem Ertrinken nahe waren. Also schwamm er zurück und entwirrte die armen Thiere mit großer Mühe. Jedoch zum Uebersetzen nach Westen vermochte er sie nicht zu bringen, sie retteten sich an das der Heimat nächstliegende Gestade, daher Salvado nach Perth zu laufen und das Kind zwei volle Tagereisen auf den Schultern zu tragen hatte.

Etliche Monate später besuchte er Perth wieder einmal und saß gerade vor dem Gottesdienst in der Sakristei, als sein Hals plötzlich umschlungen wurde. Es war seine kleine Reisebegleiterin, die jetzt das Köpflein an seine Brust legte und in bitterliches Weinen ausbrach. Da sie lange fortweinte, ohne ein Wort vorzubringen, fragte er sie, ob sie unglücklich sei oder ihre neue Lebensweise ihr mißfalle; darauf antwortete sie endlich: Nein, ich bin ganz zufrieden. — „Warum weinst Du denn? kann ich was für Dich thun?" — Nichts, erwiederte die Kleine, nur laß mich etliche Minuten bei dir bleiben. — Der Pater mußte so gut weinen wie die Umstehenden, und meinte, er sei doch schon gut bezahlt für die zwei Tage, die er das Kind auf den Schultern getragen habe.

„Jene Mission in Neu-Norcia *), so klein und mühsam begonnen, ist nun eines der blühendsten, größten Anwesen in West-Australien und genießt allgemeine Achtung auch von denen, welche

*) Genannt nach dem Geburtsort des heiligen Benediktus, Nursia oder Norcia.

dem daselbst herrschenden Religionssystem am entschiedensten mißtrauen. Die Mönche haben es wirklich dahin gebracht, ein Dorf von Eingebornen in's Leben zu rufen; und der Kapitän des Schiffes, in welchem wir 1869 nach Europa zurückkehrten, sagte uns gelegentlich: von aller Wolle, die er als Cargo eingenommen habe, sei keine besser gepackt als die von Neu-Norcia, deren Reinigung und Emballirung durchaus von Eingeborenen besorgt worden sei. Im Jahre 1870 bestand die Bevölkerung des Dorfs aus achtzehn männlichen und sechszehn weiblichen Erwachsenen, während sechszehn Knaben und zehn Mädchen den Schulunterricht der Mission genossen."

Noch viel schlagender als was sich von West-Australien beibringen läßt, sind die Beweise für die Bildungsfähigkeit des Australiers, welche die Mission der Brüdergemeinde in Victoria liefert. Kirchliche und weltliche Blätter wetteifern bereits in Lobeserhebungen dieser 22jährigen, einmal schon durch Muthlosigkeit abgebrochenen, aber im Glauben wieder aufgenommenen und mannhaft fortgeführten Geduldsarbeit. So schreibt z. B. der Victorian Independent:

„Als Cook in Port Jackson mit seinen Leuten landete, nahmen die Eingeborenen dieselben freundlich auf, bekamen aber keinen Dank dafür; als sodann ein junger Schwarzer einem Seemann mit seinem Speer drohte, erhielt er die erste Lektion der Civilisation, nämlich eine volle Ladung Schrot in den Leib. Die Civilisation hat den geringeren Racen immer die vermeintlichen Wohlthaten: Pulver und Blei, Branntwein und Krankheiten gebracht. Das schwarze Gesicht verschwindet dann aus seinen Wäldern, es kann bei den Unbilden des Natur-Lebens die von den sogenannten Christen ihm gebrachten Laster nicht ertragen. So ist denn das Aussterben solcher Völker eine ganz natürliche Sache. Aber das Evangelium tritt hier noch als Heilmittel ein, es rettet die Eingebornen, wenn es unter ihnen Raum gewinnt, vom Untergang. Davon ist auch in unserm Australien die Wirksamkeit der Mission in Ramahyuck ein schlagender Beweis. — Es leben dort etwa 70 christliche Eingeborne, und beständig kommen und gehen andre heidnische Schwarze. Auch von diesen Heiden lassen manche ihre Kinder dort in der Pflege und Schule der Missionare. Die Schüler bestehen bei den Prüfungen der Schulinspection so gut, als nur irgend wo in den

Landschulen. *) Zu Fleiß und Arbeit werden die Schwarzen angeleitet, die Jungen lernen den Garten anbauen, die Mädchen das Haus in Ordnung halten und nähen. Alle äußere Arbeit wird von den Männern unter Leitung des Missionars gethan und die Frauen kommen Nachmittags bei seiner Gattin zusammen, um zu nähen, zu lesen und zu singen. Auf diese Weise wird die ganze Zahl zu einem gesitteten und christlichen Leben erzogen. Die jungen Männer und Frauen heirathen und haben ihren Haushalt zusammen, des Morgens und Abends hört man sie ihre häusliche Andacht halten, bei welcher das Wort Gottes gelesen, gebetet und gesungen wird."

Ebenso erfreulich lauten die Zeugnisse der Kolonialpresse von der Station Ebenezer, deren äußere Erscheinung schon dem blühenden Garten einer Oase in der Wüste verglichen wird. „Wer die eingefleischte Leidenschaft dieses Volks, ein herumlungerndes, arbeitsscheues Wanderleben zu führen, irgend kennt, muß beim Anblick einer von den Eingebornen selbst erbauten Häuserreihe erstaunen über die civilisirende Macht des Evangeliums. Diese Schwarzen haben auch für ihren Garten eine Wasserleitung angelegt. Welch ein Abstand zwischen jenen schmutzbedeckten, in ein paar Lumpen gehüllten Bewohnern des nahen „Lagers", wie sie da in ihren aus übereinander gelegten Aesten bestehenden Hütten herumkauerten, verkommen an Leib und Seele, — und diesen anständig gekleideten, in reinlichen, von ihnen selbst erbauten Häusern lebenden, an Körper und Geist gesund und frisch aussehenden Christenfamilien! Fast jedes Haus fanden wir wohnlich eingerichtet, mit gedieltem Fußboden, gepflasterten Wänden, Tisch, Bett, Stühlen, Sopha; selbst das Bücherbrett an der Wand fehlte nicht, und wie bescheiden und anständig war das Benehmen der Bewohner, besonders der Frauen! Vergegenwärtigt man sich, daß eben diese Leute vor 10—12 Jahren

*) Am 25. Oktober 1872 examinirte der Regierungs-Schulinspector und war so befriedigt von seinem Befund, daß er dieser Schule in Ramahyuck das beste Zeugniß unter allen 1500 Schulen der Kolonie ertheilte. Sein Bericht lautete: „Die Schule hat wieder trefflich bestanden. Es ist dies der erste Fall seit Einführung des jetzigen Schulsystems (1861), daß eine Schule in der Colonie 100 Procent der Marken bekommen hat. Die Kinder zeigen nicht blos Genauigkeit in ihren Arbeiten, sondern auch Intelligenz und machen in allen Lehrfächern die befriedigendsten Fortschritte ꝛc."

noch in demselben tiefgesunkenen Zustand sich befanden wie ihre Stammgenossen im Lager, so kommt einem die Veränderung, die an denselben in so kurzer Zeit vorgegangen ist, in der That wie ein Wunder vor; und selbst die tiefgewurzelsten Vorurtheile gegen die Erfolge der Mission müssen, angesichts dieser Thatsache, die jeder, der nur will, hier mit eigenen Augen sehen kann, verstummen."

Der deutsche Philosoph, der sagte: der Abstand zwischen einem Göthe und einem Australier ist viel größer als der zwischen dem letztern und einem Thiere, hat einfach die Bildungsfähigkeit des Wilden übersehen.

Die amerikanische Mission in Syrien.

5. Hasbeiya und Abeih.

Es war den Missionaren an jenem 14. Juli 1844, als breche wirklich eine neue Zeit für Hasbeiya und ihr ganzes Werk an.

Aber schon Tags darauf kamen etwa 30 Berittene, um sich so lange bei den protestantischen Familien einzuquartieren, bis dieselben mürbe gemacht oder ausgesogen seien; die Betreffenden hatten jedoch ihre Häuser geschlossen und sich anderswo versammelt. Dort schien nun der Sturm über sie loszubrechen. Doch im selben Augenblick bahnten sich zwei Drusen, der Eine der erste Scheich der Provinz, der Andere ein Mann von weit berühmter Tapferkeit, ihren Weg durch die aufgeregte Menge, nahmen neben dem Emir Platz und protestirten in den stärksten Ausdrücken gegen die Behandlung, welche den Protestanten hier von ihren Mitbewohnern widerfahre. Sie warnten männiglich, dieselben nicht als Leute zu behandeln, die keine Freunde haben sich auf ihre Seite zu stellen, und forderten den Emir auf, sie zu vertheidigen, indem sie ihm hiezu ihren Beistand anboten. Diese entschiedene Sprache führte einen Stillstand herbei.

Die Zahleh-Leute waren aber von einer Anzahl griechischer Priester begleitet, die nun durch Bitten, Drohungen, Bestechungen, Vorwürfe und Gewalt ihren Zweck zu erreichen suchten. Sie hatten insgeheim einen Beschützer an dem Emir und einen Hinterhalt an

einem Verein junger Männer, der sich in der politischen Aufregung jener Tage gebildet hatte. Ein Befehl des Paschas von Damaskus rief sie zwar nach Hause zurück, doch nicht bevor sie ungefähr zwanzig alte und junge Männer fortgeschleppt hatten, von denen einige indeß bald darauf in Thomsons und Tannus el Haddads Unterricht zurückkehrten, die Smith und Butrus in Hasbeiya abgelöst hatten. Letztere mußten nun aber auf dem Gebirge Erholung suchen, und in dieser Zeit erhob sich der Verein der jungen Männer in Waffen gegen die Protestanten, unter denen die Männer sich den mörderischen Anschlägen der Feinde durch die Flucht entzogen. Als Thomson nach Hasbeiya zurückkehrte, fand er dort nur die Frauen, Mütter, Schwestern und Töchter der Geflohenen, und zwar einige unter ihnen in solcher Dürftigkeit, daß sie kaum wußten, wie ihr Leben fristen; doch hegten sie, wie es schien, keine Furcht. Tags darauf holte er die halbverhungerten Flüchtlinge in Abeih ein, wo sie bis zum Oktober blieben und mit großem Eifer seinen Unterricht benützten.

In diesem Monat erschien dort einer der beiden Drusenscheichs, die sich im Juli der verfolgten Protestanten angenommen hatten, mit einem, wie es hieß, durch den englischen Konsul Wood von dem Pascha von Damaskus ausgewirkten Dokumente, das ihre Rückkehr anordnete und ihre Sicherheit verbürgte. In der Folge erwies diese Zusage sich zwar als trügerisch, doch war sie vermuthlich aufrichtig gemeint, ehe der Pascha durch den Einfluß des Patriarchen von Damaskus und die fast drohende Sprache des russischen General-Consuls für Syrien umgestimmt wurde.*) Am 14. Oktober langten die Flüchtlinge wieder in Hasbeiya an, wo am gleichen Tag auch der Pascha von Damaskus eingetroffen war, um ihre Feinde

*) Die betreffende Erklärung des russischen Generalconsuls lautete nach einem Bericht des in dieser Sache wohl unterrichteten englischen Missionars Porter in Damaskus: „Obgleich ich über diese Angelegenheit mit Eurer Excellenz gerne in freundlicher Weise verkehren möchte, muß ich Sie doch erinnern, daß ich ein Diener des allerhöchsten Kaisers von Rußland bin, und daß wir das Recht haben, die griechische Kirche in den osmanischen Besitzungen zu beschützen. Ich würde es sehr bedauern, wenn ich genöthigt wäre, meine Sprache zu ändern und gegen jedes Verfahren zu protestiren, das zur Demüthigung der griechischen Kirche in Hasbeiya und zur Ermuthigung der vorgeblichen Protestanten führen kann, um so mehr, da die hohe Pforte gar keine solche Genossenschaft unter ihren Unterthanen anerkennt."

aufzustacheln, den Gouverneur einzuschüchtern und den Einfluß der Drusenscheichs zu schwächen. Butrus, der die Heimkehrenden begleitet hatte, rieth den Missionaren von jedem Besuch ab, so lange der Patriarch nicht wieder abgezogen sei und die Aufregung sich etwas gelegt habe; so sandten sie, um ihn abzulösen, zuerst Tannus, dann einen andern Nationalgehilfen, Elias el Fuaz. Endlich wurde der freundlich gesinnte Gouverneur beseitigt und durch einen mehr auf Seite der Verfolger stehenden ersetzt. An den beiden folgenden Sonntagen warf man in den Straßen mit Steinen nach den „Bibelmännern", wobei Elias el Fuaz ernstlich verletzt wurde. Der Scheinwiderstand des Gouverneurs war mehr darauf abgesehen, die Thäter zu ermuthigen, als sie von ihrem wüsten Treiben abzubringen, und so ruhten sie denn auch nicht, bis Elias vertrieben und einige Protestanten abermals in's Gebirge geflohen waren. Andre, der Verfolgungen müde, von denen sie keine Ende absahen, bequemten sich den Forderungen des Patriarchen so weit an, daß sie die griechische Kirche besuchten, ohne sich jedoch am Gottesdienst zu betheiligen oder ihre mißbilligende Ansicht von denselben zu verheimlichen. Diese theilweise Nachgiebigkeit ersparte ihnen weitere Verfolgungen, entfremdete sie innerlich aber nur noch mehr einer Kirche, die zu solchen Maßregeln griff, um sie festzuhalten. —

In Beirut gieng inzwischen die arabische Predigt fort; neben den beiden sonntäglichen Gottesdiensten fand dort auch noch eine zu lieblichen Hoffnungen berechtigende Sonntagsschule Eingang. Das Seminar aber wurde nicht in Beirut, sondern in dem hochgelegenen Bergdorf Abeih wieder eröffnet, mit Berücksichtigung der seitherigen Erfahrungen. Da sein Hauptzweck die Heranbildung einer tüchtigen eingeborenen Geistlichkeit war, sollte hinfort kein Jüngling, der nicht die entsprechenden Gaben und inneres Leben besaß, unentgeltliche Aufnahme in demselben finden. Der Unterricht sollte im Wesentlichen arabisch gegeben, Kleidung, Kost und Wohnung streng nach einheimischem Styl bemessen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Zöglinge mit ihrem Volke möglichst wach erhalten werden.

Kaum war die neue Station gegründet, so bot sie schon den Missionaren Gelegenheit, mitten im wüthenden Parteihaß sich als Boten des Friedefürsten zu beweisen. Schon im Frühling 1845 nämlich entbrannte der Streit zwischen Drusen und Maroniten auf's

Neue — nicht in einem Religionskrieg, sondern in einem Verzweiflungskampf um die politische Oberhand; denn die maronitische Geistlichkeit war in dem von den Drusen bewohnten Theil des Gebirges schnell wieder zu Macht und Einfluß gelangt und suchte dieselben nach Kräften geltend zu machen. In Abeih, wo die Bevölkerung aus Drusen und Maroniten gemischt war, begann der Zusammenstoß am 9. Mai. Beide Parteien versprachen den Missionaren, daß wer auch den Sieg erlangen möge, weder ihnen selbst, noch ihrem Eigenthum ein Leid geschehen solle. Bald neigte die Wagschale sich auf Seite der Drusen; der maronitische Theil des Dorfes wurde in Asche gelegt, und über 350 Maroniten flüchteten sich in einen befestigten Palast eines der Schehab Emirn. Andre 200, worunter einige der grimmigsten, fanden eine Zufluchtsstätte in den Häusern der Missionare und in der mitten im maronitischen Viertel gelegenen Wohnung eines eingebornen Gehilfen, die Thomson durch eine Wache von zuverlässigen Drusen und Griechen zu schützen wußte. Schon stand der Palast in Gefahr erstürmt zu werden, in welchem Fall wohl kein Maronite lebend entronnen wäre, als der Führer der Drusen Thomson ersuchte, sich mit einer Parlamentärflagge dorthin zu begeben, um den Umzingelten freien Abzug anzubieten. Der Missionar that es nicht ohne eigne Lebensgefahr, während der Kampf noch tobte, und rettete so die Bedrohten. Nach der Uebergabe verband Van Dyck die verwundeten Maroniten im Palast und brachte mehrere derselben in seine eigne Wohnung; die gleichen Dienste leistete er auch den verwundeten Drusen. Beinahe hätte er darüber sein Leben eingebüßt; denn als er einmal von einem solchen Liebesgang aus einem benachbarten Dorfe heimkehrte, hielt ein drusischer Krieger ihn für einen Maroniten und hätte ihn in dieser Meinung erschlagen, wäre nicht im rechten Augenblick noch ein Mann dazu gekommen, der bezeugen half, daß Van Dyck ein Amerikaner sei. Ihm selbst hatte der Druse das seiner Kleidung und seiner Fertigkeit im Arabischen wegen nicht glauben wollen. — Nur von zwei Janitscharen geleitet, langte in diesen Tagen Miss. Laurie durch die Horden der siegreichen Drusen hindurch glücklich in Abeih an und beerdigte da gleich unter dem Boden seiner Kapelle den halbverbrannten Leichnam eines italienischen Padres, den er auf der Straße fand. Für die hungernden Maroniten verbuken die Missionare

all ihr Mehl und sandten sogar in der Nacht noch einen Boten nach Beirut um neuen Vorrath. Als die Maroniten dann von Abeih abzogen, schickten die Brüder aus Angst, sie könnten trotz ihrer türkischen Eskorte auf dem Wege nach Beirut von den Drusen niedergemacht werden, einen Eilboten an den englischen Generalkonsul Oberst Rose, der diesen bewog, in eigener Person zu ihrem Schutz hinaufzukommen. Am selben Tage noch erschien ein Erlaß des maronitischen und des griechisch-katholischen Bischofs in Beirut, worin diese ihrerseits ihre Gemeinden auf's nachdrücklichste zur Beschützung aller Glieder der amerikanischen Mission ermahnten.

Der Erfolg des Kriegs war für die Maroniten auch dießmal die Zerstörung ihrer Dörfer und ihrer Macht. Die Verfolger der Protestanten in Hasbeiya wurden von den Drusen theilweise verjagt, theilweise erschlagen. Der maronitische Patriarch starb aus Kummer über die Vereitlung seiner Pläne. „Wie sichtbar wurde doch in diesem Leben schon das Blut des gemordeten Asaad an ihm gerächt!" ruft Smith ihm nach. „Nachdem er diesen treuen Zeugen zum Tode gebracht, nachdem er wiederholt Veranlassung gegeben, daß die Bibel verbrannt und die Missionare beschimpft und mit Steinen geworfen wurden, nachdem er sich gerühmt hatte, jetzt habe er ihnen jeden Eingang auf das Gebirge verschlossen, sieht er sich aller seiner Macht beraubt, die Missionare inmitten seiner Heerde angesiedelt, seine beiden Lieblingsbischöfe genöthigt, Befehle zu ihrem Schutz zu erlassen, seine Leute zweimal in's Verderben gestürzt durch Kriege, die seine eignen Maßregeln beschleunigt, wenn nicht herbeigeführt haben. Und unter diesen Enttäuschungen bricht seine Kraft zusammen und er stirbt."

Der Krieg unterbrach natürlich die Schulen im Gebirge, das Jahr darauf aber wurden deren zehn mit 436 Schülern von Abeih aus geleitet. Darunter befanden sich 144 Mädchen und 179 Drusen. In Verbindung mit der Station in Beirut standen vier aus Knaben und Mädchen gemischte Schulen und eine für Mädchen allein. In Suk el Ghurb, einem zwei Stunden von Abeih entfernten Dorfe, bildete aus der griechischen Kirche heraus sich eine 14 Familien zählende Gemeinde, der jeden Sonntag Gottesdienst gehalten wurde. In Bhamdun, dem Sommeraufenthalt der Brüder in Beirut, war eine Anzahl entschiedener Protestanten, die erklärten, sie finden überall, wo sie hinkommen, gleichgesinnte Leute. Sogar in Zahleh,

der eigentlichen Brutstätte des Fanatismus, gab es Einzelne, welche die herrschenden Mißbräuche öffentlich angriffen. In einem Dorfe am Hermon waren 60 Männer bereit, dem Beispiel der Protestanten in Hasbeiya zu folgen, sobald dieselben eine einigermaßen gesicherte Stellung erlangt haben würden. Der innere Anstoß zu einer reformatorischen Bewegung war gegeben, wenn auch vorerst noch gehemmt durch die von außen im Wege stehenden Schwierigkeiten.

6. Vereinzelte Kämpfe und Siege.

Auch im nördlichen Syrien begann sich's jetzt zu regen. Ein in Konstantinopel bekehrter und durch den dortigen Patriarchen Matteos verbannter Armenier, der Wartabet Bedros, hatte den Samen des Worts nach Aintab gebracht, von wo 1845 etliche angesehene Männer im Namen vieler Familien einen dringenden Hilferuf an die syrischen Missionare richteten. „Wir sind wie Fische in einem großen See und warten, bis Ihr kommt und das Netz des Evangeliums unter uns auswerft,“ sagten sie darin. Da die herrschende Sprache in Aintab jedoch nicht arabisch, sondern türkisch ist, konnten die syrischen Brüder dieser rührenden Einladung nicht Folge leisten, und Aintab wurde, wie später auch das im August 1845 erstmals von Miss. Thomson besuchte Aleppo der armenischen Mission zugetheilt.

„Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter,“ hieß es überdieß auch auf dem syrischen Ackerfeld. „Nichts,“ sagt Anderson, „ist beim Rückblick auf diese Mission schmerzlicher, als die Wahrnehmung, wie so manche Oeffnungen, die sich dem Evangelium in der unerwartetsten und überraschendsten Weise aufthaten, nur deßhalb sich wieder zu schließen schienen, weil keine Leute da waren, sie zu nützen!“ — Statt neue Kräfte nachrücken zu sehen, mußten die Brüder im Herbst 1846 Miss. Laurie mit gebrochener Gesundheit nach Amerika zurückkehren lassen. Da eröffneten sie denn das neue Jahr mit einem Hilferuf, worin sie der heimischen Kommittee rundweg erklärten: „Es ist große Gefahr, daß selbst auf den beiden Posten, welche Sie in Syrien besetzt haben, das Werk bis zum Ersterben erlahmen könnte, ehe Ihre neuen Sendboten gefunden sind, die Seereise zurückgelegt und den unerläßlichen Vorbereitungsprozeß durchgemacht haben, um sich zu befähigen, den Todtengebeinen

zu weissagen. Ja, wir müssen es Ihnen mit unmißverstehbarer Deutlichkeit zu bedenken geben, daß wenn Sie nicht eilen mit diesem Werk und den Flug derer beschleunigen, welche das ewige Evangelium verkünden sollen, selbst in den Thäler und auf den Höhen des Libanon sein Schall verstummen könnte! Ihr junges Lehrerseminar könnte sich auflösen, Ihre Gemeinden auf dem Gebirge und in der Ebene ohne Jemand gelassen werden, der ihnen das Brod des Lebens bricht; Ihre Presse aufhören, jene Blätter auszustreuen, die zur Gesundheit der Heiden dienen. All dieß kann, ja muß geschehen mit der unerbittlichen Nothwendigkeit, nach deren Gesetz Alles in Staub zurücksinkt, wenn Sie nicht eilen, die Lebenskraft unsrer Mission durch die Aussendung einer neuen Generation von Arbeitern zu verjüngen."

Auch dieser energische Aufruf, den die Kommittee alsbald veröffentlichte, verhallte jedoch fast spurlos im weiten Amerika. Ein einziger Sendbote, Miss. Benton sammt Gattin, traf gegen Ende des Jahrs in Syrien ein, wo der Herr dem kleinen Arbeiterhäuflein immer neue Ermuthigungen zu Theil werden ließ. Im Laufe des Jahrs 1847 schlossen sich der Missionsgemeinde in Abeih neun weitere Glieder an, und der Mufti von Beirut erklärte, da die Drusen als Ungläubige zu den Moslems in demselben Verhältnisse stehen, wie Juden oder irgendwelche christliche Sekten, seien sie im Falle ihres Uebertritts zum Christenthum von den türkischen Gerichten nicht zu belangen. Auch die Protestanten von Hasbeiya fanden Gerechtigkeit. Als sie im Frühling 1847 einen der Ihren nach Konstantinopel sandten, um dem Sultan ihre Klagen vorzulegen, ertheilte dieser den Bescheid, der Pascha von Damaskus habe Weisung erhalten, die Protestanten zu beschützen. Dieser erließ dann auch 1848 an den Emir von Hasbeiya den strengen Befehl, jener Weisung nachzukommen, und so ungern derselbe gehorchte, konnte er doch nicht umhin, die Protestanten wissen zu lassen, sie können ungehindert zu ihren Gottesdiensten zusammenkommen, und allen Parteien jeden Angriff auf sie öffentlich zu untersagen. Der griechische Patriarch schleuderte nun zwar eine Bannbulle gegen sie, in Folge deren etliche Monate hindurch sie für allen geschäftlichen Verkehr ganz auf sich selbst angewiesen waren, was manche der Aermeren sehr in's Gedränge brachte. Man forderte die Bezahlung ihrer Schulden, während sie selbst ihre ausstehenden Gelder vergeblich zu-

rückverlangten; aber nur ein Einziger wurde unter diesen Prüfungen seinem Glauben untreu. Als dann die Drusen und andre Sekten ihre Stimme gegen dieses Beginnen erhoben, verlor der Bannfluch bald seine Kraft, und schon im Dezember 1848 war seine Wirkung so gut wie erloschen. Ein weiterer Fortschritt dieses Jahres war die Gründung einer selbständigen eingebornen Gemeinde in Beirut, deren Glieder seither der größtentheils aus den Missionaren und ihren Familien bestehenden Missionsgemeinde einverleibt gewesen waren, und die Besetzung Aleppos durch die Missionare Ford und Benton.

Ein besonders hoffnungsvolles Zeichen für die Mission unter der orientalischen Christenheit war die große Zahl gelehrter Männer, die ihr Herz der Wahrheit öffneten. Eine hervorragende Stelle unter diesen nimmt Michael Meschakah, ein griechischer Katholik aus Damaskus ein, der 1848 offen zum Protestantismus übertrat. Um sein Gewissen zu beschwichtigen, hatte er sich dem Unglauben in die Arme geworfen, war davon abet durch die arabische Uebersetzung von Keith's „Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen" und andre aus der Missionspresse hervorgegangene Schriften zurückgekommen und durch den persönlichen Verkehr mit den Missionaren, namentlich mit Smith für Christum gewonnen worden. Die Rückhaltslosigkeit, womit er seine Liebe zum Evangelium bekannte, verwickelte ihn in eine Kontroverse mit seinem Patriarchen, die um so allgemeineres Interesse erweckte, als er für den gebildetsten Laien, wie jener für den gelehrtesten Theologen des Landes galt. Darauf hin schrieb er über die Gründe, die ihn zum Austritt aus der katholischen Kirche bewogen, auch noch eine Abhandlung, welche auf der Missionspresse gedruckt wurde. Nachdem er in dieser nach Smith's Urtheil ebenso gründlichen als geistreichen Arbeit den Leser mit seinen persönlichen Erfahrungen bekannt gemacht, spricht er darin seine Mißbilligung der päpstlichen Suprematie und des Bestehens einer andern Priesterschaft als der Christi, so wie eines andern Opfers als des Seinen aus, woran sich Betrachtungen über die Rechtfertigung durch den Glauben und die Wiedergeburt knüpfen.

Ein anderer bekehrter Syrer, Michael Aramon, stand jetzt zur größten Zufriedenheit der Missionare dem Seminar vor; ein wackerer Hasbeiya-Bruder erwies sich hoch oben im Gebirge, wo er eine Drusenschule leitete, als ein brennendes und scheinendes Licht.

In einem andern Gebirgsdorfe übte Asaad el Maaluk als Schullehrer einen stillen, aber darum nicht minder gesegneten Einfluß aus. Als er anfing, die Leute mit dem Evangelium bekannt zu machen, beriefen diese sich auf ihren Priester Elias. Dieser versuchte wiederholt, die Lehren und Ceremonien der griechischen Kirche zu vertheidigen, wurde dann zornig, als er merkte, daß er aus der Bibel seinen Gegner nicht widerlegen könne, und verbot seiner Gemeinde jeden Umgang mit ihm. Mit der Zeit aber gewann die milde, und doch so ernste Art des eingebornen Bruders sein Herz. Er gelangte zu der Ueberzeugung, daß wirklich nur das, was durch die Bibel begründet werden könne, Anspruch darauf habe, Glaubens- und Lebensregel zu sein, und bekannte seiner Gemeinde offen diese Veränderung seiner Ansichten. Er wollte sich nun von der Kirche ferne halten, wurde aber wieder und wieder bestürmt, doch noch die Messe zu lesen. Bald gab er nach, bald blieb er standhaft, bis im Januar 1849 er einmal, nachdem er die Messe gelesen, zugleich mit der Gemeinde die Kirche verließ, die Thüre abschloß, die Schlüssel auf den Boden warf und laut erklärte, er sei ein Protestant und könne nicht länger sein Gewissen damit beschweren, daß er als Priester fungire. Man suchte ihn nochmals auf verschiedene Weise von seinem Entschlusse abzubringen, jedoch umsonst.

Der Haß der Lichtfeinde wurde durch solche Vorgänge natürlich nicht vermindert, aber die Protestanten erfreuten sich jetzt eines kräftigen Schutzes von Seiten Englands. Als im Sommer 1849 die Brüder von Tripoli in dem maronitischen Dorfe Ehden, aus dem vor 20 Jahren Bird so gewaltsam vertrieben worden war, ihren Sommeraufenthalt nehmen wollten und sich ähnliche Scenen wie damals wiederholten, brachte ohne Wissen der Missionare der englische Konsul von Beirut die Sache sogleich vor seine Regierung, worauf nicht nur der Patriarch und der Emir sofort einen tüchtigen Verweis von Lord Palmerston erhielten, sondern die Schuldigen auch eine Buße von 160 fl. bezahlen mußten, und der Gouverneur des Libanons die Missionare mit einem Geleitsbrief für jeden Ort versah, an dem es ihnen gelinge, Wohnungen zu miethen. Ueberdieß wirkte der amerikanische Gesandte seinerseits einen gestrengen Brief des Wessiers an den Pascha von Tripoli aus, so daß die

Verkündiger des Evangeliums in den Augen des Volks jetzt keineswegs mehr als schutzlose Fremdlinge dastanden.

Dagegen brach im Herbst 1850 in Aleppo der Haß der Muhammedaner gegen die Glieder der orthodox-griechischen und griechisch-katholischen Kirche in wildem Aufruhr los. Die Gesammtbevölkerung der Stadt mochte sich damals auf 60,000, die der Namenchristen auf etwa 20,000 Seelen belaufen. Weitaus am zahlreichsten waren unter diesen letzteren die griechischen Katholiken. Sie betrachteten mit dem kleinen Häuflein der orthodoxen Griechen sich gewissermaßen als die Aristokratie Syriens, da sie an Reichthum und Luxus weit über ihren Glaubensgenossen in den meisten Städten des Orients standen. Anstatt nach morgenländischer Sitte ihren Wohlstand vorsichtig zu verbergen, machten sie großen Aufwand in Möbeln, Kleidern und kostbaren Kirchendecorationen, was natürlich den Neid der Moslems erregte. Dazu kam in neuerer Zeit ein gewisser Uebermuth der Christen, deren Selbstgefühl durch die Toleranzbestrebungen des Sultans bedeutend wuchs und unwillkührlich den alten Erbhaß der hierdurch verstimmten Muhammedaner neu entflammte. Als nun die Ankunft eines Konskriptionsbefehls die Gemüther noch weiter erbitterte, war es beschlossene Sache, während man dem Pascha Trotz biete, zugleich auch seinen Muth an den Christen zu kühlen. Der erste Angriff erfolgte am 16. October. Tausende wilder Araber stürmten da, verbunden mit dem schlimmsten Gesindel der Stadt, in Häuser und Kirchen. Prachtvolle Möbel und Gewänder und für Generationen angesammelte Schätze an Gold und Silber wurden im Nu die Beute sonnverbrannter Araber, die zugleich mit einer großen Anzahl von Häusern auch die Kirchen bis auf eine plünderten und zerstörten oder niederbrannten. Viele Christen wurden dabei ermordet oder schwer verwundet. Der dem Sturme nicht gewachsene Pascha flüchtete sich zu den Soldaten in die Kasernen und ließ das Volk gewähren, bis neue Befehle vom Sultan kämen. Etwa 14 Tage verstrichen so in grenzenloser Anarchie, bis er endlich genug Truppen zusammengezogen hatte, um seine Autorität wieder geltend zu machen. Als dann sehr deutliche Instruktionen aus der Hauptstadt einliefen, machte er einen blutigen Angriff auf die Insurgenten, die, obgleich Moslems, nun noch schwerer zu leiden hatten, als die Christen durch sie.

Unter diesen hatte bis zu jenen Schreckenstagen sich ein wach-

sendes Wohlwollen gegen die Protestanten angebahnt. Gleich bei dem ersten Besuch, den (August 1845) Miss. Thomson in Aleppo machte, war demselben von dem kränkelnden Bischof der orthodox-griechischen Gemeinde ein sehr herzlicher Empfang zu Theil geworden. Auch in Athanasius, dem in Aleppo residirenden griechisch-katholischen Erzbischof von Tripoli, hatte er einen evangelisch gesinnten Mann von einer in Syrien ungewöhnlichen theologischen Bildung gefunden. Athanasius hatte zwei Jahre in England und zwei in Malta zugebracht und schien ernstlich eine Reformation seiner Landsleute zu wünschen, ohne sich dabei die im Wege stehenden Schwierigkeiten irgendwie zu verbergen. Er stand allgemein in großer Achtung, obgleich er aus seiner Hinneigung zum Protestantismus keinen Hehl machte. — Das hoffnungsvollste Arbeitsfeld in Aleppo hatten indeß der Mission die Armenier dargeboten. Unter ihnen fand Thomson schon 50 Protestanten, größtentheils gewonnen durch Wartabet Bedros, der, nachdem er in Aintab in großem Segen gewirkt hatte, nach Aleppo flüchten mußte, wo er am 13. November 1848 nach kurzer Krankheit selig entschlief. — Seither nun durften die in seine Arbeit eingetretenen Missionare unter allen Klassen der Bevölkerung ein zunehmendes Vertrauen wahrnehmen. Es wurde ihnen immer leichter, Zutritt in die Häuser zu erlangen, und gar Manche stimmten bereitwillig der Wahrheit zu. All das unterbrach aber der blutige Ausbruch der Volksleidenschaften für längere Zeit. Der bittre Haß, der nun die Gemüther erfüllte, ließ die Friedensstimme des Evangeliums wenig Eingang finden. Nur in dem Einen Punkte mußten vielleicht auch diese beklagenswerthen Auftritte der Ausbreitung der Wahrheit den Weg bereiten, daß sie die abergläubische Verehrung der Bilder erschüttern halfen. Manche dieser letzteren hatten bisher für so heilig gegolten, daß Niemand sie berühren könne, ohne eine verdorrte Hand davon zu tragen; nun aber hatten die Feinde dieselben in Stücke gerissen, mit Füßen getreten und verbrannt! — Erst 1853 wurde eine eingeborne Gemeinde in Aleppo organisirt; hiemit aber scheiden wir von diesem interessanten Platze, da er 1855 der armenischen Mission zugetheilt wurde.

In Hasbeiya hatten die Brüder vielleicht zu lange mit der Organisirung einer eingebornen Gemeinde gezögert, und dadurch deren inneres Wachsthum etwas aufgehalten. Im Juli 1851 erfolgte dieselbe endlich. John Wortabet, der Sohn des uns wohl

bekannten Erstlings der Mission, wurde zu ihrem Prediger und nachherigen Pfarrer bestellt. Er hatte die Gaben seines Vaters geerbt, seine Erziehung theilweise in dem ersten englisch-arabischen Seminar zu Beirut genossen und nach dessen Schluß bei Dr. Van Dyck medizinische Studien gemacht, die er dann bei Dr. De Forest fortsetzte und in Tripoli eine Zeitlang praktisch anwendete. Dann erst hatte er sich der Theologie zugewandt, in deren Anfangsgründen mit Einschluß des Griechischen und Hebräischen ihn Smith, Whiting und Thomson unterrichteten, bevor er sie zuerst in Aleppo und dann in Abeih weiter verfolgte. — Bald nachdem er sein Predigtamt in Hasbeiya angetreten, verwickelten sich dort und in der ganzen Umgegend die politischen Zustände dermaßen, daß zu Zeiten keiner der Missionare oder ihrer Nationalgehilfen sich hin wagen konnte; Wortabet aber hielt unter allen diesen Stürmen wacker aus. Auch die Protestanten in Ibel bei Hasbeiya und in Rascheiya auf dem Gebirge giengen siegreich aus der Verfolgung hervor, welche die vereinten Anstrengungen der Bischöfe, Priester und Lokalgouverneure über sie heraufbeschworen, bis endlich durch Vermittlung des englischen Gesandten in Konstantinopel die Gouverneure, als die Hauptanstifter der meisten Wirren nach Damaskus beschieden wurden, um von ihrem Treiben Rechenschaft zu geben.

Gerade um jene Zeit wurden in die Gemeinde in Abeih einige neue Glieder aufgenommen, worunter ein Mann, dessen merkwürdige Führung wohl eine kurze Erwähnung verdient. Als neun Jahre zuvor in dem Krieg mit den Drusen seine Partei ein Dorf plünderte, hatte er in einem der Häuser eine Bibel gefunden, die er mit sich nahm. Er fieng an sie mit steigendem Interesse zu lesen und wurde dadurch auf die Irrthümer seiner Kirche aufmerksam. Jetzt suchte er den Umgang der Missionare, wurde exkommunicirt und seiner rechtmäßigen Einkünfte beraubt. Man stürmte sein Haus, zerstörte sein Eigenthum, aber er blieb unbeweglich bei seinem Entschluß, sich der protestantischen Gemeinde anzuschließen. Seine Frau und andre Verwandte folgten seinem Beispiel, und durch seinen ebenso versöhnlichen als festen Wandel überwand er endlich die Widersacher. Eine Schule, die er nun eröffnete, wurde zwar vorzugsweise von jungen Drusen besucht, doch vertrauten auch einige seiner früheren Glaubensgenossen ihre Kinder seinem Unterricht an.

Trotz des neu erwachten Verfolgungsgeistes, der sich an verschiedenen Orten, namentlich auch in Sidon spürbar machte, gieng es entschieden voran. In wohl zwölf Dörfern um Sidon her gab es Leute, welche mit einander in der Bibel zu lesen und die Missionare zu besuchen pflegten. Auch weiter nach Süden zu fand Dr. De Forest auf einer Reise, die er 1852 bis zum Karmel machte, in allen Dörfern der Küste entlang den Wunsch, etwas über den neuen Weg zu erfahren, gegen den so viel geeifert werde. Als das Jahr darauf zwei Nationalgehilfen das Evangelium bis nach Nazareth hinab verkündigten, wurden sie in einem Dorfe, nachdem sie eine Zeitlang die Leute von Haus zu Haus besucht hatten, eingeladen, nun auch Sonntags in der Kirche zu predigen. Zwei Stunden lang lauschte die ganze Gemeinde da dem Worte Gottes, und die Folge davon war, daß das ganze Dorf, seinen Priester an der Spitze, sich der unter der Pflege der englisch-kirchlichen Missionare in Jerusalem stehenden protestantischen Gemeinde von Nazareth anschloß. Das gleiche thaten auch 50 Männer eines andern benachbarten Dorfes. Wo immer die eingebornen Brüder hinkamen, begegnete ihnen ein lebhaftes Verlangen nach dem Worte Gottes.

Ein ganz besondrer Ernst aber machte sich um diese Zeit in Sidon fühlbar, wo sich eine Bibelklasse von mehr als 30 Männern bildete. Merkwürdig war, daß sie alle von der Erklärung des Römerbriefs sich mehr angezogen fühlten, als von irgend einem andern Theil des Neuen Testaments. Einmal ihrem Verständniß erschlossen, schien die gewaltige Beweisführung des Apostels ihre Gemüther mit dem ganzen Zauber der Neuheit zu erfassen und ihnen einen Eindruck von den großen Grundwahrheiten zu geben, der zu der festen Hoffnung berechtigte, sie werden nie wieder zu dem Tand dieser Welt zurückkehren. Was sie in der Bibelklasse hörten, verkündeten sie außerhalb derselben, so daß in der ganzen Umgegend ein Geist des Forschens und Suchens erwachte. In einem Dorfe östlich von Sidon, in Cana in der Nähe von Tyrus, in Alma auf dem Gebirge, in Akka und Chaifeh, überall gab es entschieden protestantisch gesinnte Leute.

Natürlich gerieth die eingeborne Priesterschaft der verschiedenen christlichen Sekten darüber in große Aufregung und suchte dem Einfluß der Missionare vereint entgegenzuwirken. Zahlreiche barmherzige Schwestern ließen sich in Sidon nieder und eröffneten Schulen,

in welche auf priesterlichen Befehl alle Eltern ihre Kinder schicken sollten, um die protestantische Schule zu sprengen. Trotz des Hasses, des Mangels und der Vertreibung aus ihren Häusern, welche sie zu erdulden hatten, blieben die Bekehrten jedoch standhaft. Die Eine große Frage, welche die Herzen Vieler bewegte, war nur die: „Was ist wahre Religion, und wie kann man ihrer unendlichen Segnungen theilhaftig werden?" So kam denn jetzt auch für Sidon die Zeit, da das unter mancherlei Prüfungen gereifte innere Leben der Bekenner der evangelischen Lehre zur Organisirung einer selbstständigen eingebornen Gemeinde aufforderte.

Wie anders als vor neun Jahren stellte sich doch nun das syrische Arbeitsfeld Anderson dar, als er 1855 auf dem Heimweg von Indien es zum zweiten Male besuchte! An vier Plätzen waren jetzt selbständige eingeborne Gemeinden gegründet, an 16 wurde etwa 420 regelmäßigen Hörern das Evangelium fortlaufend verkündet, und wie ungleich größer war nicht die Zahl derer, in deren Herzen sein Schall schon da und dort mit mehr oder weniger Kraft gedrungen war! Ein schönes Beispiel davon durfte er in dem Gebirgsdorf Ain Zehalti sehen, wo der kürzlich angekommene Miss. Lyons sammt Gattin, von allen englisch redenden Freunden getrennt, dem Studium des Arabischen oblag. Dort hatte durch die Unterweisungen eines eingebornen Bruders von Abeih fast die ganze Einwohnerschaft allen Glauben an die leeren Ceremonien ihrer Kirche so gänzlich verloren, daß ihr Priester unmuthig fortging und den Bischof bat, ihn anderswohin zu versetzen. Er wurde zurückbeordert in der Hoffnung, daß es ihm schließlich doch noch gelingen werde, die Gemeinde wieder zur Heerde zurückzuführen, und da sie nichts für seinen Unterhalt thun wollte, einstweilen durch einen ihm vom Bischof ausbezahlten Gehalt entschädigt. Umsonst! Schon 1857 war die Gesinnung dieser Leute so allgemein bekannt, daß ein Ain Zehaltianer, wo er hinkam, wenn er nicht ein Druse war, für gleichbedeutend mit einem Protestanten galt. An ihrer Liebe zum Worte Gottes und ihrer gründlichen Bibelkenntniß scheiterten auch alle spätern Versuche, sie wieder für die römische Kirche zu gewinnen. Einmal kam zu diesem Zweck ein maronitischer Bischof, ein andres Mal ein Jesuit hin; der Bischof lehnte aber jede öffentliche Disputation mit dem Nationalgehilfen Khalil ab und wurde von einigen Gemeindegliedern, mit denen er es aufzunehmen wagte, durch lauter

Bibelstellen so in die Enge getrieben, daß ihm nichts anders übrig blieb, als sich hinter die Traditionen der Aeltesten zu verschanzen; auch der Besuch des Jesuiten endete mit einer ähnlichen Niederlage.

Den Umschwung aber, der seit 1842 in Deir el Kamr stattgefunden, schilderte Bird, der dort 1857 mit großem Erfolg den Schulunterricht auch auf Mädchen ausdehnte, in eben diesem Jahr folgendermaßen: „Damals war der Missionar kaum im Stande, sich hier die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und wenn er wieder fortgieng, folgten ihm Steinwürfe und Verwünschungen; jetzt wird er willkommen geheißen und geehrt. Damals hielt die Furcht sogar seine Feinde zurück, bei ihm einzusprechen; jetzt würden selbst Priester und ein Bischof sich schämen, seine Besuche nicht zu erwiedern. Damals konnte man nicht Worte genug finden, die Protestanten herabzusetzen, jetzt spricht Hoch und Nieder mit Anerkennung von ihnen. Der alte Emir Beschir, einst ihr Schrecken und ihr Verfolger, weilt nicht mehr unter den Lebenden, und sein zerfallener Palast dient als Kaserne für die türkischen Soldaten. Auch sein Secretär und erster Rath ist nicht mehr. Was von dessen stattlichem Hause, das einst der Sammelplatz der dem Evangelium feindseligen Einflüsse war, noch übrig ist, wird theils als Missionswohnung, theils als Schule und protestantische Kapelle benützt. Seine Schwiegersöhne waren die Leiter der Bewegung, die uns hieher führte, und gehören zu unsern entschiedensten Freunden; seine Enkel gewinnen durch die Bibelkenntniß, die sie in unsern Schulen erlangen, einen Blick in die Thorheit des Papstthums.

„Es gab eine Zeit, da Alles zitterte bei den Anathemen der Geistlichkeit, jetzt wagt dieselbe nicht mehr, sie auszusprechen, weil sie dadurch nur ihre Ohnmacht offenbaren würde, da gar Manche froh wären, aus einer Kirche ausgestoßen zu werden, die sie innerlich verabscheuen, und nebenbei doch die Theilnahme Vieler zu genießen, die ihren freiwilligen Austritt mißbilligen würden. Eine Zeitlang wurden die Eltern, welche ihre Kinder in unsre Schulen schickten, vom Beichtstuhl und Abendmahl ausgeschlossen, dann aber fand der maronitische Bischof es gerathener, sie eher zu gewinnen als zu zwingen zu suchen. So hat er jetzt ihre Hochschule unentgeldlich gemacht und überdieß versprochen, auch eine Mädchenschule zu er-

öffnen. Aus der griechisch-katholischen Kirche sind zwar noch immer die Männer und einige Frauen ausgeschlossen, allein sie sind gutes Muths dabei. Einige freuen sich eines so triftigen Vorwands, sich von der Ohrenbeichte frei zu machen; Andre sind entrüstet über die schreiende Ungerechtigkeit, daß man Trunkenbolde und offenkundig lasterhafte Leute zulasse, die ehrbaren und gesitteten aber ausschließe. Und in der That besteht hier das widersinnige Verhältniß, daß die im ganzen Lande bekannten und geachteten Stützen der Kirche aus derselben hinausgeworfen werden."

Dann aber fährt Bird fort: „Bei aller Ursache, die wir zum Dank gegen Gott haben, verlangt es uns jedoch sehr, ein noch entschiedeneres Geisteswerk zu sehen. Die Erkenntniß wächst wohl, allein wir vermissen das entsprechende religiöse Bedürfniß. Vielen ist die Wahrheit nur eine schöne Theorie, von der das Herz unberührt bleibt, ja wir haben sogar die Thatsache zu beklagen, daß manche der begabtesten Geister vom Skeptizismus angesteckt sind. Glücklicherweise sind jedoch die hervorragendsten Leute des Orts unter unsern entschiedensten Freunden, und machen ihren Einfluß zu Gunsten der guten Sitten und eines gediegenen Unterrichts geltend."

Der gewaltige Wechsel in der allgemeinen Volksstimmung fiel auch dem Sekretär der türkischen Hilfsmissionsgesellschaft, Jones, der um diese Zeit erstmals jene Gegenden besuchte, ungemein auf. „Ich will nur Eines erwähnen," schrieb er, „nämlich die Rührigkeit der Maroniten, sich gegen die Eingriffe des Evangeliums in ihre seither geschlossenen Reihen zu vertheidigen. Bisher hatten ihre Geistlichen immer eine stolze Geringschätzung zur Schau getragen und im Bewußtsein ihrer Macht über die Gemüther sich kaum herbeigelassen, mit den verachteten Dienern des Evangeliums in Berührung zu treten. Jetzt aber hat die bedeutende Verminderung ihrer Zahl im Süden von uns und die Zunahme christlicher Erkenntniß auch in ihren übrigen Gemeinden sie von dieser eingebildeten Höhe so weit herabgebracht, daß sie ihren gelehrtesten Priester zum Bischof weihen und ihn auf einen Kreuzzug nach Deir el Kamr, Hasbeiya und andre Orte bis Alma senden, wo der Geist des Märtyrers Asaad el Schidiak in den Herzen des einfältigen Volkes neu aufzuleben und sie vorzubereiten scheint, um des Evangeliums willen selbst dem Tod zu trotzen. Dieser Bischof hatte in Deir el

Kamr öffentliche Disputationen mit Bird, so wie in Hasbeiya mit Wortabet. Letzterer überwand ihn gleich bei der ersten Besprechung so gründlich, daß zu der zweiten der Bischof und seine Anhänger sich mit dem Vorsatz einfanden, was sie an Beweisgründen verloren, durch einen Gewaltstreich zu ersetzen. So folgte denn eine stürmische Debatte, die plötzlich mit einem thatsächlichen Angriff auf einige der anwesenden Protestanten schloß."

Doch auch für solche Hilfsmittel war jetzt nicht mehr der rechte Zeitpunkt. Als z. B. im Sommer 1857 ein Pöbelhaufe die Protestanten in dem in der Nähe von Abeih gelegenen Dörflein Aramon überfiel, genügte Miss. Calhouns Erscheinung und seine sanfte ruhige Erklärung, daß jetzt allen türkischen Unterthanen Religionsfreiheit gewährt sei und die Mission das volle Recht habe, in dem von ihr gemietheten Hause ihre Gottesdienste zu feiern, vollkommen, die Ruhe wieder herzustellen. Doch theilte er jenen Vorfall dem englischen und amerikanischen Konsul mit. Darauf hin erschienen gegen das Ende der Woche in Aramon zwei türkische Beamte von Beirut und zwei Abgesandte des Gouverneurs des Libanons, um als die Stunde des protestantischen Gottesdienstes kam, öffentlich zu erklären, es bestehe heute, morgen, dieses Jahr, nächstes Jahr und für immer volle Religionsfreiheit für Alle. Wieder und wieder bestätigten sie dieß als den Willen des Sultans, und schickten dann Jemand auf die Zinne des Hauses, um nach muhammedanischer Sitte auszurufen, es sei nun die Stunde des Gebets, und Alle, die Lust haben, mögen kommen. Der Gottesdienst fand darnach wie gewöhnlich vor einer aufmerksamen Versammlung statt, und nach demselben forderten die Beamten die Ruhestörer auf, die Verfolgten um Vergebung zu bitten, was sofort geschah, bei Manchen sogar mit Handkuß.

Auch in seinem eigenen Dorfe rief der Gouverneur einige Männer zusammen und drohte ihnen mit strenger Strafe, wenn sie fürderhin noch irgend Jemand seines Glaubens wegen belästigen. Was seine Diener aus Calhouns Mund vernommen hatten, nämlich daß die Religion eine Sache zwischen dem Gewissen jedes Einzelnen und Gott allein sei, das wiederholte dieser hochgestellte Moslem hier aus freien Stücken. In der That, ein wunderbarer Fortschritt!

Doch, indem wir diesen Lichtspuren auf geistlichem und intellektuellem Gebiete folgten, haben wir die menschlichen Werkzeuge,

welche sie ziehen halfen, vielleicht zu stillschweigend übergangen. Werfen wir darum noch einen kurzen Rückblick auf die seit 1847 theils auf das syrische Missionsfeld neu eingetretenen, theils davon abberufenen Arbeiter. Es ist ihrer mit der Zeit doch ein erfreuliches Häuflein nachgerückt, wenn der damalige Hilferuf auch nicht ganz das gewünschte Echo fand. Im Jahr 1848 langten die Missionare Wilson und Foote; 1852 Miss. Eddy; 1853 der Missionssohn William Bird; 1855 die Missionare Lyons, Aiken, Bliß und H. Jessup, sämmtlich mit Gattinnen an; auch einige unverheirathete amerikanische Lehrerinnen wirkten mit an der Erziehung des weiblichen Geschlechts; dazu kam nun auch schon eine hübsche Anzahl in Abeih gebildeter Nationalgehilfen. Aber auch manch schmerzliche Lücke entstand. Nach nur sechsjähriger Arbeit schiffte Foote mit seiner Gattin sich im Herbst 1854 wieder nach Amerika ein, und dennoch zu spät, um ihr Leben zu retten; sie starb in der Nähe der heimatlichen Küste. Im Jahr 1855 entschlief wenige Monate nach ihrer Ankunft in Syrien Frau Aiken, und nach 25jährigem treuen Dienste der wackere Whiting, dessen Wittwe mit gebrochener Kraft nach Amerika zurückkehrte. Am 11. Januar 1857 sodann beschloß zu Beirut an einem Sonntag Morgen vielleicht der bedeutendste Mann der Mission, Dr. Eli Smith seinen Lauf; das Jahr darauf wollte eine andere Säule des Werks, Dr. De Forest sammt Gattin in Amerika Erholung suchen, wurde aber am 24. November gleichfalls zur Ruhe seines Herrn eingeführt. Aiken, der schon vor ihm eine Erholungsreise in die Heimat angetreten hatte, erstarkte nicht so weit, daß er auf seinen Posten zurückkehren konnte.

Unter ihnen allen war der unermüdliche Bibelübersetzer Smith vor menschlichen Augen der Unentbehrlichste. Dreißig Jahre waren nun verstrichen, seit er zuerst in Syrien gelandet. Nachdem er am Beginn seiner Missionslaufbahn im Jahre 1829 mit Anderson die jonischen Inseln, Morea und den griechischen Archipel besucht und das Jahr darauf mit Dr. Dwight eine Untersuchungsreise nach Armenien und einem Theil des nestorianischen Gebiets gemacht, dann wesentlich zur Genauigkeit und Manchfaltigkeit von Robinsons Biblical Researches beigetragen und arabische Typen beschafft hatte, die auch dem verwöhntesten Geschmack genügen mußten, war der Eine große Zweck, dem er fortan sein Leben widmete, die Uebertragung der h. Schrift in die arabische Sprache gewesen. Zu diesem

Ende vertiefte er sich in gründlichere Sprachstudien, als erforderlich gewesen wären, wenn er nur darnach gestrebt hätte, ein guter Redner und Professor zu werden. Dabei war er beständig bemüht, sein ebenso vielseitiges als eingehendes Wissen durch gut gewählte Lektüre zu erweitern. Mit einer gründlichen Bekanntschaft mit den alten Klassikern vereinigte er eine mehr oder weniger vollständige Kenntniß des Französischen, Italienischen, Deutschen und Türkischen. Das Hebräische war ihm geläufig, das Arabische eine zweite Muttersprache.

Dabei verwandte er als praktischer Geschäftsmann ein gut Theil seiner Zeit auch auf die Beaufsichtigung des technischen Theils der Presse. Jahrelang las er die Korrekturbogen sämmtlicher aus der Missionsdruckerei hervorgehenden Werke, versäumte jedoch über seinen literarischen Beschäftigungen keineswegs die Verkündigung des Evangeliums, die ihm immer als die erste Aufgabe jedes Missionars erschien. In klarer, durchsichtiger, logischer Erklärung des Wortes Gottes hatte er wenige seines Gleichen, und dabei war seine Sprache, obgleich rein und gewählt, doch so einfach, daß auch der geringste seiner Zuhörer ihn verstehen konnte. Seine Theologie war die der alten puritanischen Väter Neu-Englands. Auf diesem Glaubensgebäude ruhte seine eigene Hoffnung des ewigen Lebens; diese göttlichen Wahrheiten vermittelst arabischer Schriften auch auf den harten, steinichten Boden Syriens zu verpflanzen, war 30 Jahre hindurch das Ziel seiner Arbeit.

Es gefiel Gott nicht, ihm den heißen Wunsch zu erfüllen, seine Bibelübersetzung vollenden zu dürfen. Freilich schwebte ihm hiefür auch ein Ideal vor, das es sehr zweifelhaft erscheinen läßt, ob seinen eignen Anforderungen nach je das ganze Werk zum Druck bereit geworden wäre. Die einzigen Abschnitte, an welche er vor seinem Tode die letzte Feile gelegt hatte, waren die zwei ersten Bücher Mose und die 16 ersten Kapitel des Evangeliums Matthäi. Uebersetzt war dagegen unter Mitwirkung seines eingebornen Hilfsarbeiters Bistäny das ganze Neue Testament, der Pentateuch, die historischen Bücher des Alten Testaments und die Propheten Jesaia, Jeremia, die Klagelieder, Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, Micha und Nahum. Bereits revidirt und beinahe preßbereit war davon das ganze Neue Testament, sowie die genannten alttestamentlichen Bücher mit Ausnahme des Jeremia und der 14 letzten Kapitel des Jesaias.

Hiemit hatte Smith nach dem Urtheil seiner Mitarbeiter den Grund zu einer der trefflichsten Bibelübersetzungen gelegt, die irgend eine Sprache aufzuweisen hat. Keiner von ihnen schien zur Vollendung dieses Werks so befähigt, wie der ursprüngliche Medipiner Van Dyck, der wegen der ungewöhnlichen Leichtigkeit, womit er das Arabische erlernt hatte, 1846 zum Dienst am Evangelium ordinirt worden war, das er seither mit hinreißender Kraft und Beredtsamkeit verkündigte. Unter seiner Leitung verließ dann im März 1860 das Neue Testament, und fünf Jahre später im selben Monat die ganze h. Schrift in arabischer Sprache die Missionspresse von Beirut. Kehren wir jedoch von dieser Abschweifung zum Faden der Geschichte zurück.

7. Die Schreckenstage des Sommers 1860.

Immer lieblicher und hoffnungsvoller gestalteten sich in den auf Smiths und De Forests Heimgang folgenden Jahren die Aussichten der Mission in geistlicher Beziehung; in Betreff ihrer äußern Lage aber waren die protestantischen Christen mit dem Erlaß des Hatti Humäiun noch keineswegs am Ende ihrer Bedrängnisse angelangt. Es zeigte sich bald, daß die Hoffnungen auf Religionsfreiheit im türkischen Reiche, welche nach der Beendigung des Krimkriegs allwärts aufblühten, verfrüht waren. In welchem Grade die Befolgung der neuen Edikte von der Willkühr einzelner Beamter abhieng, sollte sich nur zu bald zeigen.

Unmittelbar vor seiner Berufung nach Beirut, hatte Van Dyck eine Zeitlang seinen Wirkungskreis in Sidon gehabt, wo rings umher die ausgestreute Saat fröhlich grünte. In dem eine starke Tagereise entfernten Dorfe Alma hatte er noch den Platz zu dem ersten protestantischen Kirchlein ausgewählt, zu dessen Bau die eingebornen Christen Syriens sich anschickten. Die Regierung legte der Ausführung dieses Unternehmens kein Hinderniß in den Weg; fremde Residenten und eingeborne Christen verschiedener Orte steuerten bereitwillig zur Bestreitung der Kosten bei; 75 fl. von den 700 fl., auf welche sich dieselben beliefen, deckten die Alma-Leute selbst aus ihrer Armuth, außer der unentgeldlichen Arbeit, die sie dabei übernahmen. So erstand ein gegen 200 Personen haltendes Gebäude, das im November 1858 unter tiefer Rührung aller Betheiligten von Miss. Eddy eingeweiht wurde. Die neun Personen

des Dorfes, die bereits in die Missionsgemeinde aufgenommen waren, empfiengen dabei das h. Abendmahl und erneuerten dem Herrn ihr Gelübde.

Kurz nach diesem Festtag in Alma hatten aber die Gläubigen in dem bei Tyrus gelegenen Cana schwere Proben zu bestehen. Nachdem verschiedene Priester versucht hatten, sie durch Drohungen und Versprechungen zur katholischen Kirche zurückzuführen, schlug dort die Stunde förmlicher Verfolgung von Seiten des muhammedanischen Gouverneurs. Mehrere Frauen wurden geschlagen und den Männern forderte der Gouverneur die Steuern zweimal ab. Ihren Obmann, der ihm ehrerbietig die mit seinem Amtssiegel versehene Bescheinigung der ersten Zahlung vorwies, ließ er prügeln und ins Gefängniß werfen. Dann sandte er Leute aus, um auch die übrigen Protestanten vorzuladen, die aber seine Absicht merkten und mit Ausnahme von zweien die Flucht ergriffen. Diese letzteren wurden vor den Gouverneur gebracht, zu Boden geworfen und erbarmungslos mit Stöcken auf Rücken und Füße geschlagen, wobei jener seine Diener drohend zu noch schwereren Streichen antrieb, bis die Rücken der Beiden ganz schwarzgelb und hoch aufgeschwollen waren. Von ihren Peinigern überdieß eingeklemmt und mit Füßen getreten, um sie zum Stillehalten zu bringen, wurden sie dann halb todt in den Kerker geschleppt, wo sie mit schweren Ketten an Hals und Füßen, und die Hände im Stock, die Nacht bei schon vorher zerschlagenen Leidensgefährten verbrachten. Am andern Morgen wurden sie wieder vor den Gouverneur geführt, zwei von ihnen nochmals geschlagen und dann sämmtlich mit der Drohung entlassen, daß ihre Häuser niedergerissen würden, wenn sie es wagen sollten, sich aus dem Dorfe zu entfernen. Sie giengen dessen ungeachtet nach Tyrus, von wo sie sich nach Beirut einschifften, um bei den Missionaren Theilnahme, und bei dem Pascha Recht zu suchen. Als sie vor Letzterem erschienen, wurden ihre Rücken entblößt, und der ganze Rath sprach beim Anblick ihrer Wunden seine Entrüstung aus über die barbarische Behandlung, die sie im Widerspruch mit den neuen Landesgesetzen erfahren hatten. Der Gouverneur wurde vorgeladen und es schien, als solle er seines Amtes entsetzt werden. Aber nein! Plötzlich änderte der Pascha seinen Ton gegen die Protestanten, ließ auf eine falsche Beschuldigung des Gouverneurs hin einen von ihnen ins Gefängniß werfen und befahl dem Rath, die Sache

niederzuschlagen. Die Cana-Leute wurden zwei Monate lang in Beirut festgehalten und die versuchte Dazwischenkunft des englischen Konsuls barsch abgewiesen; Recht und Gerechtigkeit blieb ihnen versagt, auch als man sie endlich wieder entließ.

Trotzdem trat ganz in der Nähe von Cana jetzt ein neues Dorf, Deir Mimas, in immer nähere Beziehung zur Mission. Schon 1857 hatten einige von dessen Bewohnern sich zum Protestantismus bekannt und deßhalb einen Verfolgungssturm von Gliedern der griechischen Kirche und dem muhammedanischen Kreishauptmann zu bestehen gehabt, unter dem ihre Zahl aber nur wuchs. Als nun 1859 Miss. Eddy einen mehrtägigen Besuch dort machte, fand er mit Freuden jeden Abend eine Versammlung von über 100 Personen verlangend, nach der harten Tagesarbeit noch das Wort des Lebens zu hören. Frauen und Kinder mit eingerechnet, beliefen sich die dortigen Protestanten auf 150 Seelen — mehr als an irgend einem andern Orte des Landes.

Doch nun brach das Jahr 1860 mit jenen Schreckenstagen für Syrien herein, deren blutige Gräuel die ganze Christenheit mit Entrüstung und Entsetzen erfüllte. Alle griechischen und römischen Christen vereinigten sich gegen die Drusen mit der ausgesprochenen Absicht, keinen einzigen von ihnen auf dem Libanon übrig zu lassen; allein sie überschätzten dabei ihre Kraft. Die Protestanten beschlossen, keine Partei zu ergreifen. In Beirut glaubte man, der Hauptzweck der fremden Jesuiten und der eingeborenen Geistlichkeit sei die Ausrottung der Protestanten, deren Wohnsitze hauptsächlich auf drusischem Gebiet lagen, während die türkische Regierung die Drusen zur Vernichtung der lateinischen und griechischen Christen des Libanons zu benutzen wünsche. Gewiß ist, daß die Maroniten mit französischen Gewehren bewaffnet von ihrem Bischof zum Kampf mit Weihwasser eingesegnet wurden, gewiß auch, daß der erste Mord (eines Drusen) durch einen Maroniten verübt wurde. Aber Monate hindurch blieben vereinzelte Mordthaten und Unbilden von der Regierung unbeachtet, bis die Lage endlich unerträglich wurde. Durch Anzündung ihres Dorfs Beitnari zur Verzweiflung getrieben, brannten die Drusen Anfangs Juni 30—40 griechische und maronitische Dörfer nieder, deren Bewohner, so weit sie dem Blutbad entrannen, nach Beirut flüchteten. Kein einziger dieser Flüchtlinge war ein Protestant.

Die Missionare in Abeih, Deir el Kamr und Suk el Ghurb blieben unbelästigt. Die in Sidon erbaten sich vom Gouverneur der Stadt eine Sicherheitswache, als in deren unmittelbarster Nähe Hunderte unbewaffneter Männer und wehrloser Frauen und Kinder, die sich in die umliegenden Gärten und Felder geflüchtet hatten, von Moslems und Drusen grausam hingeschlachtet wurden; sie erhielten dieselbe jedoch erst, nachdem der amerikanische Konsul ihr Gesuch unterstützt hatte. — Als Bird in der Voraussetzung, rings um Deir el Kamr her herrsche Ruhe, einmal die Stadt verließ, um nach den Protestanten in Ain Zehalti zu sehen, fand er sie Abends bei seiner Heimkehr von den Drusen besetzt und in Flammen stehend. Unter den mehr als 100 Häusern, die verbrannten, befand sich auch das protestantische Schulhaus; die drusischen Begs erklärten jedoch, das sei aus Versehen geschehen, und versprachen es wieder aufzubauen. Die Christen hatten gekämpft, bis ihre Munition verbraucht war, und sich dann ergeben. Birds Familie war kein Leid geschehen, obgleich der Kampf und die Brandstätte ganz in ihrer Nähe waren.

Der südliche Theil des Libanon war nun in den Händen der Drusen; nur die Stadt Zahleh konnte in diesem ganzen Bezirk ihnen noch Widerstand leisten. Von dort war 16 Jahre zuvor das Reitercorps gekommen, das die Protestanten von Hasbeiya zum Widerruf zwingen sollte, und erst vor wenigen Monaten noch hatte ein wilder Pöbelhaufe Miss. Benton nnd seine Familie aus ihren Mauern vertrieben. Jetzt schlug auch ihre Stunde. Als im Oktober Miss. Lyons wieder dahin kam mit Unterstützungen für die dem Blutbad Entronnenen, schrieb er: „In dem ganzen weiten Feld der Zerstörung bietet Zahleh einen der traurigsten Anblicke dar. Vor wenigen Monaten noch hatte ich diese blühende Stadt in all' ihrer Schönheit und all' ihrem Stolz gesehen, und jetzt war nichts mehr davon übrig, als eine Masse dachloser Häuser mit geschwärzten, wankenden Mauern und unförmlichen Stein- und Trümmerhaufen. Läden, Magazine, kostbare Wohnungen, prächtige Kirchen, Alles theilt den allgemeinen Zerfall."

Die Protestanten in Hasbeiya gewahrten schon zu Anfang des Jahres Zeichen eines nahenden Sturms. Kaum war Miss. Eddy von einem Besuch, den er ihnen im Mai mit seiner Gattin machte, nach Sidon zurückgekehrt, als das Dorf wirklich von feind-

lichen Drusen umzingelt wurde. Zuerst wurden sie zurückgeschlagen, am 3. Juni aber hieß der Befehlshaber der türkischen Truppen die Christen sich in den Palast begeben, wo er sie zu beschützen versprach. Am 11. umringten die Drusen den Palast, und der türkische Befehlshaber öffnete ihnen die Thore. Nun begann ein entsetzliches Blutbad, dem nur Wenige entrannen, indem sie sich unter die Leichen verkrochen oder über die Mauern flüchteten. Die protestantische Kirche wurde theilweise zerstört, aber nicht verbrannt; Mauern und Dach blieben unbeschädigt. In Rascheiya versprachen die Drusen den Christen Sicherheit, wenn sie ihnen ihre Flinten abliefern wollten; in der Nacht aber zündeten sie verrätherisch deren Häuser an und erschlugen fast alle Männer. Ueber 1000 Menschen wurden in Hasbeiya und der Umgegend hingeschlachtet, worunter jedoch nur neun Protestanten.

In Damaskus fielen am 9. Juli die wilden Moslems aus einer der Vorstädte im Verein mit Kurden, Drusen und Arabern, mordend, plündernd und brennend über das christliche Stadtviertel her. Die türkischen Truppen, denen es ein Leichtes gewesen wäre, den Mordanschlag zu unterdrücken, halfen dabei, statt ihn zu hindern. Mehrere Tage lang dauerte das Gemetzel fort, bis man die Zahl der Erschlagenen auf 5000 schätzte; das ganze Christenviertel der Stadt wurde seiner Schätze beraubt; Häuser und Kirchen lagen in Trümmern. Auch des Nöthigsten bar, flohen die Entronnenen nach Beirut und Sidon, von wo alsbald Hilferufe nach England und Amerika ergiengen. Hauptalmosenpfleger des anglo-amerikanischen Hilfscomites, das sich in Folge davon bildete, waren die Missionare. Thomson fiel die Sorge für Kleider, Herberge und Suppenküchen zu; Van Dyck die für die Kranken und das Spital; Jessup die tägliche Brodvertheilung unter etwa 6000 Personen; den eingebornen Brüdern Butrus Bistany und Michael Aramon die tägliche Almosenaustheilung unter etwa 2500 Bedürftige. Die Auslagen hiefür beliefen sich im August auf wöchentlich 60,000 Piaster oder 5900 fl., und doch schien es der Masse des Elends gegenüber von verschwindend kleiner Wirkung. Bis dahin kamen die nöthigen Geldmittel hauptsächlich aus England, und englische Kaufleute in Beirut übernahmen mit großen Zeitopfern die mit so ausgedehnten Wohlthaten verknüpften finanziellen Geschäfte. Das Ende des Jammers war aber gar nicht abzusehen; denn nicht nur fast

alle Männer, auch die Jünglinge und Knaben waren erschlagen. Wer sollte da künftig die Versorgung der Tausende von Wittwen und vaterlosen Töchtern übernehmen, denen das Land kaum irgend eine Möglichkeit bot, ihr Brod zu verdienen? Die Seiden-, Wein- und Weizenernte war dahin, die Oelbäume standen in Gefahr, aus Mangel an Pflege gleichfalls zu verderben; Zugthiere zum Pflügen und Ackergeräthe gab es nicht mehr, auch war man draußen auf dem Felde seines Lebens nicht sicher.

Rascheiya und Deir Mimas wurden verbrannt, Cana und Alma blieben ihrer Entfernung von den Wohnsitzeu der Drusen wegen verschont. Die Zerstörer in der Umgegend von Baalbek waren nicht Drusen, sondern Moslems und Metawalis. Merkwürdig ist dabei, daß außer etwa in Damaskus keinem Missionar ein Leid geschah und Protestanten, wo sie als solche erkannt wurden, in der Regel sicher waren. Endlich übte die Ankunft von Kriegsschiffen und die Landung einer Abtheilung französischer Truppen in Beirut, verbunden mit der Befürchtung einer Allianz der christlichen Mächte zum Schütz der christlichen Bevölkerung zuerst einen zügelnden, dann einen bestimmenden Einfluß auf die türkische Regierung aus, die schließlich den ersten Minister nach Damaskus sandte, um dort an etwa 170 der Schuldigen furchtbare Gerechtigkeit zu üben. *)

Die unmittelbaren Folgen des Kriegs konnten beinahe nicht anders als nachtheilig für die Mission sein. Die Unzucht nahm überhand, die niedrigsten Leidenschaften wurden aufgeregt, die Herzen Vieler durch das Leiden verhärtet. Andrerseits aber verloren doch die beiden größten Hindernisse, die der Ausbreitung des Evangeliums bisher durch die priesterliche und die feudale Macht im Wege standen, an Bedeutung, und die Protestanten erlangten überdies neue bürgerliche Rechte. Die Achtung vor dem Protestantismus wuchs; die gegen ihn gehegten Vorurtheile schwanden durch das, was man von seinen Früchten sah, und Schaaren, die ohne diese blutigen Gräuel wohl nie den Schall des Evangeliums gehört hätten, kamen durch dieselben in den Bereich der Mission. Und

*) Es sollen 57 Türken und 111 Polizeidiener erschossen worden sein; aber ernstliche Bestrafung der Anstifter lag nicht im Plan der Pforte, waren diese doch unter den höchsten Beamten zu suchen.

nicht umsonst! Denn trotz der Armuth der Bevölkerung stieg in diesem Jahr der Verkauf von christlichen Schriften fast auf das Zehnfache des Vorjahrs, nämlich von 484 Exemplaren auf 4293.

Lieblicher als je gestalteten sich die Aussichten der Mission in den nun folgenden Jahren. Der Wunsch, bei der Ausbreitung des Evangeliums mitzuhelfen, erwachte nun auch in den eingebornen Gemeinden. Es bildeten sich unter ihnen nicht weniger als sechs Missionsgesellschaften, denen sich so ziemlich alle Protestanten in Städten und Dörfern anschlossen, und deren Kollekten in Anbetracht der Armuth der Beisteuernden von großer Freigebigkeit zeugten. In Beirut, wo während des Zusammenströmens so vieler Unglücklichen einige Monate täglich gepredigt worden war, zählte die Sonntagsschule jetzt 200 Kinder, welche dieselben Lieder sangen, die in den amerikanischen Sonntagsschulen von Kinderstimmen erklingen. Auf den Gebirgsstationen waren die Versammlungen ungewöhnlich besucht und gesammelt. Ain Zehalti stand jetzt ganz unter protestantischem Einfluß. Der Ortsvorsteher war ein Protestant; seine Kirche, ihres Altars und ihrer Bilder entkleidet, diente nicht länger dem griechischen Gottesdienst und abgöttischer Heiligenverehrung. Um Sidon her wurde in neun Dörfern das Evangelium verkündet; die Zahl der Gemeindemitglieder hatte sich verdoppelt, und man verlangte nach Schulen für beide Geschlechter. Unter den jungen Leuten namentlich kamen ungemein liebliche Bekehrungen vor. Nach Hasbeiya und Rascheiya konnten die Geflüchteten noch nicht alsbald zurückkehren, aber sie zeigten einen erfreulichen Eifer. Ibl und Deir Mimas waren noch immer Mittelpunkte evangelischen Lichts; das ganze Missionsfeld war offen für Schulen, Predigt und persönlichen Einfluß auf Einzelne, auf Familien und auf ganze Gemeinden. Was fehlte, das waren nur die nöthigen Arbeiter.

„Eine Gesandtschaft um die andre", schrieb Jessup im März 1863, kommt aus verschiedenen Dörfern und Sekten mit der dringenden Bitte, wir möchten sie doch nicht vergessen. Sie fordern Prediger, und wir können ihnen keine senden. Sie möchten Schulen haben, nnd es fehlt uns an Mitteln zu ihrem Unterhalt. Wir sind in großem Gedränge und legen die Sache den Brüdern in der Heimat vor, indem wir die Verantwortung dafür denjenigen über-

lassen, denen Gott die Mittel dazu anvertraut hat, namentlich aber auch den jungen Theologiestudierenden.

„Die Bewohner des Dorfes Ain Kunyeh in der Nähe des Meromsees am Oberlauf des Jordans haben einmüthig ihrem Priester den Rücken gekehrt, ihre Kirche geschlossen und flehen einen unserer Nationalgehilfen an, zu ihnen zu kommen und ihnen den Weg des Lebens zu weisen.

„Vor etlichen Sonntagen kam, während wir in unsrer Kapelle in Beirut versammelt waren, ein Haufe von etwa 30 Männern herein, die kaum noch Platz fanden. Als wir sie nach dem Gottesdienst befragten, woher sie kommen, sagten sie: von Rascheiya el Wady im Norden des Hermon. Sie gehören zu dem Rest der dem Blutbad von 1860 Entronnenen und verlangen einen Lehrer und einen eingebornen Prediger, aber wir können ihnen nur die unbestimmtesten Zusagen geben.

„Zwanzig Männer von dem Dorfe Koryet el Hosson in der Nähe der berühmten Burg dieses Namens zwischen Tripoli und Hums schreiben, daß auch sie einen Lichtstrahl gesehen haben und Jemand haben möchten, der sie unterweise; aber was können wir für sie thun, wenn wir die 25 Leute des Scheichs Mohammed, die sich kürzlich an uns wandten, leer nach Hause schicken mußten?

„Diesen Morgen sprach ein weißbärtiger Priester mit seinem Bruder und einigen jungen Männern bei uns vor. Sie drückten den Wunsch aus, Protestanten zu werden, und baten um Lehrer. Sie gehören einer großen, einflußreichen Familie an und könnten in der Hand Gottes möglicherweise das Mittel sein, diesen durchaus griechischen Bezirk dem Evangelium zu erschließen. Was sollen wir ihnen antworten?"

Auch die politischen Verhältnisse waren der Mission jetzt günstig. In Daud Pascha, dem neuen römisch-katholischen Gouverneur, der 1861 durch auswärtige Vermittlung für den Libanon ernannt wurde, hatte man anfänglich ein bigottes Werkzeug der Jesuiten vermuthet, aber bald genug erwies er sich als ein unparteiischer, wirklich ausgezeichneter Herrscher, der seiner in Deutschland empfangenen Bildung Ehre machte, mehreren Protestanten wichtige Aemter übertrug und anstatt den Missionaren bei Gründung von Schulen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, jede Anstrengung zum Volksunterricht ermuthigte.

Wie viel für diesen auch von andern Seiten als durch die amerikanische Mission geschah, kann hier nur im Vorbeigehen angedeutet werden. Im Dec. 1860 errichtete die Wittwe eines englischen Offiziers, Bowen Thompson, die früher sammt ihrem Gatten für die Evangelisirung Syriens thätig gewesen war, ein Asyl für 200 Weiber und Kinder, das der Kern für ein über den Libanon und bis nach Damaskus verzweigtes Schulsystem werden sollte. Als sie 1869 starb, wurde sie von 1600 ihrer Zöglinge beweint. Ebenso verdankt die große Diakonissenanstalt, welche von Kaiserswerth aus in Beirut 1860 gegründet wurde, sammt dem Waisenhaus und Johanniterspital rc. ihren Anfang der durch die Greuel jenes Sommers auch in den deutschen Kirchen erregten Theilnahme für die bedrängten morgenländischen Christen. —

Unter anderen Zeichen des Fortschritts verdient auch das Erwähnung, daß in Hums 150 Personen sich für Protestanten erklärten und ernstlich nach christlichem Unterricht verlangten. Einmal war diese ziemlich im Norden von den übrigen Stationen gelegene Stadt von den Missionaren Aiken und Wilson besetzt gewesen, hatte dann aber aus Mangel an Arbeitern und anderweitigen dringenderen Bedürfnissen wieder verlassen werden müssen. Jetzt beschloß die eingeborne Missionsgesellschaft in Beirut mit wahrhaft rührendem Eifer, als ihren ersten Sendboten sogleich den Nationalgehilfen Suliba Dscherwan, der mit Wilson schon zwei Jahre dort zugebracht hatte, dahin abzuordnen. Vermuthlich durch fremden Einfluß aufgehetzt, vereinigten sich jedoch nun die Griechen dermaßen gegen die Protestanten, daß zu befürchten war, es werden deren nur wenige Stand halten. Die eingebornen Brüder wurden in den Straßen geschlagen, mit Steinen geworfen und von Jedermann beschimpft. Viele kehrten darauf hin wenigstens äußerlich zur griechischen Kirche zurück, aber unter ihnen befanden sich Leute, die innerhalb derselben nun eine Bibelklasse anfiengen und dadurch Manche mit der Wahrheit bekannt machten, die sie sonst wohl nicht vernommen hätten. Etwa 15 Männer blieben fest und kamen in der Nacht zu gemeinsamem Bibellesen und Gebet bei Suliba zusammen. Wüthend, daß es ihnen nicht gelungen war, den Protestantismus gänzlich auszurotten, verboten die Priester nun jeden Verkehr mit diesen Abtrünnigen. Die Briefe, welche die Missionare an Suliba schrieben, wurden der Post abgenommen, gelesen und vernichtet, die

protestantischen Versammlungsplätze mit Steinwürfen bedacht. Mitten aus diesen Trübsalen heraus schrieb aber Suliba voll Dank über die göttliche Durchhilfe. Den Bemühungen des britischen Commissärs Fraser gelang es dann in der Folge, den Protestanten in Hums einige Erleichterungen zu verschaffen und ihnen zur Organisation eines bürgerlich anerkannten Gemeinwesens zu verhelfen. — Eine merkwürdige Erfahrung durfte Suliba einmal an einem Krankenbett machen, wohin ihn einer der aufgeklärteren Griechen rufen ließ. Er fand da eine ganze Versammlung von Freunden und Verwandten des Kranken. Dieser bat ihn, ihm einen Abschnitt aus der Schrift vorzulesen. Suliba wählte hiezu die zehn Gebote. Als er an die Worte kam: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen" ꝛc., rief plötzlich die Frau des Kranken: „Ist das wirklich Gottes Wort? Wenn so, dann lies es noch einmal." Er thats. Sie aber stand auf, nahm das hölzerne Heiligenbild herab, das über dem Bette hieng, und erklärte, in ihrem Hause solle fortan kein Götzendienst mehr sein. Dann ergriff sie ein Messer, kratzte mit der Zustimmung aller Anwesenden die Farben herunter und trug es zum Verbrennen in die Küche. Es war dieß das erstemal, daß in Syrien eine Frau der ganzen Familie auf diese Weise vorauseilte.

Alles zusammengenommen, war noch nie ein so allgemeines Fragen nach Religion erwacht gewesen, wie jetzt, und in dem Einen Jahr 1863 erklärten sich mehr Eingeborne für den Protestantismus als in den 40 vorhergehenden Jahren zusammen. Aber nochmals wiederholte sich die alte Klage, daß für die große Ernte der Arbeiter zu wenige waren. Wohl wurde 1863 die Mission durch die Brüder S. Jessup, Berry und Post mit ihren Frauen verstärkt, allein das genügte um so weniger, als Lyons unter der Last der Arbeit zusammengebrochen in die Heimat zurückkehren mußte. So begegnet uns denn am Schluß dieses Jahres abermals der herzbewegliche Hilferuf der Brüder.

„Die Gegend nördlich von Beirut, 40 Stunden lang und 20 breit, hat keinen Missionar, obschon Hunderte in Hums und der große Bezirk von Akkar für christliche Unterweisung nach der Mission ausschauen. Wohl 20 Dörfer, wo in jedem ein treuer Prediger seine Zuhörer fände, werden jährlich kaum Einmal von einem Diener des Evangeliums besucht. Der Libanon mit seinen

in mehreren tausend Dörfern zerstreuten 400,000 Einwohnern, von denen aus allen Richtungen unaufhörlich der Ruf nach Hilfe an uns ergeht, hat nur zwei Missionare, und einer von diesen ist die meiste Zeit über an das Seminar von Abeih gebannt. Der die Hälfte des syrischen Missionsgebietes umfassende südliche Bezirk mit seinen 10 regelmäßigen Predigtplätzen, wird nur von zwei Missionaren bedient, von denen der Eine eben erst anfängt arabisch zu lernen, während die Untüchtigkeit des ältesten Nationalgehilfen und der Tod eines andern lähmend wirken. Innerhalb der letzten acht Jahre sind nur 13 Arbeiter und Arbeiterinnen in Syrien eingetroffen und 25 davon geschieden. In dieser Zeit hat sich die Arbeit verzehnfacht. Viele der Entschlafenen haben da gesäet, wo jetzt die Ernte so groß ist, daß die kleine Zahl der noch Uebrigen nicht ausreicht, sie einzusammeln, und viel kostbare Frucht wird verloren gehen, wenn der Herr der Ernte nicht mehr Arbeiter sendet."

Daß die schönen Hoffnungen, zu welchen das Jahr 1863 berechtigte, sowohl in Betreff der Menge der Bekehrungen, als der Zahl der sich neu bildenden selbständigen Gemeinden nicht in Erfüllung giengen, ja, daß an manchen Orten sogar ein merklicher Rückschritt eintrat, ist unter diesen Umständen kaum zu verwundern.

Anderson sieht sich dadurch zu dem tief demüthigenden Geständniß veranlaßt, daß die Kirchen seines Landes der von dem Herrn selbst ihnen gestellten Aufgabe nicht entsprochen haben; andrerseits verbirgt er sich aber auch nicht, daß eine bedeutende Vermehrung der syrischen Arbeiter ohne Gottes besondern Schutz sehr wahrscheinlich einen heftigen Sturm von Seiten der Feinde erregt hätte.

(Fortsetzung folgt).

Missions-Zeitung.

Der Aschantekrieg.

Die blühenden Missionen auf der Goldküste sind von einer schweren Krisis bedroht. Nach langen Verhandlungen des britischen Gouverneurs mit dem Aschantekönige, schien es im Nov. 1872, daß letzterer seine europäischen Gefangenen vom Juni 1869, darunter die Missionare Kühne und Ramseyer, los geben wolle. Gegen das Ende des Januars 1873 erfuhr man

aber, daß die Aschanteer diesen Vorwand nur benützt hatten, um mit Heeresmacht an den Grenzfluß Prah vorzudringen, den sie endlich überschritten, entschlossen, der britischen Herrschaft den Garaus zu machen. Zunächst zogen sie gegen das Fantigebiet, wo die wesleyanischen Missionen ihrer Verheerung ausgesetzt sind. Wie sehr aber auch die Basler Stationen im Osten bedroht sind, zeigt der Brief eines Kaufmanns in Akkra, welcher in einem Manchesterblatt erschien.

„Dies ist nun das dritte Mal binnen 20 Jahren, daß der König von Aschante in britisches Gebiet eingefallen ist und uns von dieser Küste zu verjagen gedroht hat. Ich fürchte, die Fantis unterliegen. Anamabue und alle die bedeutenderen Plätze für Palmöl bis gegen Winnebah hin müssen von den Aschanteern genommen werden. Cape Coast und Elmina dürften gleichfalls angegriffen werden, sind aber zu fest fur einen solchen Feind. Akkra mag durch die offene Umgegend verschont bleiben; sonst aber sehe ich wenig Hoffnung für uns, denn auch hier hat Angst die Oberhand. Für all das sind die britischen Oberbeamten in Cape Coast und Akkra verantwortlich. Der Gouverneur wollte gar nicht glauben, daß die Aschanteer den Grenzfluß Prah überschritten haben, viel weniger, daß sie auf Krieg ausgehen. Er drohte sogar, einen Jeden zu strafen, der die Nachricht vom Einfall weiter sagen würde. Als er zuletzt von der Thatsache überzeugt wurde, war es schon zu spät, um den Fantis zu helfen. Nach den neuesten Nachrichten werden die Aschanteer sicherlich am 1. März vor Cape Coast stehen. Der Handel ist völlig stillegelegt. Der Commandant von Akkra behauptet, er habe keine Macht, irgend etwas zum Beistand des Volkes zu thun, obgleich die Kaufleute jeden Monat über 1500 Pf. St. an Zöllen in seine Kasse zahlten, ohne daß wir einen Pfenning werth Wohlthaten dafür erhalten hätten. Haltet euch bereit, baldigst von einer schauerlichen Katastrophe zu hören. Wir sind hier ohne alle Mittel der Vertheidigung. Die beiden Festungen liegen in Ruinen und keine hat eine einzige Kanone aufgepflanzt; Soldaten haben wir hier dreißig Mann und — keinen Offizier dafür! Könnt ihr nicht ein gutes Wort für uns einlegen und uns zu einem neuen Verwaltungssystem helfen, das für unsere jährlichen Zölle im Betrag von 15000 Pf. St. auch irgend welchen Gegendienst leistete?“

Die im Obigen erwartete Niederlage des Fantistammes ist eingetroffen. Die Aschanteer haben die Fantis geschlagen und sich auf eine Tagreise dem Cape Coast Kastell genähert. Vier englische Kreuzer waren jedoch bei demselben vor Anker gegangen, so daß für diesen Hauptsitz der Briten auf der Goldküste nichts zu fürchten ist. Immerhin hat der Sieg, den die Aschanteer über die kleine Expedition unter Dr. Rowe davontrugen, sie soweit ermuthigt, „daß sie ihre Plünderungen mit größerem Selbstvertrauen und minderer Zurückhaltung betreiben“.

Merkwürdiger Weise trifft es sich

gerade jetzt, daß Hamburger Kaufleute in Berlin vorschlagen, die Goldküste zu einer deutschen Kolonie zu machen. Daß Westafrika jedenfalls besser regiert werden sollte, als bisher geschah, darüber stimmen Kaufleute und Missionare vollkommen überein. Die Engländer scheinen zum Schutze der ihnen anvertrauten Protectoratsgebiete fast nichts zu thun; sie haben die Basler Missionare einfach aufgefordert, sich von ihren Stationen auf die Küstenlinie zurückzuziehen. Wie weit dieselben Folge geleistet haben, ist noch nicht bekannt.

Bücherschau.

Christiane Kähler, eine Diakonissin auf dem Missionsfelde, von Dr. Warneck. Barmen 1873. Missionshaus. (Pr. 15 Sgr.)

Das wahrhaft erbauliche Bild einer Dienerin im Reiche Gottes, die mit schwächlichem Körper, aber allezeit brünstigem Geiste mehr gewirkt hat, als vielen auch gottgeheiligten Kraftmännern und Gelehrten beschieden ist. Selten dürfte man auf dem Missionsgebiete einer so gründlich geläuterten, wahrhaft einfältigen Seele begegnen. Das Missionsmagazin hat (Jahrg. 1872 S. 85 f.) ihrer Dienste nur kurze Erwähnung gethan; möge das klare, anschauliche Lebensbild, das Dr. Warneck vor uns aufrollt, viele Leser, Betrachter und — Nachfolger anziehen.

Alaska, Folket og Missionen, ved J. Vahl. (**Alaska, das Volk und die Mission von Propst J. Vahl). Kjöbenhavn 1872.**

Dieselbe fleißige Hand, welche uns im J. 1866 mit der umfassenden Darstellung der „Lappen und der lappischen Mission" beschenkte, legt uns jetzt den treu ausgearbeiteten Ueberblick über das einstige russische Amerika vor. Die Beschreibung des Landes und seiner viergetheilten Bevölkerung ist sehr gründlich und ansprechend; auf die interessanten Mittheilungen über Alles, was die Mission, die russische wie die englisch-kirchliche, daselbst unternommen und ausgerichtet, hoffen wir später zurückzukommen.



Der Mikado Mutahizo.

Der Mikado Mutahizo.

Als die Amerikaner im Jahre 1854 und die Engländer, Franzosen, Holländer &c. nach ihnen Japan zum ersten Mal besuchten, schlossen sie ohne Weiteres Verträge mit „Seiner Majestät dem Taikun" ab. Von den Niederländern, die doch zwei Jahrhunderte lang mit dem Inselreich in stetem, wenn auch knapp bemessenem Verkehr gestanden waren, hatten sie die Fabel von dem „weltlichen" und dem „geistlichen" Kaiser, welche sich in die höchste Gewalt theilen, unbesehen angenommen. Wenige Jahre genügten, ihnen das wahre Verhältniß aufzuschließen, daß nämlich nur der Mikado (genauer Mikoto, ein dem Chinesischen entlehnter Titel für „Großkönig") der erbliche Herrscher Japans sei. Mit dem Worte Kaiser sollte man übrigens diesen Titel nicht wiedergeben, da in Ostasien nur Ein Hwangti, Kaiser anerkannt ist, welchem Japan wie Korea und Annam von Zeit zu Zeit durch Geschenke huldigen, — nämlich der Monarch der ganzen gebildeten Welt, der Herrscher von China. Taikun aber, oder besser Sjogun war nur der Titel des „Großfeldherrn" von Japan, eines Würdenträgers, der sich allerdings zum höchsten Rang unter den Daimios aufgeschwungen hatte, doch verpflichtet blieb, den Mikado als die einzige Quelle aller Macht und Ehre anzubeten. Daß die Europäer diesen Sjogun Majestät betitelten, klang den Japanern ungemein lächerlich.

Richtig war freilich im Ganzen die Vorstellung, welche man sich von den beiden Hauptstädten gebildet hatte, daß nämlich in Kioto der Mikado eine mehr geistliche, ja fast geisterhafte Existenz führe, während der Sjogun in Jedo, der bevölkertsten Stadt des Reiches, von seinen Wählern, den Daimios, und ihrem kriegerischen

Gefolge umgeben, sich in einem viel bewegten Geschäftsleben umtreibe. Joschi Hisa, der letztgewählte Sjogun, war wirklich ein überaus tüchtiger, aufgeklärter Staatsmann, der seinen Vortheil in dem neueröffneten Handelsverkehr mit den Fremden klar erschaute und nach Kräften wahrte. Die Häfen, welche er ihnen öffnete, lagen alle in seinem unmittelbaren Gebiet; und durch Zölle und Wechselgeschäfte mehrte sich seine Macht zusehends, während die Daimios immer abhängiger von ihm wurden und zusehen mußten, wie ihr Einkommen sich stetig schmälerte.

Also verbanden sich die vier mächtigsten Daimios der Südprovinzen, das Amt des Sjogun abzuschaffen. Sie begaben sich nach Kioto und flehten den 15jährigen Mikado an, vorerst das alte Gesetz, welches sie mit ihren Familien zum Aufenthalt in Jedo nöthigte und damit der Aufsicht des Sjogun unterstellte, aufzuheben. Es gelang ihnen, und nun erlebte Jedo einen Auszug von fabelhaften Dimensionen: wohl eine halbe Million Menschen strömte aus seinen Mauern und vertheilte sich in die Residenzen der Daimios. Viele Handwerker und Kaufleute mußten entweder ihnen folgen, wenn sie ihren Unterhalt finden wollten, oder in anderen Städten ein wohlfeiles Unterkommen suchen. Ein anderes Gesetz zwang dann den Sjogun selbst, nach Kioto zu ziehen und unter den Augen des Kaisers zu wohnen.

So standen die Dinge ums Neujahr 1868, als die Fremedn die neuzeöffneten Häfen Ohosaka und Hiogo mit ihren Flotten besuchten, und damit in die nächste Nähe von Kioto kamen. Hier wurde gerade ein Staatsstreich vorbereitet, der die Person des jungen Mikado in die Gewalt der drei angesehnsten Daimios, Satsuma, Tschesitu und Tosa, brachte. Sobald derselbe gelungen war, floh der Sjogun nach Ohosaka und suchte den Schutz der Fremden nach, deren Sympathien für seine Person sich nicht verbargen. Allein obwohl der französische Gesandte seine Ansprüche befürwortete, brang doch die Erkenntniß durch, daß die christlichen Mächte sich in die innern Streitigkeiten Japans nicht zu mischen haben, sondern nur über der Haltung der Verträge wachen müßten.

Anarchie herrschte nun in Jedo und anderwärts; die Gefolgschaften des Sjogun und der Daimios kämpften blutig um die Ehre und das Eigenthum ihrer Fürsten. Endlich brachte Joschi Hisa eine Armee zusammen, mit welcher er Kioto angriff. Nach

heißen Schlachttagen sah er sich aber von mehreren Bundesgenossen verlassen, erreichte Jedo am 4. Februar als Flüchtling, und erfuhr bald genug, daß ihm ein Befehl des Mikado nachgeschickt sei, durch Selbstentleibung seine frevelhafte Erhebung gut zu machen. Als ein Mann des Friedens beeilte er sich nicht damit, sondern zog vor, sich ganz in die Stille zu begeben, worauf er gegen Auslieferung aller seiner Kriegschiffe und Waffen begnadigt, aber zum Rang der andern Daimios degradirt wurde. Er lebt nun unbehelligt in Zurückgezogenheit und liegt mit großem Eifer seinen Studien ob, indem er namentlich mit Dichten und Malen sich beschäftigt und den Welthändeln nur aus weiter Ferne zuschaut.

Um dieselbe Zeit hielt ein kaiserlicher Commissär seinen Einzug in Jedo; der jugendliche Mikado aber besuchte Ohosaka — es war das erstemal, daß er aus seiner Abgeschiedenheit hervortrat, — und wurde vom Anblick der geankerten fremden Schiffe so bezaubert, daß er sich an Bord eines Dampfers wagte und die vier Geschwader mit Muße der Reihe nach musterte. Sogleich erklärte er, ganz Japan müsse den Ausländern geöffnet werden (ein Wort, das natürlich nicht alsbald ausgeführt werden konnte), und verbot jede Beleidigung derselben unter Androhung der strengsten Strafen. Wie viele Fremde waren früher von schwärmerischen Patrioten ermordet worden! Der Mikado setzte solchen Ausschreitungen ein Ziel, indem er über den Thäter nicht bloße Hinrichtung, sondern Verlust der Ehrenrechte verhängte, eine Strafe, welche die ganze Familie traf und sich darum viel wirksamer erwies.

Am 25. April gewährte der 16jährige Monarch den fremden Botschaftern die erste Audienz, und erfreute sie durch die würdige Haltung, mit der er seine wiederholt durchblitzende Neugierde zügelte, und die herzliche Zusicherung seiner Freundschaft. Nachdem eine Coalition, welche die nördlichen Daimios unter sich geschlossen, theils durch Waffengewalt, theils durch Zugeständnisse unterworfen worden war, begann er immer entschiedener den Weg der Reformen einzuschlagen. Er verlegte den Sitz der Regierung nach Jedo, das er hinfort Taukei (oder Tokei „die östliche Hauptstadt“) zu nennen befahl, und setzte sich mit den fremden Ministern in ein immer besseres Einvernehmen. Daß ihm bedeutende Rathgeber zur Seite stehen, ist unverkennbar; daß aber seit seiner Majorennität er selbst den Anstoß zu vielen Reformen gab, erhellt aus dem allgemeinen Zeug-

niß derjenigen, die ihm am nächsten stehen. So hat er neulich (10. Jan. 1873) die Gesandten Rußlands und Amerikas sammt ihren Gemahlinnen auch der Kaiserin vorgestellt, und durch Händeschütteln und andere Vertraulichkeiten den Empfang jedes ceremoniösen Beigeschmacks entkleidet. —

Die Reformen, welche der Mikado seither eingeführt oder wenigstens verkündigt hat, sind so umfassender Art, daß wir sie hier nicht in Kürze schildern können; es genüge, auf die früheren Artikel zu verweisen. Man mag ihren Ursprung größtentheils auf die Rathschläge der erfahrenen Männer, welche dem Herrscher zur Seite stehen, zurückführen; immerhin erkennt man aus vielen kleinen Zügen, daß der Mikado ihnen selbst von Herzen zustimmt, ja auch Ueberraschungen für sein Gefolge wie für das Volk zu extemporisiren liebt. So fühlte er, während er die Ausstellung in Kioto besah, das Bedürfniß einer Erfrischung. Plötzlich fordert er ein Glas — Milch und trinkt es vor den Umstehenden; Milch ist aber ein Trank, gegen welchen in Ostasien tiefe Vorurtheile bestehen. Es lag ihm an, seine Freiheit von solchen an den Tag zu legen.

Diesen merkwürdigen Mann — Mutahito oder Mutahizo — beschreibt ein Augenzeuge mit folgenden Worten:

„Es war am 11. October, daß die Einweihung der Eisenbahn, welche den wichtigen Hafen von Jokohama mit der Hauptstadt des Reiches in Verbindung setzt, mit außerordentlichem Pomp in's Werk gesetzt wurde. Den einst unsichtbaren Mikado sah man jetzt von seinen großen Würdeträgern umgeben, an der Spitze dieser Feier, deren Glanz alles übertraf, was man bisher in Bezug auf öffentliche Belustigungen in Japan gesehen hatte.

„Da saß der Mikado unbeweglich auf dem Throne, den man ihm auf dem Bahnhof von Jedo errichtet hatte, und sah aus wie eine jener prächtigen Bildsäulen in den Tempeln der Buddhisten aus den Tagen ihres Glanzes. Er ist ein junger Mann von 20 Jahren, von ziemlich schlanker Gestalt. Sein olivenfarbenes Gesicht bildet ein regelmäßiges Oval. Er war bekleidet mit einer weißen Tunika und einem Mantel von gelber Seide, welche so reich und so weit sind, daß sie seine Gestalt ganz verhüllen. Ich habe nur seine fein geformten Hände sehen können; seine Füße sind von Kamaschen mit goldenen Schnüren bedeckt. Seine Kopfbedeckung bildet eine Art von Chignon, aus Haaren bestehend, die auf dem

Scheitel zusammengefügt und mit einem kleinen Hut von Seide bedeckt sind, auf welchem ein kleiner Strauß von Kreppe sich erhebt. — Und wenn ich mich nicht fürchtete, fügt der Berichterstatter bei, für einen Schmeichler gehalten zu werden, so würde ich beifügen, daß der Kaiser in seinem Aeußeren etwas Großartiges vorstelle."

Ein Amerikaner beschreibt ihn als 5 Fuß 10 Zoll hoch und dunkler als die meisten Japaner. Seine Augen sind schwarz, aber funkeln von Verstand und sind immer beschäftigt. Neulich besuchte er das Zollhaus von Jokohama in ganz europäischer Tracht; er trat da mit ebensoviel Würde als schweigsamer Bescheidenheit auf, nur schien ihm das abendländische Costüm noch etwas Noth zu bereiten, namentlich waren die Stiefel ihm nicht gerade angegossen. Sein Entschluß, mit Reformen vorwärts zu machen, steht unerschütterlich fest; und seine Zeit kauft er fleißig aus. Um 7 Uhr steht er auf und liest eine Stunde lang japanische Classiker mit seinem Lehrer, dann geht er zu neueren Sprachen und Literaturen über; besondere Freude machen ihm Geographie und Physiologie. Um 11 Uhr empfängt er seine Minister, die ihm alles, was in ihren Departements vorgeht, mittheilen müssen. Nach mehrstündiger Arbeit reitet oder fährt er in's Freie. Seine besondere Lust hat er aber an einem Abendspaziergang durch die Straßen von Jedo; natürlich geht er incognito, um mit Muße tausende von Dingen uz beobachten, die keiner seiner Vorgänger je erschauen durfte.

Wer kann die Hand der Vorsehung verkennen, welche gerade in dieser kritischen Zeit dem Reiche des Sonnenaufgangs einen so hochbegabten, so anhaltend strebsamen Mann zum Herrscher verliehen hat, denn was ist nicht in kurzer Zeit alles von diesem Manne unternommen worden!

Seit dem Jahre 1635 war Japan gegen jeden Verkehr abgesperrt gewesen, nachdem blutige Christenverfolgungen mit allen aus dem Abendland eingeführten Begriffen aufgeräumt hatten. Und als im Jahre 1837 die ersten protestantischen Missionare das Land besuchen wollten, wurden sie mit Kanonenschüssen empfangen, so daß sie unverrichteter Dinge wieder weichen mußten. Aber im letzten Jahrzehnt hat das intelligente Volk, vom Anblick europäischer Kultur und Industrie hingerissen, mit aller Energie seine Hände ausgestreckt, um sich auch derselben zu bemächtigen, und der aus seiner früheren Abgeschiedenheit und Unsichtbarkeit mit Macht hervortretende Mikado

ist auf dieser neuen Bahn der mächtig gebietende Vorgänger geworden. Er läßt es nicht bei Einführung großartiger Einrichtungen wie Eisenbahnen, Telegraphen, Dampfschiffe, Maschinen-Fabriken 2c. bewenden, sondern greift schon tief in die uralte Sitte des Volkes hinein, nicht ohne auch manche lächerliche Erscheinung hervorzurufen.

Bedeutungsvoll ist namentlich, daß der Mikado auf dem sittlichen Gebiete des Lebens wichtige Aenderungen vornimmt. So hat er den sogenannten Menschenhandel beseitigt und alle Sing- und Tanzmädchen, die für eine Reihe von Jahren ihre Freiheit zu verkaufen pflegten, freigegeben. Wie freuten sich doch die Mädchen in den Theehäusern von Nagasaki, als man ihnen ihre Freiheit ankündigte! Weiter eifert er für die Gleichheit aller Klassen vor dem Gesetz; nicht nur redet er mit Lederarbeitern, er erhebt sie sogar zu Aemtern. Und die Privilegien der schwerttragenden Stände sind gefallen; in Zukunft wird das Heer aus allen Klassen recrutirt werden. — Sogar die Einehe wird den Japanern von Amtswegen jetzt empfohlen, nachdem bisher die Sitte erlaubt hatte, zu der einen Ehegattin Concubinen zu nehmen nach Belieben.

Der bisherigen Religion, deren Institutionen in großem Verfall waren, hat der Mikado einen mächtigen Stoß gegeben; was er aber selbst glaubt, ist wohl keinem Europäer bekannt. Seinem Volke hat er nun den Sonntag *) als Ruhetag empfohlen. Und neulich wurde über einem Regierungsmagazin die Inschrift „Errichtet anno 1872" in Stein gehauen; das war natürlich noch vor der Einführung des neuen Kalenders, sieht aber doch einer gedankenlosen Anerkennung Christi als des Schutzherrn der modernen Cultur gleich.

Am 24. Oktober, als an seinem Geburtstage, geschah es, daß er unter Vermittlung des amerikanischen Gesandten als Geschenk der amerikanischen Bibelgesellschaft ein reich verziertes Exemplar der Bibel, das 13 Jahre lang in Erwartung einer guten Stunde in Jedo gelegen war, entgegennahm und durch ein eigenhändiges Schreiben dafür dankte. Das ist viel von einem Mikado.

---

*) Lichttag heißt er jetzt in Japan; denn nach dem neuen Kalender sollen „Licht, Mond, Feuer, Wasser, Holz, Metall, Erde" die Namen für die Wochentage abgeben.

Denn höre man einmal, wie ein europäisch gebildeter Japaner seine Ansicht vom Christenthum einem englischen Publikum annehmlich zu machen sucht. In einem Schreiben an die „Times“ hat ein „Japanischer Student“ sich darauf eingelassen, seine Landesreligion zu charakterisiren. In gefälligem Styl läßt er sich also vernehmen: „Unsere Volksreligion unterscheidet sich von jeder Form des Christenthums durch den einen wesentlichen Zug: daß ihre Lehren die Grundlage der Unterthanenpflicht bilden, welche jeder Japaner seinem Souverän schuldet. Wir glauben, daß der Mikado von göttlicher Abkunft ist, und vermöge dieser seiner Abstammung als Tenno, Himmelssohn, spricht er unsern Gehorsam und unsere Ergebenheit an. Unsere Tempel und unsere gottesdienstlichen Verrichtungen ruhen auf dieser Grundlage und sind der Ausdruck dieses Glaubens; Alle also, welche von demselben offen abweichen, sprechen eben damit die Erschlaffung oder gar Aufhebung ihrer Unterthanenpflicht gegen Regierung und Gesetz aus. Daher schreibt es sich, daß das Bekenntniß einer auswärtigen Religion seit langer Zeit für ein todeswürdiges Verbrechen gegolten hat, und unsere Geschichte lehrt uns, daß wir guten Grund hatten, dasselbe in diesem Lichte anzusehen.“

Dann kommt er aber auf die Neuerungen zu reden, welche die Erschließung Japans zur Folge gehabt hat, und freut sich über den Eingang, welchen abendländische Kunst und Wissenschaft in seinem Vaterlande gefunden haben. Nur beengen ihn die Laster der Christen, indem er sich kaum die Mühe giebt, zwischen ächtem Glauben und bloßem Bekenntniß zu unterscheiden, und dann fährt er fort:

„Diejenigen von uns, welche das Abendland besuchen, finden, wie vieles am Christenthum zu bewundern ist; aber die, welche zu Hause bleiben, machen oft gegentheilige Erfahrungen, denn wie manche Bekenner dieser Religion kommen von Californien und Europa herüber, deren Anwesenheit unsere Seehäfen recht gut entrathen könnten; dennoch darf ich sagen, daß die Japaner das Christenthum in manchen seiner Formen bewillkommen werden. Es wird ihnen willkommen sein, so wie es Eure Literatur, Eure Wissenschaft und Kunst durchbringt, und in jeder Phase, in welcher es Friede auf Erden und Wohlwollen unter den Menschen zu fördern geeignet ist. Aber wir protestiren, und protestiren nachdrücklich gegen

den Ueberfall unseres Landes durch Missionare, die nur zu oft unwissende und taktlose Personen sind, leicht betrogen durch allerlei kluge Fabeln wie vorgebliche Convertiten sie so gern erfinden, und eifrig bemüht, solche Bekehrte mit all der sittlichen und materiellen Macht des Abendlands zu unterstützen. Schon jetzt wird das Haus und der Dienst des Missionars nur zu häufig ein Zufluchtsort für Verbrecher, welche daselbst Beistand finden, der Strafe ihrer Vergehen zu entrinnen. Wir müssen unsern Boden und unser Volk gegen die Gefahren schützen, welche ein solcher Ueberfall mit sich bringt; und einstweilen sagen wir nur: mögen die Christen, welche zu uns kommen, durch ihr Beispiel unsere besseren Klassen belehren, so dürften sie sich damit einen Weg bahnen, unsere Armen durch Unterricht zu bekehren."

Wer kann es dem Japaner der besseren Klassen verargen, wenn er, auch nach längerem Aufenthalt in Europa, vom Christenthum so großmüthig denkt, wie dieser Student, daß es nämlich zu allem Möglichen gut sei, nur nicht zum Seligwerden?

Ein Engländer, der längere Zeit in Japan wohnte, fand sich durch jenen Artikel veranlaßt, der „Times" eine Berichtigung einzusenden. „Die Gesetze Japans," schreibt er, „ächteten jede Hinneigung zum Christenthum so unbedingt, daß alle, die sich unterrichten oder taufen ließen, zur Verbannung oder zu völliger Ausscheidung von ihren Familien sich verurtheilt sahen. Denn ihre Freunde und Verwandten mieden sie gänzlich und sahen in ihrem Schritt ein viel größeres Vergehen, als was irgend ein Dieb oder sonstiger Verbrecher sich kann zu Schulden kommen lassen."

Daß darin keine Uebertreibung liegt, geht noch aus den letzten Missionsberichten der Amerikaner hervor. Miss. Greene wurde erst im Nov. 1872 durch eine geheime Botschaft benachrichtigt, daß die Gattin seines Sprachlehrers im Kerker von Kioto schwer leide und für irgend welchen Beistand sehr dankbar wäre. Darauf verwandte er sich beim Gouverneur und erhielt endlich den Bescheid, daß der Sprachlehrer selbst, jener wahrheitsdurstige Yeinoski (siehe Miss.Mag. 1871 S. 483; übrigens schreibt man besser Jeinosuki) am 25. November 1872 im Gefängniß gestorben sei, die Gattin aber in einem andern Kerker — man verschwieg, in welchem — noch immer verwahrt liege. Greene wollte Alles thun, um ihre Befreiung zu erzielen, hatte aber wenig Hoffnung auf baldigen Erfolg; und

von Jeinosukis letzten Augenblicken je etwas zu hören, wagte er kaum zu erwarten. Daß dieser Mann allein wegen seiner Hinneigung zum Christenthum anderthalb Jahre lang eingesperrt wurde, bis er seinen Leiden erlag, ist eine unläugbare Thatsache. Und als eben so gewiß darf betrachtet werden, daß seine Gattin von ihm getrennt und mit gleicher Strafe belegt wurde, blos weil sie das Bibellesen und Beten ihres Mannes nicht verrathen hatte.

Ein anderer Fall religiöser Verfolgung im weitesten Sinne betrifft den Polizeioffizier Seki. Dieser hatte im Frühling 1872, als Miss. Gulick sich in Kioto aufhielt, demselben ziemlich freie Aeußerungen über die religiöse Frage hingehen lassen und ihm Privatgespräche über das Christenthum nicht verboten. Er wurde dafür 110 Tage gefangen gehalten, dann verhört und zu 30 Tagen weiteren Arrestes im eigenen Hause verurtheilt. Als die 140 Tage um waren, reiste er nach Ohosaka und miethete dort ein Haus, um Gulicks Sprachlehrer zu werden. Das geschah im December. Kaum hatte er sich aber wieder nach Kioto begeben, um seine Familie und den Hausrath abzuholen, als er wiederum verhaftet, für seinen Umzug nach Ohosaka streng getadelt und angewiesen wurde, unter Aufsicht in der heiligen Stadt zu bleiben.

So währte also die erklärte Mißgunst der Behörden gegen das Christenthum fort, bis das bewußte Dekret des letzten Februars Duldung proklamirte.

Wohl hatte man aus dem Munde Herrn Mori, des japanischen Gesandten in Nordamerika*) gehört, daß der wachsende Einfluß der Bibel in Japan wunderbar groß sei und überall durchdringe; und aus Japan selber durfte man vernehmen, daß die evangelische Gemeinde in Jokohama durch Beitritt von Eingeborenen

*) Mit der Entlassung dieses Geschäftsträgers, welche in Amerika viel Staub aufgeworfen zu haben scheint, verhält es sich, nach einem Bericht des Missionary Advocate, also: Sie hat wirklich stattgefunden, aber nicht in Folge irgend welcher reactionären Stimmung, sondern auf die Vorstellungen Iwakuras hin, welcher mit höheren Vollmachten ausgerüstet, die christlichen Hauptstädte besuchte und sich durch die Anmaßung des gar zu unfehlbar auftretenden Geschäftsträgers beleidigt fühlte. „Herr Mori war einmal Christ geworden, ist aber jetzt ein Ungläubiger und hält die Verbreitung des Christenthums in seinem Vaterlande nicht für wünschenswerth. Sein Nachfolger dagegen bekennt sich offen zur Sache der Religionsfreiheit.“

sich beständig verstärke, wenn auch anderwärts die Verfolgung in schwachen Zuckungen fortlebte. Ueber allen eingebornen Christen hieng doch noch immer ein Damoklesschwert; trotz aller Vorstellungen, die man christlicher Seits gemacht hatte, waren die alten Verordnungen gegen die christliche Religion noch immer in Kraft. Nun aber wissen wir, daß jene schlimmen Verordnungen aufgehoben und die Bande der verhafteten Christen gelöst sind. Man hat die Gesetze gegen das Christenthum von den öffentlichen Anschlagstafeln abgerissen. Und bereits geht der Mikado mit dem Gedanken um, welchen die katholischen Diplomaten ihm nahe gelegt haben, einen Gesandten an den Papst abzufertigen. Nicht als ob er ihm irgend huldigen wollte, aber er gedenkt mit der Religionsfreiheit wirklich Ernst zu machen, auch gegenüber derjenigen Partei, welche ihm diesen Schritt am meisten erschwert, gegenüber den Jesuiten.

Es ist nicht leicht, sich ein Urtheil zu bilden über die Stimmung, welche alle diese Neuerungen des Mikado beim Volke hervorrufen. Soviel ist sicher, daß diese Fluth von Reformen die Chinesen in den Hafenstädten sehr mißmuthig gemacht hat. Sie enthielten sich nicht nur aller Theilnahme an den Neujahrsfestlichkeiten, einer fand sich auch gedrungen, in einem Anschlag am Thor von Jedo die Japaner zu verspotten. „Das Land der aufgehenden Sonne", heißt es da, „jetzt gründlich umgemodelt von fremden Barbaren, ist ein Reich der Könige genannt worden (Anspielung auf die Tribute von Korea und Lutschu), obwohl es an Umfang nur einer kleinen Flintenkugel gleicht. Dämisch wie Schafe und gierig wie Wölfe, erscheint mir dies Volk jetzt Dämonen ähnlich; seine Gesetze liegen im Staube und zerfallen unbeachtet. Dürstend nach neuen Dingen und liebelnd mit Teufeln, schauen diese hundähnlichen Schwachköpfe mit tiefer Verehrung auf jene westlichen Barbaren als ihre Lehrer. Seit der Erscheinung eines verkappten Drachen (Sir Harry Parkes) ist dies Land in der kurzen Zeit von fünf Jahren eine Kloake des Barbarenthums geworden und muß wohl für die nächsten 1000 Jahre auch Narren eine Zielscheibe des Spottes werden."

Auf die Japaner scheinen solche Hetzversuche keinen Eindruck zu machen. Wohl wird aus Kiusiu von einem ziemlich ernsten Ausbruch des Volksunwillens berichtet; derselbe soll sich aber erklären als eine Folge des Steigens der Preise, das seit dem Einströmen

neuen Reichthums sich allerwärts fühlbar macht. Die Fremden wundern sich nur, wie der Japaner im Ganzen sich so gelehrig in die neue Zeit und ihre Anforderungen schickt. Aus Fukuwi (hundert Stunden von Jedo im Innern gelegen) schreibt ein Amerikaner: „Neue Gesetze dem Hundert nach werden an den Eckpfosten angeschlagen, und man weiß sich drein zu finden.

„Viele hier tragen sich europäisch und die Schneider machen sehr gute Kleider nach abendländischen Mustern; Zöpfe werden nächstens eine Seltenheit sein. Ein Beamter hat sein ganzes Haus europäisch eingerichtet; andere und zwar die meisten haben wenigstens ein europäisch arrangirtes Zimmer. Glasfenster kommen bei den Kaufleuten auf und ihre Läden sehen immer mehr den unsrigen ähnlich. Mädchenschulen werden von Privatpersonen angelegt, in welchen Englisch und Japanisch gelehrt wird; die Presse druckt Schul- und Wörterbücher, und ein Wochenblatt fängt an etwas wie eine öffentliche Meinung zu schaffen. Oeffentliche Abtritte sind in jeder Straße erbaut worden, und auch etliche Wagen machen bereits ihre Erscheinung, so groß anfänglich das Vorurtheil gegen dieselben war.“

Am weitesten reicht der Einfluß der Fremden natürlich in den Hafenstädten. Hier bemerkt man mit Vergnügen, wie bereits Beamte mit Kaufleuten in Clubbs zusammentreten, um über Handel, Politik und sociale Fragen zu verhandeln; ein ungeheurer Fortschritt, da nach alt japanischer Classifikation die Kaufleute tief unter Handwerkern und Bauern standen. So hat denn ein hoher Edelmann den Schritt gewagt, die Tochter eines Kaufmanns zu ehlichen. Mit der Einführung des Repräsentativsystems ist auch schon ein Buch erschienen über „die Prinzipien der Freiheit“, welches beweist, daß die Massen sich nicht mehr in sklavischer Unterwürfigkeit dem Throne nahen, sondern allmählich einen Begriff von Volksrechten erhalten. Aus der Willigkeit, womit man den neuen Dekreten nachkommt, aus der Gelehrigkeit, mit der die Eingebornen die Leitung der Eisenbahn- und Telegraphenlinien führen, und aus dem Trieb der weiteren Ausbildung, der sich im fleißigen Besuch der Schulen verräth, schließt daher ein deutscher Correspondent auf die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Fortgangs in dem Verjüngungsproceß, welcher sich in Japan zu vollziehen begonnen hat.

Wenn der Christ für Fürsten und Obrigkeiten dankt und bittet,

wie der Apostel uns so dringlich empfohlen hat, dürfte man wohl auch der gesammten Christenheit ans Herz legen, für diesen Mikado Fürbitte und Danksagung aufsteigen zu lassen, daß das durch ihn so wohlmeinend geförderte Werk Bestand habe und einem bedeutenden Volke zur Erkenntniß des Heils verhelfe; und daran darf sich wohl die Bitte anschließen, daß doch die Seele dieses Mannes selbst dabei nicht leer ausgehen möge. *)

Die amerikanische Mission in Syrien.

(Fortsetzung.)

8. Altes und Neues aus dem Norden des Landes.

Der Libanon genoß nun zwar unter Daud Paschas ebenso gerechter als fester und weiser Verwaltung eine Sicherheit, wie er sie noch selten gekannt. Gewerbsfleiß und Wohlstand begannen aufzublühen; eine neue Triebkraft durchrieselte alle Adern des Volkslebens; nicht umsonst machten die protestantischen Mächte im Rath der türkischen Regierung ihren Einfluß zu Gunsten der Religionsfreiheit geltend. Wie viel aber anderwärts noch immer in der Willkühr einzelner Beamter stand, das sollte bald genug sich in dem Missions-Bezirk von Tripoli zeigen, der etwa 8 Stunden nördlich von Beirut beginnt und Theile von drei Paschaliks umfaßt, nämlich die größere Hälfte von Tripoli, den nördlichen Theil des Libanon und ganz Hamath. Sein Flächenraum beträgt nahezu, seine auf 350,000 Seelen geschätzte Bevölkerung so ziemlich die Hälfte des ganzen syrischen Missionsgebiets.

Es war das für die Mission von Anfang an ein schwer zugänglicher und darum auch noch wenig bearbeiteter Boden. Erst 1848 wurde Tripoli besetzt, und noch fünfzehn weitere Jahre hindurch blieb es kaum etwas andres, als eine arabische Schule für

*) Das Bild des Mikado ist einer amerikanischen Photographie entnommen, nachdem der Versuch eines Oestreichers, den Monarch abzuconterfeien (wie Miss. Mag. 1872, S. 216 erzählt) an den Vorurtheilen der japanischen Regierung gescheitert war.

neuankommende Missionare, die sobald sie die Sprache erlernt hatten, entweder auf andre Posten versetzt wurden oder mit gebrochener Gesundheit nach Hause zurückkehren mußten. Noch ehe dort eine Station errichtet wurde, hatte zwar der alte blinde Abu Jusuf eine protestantische Freischule begonnen, dadurch aber alsbald die Konkurrenz der griechischen Kirche hervorgerufen, die nun ihrerseits eine Knabenschule eröffnete. Als später die protestantische Mädchenschule zu blühen begann, bildete sich unter dem Vorsitz des griechischen Bischofs sogleich ein Kommittee, um derselben wo möglich durch Errichtung einer griechischen Gegenschule den Todesstoß zu geben. Da es in ganz Syrien keine nichtprotestantische Frau von Bildung gab, bot man die Leitung dieser Schulen zwei Protestantinnen an, jedoch umsonst. Um die nöthigen Geldmittel zu beschaffen, drang man in den Patriarchen, einen Theil der Klostereinkünfte zu diesem Zwecke zu opfern; auch die russische Regierung fieng an sich für die Sache zu interessiren, und stellte den griechischen Schuldirektoren einen Beitrag für die städtischen Schulen zur Verfügung unter der Bedingung, daß der Hauptgegenstand des Unterrichts die Lehren der griechischen Kirche seien. — Der einzige eingeborne Bekehrte war bis zum Jahr 1857 Antonius Janni, ein Mann, der um seines Glaubens willen viel Anfechtung bestand und den einträglichen Posten eines russischen Vice-Konsuls zurückwies, weil dessen Annahme ihn unvermeidlich der verderbten griechischen Kirche dienstbar gemacht und ihn gezwungen hätte, an ihren Gottesdiensten theilzunehmen.

So dürr aber Tripoli selbst sammt seinem eine schwache halbe Stunde entfernten Hafenplatz El Mina sich bis auf die neueste Zeit erwies, durften die dortigen Missionare doch Zeugen sein von gar manchen unscheinbar anfangenden und dennoch kräftigen Gnadenzügen. Es war im Jahre 1865, daß eine Deputation von sechszig Familienhäuptern daselbst erschien, um von den türkischen Behörden die Zurückgabe der Ländereien zu erlangen, welche die herrschende Familie der Schreiber und Steuereinnehmer ihres Heimatdorfes Safita ihnen unrechtmäßiger Weise abgenommen hatte. Umsonst hatten sie sich bereits an Obrigkeit und Konsuln, Bischof und Priester gewandt, als ohne Wissen der Missionare ihnen jemand rieth, sie sollten Protestanten werden, dann werden sie mit Hilfe der englischen Regierung schon Recht finden. So ließen sie sich denn als

Protestanten einschreiben und stellten sich dann den Missionaren vor. Offenbar waren ihre Beweggründe durchaus weltlicher Art, von den geistlichen Zwecken der Missionare schienen sie auch nicht die leiseste Ahnung zu haben. Man suchte ihnen diese zu erklären und belehrte sie zugleich, daß es nicht in der Macht der Mission stehe ihnen bürgerlichen Schutz zu gewähren. Sie hörten Dr. Post's Unterweisungen aufmerksam zu und baten beim Weggehen um Bücher, sich gründlicher mit dem neuen Wege bekannt zu machen.

Die volkreiche und fruchtbare Gegend von Safita jenseits der weiten Ebene, die sich im Norden von Tripoli ausdehnt, war bis jetzt noch unberührt geblieben von der protestantischen Mission. Ihre Bevölkerung besteht aus Griechen und Nosairiern, einer vermuthlich mit früheren Manichäern zusammenhängenden muhammedanischen Sekte. Jetzt zögerte Post natürlich nicht, einen Besuch dort zu machen, nachdem eine Uebereinkunft mit der türkischen Regierung getroffen war, welche evangelischen Unterricht ermöglichte. Allabendlich horchten da 150 Personen beim Mondschein in ehrfurchtsvoller Stille noch nie vernommenen Worten. Sonntags ließ die Menge der Besuche von Morgens 5 Uhr bis Nachts 10 Uhr ihm kaum Zeit zum Essen; zwei Reiter kamen aus entfernten Dörfern herbei, um gleichfalls etwas von der neuen Lehre und Sekte zu hören. Auch sie wurden sicherlich nur von irdischen Beweggründen hergeführt; welcher Missionar sollte sich aber nicht jeder Gelegenheit freuen, den Heilsrathschluß Gottes neuen Seelen nahe zu bringen? Es wurde nun ein Nationalgehilfe dort stationirt und mit allen zu Gebot stehenden Mitteln an der Evangelisation dieser Leute gearbeitet, die sich ihrer neuen Religion staunend freuten, obgleich die Hälfte von ihnen zurückgieng, sobald sie merkten, daß der erste und einzige Zweck der Missionare die Verkündigung des Evangeliums sei.

Nun aber begann gegen die neuen Protestanten ein Feuer der Verfolgung, das fünf Jahre hindurch mit eiserner Hand und satanischem Grimm geschürt wurde. Sie wurden ins Gefängniß geworfen, beraubt, ausgesogen, geschlagen, verwundet, aus ihren Häusern vertrieben, mußten manchmal flüchtig im Land umher irren und verloren darüber auch noch ihre zurückgelassene Habe. Sie unternahmen lange, beschwerliche Reisen, um ihre Anliegen den obersten Behörden vorzutragen, aber die Bestechungsgelder ihrer Verfolger eilten ihnen voraus. Türkische Soldaten hausten fort und fort

aufs schamloseste in ihren Dörfern. Unter all diesen Quälereien fiel noch eine weitere Anzahl ab, doch mußte man sich im Grunde nur wundern, daß noch so wenig befestigte Christen einem solchen Sturm so lange Widerstand leisteten. Ihrer 150 blieben fest bis zum Sommer 1869, wo in der Abwesenheit des Lehrers während der Schulvakanz die hervorragendsten Laien der ganzen Gegend sich mit den Bischöfen und Priestern zu einem großartigen Sturmlauf vereinigten und wie ein Heuschreckenschwarm über die Protestanten herfielen, um sie mit Bestechungen in der einen und dem Schwert in der andern Hand zur griechischen Kirche zurückzuführen. Etliche flohen, Viele gaben nach; 25 steuerzahlende Männer aber, die eine Seelenzahl von etwa 75 Personen vertraten, blieben fest.

Es kamen da Fälle von wirklich heldenmüthiger Standhaftigkeit vor. Nachdem die Verführer einem Manne gegenüber ihren ganzen Vorrath von Versprechungen und Drohungen erschöpft hatten, antwortete dieser: „Nehmt meine Habe, mein Haus, meine Kleider, meine Familie, meinen Leib selbst, und thut damit, was euch beliebt, aber meine Seele bekommt ihr nicht, und nichts wird mich vermögen Christum zu verlassen.“ Ein Mädchen, das zwei Jahre in der Missionsschule zu Sidon gewesen war, und deren Eltern und Verwandte sich sämmtlich dem Zuge anschlossen, entgegnete, als man auch sie hiezu zu bewegen suchte: „Und wenn Ihr meinen Leib in Stücke schnittet, werde ich nicht mit euch gehen.“

Die Treugebliebenen mußten endlich Safita verlassen, kamen aber von allen Seiten wieder herbei, als auf die Kunde von diesen Vorgängen S. Jessup hineilte. Seine Gegenwart belebte auch den Muth der Verzagten wieder so weit, daß sie ihn besuchten, sich über ihr Betragen entschuldigten und sagten: „Sobald der Sturm vorüber ist, halten wir wieder zu euch, denn wir sind nur dem Namen nach Griechen.“ Eine Frau brachte ein gestreiftes Gewand, warf es auf den Boden, trat es mit Füßen und sagte weinend: „Damit haben sie meinen Mann erkauft.“ Einige der Frauen hatten ihre Männer mit Bitten und Thränen zurückzuhalten versucht, indem sie ihnen sagten, es sei besser zu sterben.

Monate verstrichen, bevor es gelang, den Verfolgten auch nur einen Schein von Recht zu verschaffen. Endlich begleitete der syrische Generalkonsul der Ver. Staaten Jessup selbst nach Safita, und mit seiner Hilfe erhielten sie wenigstens einige unbedeutende Erleich-

terungen. Auch verhalf er Jessup zum Ankauf eines Grundstücks für Erbauung eines Schulhauses, obgleich die Feinde sich verschworen hatten, dieß nun und nimmermehr zu gestatten. Darüber brach aber ihr Grimm aufs Neue los. Mehrere Safita-Brüder brachten den Winter 1870—71 flüchtig in Jessups Haus in Tripoli zu; einen andern trieb man durch Schläge von seinem Pfluge weg, der ihm dann sammt einem Ochsen gestohlen wurde. Wieder einen Andern zerrte man aus seinem Hause, prügelte ihn öffentlich durch und ließ ihn an einen Baum angebunden in einem heftigen Sturme stehen. Ein Vierter wurde durch bei ihm einquartierte Reiter buchstäblich zum Hause hinaus gegessen und hintennach von eigens gemietheten Mördern überfallen, so daß er nur wie durch ein Wunder den nach ihm abgefeuerten Kugeln entrann.

Der Herr verzog lange, diesen müden Pilgern Ruhe zu schenken, aber endlich kam sie doch, nach der bangen Harrenszeit natürlich doppelt süß. Dank der Verwendung der englischen und amerikanischen Generalkonsuln bei dem Generalgouverneur von Syrien, gelang schließlich eine Verständigung, in Folge deren der größte Feind der Mission sogar in einen Freund verwandelt scheint, während er dagegen mit dem griechischen Bischof jetzt in offenkundigen Händeln lebt. Seine Kinder besuchen die Schule, die nun in dem neu erbauten stattlichen Schulhause von einem in dem Seminar zu Abeih gebildeten Safita-Christen gehalten wird. Drei andre Safita-Jünglinge befanden sich 1871 in dem Seminar zu Abeih, zwei Töchter in der Mädchen-Anstalt zu Sidon; zwei Männer zogen als Kolporteure mit ihren Bibeln im Lande herum. Viele der Abgefallenen sind wieder zurückgekehrt, und Alles scheint sich so vielversprechend anzulassen, daß die Hoffnung nicht ferne liegt, Safita könnte aus einem schwachen Außenposten der syrischen Mission noch für einen weiten Umkreis eine Burg der evangelischen Wahrheit werden, wie der altberühmte Thurm, der seinen Hügel krönt, einst bei Kämpfen andrer Art Griechen, Römern, Kreuzfahrern und Saracenen als Rüstkammer und Ausfallsthor diente. Dabei ist die Bedeutung Safitas für die Arbeit unter den Nosairiern nicht zu übersehen. Dreißig bis vierzig ihrer heiligen Plätze sind von dem Hügel aus sichtbar, auf welchem das Schulhaus steht, und nach allen Richtungen hin führt der Weg durch Nosairier-Dörfer. Etwa 150 Glieder jenes seltsamen Stammes betheiligten sich anfänglich bei der in Safita

entstandenen Bewegung, fielen aber nachher sämmtlich wieder ab. Obgleich ein unbändiges Geschlecht, das sich sehr wenig um die türkische Oberherrschaft kümmert, nehmen sie die Missionare meistens freundlich auf und hören Alles an, was diese ihnen sagen.

Kaum hatte im Frühling 1871 die Erlösungsstunde der Safita-Brüder geschlagen, so rief eine in dem Dorfe Keferfu, einige Stunden südöstlich von Tripoli erwachende Lebensregung einen neuen Verfolgungssturm hervor. Hier gieng er von den Maroniten aus, die in der nördlichen Hälfte des Libanon, wo ihr Patriarch seine Klosterburg hat, theilweise so unwissend und fanatisch sind, wie die Moslems in Mekka. Andrerseits aber fanden die Missionare unter ihnen auch Leute, für die sie recht liebliche Hoffnungen faßten, und bei denen die Ehrfurcht, die ihnen vor ihrer eignen Religion eingepflanzt war, die Wirkung hatte, daß sie auch der Verkündigung des Evangeliums mit größerer Sammlung horchten, als die Griechen. Fast mit dem Einzug des eingebornen Lehrers in Keferfu bekamen dessen Anhänger die Anfänge des Druckes zu spüren, den ihr Bekenntniß zum Protestantismus ihnen zuzog. Da ihre früheren Gläubiger ihnen kein Geld mehr vorstrecken wollten, wandten sie sich in ihrer Verlegenheit an Jessup, der in dieser Beziehung sich ihrer aber selbstverständlich nicht annehmen konnte. Gleichzeitig mit der Bewegung in Keferfu war jedoch auch unter der griechischen Bevölkerung des benachbarten Dorfes Kisba ein Zug zum Protestantismus entstanden, und dort wurde den Bedrängten nun Hilfe. Als sie dann, nachdem sie ihre Korneinkäufe gemacht, mit ihren beladenen Thieren heimkehrten, hieß es unter den Maroniten allgemein, damit habe man sie für ihren Uebertritt zum Protestantismus bezahlt. Nicht lange darauf erschienen 150 Priester der Umgegend in Keferfu, setzten sich vor der Kirche nieder und verlangten zu wissen, welches die Maroniten, und welches die Ketzer seien. Da ihnen Niemand antwortete, stiegen sie hinter den Mudir oder Lokalgouverneur, daß er die Leute zusammenrufe und sie nach ihrem Glauben befrage. Er that's, und mit einer einzigen Ausnahme erklärten sich Alle für Protestanten. Einer der Männer, dem man besonders hart zusetzte, rief in seiner Einfalt aus: „Ja, ich bin ein Protestant, und meine Frau und meine Kinder und mein Vieh und mein Esel und meine Hühner. Was wollt Ihr mehr?" — Nun erhielt der Lehrer wiederholt die Mahnung, wenn er das Dorf nicht verlasse, werde dasselbe

niedergebrannt werden. Er erwiederte, wenn diejenigen, welche ihm diese Botschaft senden, sie ihm schriftlich und mit ihrer Unterschrift und ihrem Siegel versehen, zukommen lassen, werde er Folge leisten. Dazu nun verstand sich zwar Niemand aus einer abergläubischen Furcht, ein beschriebenes Papier in die Hände von Ketzern gelangen zu lassen, aber auf drohende Worte folgten bald genug Thätlichkeiten, bei denen der angeblich zum Schutz der Dorfbewohner gekommene Mudir sich recht als ein Wolf in Schafskleidern erwies. Unter dem Vorwand, ihn beschützen zu wollen, in Wirklichkeit aber nur, um ihn mehr in seiner Gewalt zu haben, zwang er den Lehrer Selim, ein Haus neben dem seinen zu beziehen.

Nicht lange darauf kam ein benachbarter Mudir mit seinen Berittenen, sprach bei dem von Keferfu vor, verließ denselben dann in großer Aufregung mit der Drohung, er wolle dem elenden protestantischen Ketzer schon ein Ende machen, und stürzte mit geladenem Pistol wie ein Wüthender in's Haus des Lehrers. Nun spielte der Mudir von Keferfu großmüthig dessen Befreier, indem er seinen Gast im letzten Augenblick noch von der blutigen That zurückhielt; sein Zweck aber, den Lehrer gründlich einzuschüchtern, war erreicht. Letzterer gieng nach Tripoli, um sich bei Jessup Raths zu erholen, und wurde von diesem zu dem Pascha geschickt, der ihn mit seinem Bericht zu dem den beiden Mudirs vorgesetzten Kaimakam weitersandte. Der Kaimakam, obgleich ein bittrer Protestantenfeind, beantwortete das Schreiben der Missionare aufs Höflichste und Entgegenkommendste, so daß der Lehrer Selim einigermaßen beruhigt nach Keferfu zurückkehrte. Dort hatte inzwischen der Mudir Allem aufgeboten, um die Leute zur römischen Kirche zurückzuführen, und bei manchen war ihm dies wirklich durch Schläge und Mißhandlungen aller Art gelungen. Nun aber sammelten sich die Leute zitternd wieder um Selim und klagten ihm alles Vorgefallene. Doch am selben Abend noch beschied der Mudir sie aufs Neue zu sich und erpreßte durch Drohungen und Schläge abermals das Geständniß, daß sie noch Maroniten seien. Nun wurde auch Selim gerufen, um diese Erklärung zu vernehmen. Nochmals entstand ein Gemurmel, doch des Mudirs Stiefel und Stock und die Rohheit seiner Berittenen thaten das ihre, bis auch der letzte der Geängstigten endlich sagte: „Ja; äußerlich sind wir Maroniten." Jetzt wandte der Mudir sich gegen Selim, schalt ihn einen Volksverderber und stieß ihn über

die Plattform zwischen seine Berittenen hinunter, die drohend auf ihn eindrangen, bis er sich wieder an des Mudirs Seite flüchtete, um am andern Morgen davon zu eilen.

Damit war vorerst den Boten des Evangeliums die Thüre wieder verschlossen, in der Stille aber wirkte der ausgestreute Same doch fort. Mehrere sagten: „Wir freuen uns des Lichtes, das in unsre Herzen geschienen hat, und obgleich man uns gezwungen hat zu sagen, wir seien Maroniten, sind wir in Wirklichkeit doch Protestanten. Unsre zerquetschten und verwundeten Leiber zeugen davon, wie wir das Evangelium lieben, und wir werden nie vergessen, in unserem kleinen Testamente zu lesen." Manche fuhren fort, sich Sonntags in Höhlen und Felsklüften miteinander zu erbauen, und einer der Männer besuchte Jessup in Tripoli, um das bedrängte Häuflein mit Thränen seiner Fürbitte zu empfehlen.

Nicht ganz so hart ergieng es den Protestanten in Kisba. Der griechische Bischof, dessen Stolz und Schlechtigkeit die eigentliche Ursache war, welche sie den Missionaren in die Arme geführt hatte, versuchte es zuerst mit Schmeicheleien und versprach ihnen Alles, was sie nur wünschen mochten, wenn sie zu seiner Heerde zurückkehren wollten. So wenig Eingang er damit fand, verbreitete er dennoch das Gerücht, er habe bis auf drei sie alle wieder zurecht gebracht, und sie seien nur auf das Versprechen amerikanischen Schutzes hin Protestanten geworden. Durch den Erfolg in Keserfu ermuthigt, brauchten weiterhin aber auch die Feinde in Kisba Gewalt. Jakobe, der Vordermann der Protestanten, wurde ins Gefängniß geworfen, und die übrigen so eingeschüchtert, daß außer ihm am Ende nur noch fünf ihrem Bekenntniß treu blieben.

Jetzt brachten die Missionare die Sache zur Kenntniß Franko Paschas, des nunmehrigen Gouverneurs des Libanons, da Daud Pascha 1868 in das Ministerium nach Konstantinopel berufen worden war, nachdem er sein Paschalik für alle Reisenden zum sichersten des ganzen Reiches gemacht hatte. *) Auch Franko Pascha hatte bei seinem Amtsantritt, obgleich wie sein Vorgänger römischer Katholik, feste Handhabung der von der Regierung gewährleisteten Religionsfreiheit verheißen; in Beziehung auf Keserfu und Kisba aber scheint

*) Franko Pascha ist im Anfang dieses Jahres gestorben uud neuestens durch den Christen Rustem Bey ersetzt worden.

es ihm entweder am Willen oder an der Kraft gefehlt zu haben, dieses Versprechen zu lösen. Doch wurde Jakobe im Januar 1872 wieder freigegeben und konnte unbelästigt seine abendlichen Bibelstunden aufs Neue beginnen, was bald wieder eine ziemliche Anzahl Hörer herbeizog, obgleich sie sich äußerlich auch zur griechischen Kirche hielten. Die sechs Treugebliebenen aber freuten sich unter allem äußern Druck der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, und Jakobe zählte einige der im Gefängniß verlebten Stunden zu den glücklichsten seines Lebens.

Einen andern Lichtpunkt bildet das Dorf Scheich Mohammed*) sieben Stunden nordöstlich von Tripoli, der Heimatort des ersten Protestanten im ganzen Bezirk. Innerlich von der Wahrheit des göttlichen Wortes überwiesen, noch ehe er mit irgend einem Missionar zusammengetroffen war, entsagte er seinen Büchern und Zauberkünsten und besuchte 1858 die Brüder in Tripoli, um seine Aufzeichnungen mit den ihren zu vergleichen, wobei er zu seinem Erstaunen entdeckte, daß er schon lange ein Protestant war, ohne es zu wissen. Umringt von einer fanatischen namenchristlichen Bevölkerung, deren Wuth keine Grenzen kannte, als das Evangelium seine ersten Lichtstrahlen unter sie warf, kämpfte dieser Jschok el Kefruni mehrere Jahre hindurch allein gegen den Grimm seiner Feinde an, der ihn mehrmals dem Tode nahe brachte. Gerade die Verfolgungen, die er zu bestehen hatte, führten aber dem Herrn noch einige weitere Seelen zu, und wie bereits erwähnt, ergieng schon 1863 von diesem Dorfe aus nach Beirut die Bitte um einen Lehrer. Erst 1868 wurde jedoch dort eine Schule eröffnet, und zwar zu solchem Aerger der Feinde, daß diese einen Ofen vor das Schulzimmer bauten, um es durch dessen Rauch unbrauchbar zu machen, das Eigenthum einiger Protestanten niederbrannten, andere bestahlen, die Dächer ihrer Häuser abbrachen, ihr Vieh beschädigten, ihre Ernte verderbten, ihre Maulbeer- und Olivenbäume umhieben und Jschok, der das betreffende Haus hergegeben hatte, wiederholt nach dem Leben trachteten. Es blieb den Missionaren endlich nichts übrig, als die Hilfe der Konsuln und der Regierung anzurufen, worauf der Ofen niedergerissen und den Protestanten wenigstens nomineller Schutz gewährt wurde.

*) Im letzten Hefte ist Seite 219 Zeile 20 zu lesen: von Scheich M. (statt des Scheichs M.)

In den umliegenden Dörfern aber schwindet nun mehr und mehr der Haß gegen das Evangelium, ja Viele sind innerlich von der Wahrheit überzeugt und warten nur auf eine günstige Gelegenheit, mit ihrem Bekenntniß hervorzutreten. Doch damit führen wir die Geschichte dieses nördlichen Missionsgebiets voreilig bis auf die neueste Zeit fort.

---

9. Resultate.

Beirut war jetzt ein von Schiffen aller Nationen besuchter Hafen mit einer Bevölkerung von 80—100,000 Seelen geworden. Eine Bank, eine Fahrstraße nach Damaskus, Dampfer fast aller europäischen Seemächte, Telegraphen nach allen Richtungen hin, viele Schulen und Spitäler sammt drei Buchdruckereien machten es zur kommerziellen und intellektuellen Hauptstadt Syriens. Das köstlichste von allen Gütern aber, die dort aufgestapelt lagen, war die nun vollendete und bereits von der Südküste Arabiens wie von Indien und Sierra Leone her begehrte arabische Bibel.

Einen festlicheren Tag hatten die Missionare in Beirut noch nicht gesehen, als im März 1865, wo die erste Auflage derselben endlich die Presse verließ. Während in dem Zimmer des oberen Stockes, worin zuerst Smith und nach ihm Van Dyck je acht Jahre lang an ihrer Uebersetzung gearbeitet hatten, die Brüder dem Herrn ihren vereinten Dank darbrachten, daß Er dieses Werk gelingen ließ, stimmte unten plötzlich ein Männerchor nach wohlbekannter englischer Melodie ein für diesen Tag gedichtetes arabisches Loblied an. Es waren die Drucker, Setzer und andere Gemeindeglieder, welche den Missionaren diese Ueberraschung bereiteten, unter ihnen auch der eingeborne Dichter des Festliedes, Ibrahim Sarkis. Und wohl durften diejenigen, die etwas gekostet hatten von diesem Lebensbrod, ihre Stimmen preisend erheben, daß dasselbe nun sechzig Millionen ihrer Brüder gleichfalls zugänglich gemacht war. Gesetzt, diese von dem tiefsten Verständniß des wunderbaren Reichthums der arabischen Sprache zeugende Uebersetzung der h. Schrift, die schon in literarischer Beziehung eine bedeutende Anziehungskraft übt, wäre die einzige Frucht der syrischen Mission, die für sie ausgelegten Summen hätten in der That reiche Zinsen getragen. Bald war auch die Nachfrage so groß, daß die Missionsdruckerei, obgleich mit

Dampf arbeitend, nicht mehr genügte, und die amerikanische Bibelgesellschaft mehrere Ausgaben in verschiedenem Format elektrotypiren ließ.

Auch andre christliche Schriften wurden jetzt mehr begehrt, als die Presse liefern konnte. Der Kolporteur, der im Dienste der einheimischen Missionsgesellschaft von Beirut das ganze Land von Akka im Süden bis nordwärts nach Hamath und sogar Aleppo bereiste, fand allenthalben nicht nur ein dringendes Bedürfniß nach religiöser Belehrung, sondern auch eine wachsende Empfänglichkeit dafür. Einem andern Kolporteur, der seit 1870 in der Umgegend von Beirut seine Arbeit begann, begegnete überall ein zunehmendes Verlangen nach Büchern; unverkennbar aber wandte dessen ungeachtet die herrschende Geistesströmung sich mehr dem intellektuellen, als dem religiösen Fortschritt zu.

Der allgemeine Wunsch, der nun nach Unterricht in den manigfachsten Wissenszweigen erwachte, war den Jesuiten ein willkommener Anlaß zur Gründung von Schulen nnd Seminaren in verschiedenen Theilen des Landes; auch protestantische Lehrer und Lehrerinnen aus mehreren europäischen Ländern fanden sich ein, so daß die amerikanischen Missionare gleichfalls an neue Anstalten denken mußten, um den Jugendunterricht nicht allmählich ganz aus der Hand zu verlieren. Wohl hatte das Knabenseminar in Beirut unter Butrus Bistanys Leitung allmählich eine solche Ausdehnung gewonnen, daß es 1864 an 150 Zöglinge zählte, die ein für die dortigen Verhältnisse so ansehnliches Pensionsgeld entrichteten, daß die Anstalt keiner Unterstützung aus der Missionskasse mehr bedurfte; daneben aber machte sich schon länger her ein weiteres Bedürfniß geltend, dem nothwendig Rechnung getragen werden mußte, wollte man die männliche Jugend nicht mehr und mehr jesuitischem Einfluß anheimfallen sehen. Es war das nichts geringeres, als die Gründung eines mit allen erforderlichen Lehrkräften und Räumlichkeiten ausgestatteten protestantischen Kollegs, worin Jünglingen aller orientalischen Sekten und Nationalitäten Gelegenheit geboten werden sollte, mit mäßigen Kosten eine auf evangelischer Grundlage ruhende, umfassende Bildung zu erlangen. Der Board allein konnte natürlich sich einer so großen und überdieß doch eigentlich außerhalb des Bereichs der Mission liegenden Aufgabe nicht unterziehen, darum erließ er schon 1868 auch an die Missionare andrer Gesellschaften

die Anfrage, ob sie sich nicht an diesem Unternehmen betheiligen möchten. Ein aus englischen und amerikanischen Missionaren und Residenten in Syrien und Egypten bestehendes Kommittee sollte dessen Ausführung berathen und über seinen Fortgang wachen helfen; die Dotationsgelder in Amerika angelegt und nur die Zinsen davon in Syrien verwendet werden; der Studienplan in vierjährigem Kursus arabische Sprache und Literatur, neue Sprachen, türkisches Recht, Naturwissenschaften und Medizin umfassen. Letztere sollte vorzugsweise Berücksichtigung finden, um den vielen eingebornen Quacksalbern und ärztlichen Betrügern, wovon der Orient wimmelt, entgegenzuarbeiten. Auch der biblischen Literatur und Moral war eine hervorragende Stelle angewiesen, systematische Theologie aber der Pflege der verschiedenen Missionen überlassen.

Als dieser Plan so weit gereift und vorbereitet war, daß zu seiner Verwirklichung geschritten werden konnte, entband der Board mit Freuden Miss. Bliß von seiner seitherigen Wirksamkeit in Syrien, damit er der neuen Anstalt zuerst in England und Amerika die nöthigen Freunde und Gönner werbe und hernach ihre Leitung übernehme. In den Ver. Staaten brachte ein enggeschlossener Freundeskreis allein 250,000 fl. auf; englische Gönner des Unternehmens, worunter die beiden Lords Shaftesbury und Stratford de Redcliffe nebst andern Notabilitäten steuerten 36,000 fl. bei; die türkische Hilfsmissionsgesellschaft betheiligte sich gleichfalls; und endlich bedachte das 1860 gebildete syrische Hilfscommittee diese Stiftung mit dem sich noch auf 12,000 fl. belaufenden Rest der zu seiner Verfügung gestellten Gelder.

Zu Anfang des Jahrs 1866 konnte Bliß endlich den ersten Kursus, dem später noch eine Vorbereitungsklasse beigefügt wurde, mit 14 Schülern eröffnen. Inzwischen sind in beiden Abtheilungen 80 Namen verzeichnet worden. Die Zöglinge haben fast durchweg einen Eifer und eine Befähigung gezeigt, deren sich auch die bevorzugtesten Länder nicht zu schämen hätten. Die Unterrichtsgelder betragen 72 fl. für das auf 9 Monate berechnete Studienjahr, und weitere 140 fl. für diejenigen, welche in der Anstalt selbst Kost und Wohnung haben. Die darin vertretenen Sekten sind orthodoxe Griechen, griechische Katholiken, Lateiner, Maroniten, Drusen, Armenier und Kopten. Alle in der Anstalt wohnenden haben an der täglichen Morgen- und Abendandacht, und Sonntags an dem evan-

gelischen Gottesdienst und den Bibelklassen theilzunehmen. Bibellesen oder Aufsagen auswendig gelernter Schriftstellen gehört zu den täglichen Pensen; auch besteht eine freiwillige Gebetsversammlung unter den Studenten. Dreizehn hatten im vorigen Jahr ihren akademischen Kursus beendet und sind jetzt größtentheils als Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten Syriens und Egyptens angestellt. Zwei haben sich der Medizin zugewandt, zwei andre studieren die Rechte.

Vermittelst eines größtentheils von den freigebigen Gründern des Stiftungsfonds zusammengebrachten Baufonds wurde in Ras-Beirut (Kap B.) in unmittelbarer Nähe der Stadt ein Grundstück angekauft, auf dem am 7. December 1871 der Hauptgönner und Beförderer der Sache, William Dodge unter passenden englischen und arabischen Ansprachen den Grundstein zu den schönen Anstaltsgebäuden legte. Die Lage derselben ist malerisch, gesund, still und leicht zugänglich. Fast aus allen Straßen der Stadt und von den Dörfern am Westabhange des Libanon fällt das Auge auf den stattlichen Bau, der auch die in den Hafen einlaufenden Schiffe zuerst begrüßt — gleichsam als ein Leuchthurm gesunder christlicher Bildung.

Wichtiger noch als diese Anstalt möchte aber vielleicht für das wirklich geistliche Leben des Volks sich die in viel bescheidenerem Rahmen seit 1869 in ein theologisches Seminar umgestaltete Lehrerschule in Abeih erweisen. Auch vorher schon hatten zwar einzelne Zöglinge derselben sich der Theologie zugewandt, ein eigentliches Predigerseminar aber konnte sie nicht genannt werden. Nur Hasbeiya, Hums und Ain Zehalti wurden bis jetzt durch ordinirte eingeborne Pfarrer bedient; für fünf andre eingeborene Gemeinden dagegen fand sich Niemand. Da war es also gebieterische Pflicht, für mehr Diener des Worts zu sorgen, und so reichten Jessup von Beirut und Eddy von Sidon her dem mit der unmittelbaren Leitung des Seminars betrauten Calhoun nun die Hand zur Heranbildung einer größeren Zahl eingeborner Geistlicher. Die aus sieben Studenten bestehende erste Klasse zeigte sich mit einer einzigen Ausnahme von einem guten Geiste beseelt, eifrig in der Erwerbung von Kenntnissen und verlangend, durch Wort und Wandel ihren Herrn zu preisen. Die fünf Wintermonate, während deren die Anstalt geschlossen war, benützten sie zu Evangelistendiensten in der Nähe und Ferne.

Auch für Mädchenerziehung war es den Missionaren allmählich gelungen, den Sinn der eingebornen Bevölkerung zu erwecken. So konnte denn 1865 in Beirut „die erste Töchteranstalt Syriens“ eröffnet werden, welche von Seiten derer, die sie benützten, auch ein Geldopfer forderte. Volle Entschädigung zu beanspruchen, hinderte jedoch auf die Länge die vielleicht wohlmeinende, aber unweise Konkurrenz andrer Mädchenschulen unter französischer, deutscher und englischer Leitung *). Auf Kosten amerikanischer Freunde, aber ohne organischen Zusammenhang mit der Mission, wurde für diese Töchteranstalt 1867 ein eigenes Haus erbaut, dessen Räume sich bald mit 76 Zöglingen füllten, worunter 57 Kost- und 19 Tagschülerinnen. Der Erziehungs- und Unterrichtsplan war ein von ebenso entschieden evangelischem Geiste getragener, wie in den entsprechenden Anstalten für die männliche Jugend. Erfreulich war die lebhafte Theilnahme aller Klassen und Sekten der eingebornen Bevölkerung bei dem ersten öffentlichen Examen 1868, und bezeichnend für die neue Zeit, daß auch muhammedanische Eltern jetzt anfiengen, auf die Erziehung ihrer Töchter Werth zu legen. Etwas übertrieben wohl gab der Kadethat-el-Akhbar, die amtliche arabische Zeitung Beiruts die Zahl der die protestantischen, griechischen, maronitischen, katholischen und muhammedanischen Schulen der Stadt besuchenden Mädchen sogar auf mehr als 2000 an.

(Schluß folgt).

Kirchliche Engherzigkeit.

(Schluß.)

Die angloindische Regierung hat bereits Ursache gefunden, sich über die Verbreitung ritualistischer Bestrebungen zu beklagen, welche in Folge der Wirksamkeit zweier Bischöfe, des Dr. Milman in

*) Es scheint den Amerikanern etwas Menschliches zu begegnen, wenn sie, wie ihre Auslassungen oft genug verrathen, die Concurrenz andrer Protestanten auf ihrem Gebiete mehr bedauern als bewillkommen. Zwar mag ihnen dabei Manches unbequeme zugemuthet werden; daß aber in Syrien und besonders in Beirut noch Raum für anderweitige, z. B. deutsche Lehrhilfe ist, hat die Erfahrung der letzten 12 Jahre unwiderleglich gezeigt, wie es auch die wiederholten Nothrufe der amerikanischen Missionare selbst beweisen. Jedenfalls ist ihre

Calcutta und des Dr. Douglas in Bombay, sich über den ganzen Norden des indischen Reichs hin fühlbar macht. Natürlich bekümmert sich die Regierung blos um diese Richtung, sofern dieselbe auf die europäischen Hörer einen abstoßenden und verwirrenden Einfluß ausübt. Wie dieselbe auf die Heidenmission wirkt, erhellt am deutlichsten aus einer Schrift, welche Dr. Douglas neulich ausgehen ließ.

Derselbe hat nämlich die Bedürfnisse der indischen Missionen ins Auge gefaßt und in einem Pamphlet „Indian Missions“ seine Wünsche zusammengestellt. Neben vielem Beherzigenswerthen, das er vorbringt, fordert er darin vor allem eine Kirchlichkeit, wie sie ihm als die wichtigste Bedingung eines endlichen Erfolgs erscheint. Diese Kirchlichkeit nun vermißt er schmerzlich in seinen Missionaren, d. h. in den Sendboten der niederkirchlichen (oder evangelisch gerichteten) Church Missionary Society. Er sagt darüber:

„Eine bedeutende Anzahl unserer Missionsgeistlichen scheinen in ihrem besondern Titel etwas zu sehen, was die Scheidungslinie zwischen der Kirche und ihren Gegnern verwischt und alle Missionare zu 'Brüdern' macht.“ — „Der Mann, der von einem Nachfolger der Apostel ordinirt wurde und damit die apostolische Sendung empfangen hat, empfängt als einen 'Amtsbruder' den Mann, der seinen Dienst einer Berufung durchs Volk (?) zuschreibt, und beräth mit ihm auf dem Fuße vollkommener Gleichheit, wie sie sich der Aufgabe, die Kastenmauer niederzuwerfen und Indien zu christianisiren, gemeinschaftlich unterziehen sollen.“

Dem Bischof scheint das schrecklich; er hat es seinem Oberen, dem Erzbischof von Canterbury dringlich ans Herz gelegt, wie klar ihm der große Fehler der Missionare geworden sei. „Ich fühle mich verpflichtet, ihm zu erklären, daß ich keinerlei Hoffnung auf irgend befriedigende Ergebnisse zu hegen vermag, bis wir das Richtige er-

---

Töchteranstalt nicht „die erste in Syrien;“ datirt doch das Pensionat der Kaiserswerther Schwestern schon vom Jahre 1861, das amerikanische erst von 1865. Die Berichte des Kaiserswerther Pensionats zeigen ferner, daß die Schulgelder seine Kosten decken; wenn das bei der amerikanischen Anstalt nicht der Fall ist, so dürfte der Unterschied in der kostspieligeren Ausstattung derselben seinen Grund haben. Und was die Resultate betrifft, so ist es gewiß jeder Anerkennung werth, wenn die syrischen Waisenhäuser bereits treue und tüchtige Diakonissen arabischer Nationalität herangebildet haben.

kennen, daß wir nämlich nicht einfach dazu hier sind, Wahrheit zu lehren, sondern um das Reich unsers Herrn Jesu Christi zu gründen und einen Zweig seiner heiligen 'katholischen' Kirche zu pflanzen."

„Nur die katholische Kirche und darum keine zertheilte Christenheit kann Indien zum Glauben an Den bringen, dessen Fleisch so wirklich ist wie Seine Gottheit."

Wie wunderlich in dieser Erklärung Wahres und Falsches gemischt ist, ließe sich leicht ausführlich zeigen. Uns liegt hier nur ob, die Thatsache zu constatiren, daß weitaus die Mehrzahl aller auf indischem Boden weilenden Missionare (die kirchlichen miteingeschlossen) es für ihre einfache Aufgabe hält, die Wahrheit, d. i. das Evangelium zu verkündigen, und daß sie in Verfolgung dieser Aufgabe die Nothwendigkeit erkennen, angesichts der großen feindlichen Macht, die ihnen gegenübersteht, ihre Reihen enger zu schließen. Das Heer, zu dem sie gehören wollen, ist die allgemeine Christenheit; das Regiment, wozu der Einzelne gehört, mag seinen eigenen Namen und bestimmtere Abzeichen tragen.

Eines der Mittel, durch welches die indischen Missionare ihre Zusammengehörigkeit zum Ausdruck bringen, ist die Abhaltung von Conferenzen. Die Vollendung der Eisenbahnen durch das ganze weite Reich hat ihnen nun den Gedanken an eine allgemeine Conferenz im Mittelpunkt Hindustans, in der Festung Allahabad, nahegelegt. In den letzten Tagen des verflossenen Jahres kam dieser Gedanke zur Ausführung. Sie begann mit einer Gebetsversammlung am Christfest, da alle fühlten, wie nöthig zur Betreibung ihres Werks ein neues Maaß des freudigen Geistes sei. Dann wurden über die verschiedenen Arbeitszweige Vorträge und Berichte der erprobtesten Missionare gelesen, welche zu eingehenden Besprechungen Anlaß gaben. Wohl die belebteste Unterredung war die über das Maaß von Bedeutung, welches der Predigt oder dem Schulunterricht beizulegen ist. Am interessantesten waren die Mittheilungen über die Missionen in den einzelnen Provinzen; wie mahnte z. B. die unläugbare Thatsache von der Ausbreitung des Muhammedanismus in Bengalen (wo er wohl ein Drittheil der Bevölkerung zu sich herübergezogen hat) zu neuen Anstrengungen. Das Brahma Samadsch schien dagegen den erfahrensten Beobachtern

sehr an Einfluß zu verlieren. In den bengalischen Christengemeinden machte sich eine starke Hinneigung zur Selbständigkeit geltend; dieselben arbeiten daran, von fremder Leitung und überseeischen Geldzuflüssen unabhängig zu werden. Ein Bengali-Christ brachte sogar den wunderlichen Vorschlag vor, die fremden Missionare möchten bald erkennen, daß es nun Zeit für sie sei, das Land zu verlassen; am nächsten Tage wünschte er aber, daß dieser Vorschlag unterdrückt werde. So weit sind wir leider noch lange nicht.

Die Conferenz bestand aus 118 Mitgliedern, von denen neun Laien waren, während die Missionare 20 verschiedenen Gesellschaften angehörten. Man zählte 33 Engländer, 32 Amerikaner, 17 Schotten 3 Irländer, 2 Deutsche, 1 Norweger und 21 Indier. Die kirchliche Missionsgesellschaft war die (durch 22 Glieder) am stärksten vertretene. Versammelt saßen sie in der Kirche der amerikanischen Presbyterianer, um welche Reihen von Zelten aufgeschlagen waren, die Mitglieder zu beherbergen. Ein Wirth besorgte die gemeinsame Tafel, die Ausgaben aber wurden durch eine vom schottischen Dr. Valentine veranstaltete Sammlung unter Mitgliedern und Freunden bestritten. Sehr erquickt, mit neuen Gedanken und frohen Aussichten erfüllt, schieden die Brüder von einander am 1. Januar 1873. Hören wir, wie z. B. der Baptist Kerey sich über den Gesammteindruck dieser Conferenz ausspricht:

„Ungeachtet mancher Verschiedenheiten in Ansichten und Urtheilen über untergeordnete Gegenstände herrschte doch eine wunderbare Uebereinstimmung in allen wesentlichen Fragen; die Besprechungen enthüllten und förderten das Einverständniß über manche Punkte, in welchen ich erwartet hätte, daß die Meinungen viel weiter aus einander gehen würden. Der Geist der Liebe und Eintracht, der alles durchdrang, wirkte überaus erfrischend. Viele Zeit wurde im Gebet zugebracht; das h. Abendmahl wurde von zwei kirchlichen Missionaren ausgetheilt, selbstverständlich mit dem Vorbehalt, daß nur wer wollte, dasselbe knieend empfieng. In mir und wie ich glaube, in allen Mitgliedern hat das Ganze den Eindruck hervorgebracht, daß ein sicherer und hoffnungsvoller Fortschritt in Gottes Werk zu Tage tritt. Die gewichtige Frage betreffend die Unabhängigkeit und Selbstregierung der Gemeinden wurde eingehend beleuchtet und gründlich durchgesprochen: zu meiner Freude stimmten alle Missionare darin überein, daß den indischen Gemeinden Freiheit

gelassen werden müsse, unter der Leitung des Wortes und des Geistes ihre eigene Zukunft auszuwirken. Viele eingeborne Prediger der kirchlichen, Londoner, schottischen u. a. Missionen waren zugegen und trugen bedeutend dazu bei, die Conferenz interessant und fruchtbar zu machen; die Meisten waren Männer von ernster Frömmigkeit, großer Bildung und gesundem Verstand. Man konnte da schon sehen, daß Gott in den indischen Kirchen Männer hat, die sein Werk in diesem Lande fortführen können. An den Missionaren ist es, denselben alle Gelegenheit zu schaffen, daß sie nach der ihnen gegebenen Gnade frei zu wirken vermögen."

Der lebensvolle, bei völlig freier Bewegung doch so harmonische Verlauf dieser Conferenz zeigte wieder einmal, wie leicht Christen, denen das anvertraute Werk ihres Königs am Herzen liegt, sich unter einander verstehen und fördern können; schade, daß wir das so langsam lernen! —

Auch in Japan regt sich dieses Bedürfniß gemeinsamen Vorgehens. Ein Professor am College in Jedo spricht sich darüber in folgender Weise aus:

„Die Unionskirche in Jokohama hat wohl mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, genießt aber Gottes Segen in reichlichem Maaße. Auch in Jedo haben wir eine Unionskirche angefangen; unsere kleine Kapelle steht unter Dach und der Kirchthurm — eine Neuerung in Japan! — ist fertig, die Glocke steht schon bereit, das Alte hinaus, das Neue herein zu läuten. Meine Abneigung gegen das Sectenwesen wächst zur Verachtung an. Wie lächerlich scheint es doch, unsere Grenzmarken nach Japan und China zu versetzen! Was China betrifft, so scheint mir der Stand der Dinge dort mitleidenswerth. Jede Sekte, Partei und Kirche hat ihre eigenen Phrasen, Agenden, Bücher 2c. ins Chinesische übersetzt, wie um die Heiden zu verwirren und zum Spott zu locken Ich hoffe, Japan werde mit den —ismen verschont bleiben. Sollten nicht die Abscheidungen in Protestanten, Katholiken und Ungläubige genügen können? Mir will fast der Muth schwinden, wenn ich auf die Spaltungen der Christen blicke, und ganz besonders, wenn dieselben wie eine Erbkrankheit auf die Heiden übergetragen werden. Ach betet, daß Christi Christenthum Japan segnend heimsuchen möge!"

Beten wir darum für die gesammte Heidenwelt! Als neulich

(Sept. 1872) die Missionare verschiedener Gesellschaften in Jokohama zu einer Conferenz zusammen traten, beschlossen sie einmüthig:

„Da die Kirche Christi Eine ist, und die Unterschiede protestantischer Gemeinschaften Zufälligkeiten sind, welche zwar die lebensvolle Einigkeit der Gläubigen nicht beeinträchtigen, aber doch die Einheit der Kirche schon in der Christenheit und weitmehr in Heidenländern verdunkeln, weil die Geschichte dieser Trennungen hier nicht verstanden werden kann; und da wir in unserer Evangelisationsmethode eine solche Gleichförmigkeit erzielen möchten, die geeignet wäre, das Uebel stark vortretender Unterschiede zu vermeiden, entschließen wir uns dazu: daß wir in der Bildung von japanischen Kirchen, soweit es immer möglich ist, gleiche Ordnungen einführen und solchen einen so allgemeinen Namen wie der — der Kirche Christi beilegen wollen. Die Leitung der Kirche soll von den Lehrern und Aeltesten derselben ausgehen unter Mitwirkung der Brüder." Darauf folgte eine Reihe von Uebereinkünften über einzelne praktische Fragen, wie die zu adoptirende Schriftart, die Bibelübersetzung 2c. —

Eine andere Weise, die Einheit der Kirche im Heidenlande zum Ausdruck zu bringen, besteht in der Gründung von Unionskirchen. Solche kommen bereits in Indien mehr und mehr auf; d. h. eifrige Christen stehen zusammen, Kapellen zu bauen, in welchen Prediger verschiedener Gemeinschaften das einfache Evangelium verkündigen, welches in ritualistischen Kirchen keine Stätte mehr findet. Wie damit in Japan vorgegangen wird, haben wir eben vernommen. Gerade jetzt wird auch in Constantinopel eine Unionskirche gegründet, in welcher zur großen Freude vieler englischen und amerikanischen Christen, welche dort als Ingenieure u. s. w. angestellt sind, Abendgottesdienste gehalten werden sollen, während in den beiden anglikanischen Kirchen nur ein Morgengottesdienst stattfindet. Wer sich zu dieser neuen Kirche hält, bricht dadurch seine Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft, in welcher er herangewachsen ist, in keiner Weise ab; er freut sich aber, mit andern Christen gleicher Sprache die Einigkeit des Geistes zu pflegen, wenigstens so lang er im fremden Lande bigotten Kirchen gegenüber steht, deren jede sich selbst als die alleinige Bewahrerin der Wahrheit rühmt.

Ein Jahrzehend indischer Missionsarbeit.

Ein Korrespondent der „Times" schreibt aus Kalkutta: „Die protestantischen Missionare Indiens, die kürzlich ihre überaus gelungene Konferenz in Allahabad beschlossen, beschäftigten sich auch mit dem alle zehn Jahre stattfindenden Census der in ihrer Pflege stehenden eingebornen Bekehrten. Die einzelnen Ergebnisse desselben werden nächstens veröffentlicht werden, aber Miss. Sherring, einer der gelehrtesten Männer aus ihrer Mitte, legte der Konferenz bereits die Gesammtzahlen vor. In dem mit dem Jahr 1871 zu Ende gehenden Dezennium hatte die Zahl der eingebornen Christen im eigentlichen Indien sich um 61 Procent, oder von 138,731 auf 224,161 oder eine Viertelsmillion vermehrt. Dieser Fortschritt fand allerdings auf einen gewissen Grad innerhalb der Gemeinden selbst statt, weitaus zum größten Theil jedoch von außen, hauptsächlich durch Zuwachs aus den Stämmen der Urbewohner und niedern Kasten. Die Zunahme des vorigen Dezenniums betrug 53 Procent. Die erfreulichste Seite dieser Statistik ist die Entwicklung einer rein eingebornen Geistlichkeit. In der Zahl der Arbeiter der fünf englischen Hauptgesellschaften hat in den letzten zehn Jahren ein Ausfall stattgefunden. Die kirchliche, die Ausbreitungs-, die Londoner, die baptistische nnd die wesleyanische Missionsgesellschaft hatten 1861 zusammen 262 Missionare in Indien; 1871 dagegen nur 234, also 28 weniger. Die amerikanischen Presbyterianer haben dafür 32 Missionare, wo sie nur 23 hatten. Die Gesammtzahl der auswärtigen ordinirten Missionare ist in diesem Dezennium nur von 478 auf 486 gestiegen, obgleich der Fortschritt der Aufklärung in den eingebornen Staaten in dieser Zeit der Mission gegen fünfzig Millionen weitere Seelen zugänglich gemacht hat. Zeigt aber England trotz seines wachsenden Reichthums weniger Interesse für die Mission, so legt dagegen die indische Kirche mehr Leben an den Tag, soweit Geld einen Maßstab hiefür geben kann. In dem einen Jahr 1871 steuerten die indischen Christen 102,144 fl. für Missionszwecke bei, während in dem ganzen Dezennium von 1851—1861 ihre Beiträge sich auf nicht mehr als 112,116 fl. beliefen, und die Zahl der ordinirten eingebornen Prediger von 97 auf 226 stieg. Ueberraschend sind die Zahlen, aus welchen sich die Thätigkeit der Missionare im Unterrichtswesen und in Beziehung auf die Literatur

entnehmen läßt. Aus den 75,975 Schülern des Jahrs 1861 waren im Jahre 1871 nicht weniger als 122,372 geworden, worunter 26,611 Mädchen. Die Seminare der freien und der unirten Kirche Schottlands lieferten allein so viele Studenten für die Universitäten, als alle anderen Gesellschaften zusammen — ein schlagendes Zeugniß von Dr. Duffs Wirksamkeit. Die 24 Missionspressen veröffentlichten in diesem Dezennium 12½ Millionen Bücher und Traktate in 3⅓ Sprachen und Dialekten. Darunter befanden sich 28,000 Bibeln, 1,164,003 einzelne Schrifttheile, 2,842,495 christliche Bücher, 5,707,355 christliche Traktate, 2,375,040 Schulbücher und 20,279 andere Bücher.

Im Aschante-Krieg

ist nach den neuesten Berichten aus der Osterwoche eine günstige Wendung eingetreten. Nachdem die Engländer aus ihrer anfänglichen Sorglosigkeit gehörig aufgeschreckt waren, bis sie statt der 4000 Feinde, von denen früher die Rede war, wohl ihrer 40,000 im Anzuge begriffen glaubten, haben sie, wie es scheint, endlich zweckmäßigere Maßregeln ergriffen, die Aschanteer zurückzutreiben. Ein Missionar schreibt 19. April: „Die Nachrichten über erfolgreiche Kämpfe der Küstenstämme gegen das Aschanteheer bestätigen sich immer mehr. Es soll nun beinahe eingeschlossen sein und nur noch den Rückweg über den Prah offen haben. Das veranlaßte den König, eine Gesandtschaft an den Gouverneur zu schicken und ihm zu sagen: es herrsche da ein Mißverständniß, er sei nur gekommen, die Akimer und Assiner zu züchtigen, mit England aber wünsche er Frieden und wolle alle Gefangenen, weiße und schwarze, die er noch vom letzten Krieg her habe, ohne Lösegeld freigeben. Der Gouverneur antwortete: „nachdem Aschante den Krieg so muthwillig angefangen, müsse er ihm jetzt den Lauf lassen; jedenfalls müsse das Aschanteheer über den Prah zurückweichen, ehe von Unterhandlungen die Rede sein könne." — Eine andere Nachricht besagt, der Aschantekönig habe den Küstenstämmen erklärt, daß er nicht gegen sie, nur gegen die englische Regierung Krieg führe. Vielleicht suchte er beide Gegner zu täuschen und zu trennen. Uebereinstimmend lauten jedenfalls die Nachrichten über den Hauptpunkt, daß die Aschanteer wieder ihrer Grenze zu gedrängt sind.



Männer von Bethlehem.

Die Religionsfrage in Japan.

Der Amerikaner Northrop, der von der japanischen Regierung berufen wurde, um bei der Reorganisation des Unterrichtswesens mitzuwirken, theilt dem Blatte Christian Union einen Auszug aus einem Gutachten mit, das der japanische Gesandte Mori an seine Regierung richtete. Da Northrop kürzlich in Washington dessen Gast war, kann er diesem interessanten Schriftstück die aus persönlichem Umgang geschöpfte Ueberzeugung beifügen, daß für Mori Religionsfreiheit und die Auseinanderhaltung der weltlichen Gewalt und geistlicher Angelegenheiten in der That leitender Grundsatz geworden ist. Damit mag sich immerhin die Nachricht vertragen, welche neulich (S. 233) aus einem andern Blatte mitgetheilt wurde, daß Mori selbst dem Christenthum fremd geworden sei. Er ist ein Graduirter der Universität Oxford und schrieb noch nicht so lange her an seine Regierung: „Der steigende Einfluß der Bibel ist etwas Wundervolles, alles Durchdringendes. Er führt mit sich eine gewaltige Macht von Freiheit und Gerechtigkeit, geleitet durch die vereinte Kraft von Weisheit und Güte.“ Wie er nun auch jetzt zum Evangelium stehen mag, hören wir ihn einmal über die Frage der Religionsfreiheit!

„Die religiösen Ueberzeugungen sind die innerste Lebensfrage des Menschen. Obgleich unter erleuchteten Nationen Gewissensfreiheit ebensowohl für ein dem Menschen angeborenes Recht, als auch für ein wesentliches Element des Fortschritts gilt, hat doch in der ganzen glorreichen Geschichte unsres Volkes dieses heilige Recht keine Anerkennung gefunden. Vorurtheile, Unwissenheit, angererbte Begriffe und Gebräuche hindern unsern Fortschritt. Der Versuch, die einander widerstrebenden Systeme des Buddhismus und des Sintuismns zu verschmelzen, ist mißlungen. Eine neue Religion kann nicht vom Staate gemacht oder dem Volke aufgedrungen werden; Religion ist

keine Waare, die sich fabriciren oder verkaufen ließe; sie ist einzig und allein eine Sache der Privatansicht und des persönlichen Gewissens — also eine Frage zwischen jedem Einzelnen und seinem Schöpfer. Gewissensfreiheit verweigern, heißt die menschliche Seele erdrücken; denn Religion ist die Pflicht des Menschen als eines vernünftigen Wesens, und durch die freie Annahme ihres Lichtes lernen wir das Leben des Glaubens kennen und geistliche Wahrheiten verstehen. Wie in der Natur eine unerschöpfliche Manchfaltigkeit herrscht, so besteht auch eine nützliche Verschiedenheit in den religiösen Ueberzeugungen, die in Uebereinstimmung mit den wechselnden Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft im Laufe der Zeiten weislich modifizirt worden sind.

„Es könnte eingewendet werden, die Geschichte unserer Vergangenheit, die im Volksglauben den bloßen Namen des Christenthums gleichbedeutend gemacht hat mit politischen Wirren und Ränken, gebiete jetzt Vorsicht gegen das Eindringen neuer Lehren aus dem Ausland, die in dieser kritischen Uebergangszeit unsern Frieden stören, Streit und Uneinigkeit hervorrufen und unsern Fortschritt hemmen könnten, während wir noch unvorbereitet sind, das Gute und das Schlimme in dieser fremden Religion zu unterscheiden. Diesem Einwurf liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß der Einfluß des Christenthums schädlich wäre; ist dieselbe aber auf eine richtige Erkenntniß von dessen Wesen gegründet?

„Viele fürchten, das Christenthum würde unsre gesellschaftlichen Beziehungen stören, indem es zwischen die höheren und niederen Stände unserer socialen Einrichtung Mißtrauen brächte. Aber Bewegung ist besser als Stillstand; Fortschritt entspringt nur der Auseinandersetzung über verschiedenartige Ansichten; Streit kann ein Segen werden. Eine Nation, welche zu einer neuen Erkenntniß und Kraft gelangt, wie die christliche Sittenlehre und der christliche Glaube es sind, wird dadurch sicher ihre Lage verbessern, weiser und stärker werden, und schließlich alle Klassen der Gesellschaft in brüderlichen Einklang bringen. Die Geschichte bestätigt diese Behauptung, denn kein andres Volk der Erde ist so an die Spitze der Civilisation getreten wie diejenigen, die sich zur christlichen Religion bekennen. Eine erzwungene Gleichförmigkeit muß ein beklagenswerthes Uebel sein, da der Schöpfer uns so gemacht hat, daß wir nicht Alle ehrlich dieselben Ansichten haben können.

„Viele fürchten, eine augenblickliche Einführung des Christenthums würde Ruhestörungen verursachen. Nun ist zwar Vorsicht weise und nöthig, aber Schüchternheit ist keine Vorsicht. Es thut allerdings Behutsamkeit noth zum Gelingen eines großen Unternehmens; Unthätigkeit angesichts von Schwierigkeiten ist aber nicht Behutsamkeit, sondern faule Nachlässigkeit, die sich zum Damm gegen den Fortschritt aufwirft. Wahre Vorsicht dagegen ist ebensowohl ein treibendes wie ein schützendes Element des Fortschritts.

„Die beste Vorsichtsmaßregel liegt für uns in der Einführung gerechter Gesetze, welche alle wirklichen Menschenrechte anerkennen und wahren; darunter begreife ich vollständige Gewissensfreiheit, Unparteilichkeit des Staates gegen alle religiösen Gemeinschaften und dabei Schutz des Staates gegen alle aus religiösen Verschiedenheiten entspringenden Ruhestörungen. Weise Gesetze sind die beste Garantie für den Frieden, die Sicherheit und das Glück der Regierenden wie der Regierten; an ihnen besitzt der Herrscher die besten Privilegien und der Unterthan die vollste Freiheit. Daraus entspringt dann gesellschaftliche Ordnung, Gehorsam gegen die Gesetze, Tugend und Wohlwollen.

„Unsre gegenwärtige Lage ist eine ungeheuer verantwortungsvolle; es ist unsre Aufgabe, die Geschicke unsres Volkes zu gestalten. Ja, mehr als das, denn die von uns getroffenen Gesetze und Einrichtungen werden ihren Einfluß auf alle übrigen Nationen Asiens haben. Diese herkulische Aufgabe sollte uns mit Ernst und Eifer erfüllen, in der großen Sache der Menschheit unser Möglichstes zu leisten.“

Das Gutachten schließt mit einem Programm über Religionsfreiheit, wie es sich etwa für ein kaiserliches Edikt eignen würde, und dessen Grundzüge Northrop folgenderweise zusammenfaßt:

„Da religiöser Glaube nur durch Vernunft und Ueberzeugung, aber nicht durch Zwang und Gewalt richtig bestimmt werden kann;

„Da ferner kein Mensch und keine menschliche Gesellschaft das Recht hat, seine oder ihre Ansichten in Sachen der Religion Andern aufzubringen, indem jeder für sich selbst verantwortlich bleiben muß;

„Und da endlich die Weltgeschichte lehrt, welch große Uebel die Beschützung irgend einer besondern Religion durch den Staat nach sich gezogen hat;

„Ist jetzt feierlich beschlossen und wird hiemit erklärt, daß die

kaiserliche Regierung von Dai Niphon durch kein Gesetz weder direkt noch indirekt innerhalb ihrer Staaten die freie Ausübung von Religions- und Gewissensfreiheit verbieten wird; daß keine religiöse Organisation irgend einer Art weder durch die Lokal- noch durch die Staatsbehörden beeinträchtigt werden soll, so lange solche Organisationen sich nicht im Widerspruch mit den Staatsgesetzen befinden; daß das Reichsgesetz keine religiöse Institution anders behandeln soll, als irgend eine andere Art gesellschaftlicher Institutionen, und daß weder durch die Lokal- noch durch die Staatsbehörden irgend einer besondern Sekte oder religiösen Gemeinschaft ein besonderes Vorrecht gewährt werden soll, ohne daß dasselbe gleichzeitig auch auf die andern ausgedehnt würde; endlich daß der Staat keiner zu irgend einer religiösen Verbindung gehörenden Person einen religiösen oder kirchlichen Titel oder Rang verleihen soll."

Es schien uns räthlich, diesen Vorschlag nicht mit Stillschweigen zu übergehen, da Mori jedenfalls im Rathe der japanischen Staatsmänner noch eine gewichtige Stimme führt, und von den Amerikanern, die er jetzt verläßt, als ein höchst bedeutender Mann gerühmt wird. Etwas Originelles wird man in dem Schriftstück nicht suchen dürfen, denn Mori lebte zu lange in europäischer und amerikanischer Luft, als daß er nicht vielfach unbesehen aufnehmen und wiedergeben sollte, was ihn täglich umschwirrte. Er bereist jetzt Europa, um bei der neuen Gesetzgebung seines Landes durch gesammelte Erfahrungen kräftiger mitrathen zu können. Uns scheint er nach einer Kundgebung, welche er in einem Brief an die Times losließ, offengestanden, ein oberflächlicher Mensch und darum im Ganzen ein gefährlicher Rathgeber, wenn er auch in Einzelnem das Richtige treffen mag.

Sein neuester Vorschlag gieng nämlich dahin, das Englische als künftige Volkssprache in Japan einzuführen. Selbstverständlich räth er dabei, die Orthographie streng nach der Aussprache zu reformiren. Aber er geht noch viel weiter; er will auch die Grammatik vereinfachen und alle Unregelmäßigkeiten in derselben ausmerzen. Im Japanischen Englisch wird man also nicht sagen: sprach, sondern sprechte; nicht flog, sondern fliegte. Und dann muß auch die Syntax, die Wortfolge vom japanischen Sprachgeist umgemodelt werden. Vielleicht sitzt dieser europäisirte Japaner gerade jetzt an seiner neuen Grammatik, wozu wir ihm Glück wünschen, wie jedem Narren zu seiner Kappe. Es ist dies ein Beweis für uns, daß

Mori nie ein rechter Christ war, sonst hätte ihn der Pfingstgeist soweit ergriffen, in seiner eigenen Zunge Gott zu loben. Der arme Mensch merkt nicht, daß seine Volkssprache gescheider und langlebiger ist als er selbst, und daß wer die angeborene Sprache nicht brauchen und schätzen lernte, auch keine fremde zu würdigen weiß.

Doch genug von Mori! Nur das sei noch erwähnt, daß seine Regierung über die Religionsfrage ernstlich berathet. Wie weit sie bis jetzt gekommen ist, zeigt ein Schreiben, das der japanische Minister des Aeußern, Soyedjima Tanatomi unter dem 21. Febr. an einen der fremden Minister erließ:

„Excellenz, in Betreff derjenigen Personen, welche die christliche Religion angenommen haben, hatte unsere Regierung, getrieben von dem Wunsche, Gebräuche, welche die Gefühle der fremden Mächte verletzen könnten, nachgerade abzuschaffen, schon im letzten Sommer die Behörden von Fu und Ken insgemein beordert, keine weiteren Verhaftungen vorzunehmen. Von heute an sind die Verordnungen, welche das Christenthum verboten, von den Tafeln, an welchen sie bisher angeschlagen gewesen waren, abgenommen. Sie mögen dieß Ihren Collegen und den Ministern der andern Mächte mittheilen. Tana-Tomi.“

Es ist dies ein Aktenstück, das jedenfalls die höchste Bedeutung in der Geschichte Japans anspricht. Allerhand Schwankungen, wie sie von dort berichtet werden, wie, daß die Regierung dem Volke zu seiner Beschwichtigung ankündigte, die Verordnungen seien blos deßwegen abgenommen worden, weil sie schon lange genug da stünden, so daß jedermann sie auswendig wisse rc. rc., kommen dabei nicht in Betracht, durften doch die vor 3 Jahren verbannten Christen, 1938 an der Zahl, zu den Ihrigen nach Nagasaki zurückkehren. Bereits hört man Geständnisse von hochgestellten Japanern, das Geheimniß der europäischen Macht liege sicherlich in der Bibel. Möge ein guter Geist die ferneren Geschicke dieses Reichs „vom Sonnenaufgang“ in friedliche Bahnen lenken!

Japan und Korea.

1. Die innern Schwierigkeiten Japans.

Alle Europäer, die sich in Japan aufhalten, beklagen die Gesetzmacherei, welche gegenwärtig in diesem Reiche herrscht. Solche Gesetze, wie die Eintheilung des Reiches in 12 Provinzen; das Einsetzen des Sonntags als allgemeinen Ruhetags statt der früheren vielen Götzenfeste; die Einführung von Jagdscheinen, damit nicht durch unbefugtes Schießen Unglück entstehe; Verbote, die Häuser ferner mit Holzschindeln zu decken, oder die Auszeichnung des Edelmanns, das Schwert zu tragen; die Abschaffung des alten Brauchs der Blutrache durch nahe Verwandte, deren Ausübung nun den Richtern übertragen ist, — solche und andere Neuerungen läßt man gerne gelten.

Anderes ist durchaus lobenswerth wie die Verordnungen gegen allerlei Unzucht; daß z. B. Processionen der Nackten, das Zusammenbaden beider Geschlechter, der Druck unsittlicher Bücher und Bilder, der Verkauf von Töchtern an Häuser der Wollust nicht mehr gestattet werden. Und wer sollte sich nicht freuen, wenn der große Plan, 53,760 gewöhnliche Schulen, ferner Mittelschulen und Akademien in gehöriger Zahl und endlich acht Universitäten zu gründen, nach und nach ausgeführt wird. Die Oberbehörde von Kioto, der heiligen Stadt, forderte neulich alle guten Unterthanen auf, Spitäler oder Schulen zu gründen, wobei sie sich einer sehr freien Sprache bediente: „Tempel oder Götzen machen, an Bettler und träge Priester Geld austheilen u. s. w., das sind Handlungen barbarischer Art und nicht geziemend für die Religion des wahren Gottes. Wenn künftighin ein Mann Geld wegzugeben hat, so widme er es einem Spital, daß man den Kranken umsonst Arznei reiche und Waisen oder sonstige Hilflose mit Pflege bedenke. Dies wird nicht blos dem Geber ein Verdienst, sondern für das ganze Volk wohlthätig sein." Man sieht, es ist eine Revolution von oben, die hier in Gang gebracht ist; und bedeutende Wirkungen bleiben nicht aus: ein Millionär von Ohosaka, H. Konoike, gab neulich 100,000 Dollar, um neue Schulen damit zu bauen.

Auch die jüngste Verordnung über Heirathen zwischen Japanern und Fremden mag gut sein, obgleich kaum einzusehen ist, warum eine

Japanerin durch solche Mischehe ihr Erbrecht und ihre Nationalität verlieren soll. Wie früher den Buddhistenmönchen, so ist nun auch den Nonnen das Heirathen und Fleischessen gestattet; die Vielweiberei aber soll nächstens verboten werden. Daß die Kaiserin frisch an der Frauenmode reformirt und das gute Beispiel gibt, die Augenbraunen wachsen und die Zähne ungeschwärzt zu lassen, möchte auch noch zu loben sein. Die Eröffnung von Hallen, in welchen das Reiten auf Velocipeden gelehrt werden sollte, wurde verboten, damit die Jugend nicht den Schulbesuch versäume.

Dazu kommen aber nun andere Eingriffe in die kleinsten Verhältnisse: den Männern wird streng verboten, den Vorderkopf zu rasiren; und die Frauen sollen züchtig sein, also ihr Haar selbst machen, damit das Gewerbe der Friseurinnen aufhöre; Matten verführen zur Faulheit, also entferne man sie aus den Häusern; das Rauchen in den Straßen muß aufhören, damit die Feuersgefahr vermindert werde; ebenso das Ausspucken, Anstandshalber. Wie kann man umhin, bei derlei Verfügungen den Kopf zu schütteln!

Und nun schreitet die Regierung gar so weit vor, zu gebieten: „Du sollst Brot essen, nicht mehr von Reis leben; denn siehe die Europäer sind größer, kräftiger und weiser als die Japaner." So lautete neulich ein Erlaß in Kobe. Ist bald gesagt, aber wie schwer durchzuführen! Die Japaner müssen ein sehr gutmüthiges Völklein sein, wenn sie solche Gesetzgebung auf die Länge ertragen; man kann hoch von ihrer Bildungsfähigkeit denken und doch zweifeln, ob sie derartige Wandlungen unbeschädigt durchzumachen im Stande sind. Glaubt man freilich Tracht und Nahrung bis ins einzelste vorschreiben zu können, so mag auch noch ein Versuch mit Einführung der englischen oder Morischen (S. 260) Sprache gewagt werden; aber es sind Wagestücke der tollsten Art.

Sehr nahe liegt bereits die Befürchtung eines Rückschlags. Denn die Daimios grollen theilweise der centralisirenden Tendenz dieser Neuerungen, und die privilegirten Stände lassen sich die Verordnung der allgemeinen Militärpflicht, welche dem deutschen Wehrsystem huldigt und die bisher so streng geschiedenen Klassen durch gleiche Pflichten und Rechte vereinigt, nur ungern gefallen.

Zudem kommen nun die Zeitungen in immer allgemeinere Aufnahme; und wie sich im Voraus vermuthen ließ, erheben einige ihre Stimme laut gegen die Masse von Neuerungen. Schon be-

schäftigt sich darum die Regierung mit der Ordnung der Preßverhältnisse; gewiß ist, daß wenn nicht die Censur, doch eine Art von Controlle eingeführt werden soll.

Es ist nun aber eine Empörung in Ono (Provinz Jetschizen) ausgebrochen, die zwar gedämpft wurde, aber bald mit größerer Heftigkeit wieder aufflammte. Bereits haben sich die Insurgenten der Stadt Fukuwi bis auf wenige Stunden genähert, und man fürchtete für das Leben der beiden dort wohnhaften Amerikaner. In einer Bittschrift an die Provinzialbehörde verlangen die Aufrührer: 1.) daß die Gesetze gegen das Christenthum nicht aufgehoben werden; 2.) daß an der buddhistischen Religion, ihren Priestern und Tempeln nichts geändert werde; 3.) verbitten sie sich den Wechsel in der Tracht, die Abschaffung des Zopfes und alle Einführung fremder Bücher, Lehren und Bräuche. Sieben Aufrührer sind bereits hingerichtes worden, und die Regierung hofft, mit dieser Rebellion bald fertig zu werden. Nur wird gemunkelt, der Fürst von Satsuma sei mit dem Gang der Dinge unzufrieden, und „etliche dumme Leute sagen: wenn der nach Jedo reist, wird das Schwert wieder in Gebrauch kommen".

Auch sonst stehen da und dort in den Städten die Anhänger des Alten zusammen und vereinigen sich, die ererbte Mode aufrecht zu halten. Es sind nun aber überdies Verwicklungen mit auswärtigen Mächten eingetreten, über die wir weiter ausholen müssen. Dabei handelt es sich einmal um das Verhältniß zu China, welches zu regeln der auswärtige Minister Japans selbst eine Sendung nach Peking übernommen hat; sodann um das Verhältniß zu den Schutzstaaten Lutschu und Korea, von denen aber zunächst nur der letztere in Betracht kommt.

---

2. Die Verwicklungen mit Korea.

Ein Blick auf die Karte zeigt, wie nahe der chinesische Tributstaat Korea dem japanischen Inselreiche liegt, indem nur eine 30 Stunden breite Meerenge ihn von diesem trennt. Kurai ist auch der japanische Name dieser wohl 4000 Quadrat-Meilen großen Halbinsel, während die Chinesen, die bekanntlich kein R aussprechen, dieselbe Kauli nennen. Von Japan her haben wir Europäer auch die älteste Nachricht über dieses wunderlich abgeschiedene Reich er-

halten, ehe chinesische Berichte, welche dasselbe erwähnen, den abendländischen Gelehrten zugänglich geworden waren.

Es ist ein rohes, derbes Volk mongolischer Abstammung, das diese Halbinsel bewohnt, übrigens in Sprache und Religion schon bedeutend chinesirt. Doch der stolze, tyrannische Adel, den China nicht kennt, bildet hier eine Macht, welche selbst der König respektirt und welcher das Gesetz kaum Schranken zieht, eine Eigenthümlichkeit, die wiederum Korea in nähere Verwandschaft mit Japan zu rücken scheint. Von Japan aus erhielt sodann das Land die erste Kunde vom Christenthum. Denn ums Jahr 1591 entschloß sich der als Taikosama berühmte Kronfeldherr Japans, der Sjogun Hideyosi, Korea zu erobern; und zwar verwendete er zu dieser Expedition vorzugsweise katholische Truppen und Anführer, deren Verlust, im Falle sie mißlänge, am leichtesten zu verschmerzen war. Der Zug gelang aber, und eine Anzahl Kriegsgefangener nahm bald genug den katholischen Glauben an; ja auch Koreaner sind in den nun über Japan hereinbrechenden Christenverfolgungen den Märtyrertod für ihre Ueberzeugung gestorben. Eben diese Verfolgungen aber erschwerten den Koreanern immer mehr jegliche weitere Verbindung mit der Christenheit, bis endlich jede Nachricht von dort ausblieb und alle Spur von einer Gemeinde erlosch.

Die Besetzung Koreas durch japanische Armeen erreichte schon 1597 ihr Ende, indem die Eingebornen von einem chinesischen Heer unterstützt ihre Sieger vertrieben. Doch hat Japan seither nicht aufgehört dieses Land als tributpflichtig anzusehen, während freilich dessen Abhängigkeit von China seit einem blutigen Kriege, im Jahre 1636, eine noch unbestrittenere war, und weiterhin durch halbjährlich aufeinander folgende Gesandschaften besiegelt und geregelt wurde. Nebenher bestand doch auch die Absendung von Geschenken an Japan fort, und zwar hatten die Koreaner jährlich 30 Menschenhäute nach Jedo zu entrichten, ein Tribut, der später in Abgaben von Geld, Reis, Tuch, nebst der hochgeschätzten Ginsengwurzel umgewandelt wurde. Japaner wohnten, durch Verträge geschützt, bis auf die neueste Zeit in koreanischen Städten, wo sie mit ihrer bekannten Rührigkeit gewinnreichen Handels pflegten, gelegentlich auch aus ihrer Militärstation am Südostkap der Halbinsel durch Soldaten die jährlichen Abgaben eintrieben.

Als vor 3 Jahren das erwartete Geschenk ausblieb und vom

Mikado gefordert wurde, wies der Regent des Landes solchen Anspruch als unbegründet ab. Einmal behauptete er, Taikosamas Krieg sei ein Verbrechen gewesen, das noch immer auf seine Strafe warte. Dann aber warf er den Japanern vor, daß sie wortbrüchig geworden seien und fremde Gebräuche angenommen haben, während Tschosen (oder Tsiosien „die Morgenfrische", so lautet der altheilige Name Koreas) treu an den seinigen festhalte. Hätte der Mikado etwa Korea im letzten Kriege gegen die Franzosen geholfen, wozu die Verträge ihn verpflichteten, so ließe sich das freundschaftliche Verhältniß aufrecht erhalten. So aber sehe jetzt Korea das Inselreich als seinen Feind an.

„Wir haben in Erfahrung gebracht," fährt das unbeschreiblich offene Aktenstück fort, „daß Ihr französisches Exercitium angenommen habt; wenn Ihr Geld braucht, so wendet Ihr euch an England; legt Ihr Steuern oder Zölle auf, so fragt Ihr die Franken um Rath. Uns aber habt Ihr nie um Rath gefragt, wie unser alter Vertrag bestimmte. Ihr haltet die westlichen Barbaren für ein sehr großes Volk. Wir sind zwar ein sehr kleines, wagen aber es Euch schriftlich zu geben, daß jene Barbaren Bestien sind. Und das ist von uns als eine Ehrenkränkung für Euch und Eure Allirten, die Barbaren gemeint."

Schließlich ladet der Brief die Japaner, mit oder ohne ihre neuen Freunde, zu einem Angriff auf den nächsten Hafen Fusankai ein, oder verspricht ihnen einen Besuch der Koreaner.

In Folge dieses Schreibens, welchem unmißverstehbare Drohungen gegen jeden Angehörigen des Reichs vom „Sonnenaufgang" zur Seite giengen, flüchteten sich alle Japaner eiligst aus dem Lande der „Morgenfrische," während in Jedo die Frage, ob Korea zu bekriegen sei, seither wiederholt auf der Tagesordnung stand und nur um der vielen innern Schwierigkeiten willen, mit denen das sich verjüngende Reich zu kämpfen hat, hinausgeschoben wurde.

Vom Stand der Dinge in Korea selbst hatte man innerhalb der letzten Jahre nur wenig vernommen. Klar ist so viel, daß die Frage, ob es seine Abgeschiedenheit viel länger werde bewahren können, immer näher an dasselbe herantritt, nachdem auch Rußland sein Grenznachbar geworden, während Franzosen und Amerikaner bisher umsonst an der verschlossenen Thüre angeklopft haben. Wel-

chen Standpunkt aber die Regierung und das Volk des Landes zu dieser Frage einnehmen, ließ sich nicht näher bestimmen.

Nachdem nun aber (Febr. 1873) der Kaiser von China für volljährig erklärt war, ziemte es sich für seine Vasallen, ihm ihre Huldigung darzubringen. So hat sich denn auch eine Gesandschaft von Korea nach Peking auf den Weg gemacht, von deren Mitgliedern sich einiges erfragen ließ, was Licht auf die neuesten Vorgänge in jenem abgeschlossenen Lande wirft.

Der erklärte König von Korea ist eines Edelmanns Sohn, und wurde von der gesetzlichen Regentin, der Wittwe eines frühern Königs im Jahr 1864 adoptirt, nachdem der letzte König kinderlos gestorben war. Allein dieser König, obwohl jetzt volle 20 Jahre alt, hat es noch nicht soweit gebracht das Scepter zu führen; vielmehr hat sein ehrgeiziger und listiger Vater Li die unverhoffte Erhebung seiner Familie dergestalt auszubeuten gewußt, daß er selbst jetzt alle Gewalt in seinen Hände vereinigt und die gesetzliche Regentin, die Königin Wittwe Tsio vollständig verdrängt hat. Den alten Edelleuten war diese Usurpation ein großer Schmerz, allein obgleich sie den Muth hatten zu protestiren, kümmerte Li sich nur wenig um Gesetze und Worte, sondern fuhr fort sich als Regent zu geberden und jeden, der ihm im Wege stand, zu zermalmen.

Reiche und Arme litten gleichermaßen unter der unerhörten Last neuer und schwerer Steuern, die er nach und nach einführte, namentlich um einen alten Palast wieder zu erbauen, der seiner Zeit in einem Angriff der Japaner zerstört worden war. Als darum die Franzosen nach Korea kamen (1866), um die Ermordung französischer Missionare und ihrer Bekehrten zu rächen, hofften viele Koreaner auf ihren Sieg; sie dachten, den Fremden würde es gelingen, den Regenten entweder zu tödten oder doch zu verbannen. Wie nun aber die Franzosen, auf deren Angriff der Regent vom chinesischen Hofe benachrichtigt, Alles gerüstet hatte, vor dem warmen Empfang bald genug zurück wichen, erlaubte sich Li noch viel despotischere Uebergriffe, und allen seinen Unterthanen entschwand fortan der Muth ihm irgendwie entgegenzutreten.

Indessen hatte der Regent seinen Sohn, den König, mit der Tochter eines Bürgers, Min Lining, verheirathet; der junge Mann kam aber kaum je aus den Weibergemächern und träumte nicht einmal von Besteigung des ihm zugefallenen Throns.

Um diese Zeit lief der „General Sherman" in den Fluß Pieungan ein, um Handelsgeschäfte zu versuchen. Bei seiner Ankunft feuerte er ein paar Schüsse ab, welche Niemand verletzten, aber doch wie eine Drohung aufgenommen wurden. Nach und nach jedoch wagten sich viele Eingeborne aufs Schiff, wo sie zu ihrer Verwunderung einen Europäer trafen (den engl. Miss. Thomas), der ihrer Sprache vollkommen mächtig war und durch seine Höflichkeit im Gebrauch der üblichen, strengbemessenen Unterhaltungsphrasen das Zutrauen der Leute gewann. Der Gouverneur hatte aber den Regenten von diesem neuen Besuch unterrichtet und erhielt von ihm den Befehl, die Fremden insgesammt und ohne Säumen zu tödten.

So begab sich denn der Polizeivorstand an Bord des General Sherman und fragte, was das Schiff wolle. Seine Manier scheint solchen Verdacht erregt zu haben, daß der Kapitän ihn dort festhielt; man mochte hoffen, die Koreaner werden nicht auf das Fahrzeug schießen, so lang ein hoher Beamter an Bord desselben sei. Eben jetzt aber sank der durch Regengüsse geschwollene Fluß und das Schiff fuhr an einer Sandbank auf. Der Beamte lud die Europäer ein, ans Ufer zu kommen. Ihrer sechs schifften sich bewaffnet in einem Boote ein und wurden in einer Herberge untergebracht, wo sie die vorgelegten Speisen, nachdem erst Koreaner davon gekostet hatten, zuletzt ohne Argwohn zu sich nahmen und zusehends aufgeheiterter wurden. Alles strömte hinzu, die Fremden zu sehen, doch zeigte sich keine Spur von Feindseligkeit.

Plötzlich aber gab der Beamte ein Zeichen, worauf seine Leibwache sich auf die Europäer stürzte und ihnen die Hände auf den Rücken band. Unwillig fragte Thomas: Warum thut ihr das? Der Mandarin entschuldigte sich: „Es ist unsere Sitte, wenn wir mit irgend jemand Freundschaft machen wollen, hiemit anzufangen."

Zugleich aber ergieng der Befehl, das Schiff anzuzünden. Man feuerte Schüsse auf dasselbe, belud 30 Boote mit dürren Tannenzweigen und ließ sie von Schwimmern gegen das Schiff treiben und anzünden. Trotz alles Widerstandes konnten sich die Matrosen des Feuers auf die Länge nicht erwehren; das Schiff brannte an und flog mit einem gewaltigen Knall in die Luft.

Sofort gebot der Gouverneur, die sechs Gebundenen zu tödten. Die Leibwache und das Volk fielen mit Gewehren, Speeren und Steinen über sie her und machten ihnen in kurzer Zeit den Garaus.

Die Leichname wurden auf einer kleinen Flußinsel beerdigt; doch soll der Fluß bei der nächsten Ueberschwemmung alle Gebeine herausgewühlt haben. Die drei Kanonen des Schiffs, der Anker und seine Kette wurden allein aufgefischt und in der Stadt Pieungan aufbewahrt.

Für diese Großthat wurde der Gouverneur durch rasche Beförderung belohnt, und sogar im Herbst 1872 als Gesandter Koreas zum Hochzeitfest des chinesischen Kaisers nach Peking abgeordnet. Dort haben ihn wohl viele Europäer gesehen. Dem Regenten aber war nicht ganz wohl dabei, denn er fürchtete die christlichen Mächte würden ihn für die Ermordung ihrer Angehörigen zu strafen wissen. Der Gesandte selbst war weniger zugänglich für solche Befürchtungen. Er hatte sich schon während des letzten chinesischen Kriegs (1859—60) in Peking aufgehalten und dort die höchste Ansicht von der Tapferkeit und Militärmacht der Europäer gewonnen; daß diese sich vielleicht eben darum weniger aufs Spioniren legen und in allerlei orientalischen Regierungskünsten minder erfahren sind, mochte er gleichfalls ahnen.

Doch wir kehren nach dem armen Korea zurück. Als im Jahr 1870 die amerikanischen Kriegsschiffe sich nahten, um die ihren Landsleuten widerfahrene Unbill zu bestrafen, regten sich wohl bei Einzelnen Hoffnungen auf einen Unfall, der dem Usurpator zustoßen könnte, aber das Volk wagte doch nicht sich zu erheben. Wohl murrte es heftig als die Erscheinung der amerikanischen Schiffe im Fluß Kanghoa die Zufuhr von Reis nach der Hauptstadt unterbrach und dort eine Theurung verursachte. Allein der Regent befahl augenblicklich, daß die Bürger selbst auf ihren Rücken den Reis aus dem Süden nach der Hauptstadt tragen sollten, und auch Edelleute mußten sich bei Todesstrafe dazu bequemen als Lastthiere zu dienen. Das war eine unerhörte Neuerung; wer aber hätte auch nur zu mucksen gewagt.

Die Amerikaner trafen auf harten Widerstand; nachdem sie wohl 500 Koreaner, darunter zwei Generale niedergeschossen hatten, zogen sie ab, und seither rühmte sich der Regent ein zweites Mal das Land gerettet zu haben. Die Koreaner, obgleich unter schwerem Drucke seufzend, können sich immerhin damit trösten, Franzosen und Amerikaner abgewiesen zu haben, und für eine allgemein gefürchtete Nation zu gelten. Der Regent aber hat das Gelübde gethan und

in Verse gefaßt: „Fremde gelüstet nach unserm Lande. Wählen wir Frieden oder Krieg? Friede verlangen hieße das Reich verrathen. Enkel, seid hiemit gewarnt für immer!"

Dieser Vers ist nun in großen Buchstaben gedruckt an den 361 Amtssälen des Reichs angeschlagen. Seit sechs Jahren hat man viele Soldaten ausgehoben und einexercirt; Kanonen wurden gegossen, Büchsen fabrizirt und Massen von Pulver angehäuft. In der Hauptstadt üben sich beständig 5000 Mann in den Waffen, und wohl 100 in jedem Distrikt; zudem ist jeder Bürger ein Soldat, Edelleute und Gelehrte allein ausgenommen. Drei große europäische Kanonen wurden auch von China auf Ochsenkarren nach Korea geschafft, und an Geld und Lebensmitteln besteht kein Mangel.

So rüstet man sich dort die Amerikaner zu empfangen, falls diese einen weiteren Angriff im Sinne führen sollten. Der Regent hat aber auch durch seine groben Schreiben nach Japan diese früher engverbundene Macht herausgefordert und wünscht geradezu, die Japaner möchten es sich beigehen lassen, ihre europäische Waffen, und was sie sonst von den Barbaren des Abendlandes angenommen haben, gegen das dem alten Gesetz treu gebliebene Korea zu versuchen. Er zweifelt nicht im Geringsten, daß er auch sie mit Schmach und Schande bedeckt zurücktreiben würde.

---

3. Die Mission in Korea.

Fragen wir, auf welchem Wege das katholische Christenthum zu den Koreanern der Neuzeit eindrang, so werden wir auf die regelmäßigen Gesandschaften gewiesen, welche nach China abgeordnet wurden, um den Verkehr mit diesem Reiche zu unterhalten. Es war im Jahre 1784, daß Y oder Li, der Sohn eines solchen Gesandten in Peking das Christenthum kennen lernte, und Bücher mitnahm, die er verbreitete; auf einem späteren Besuch wurde er getauft und kehrte mit einem chinesischen Priester nach Korea zurück, wo er ein so eifriger Apostel seines Volks wurde, daß er schon nach vier Jahren viele Anhänger gesammelt hatte. Da Verbannungsstrafen sich nicht wirksam erwiesen, der neuen Lehre Einhalt zu thun, wurde im Jahre 1791 ein besonders begeistertes Brüderpaar enthauptet, doch arbeitete die Christengemeinde im Stillen fort, bedient von chinesischen Priestern, die sich durch die größten Schwierigkeiten über die strengbewachte

Grenze einzuschmuggeln verstanden. Die Verfolgungen wiederholten sich, wurden aber auch zur rechten Stunde durch den Einfluß, welchen Duldungszeiten in China auf das Nachbarreich ausübten, mehrere Male unterbrochen oder gemildert. Doch seit 1801, da ein noch in Kraft bestehendes Gesetz alle treuen Bekenner zum Tode verurtheilte, blieben die koreanischen Christen 30 Jahre ohne Priester.

Maubant, ein Sendling der „auswärtigen Mission von Paris“, war der erste europäische Priester, welcher von der Mongolei aus 12 Jan. 1836 die drei Mauthlinien des fabelhaften Reichs überschritt, sicher geleitet von todesverachtenden koreanischen Christen, bei denen seit 2 Jahren ein chinesischer Priester das glimmende Fünklein wieder angefacht hatte. In der Hauptstadt Han-Jang oder Seul angelangt, fand Maubant Muße, sich umzuschauen. Er zählte in 5 aus den 8 Provinzen des Reichs etwa 6000 Christen, welche unter 8 Millionen Heiden in steter Furcht lebten, obwohl die gesetzliche Todesstrafe für die Bekenner meist in ewiges Gefängniß verwandelt wurde; nur in einer Provinz Kienla Tao hatte der Statthalter freiere Ausübung der fremden Religion gestattet. Maubant und sein mit weniger Mühe nachgerückter Mitarbeiter Chastan gelangten übrigens kaum dahin, die koreanische Sprache zu lernen; zum Beichthören (oder vielmehr -Lesen) bedienten sie sich einstweilen der chinesischen Schriftsprache. Doch mehrte schon ihre Gegenwart die Zahl der Christen; zugleich aber zeigte sich, daß die Anwesenheit von Europäern im Lande auf die Länge nicht verborgen bleiben konnte. Eine heftige Verfolgung brach im April 1839 aus, Bischof Imbert, der den beiden Missionaren nachgezogen war, wurde verhaftet und lud seine Brüder ein, sich gleichfalls der Behörde zu übergeben; im September 1839 wurden sie mit etwa 60 andern Christen enthauptet. Die Nachricht von diesem Ende der Mission gelangte erst im Jahr 1842 auf die nächste Station der Mandschurei.

Jahre lang suchte der nächste Bischof, Ferreol durch die scharfbewachten Pässe in das Land seiner Bestimmung einzudringen; vergeblich blieben alle seine Anstrengungen. Endlich führte ein in Macao gebildeter koreanischer Diakon, Andreas Kim, der Urenkel, Enkel und Sohn von Märtyrern, unter unsäglichen Gefahren ein elendes koreanisches Fahrzeug nach Schanghai, wo er den Bischof traf, und von ihm als der erste seiner Nation die Priesterweihe empfieng. Mit einer Mannschaft von zwölf Christen, die sich auf die Schifffahrt

nicht im geringsten verstanden, hatte er die Reise unternommen; nachdem sie das Boot ausgebessert, und den Bischof nebst Miss. Daveluy an Bord genommen, traten sie muthig die Rückfahrt an. Ein furchtbarer, aber wie sich später erwies gottgelenkter, Sturm verschlug sie an die Südküste, wo keine Vorsichtsmaßregeln gegen das Einlaufen ihres Fahrzeugs getroffen waren; und von hier gelangten sie auf dem Landweg, in weiße Trauerkleider gehüllt, im Dec. 1845 nach der Hauptstadt. (Wer trauert, wird im ganzen Lande für todt angesehen, und braucht auf keine Fragen, die man ihm stellen mag, zu antworten.) Um den Muth dieser koreanischen Christen gehörig zu würdigen, bedenke man, daß jedes Verlassen des Landes ohne amtliche Erlaubniß die Todesstrafe über den Uebertreter verhängt, und daß alle Koreaner, die ohne solche Erlaubniß in China landen, von den dortigen Mandarinen — den Verträgen gemäß — an die koreanischen Behörden zur Bestrafung ausgeliefert werden.

Der unerschrockene Kim suchte sodann dem Bischof zur Beförderung seiner Briefe nach China einen Weg zu eröffnen, wurde aber darüber ergriffen, gefoltert und im Sept. 1846 als Landesverräther hingerichtet. Acht Bekenner folgten ihm im Tode. Kein Wunder, wenn später waghalsige Christen im gefährlichen Dienste der Mission ihn zu ihrem Schutzpatron erkoren! Daveluy bekannte, daß an den Bekehrungen im Lande der Missionar keinen Theil habe, da er sich immer versteckt halten müsse; das meiste thun die Koreaner, oder vielmehr die Gnade Gottes mit ihnen.

Nach einer höchstbeschwerlichen Amtsführung, während der er meist in engen Hütten verborgen lebte „wie der Vogel auf dem Zweig," und nur als ein Trauernder verschleiert ausgehen konnte, um die ins Gebirg geflüchteten Christen zu besuchen, starb Bischof Ferreol im Jahr 1853 und wurde neben dem Grabe seines treuen Gehilfen, des Märtyrers Kim, bestattet.

Andere Missionare, wie Maistre, dem nach 10jährigem Warten und heldenmüthigen Versuchen endlich 1852 eine abenteuerliche Fahrt gelang, — wie der Bischof Berneux, der schon in Annam sich als muthiger Bekenner bewährt hatte und 1856 mit zwei Missionaren, Petit Nicolas und Pourthié, an die Küste gelangte, verstärkten die Mission in solchem Grade, daß da und dort neue Gemeinden erstanden und im Jahr 1857 sogar eine Synode in der Hauptstadt gehalten werden konnte. Natürlich wurde dabei jede Vorsichtsmaßregel

streng beobachtet, doch ließ sichs nun wagen ein Collegium zur Heranbildung eines einheimischen Clerus zu gründen. Freilich mußte man es bald, um Aufsehen zu vermeiden, in drei Dörfer vertheilen, obgleich es nur 14 Jünglinge waren, die im Lateinischen unterrichtet wurden. Die Zahl der Christen belief sich bereits auf 15,200, bedient von 2 europäischen Bischöfen (Daveluy war dazu von Berneux geweiht worden), 4 Missionaren und einem koreanischen Priester Thomas Tschoei. Etwa 60 von ihren heidnischen Eltern verlassene Kinder wurden durch die Almosen der Mission erhalten.

Schon fürchtete diese, der Friede, welchen die Kirche Koreas genieße und den sie theilweise den jeweiligen Besuchen französischer Kriegsschiffe an der Küste zuschrieb, werde nun auch protestantische Missionare anlocken, „da diese sich ja bald einfinden, wo die Verkündigung des christlichen Glaubens ohne Gefahr geübt werden könne." Allein die erfreuliche Stille, welche die Verfolgung unterbrochen hatte, war trügerischer Art.

Schon im Jahr 1859 fiel es dem Polizeidirektor ein, durch Beraubung der Christen seine Kasse zu füllen; Häscher durchzogen plötzlich die Hauptstadt und die Provinzen, fiengen die Neugetauften ein und legten sie in Ketten, worauf die Wohnungen geplündert, ja ganze Ortschaften verbrannt wurden. Durch tiefen Schnee flüchteten sich die Frauen mit ihren Kleinen; ebenso die Missionare, ungewiß, wo irgend ein Obdach zu finden wäre. Doch mit der Verurtheilung der in den Kerkern angehäuften Gefangenen mochte sich kein Beamter befassen; also ward ein Befehl erlassen, die Verfolgung der Christen einzustellen und nur auf die eingeschlichenen Europäer zu fahnden. Allein der Sturz des Polizeidirektors machte der Verfolgung ein Ende, ohne daß man eines (der neun) Franzosen habhaft geworden wäre. Zugleich hörte man nun, wie Peking von den Europäern genommen und der chinesische Kaiser genöthigt worden sei, Religions- und Handelsfreiheit zu gewähren. Und wenn in dieser Zeit ein Kriegsschiff an der Küste erschienen wäre, hätte wie es scheint die Regierung sich glücklich geschätzt, dieselbe Freiheit zu verkünden und so leichten Kaufs der Strafe zu entrinnen, welche seit der Hinrichtung der drei Missionare im Jahr 1839 ihr wiederholt vor Augen schwebte. „Es besteht eine allgemeine in allen Geistern eingewurzelte Ueberzeugung, daß Korea bald ein französisches Land sein wird," schrieb Berneux schon im Jahr 1857. Immerhin trat wieder eine leibliche Ruhe ein.

Als aber im Jahr 1865 russische Schiffe sich der nördlichen Küste näherten und die Abtretung eines Stücks Land forderten, um eine Handelsniederlassung zu gründen, gerieth die Regierung in großen Schrecken. Der Regent Li ließ nun den Bischof Berneux zu sich bitten, damit er ihm rathe, wie diese Schiffe unter einem anständigen Vorwand zurückzuschicken wären. Berneux befand sich eben in den nördlichen Provinzen, wo er in wenigen Monaten 800 Erwachsene getauft hatte. Ungern folgte er dem Rufe des Fürsten, obwohl er wußte, daß dessen Gemahlin den Christen gewogen war, und begab sich in die Hauptstadt. Hier hatte sich mittlerweile eine Nachricht verbreitet, welche die Gesandschaft von Peking mitgetheilt hatte, als tödteten die Chinesen die in ihrem Reiche zerstreuten Europäer. Zugleich aber hatten sich die russischen Schiffe zurückgezogen, und nun beschloß man den früher gefaßten Gedanken stracks auszuführen, und das Land von Europäern zu reinigen. Im Febr. 1866 wurde das Haus, worin Berneux weilte, von Trabanten umstellt, und er selbst gefangen. Anfangs behandelte man ihn anständig; der Regent hatte sogar einige Unterredungen mit dem Bischof, dessen Sprache aber, weil aller feinen Wendungen entbehrend, den stolzen Mann tief verletzte. Der 51 Jahre alte Franzose hatte nie gelernt, mit Höherstehenden nach den Regeln der Etiquette zu reden. Schon am 8. März wurde er mit 3 jungen Missionaren, die nur wenige Monate zuvor angelangt waren, gefoltert und enthauptet; am folgenden Sonntag (11. März) hatten die beiden Missionare, welche seit Jahren dem Collegium St. Joseph vorstanden, Petit Nicolas und Pourthié und endlich am Charfreitag (30.) Daveluy und 2 junge Priester das gleiche Schicksal. Noch mehrere Geistliche, sowie fast alle Diener und Vertrauten der Missionare theilten ihr Loos. Ein abtrünniger Christ hatte sie Alle angegeben und ihre Wohnorte angezeigt.

Nur wenige Beamte und Edelleute billigten dieses Vorgehen des Regenten, weil sie vorauszusehen glaubten, daß die Europäer den Tod ihrer Landsleute rächen und sich des Reichs bemächtigen würden. Einstweilen aber war die Mission vernichtet, auch das Meiste von den werthvollen literarischen Arbeiten der älteren Missionare gieng verloren. Feron und Calais blieben allein von allen Priestern geächtet und herumirrend im Lande übrig, nachdem Riedel mit 11 Christen (im Juli) sich einer Barke anvertraut hatte, um

mit dem französischen Contreadmiral Roze in Tientsing über weitere Schritte zu berathen.

Nach seinen Mittheilungen schien die Frage der Religionsduldung wiederholt im Rathe des Regenten behandelt worden zu sein, in einer Weise, die gute Hoffnungen schöpfen ließ. Der Bischof hatte in seinen Unterredungen hervorgehoben, daß er Franzose sei und als solcher den Absichten und Angelegenheiten der Russen fremd gegenüberstehe. Gefragt, ob sein Kaiser irgendwie den Missionaren angethanes Leid rächen würde, antwortete er: „Napoleon III ist der Beschützer, Vertheidiger und Vater aller seiner Unterthanen. Ihr wißt, was er in China gethan hat: seine Armee ist siegreich in Peking eingezogen, und der große Kaiser des Reichs der Mitte ist gezwungen worden, erst zu fliehen und dann den gerechten Forderungen Frankreichs sich zu fügen. Seid ihr gerecht gegen uns, so wird Napoleon Euer Freund sein, und wir werden Eure treuen Diener bleiben." Der Regent schien bewegt, allein das Mißtrauen gewann die Oberhand; so warf er denn dem Frankenherrscher den Fehdehandschuh hin.

Umsonst rieth der chinesische Hof dem koreanischen, sich mit Frankreich zu vergleichen, weil dieses sich zum Kriege rüste. Als im Sept. 1866 eine amerikanische Geolette bei Pianglang scheiterte, wurde sie verbrannt und ihre Mannschaft getödtet. Ebenso verfuhr man mit chinesischen Fahrzeugen. Nun näherten sich französische Schiffe dem Flusse, der an der Hauptstadt vorbeiströmt; sie fuhren ihn hinauf und richteten allerlei Zerstörungen an, wagten aber doch keine Landung. Feron und Calais waren bereits nach Tschefu geflüchtet.

Seither fehlt es an allen Berichten über das Ergehen der 18,000 Christen, welche in Korea ihr Dasein fristen sollen. Riebel aber wurde in Rom zum apostolischen Vikar geweiht, und ist auf seinen Posten zurückgekehrt; neben ihm scheinen noch drei Missionare in der Arbeit zu stehen.

Es erübrigt uns noch, von dem ersten protestantischen Missionsversuch in Korea ein Wort zu sagen. Alle Ehre den wackeren katholischen Priestern, die auf diesem Felde der Pflicht lange Jahre ihr Leben gewagt haben! Wir nehmen es ihnen nicht übel, wenn sie uns Protestanten fast noch mehr verabscheuen als koreanische

Zöllner und Heiden; kommen doch nur wenige Menschen über die ersten Jugendeindrücke hinweg. Und wer in der römischen Missionswelt lebt, vom Seminaristen an bis zum Superior und Ordensgeneral, findet es ganz in der Ordnung, wenn er in den Jahrbüchern des Glaubens Auslassungen wie diese liest: „Wir sind unser nur drei Missionare hier, der protestantischen Prediger aber mehr als zehn und diese arbeiten emsig am Verderben der Seelen.“ Gottlob, daß wir nicht genöthigt sind, von katholischen Arbeitern ebenso harte Ausdrücke zu brauchen. Wir dürfen ja glauben, daß Mauband und seine Nachfolger nicht blos für den Papst, sondern auch für den Herrn Jesus gearbeitet und gelitten haben, wenn gleich manches minder feuerbeständige Material in ihrem Bau Verwendung fand.

Aber so steht es denn doch nicht, wie die römischen Sendboten es so häufig beschreiben und so liebevoll ausmalen, als ob der Katholik allein die Gefahr suche, der Protestant dagegen die Bequemlichkeit, als ob jener unermüdet zeuge und wirke und leide, dieser aber sich mit gelegentlichem Bibelvertheilen begnüge. Freilich bildet das Verhältniß zur hl. Schrift den charakteristischen Unterschied zwischen der protestantischen und der katholischen Missionspraxis, und der tiefer blickende Katholik mag darum leicht die Lacher auf seine Seite ziehen, wenn er den evangelischen Sendboten wegen seiner peinlichen Uebersetzungsarbeit oder eifrigen Schriftenverbreitung verhöhnt, während er im Stillen sich vor nichts so sehr fürchtet, als vor dem vorgeblich harmlosen, wächsernen, nur durch kirchliche Deutung irgend erträglich zu machenden Schriftwort. Wie die Dinge nun einmal stehen, mag es wünschenswerth scheinen, daß die Arbeitskreise katholischer und protestantischer Missionare möglichst geschieden bleiben. Wer aber meinte, ein jeder Eingriff von Protestanten in ein schon von Katholiken betretenes Gebiet sei unpassend, dürfte leicht den Gnadenrath Gottes verkennen, der z. B. Ländern wie Frankreich und Deutschland durch das Nebeneinanderbestehen beider Konfessionen die größten Vortheile zugewendet hat.

Ein Bibelvertheiler ist auch in Korea eingedrungen, dessen Ende oben (S. 268) bereits erzählt wurde. Es war J. R. Thomas, ein junger Sendbote der Londoner Missionsgesellschaft, welcher erst in Schanghai die chinesische Sprache studirte, dann aber nach Peking versetzt, von einem katholischen Koreaner die schwere Sprache seines Volkes mit glücklichem Erfolge lernte. Er schiffte

sich mit dem bekannten Agenten der Bibelgesellschaft A. Williamson (4. September 1865) in einer chinesischen Dschunke ein und erreichte die koreanische Küste nach neun Tagen. Was er von seiner gefährlichen Reise berichtet, ist kurz beisammen.

„Ich hatte die Umgangssprache so weit bemeistert, daß ich diesem armen Volke einige der köstlichsten Wahrheiten des Evangeliums verkündigen konnte. Freilich ist die Bevölkerung im Ganzen sehr feindselig gegen Fremdlinge gestimmt; allein mit einer kleinen Unterhaltung in ihrer Sprache gelangte ich bald so weit, daß ich sie überreden konnte ein oder zwei Büchlein anzunehmen. Da die Annahme solcher Schriften die Gefahr der Enthauptung, oder doch von Gefängniß und Geldstrafen mit sich führt, ist vorauszusetzen, daß die Eigenthümer einen Wunsch haben sie zu lesen. Die Stürme, welche über die Westküste Koreas den ganzen Herbst hindurch einherbrausten, waren von der Art, daß die chinesischen Lootsen, welche schon 20 Jahre lang jene See befahren haben, sich an nichts Aehnliches erinnern konnten. Ich würde Sie ermüden, wollte ich unsere haarbreiten Errettungen schildern. Eine gnädige Vorsehung wachte über uns. Ich hatte beschlossen die Hauptstadt zu besuchen, aber die koreanische Dschunke, in welcher ich meine Passage genommen hatte, zerbrach in einem jener schrecklichen Stürme; doch gieng dabei kein Leben zu Grunde. Im December verließ ich Korea und landete an der Küste der Mandschurei, wo die Gefahren der Landreise begannen, da das ganze Land von berittenen Räubern, die zu Rebellenheeren anschwellen, beherrscht ist. Zum Glück waren die friedlichen Einwohner sehr freundlich: ein Muhammedaner in Pitzwo kaufte z. B. ein Exemplar von jedem Buch, das ich hatte, und bestand darauf mir mein Mittagessen drei Tage lang umsonst zu senden. — In diesen vier Monaten habe ich mich nun mit der Küste der zwei Westprovinzen Koreas genau bekannt gemacht und allerhand Sammlungen von Wörtern und Phrasen angelegt, welche im künftigen Verkehr mit jenem Volke von Nutzen sein mögen."

Thomas hatte bei den Koreanern eine so ermuthigende Aufnahme gefunden, daß er sich eine sehr günstige Vorstellung von ihrem Lande als einem möglichen Missionsgebiet bildete. Nun erfolgte die Hinrichtung der katholischen Bischöfe und Priester; schon rüstete sich auch der französische Admiral zu seinem Rachezug. Thomas bot sich ihm als Dolmetscher an. Allein da bei der Expedition ein

Verzug um den andern eintrat, vergaß er alle Regeln der Klugheit und begab sich in dem Handelsschiff „General Sherman" nach der einmal liebgewonnenen koreanischen Küste. Welches Ende er dort fand, ist jetzt erst des Näheren bekannt geworden (S. 268). Seine kurze Arbeit und ihr rascher Schluß werden auch nicht vergeblich zu nennen sein, sie haben wenigstens Korea vielen Christen ins Andenken gerufen. Für Anregungen evangelischer Art ist seither nur in Peking etwas nennenswerthes geschehen, sofern die dortigen Missionare in häufige Berührung mit den Gliedern koreanischer Gesandschaften kommen.

4. Das Leben in Korea.

Korea ist ein Königreich, an Umfang etwas größer als Ungarn, mit einer Bevölkerung, die auf 7—9 Millionen Seelen geschätzt wird. (Die letzte Zählung vor etwa 30 Jahren ergab 3,596,850 Personen männlichen und 3,745,481 Personen weiblichen Geschlechts). Besehen wir uns nach den Berichten Daveluy's und Berneux's das Leben in diesem wenig bekannten Erdstrich.

Das Land hat zwar seine eigene Regierung, steht aber dabei in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu China. Zweimal des Jahrs begibt sich eine feierliche Gesandschaft nach Peking; das eine Mal, um den Kalender zu holen, das andre Mal um dem Kaiser des himmlischen Reichs zu huldigen und Geschenke zu überbringen. Uebrigens haben diese Zeichen der Unterwürfigkeit nicht viel zu bedeuten, denn was die innere Verwaltung betrifft, kann die koreanische Regierung handeln, wie sie will. An ihrer Spitze steht ein mit unumschränkter Vollmacht herrschender König. Nach ihm kommen drei erste und sechs Unterminister, deren jeder sein besonderes Verwaltungsfach hat. Unter ihrer Aufsicht stehen die Provinzialstatthalter, die sämmtlich in der Hauptstadt wohnen. Die acht Provinzen sind dann wieder in 361 Bezirke eingetheilt, welche von untergeordneten Mandarinen verwaltet werden. Es bestehen zwei Parteien, welche sich um die öffentlichen Aemter bewerben; beide aber haben keinen andern Zweck, als einander gegenseitig aufzureiben, um zu Ehren und Reichthümern zu gelangen; darum bleibt die Politik dieselbe, wem auch die Macht in die Hände fällt. Die Partei der Sipai gilt für gemäßigt, die der Piokpai ist grausamer und wird sehr gefürchtet. Dem Christenthum gegen-

über hat die Regierung sich immer feindlich und sehr blutdürstig gezeigt.

Die Bevölkerung theilt sich in drei Klassen: die Adeligen oder Nachkommen von Männern, die eine wichtige Stellung im Staate bekleideten; der Bürgerstand, dem vorzugsweise die Gewerbtreibenden und Kaufleute angehören; und endlich das gemeine, leibeigene Volk. Der koreanische Adel ist vielleicht der stolzeste auf der ganzen Welt und bildet eine Macht, welche sogar der König nicht heraus zu fordern wagte. Alle, selbst die Mandarinen zittern vor diesen Herren, die überall den Meister spielen. Viele von ihnen besitzen keinen Heller, allein je ärmer, desto übermüthiger sind sie. Einem Adeligen ist Alles erlaubt; Alles bleibt ungestraft; er steht über dem Gesetze. Daher ist auch der Adel für den Koreaner die erste Glücksbedingung; ihn zu erlangen, würde er selbst sein Leben einsetzen. Die Adelsklasse übt eine fast unerträgliche Tyrannei über das Volk aus. Hat ein großer Herr kein Geld, so schickt er nur seine Knechte zum ersten besten Landmann. Diesen nehmen sie gefangen, um ihn unterwegs wieder frei zu lassen, wenn er ihnen eine schöne Summe zahlt; will er aber seinen Beutel nicht aufschnüren, so führen sie ihn zum Hüttenpalast des Adeligen, wo er mit Ruthen bearbeitet wird, bis er der Gewalt nachgibt und die begehrte Summe entrichtet. Solche Erpressungen wiederholen sich täglich, und kein Mandarin ist im Stande, ihnen ein Ende zu machen. Zuweilen heißt es, man wolle das Geld bloß entlehnen, aber jedermann weiß, was dieß bedeutet. Kauft ein Edelmann ein Haus oder einen Acker von einem einfachen Bürger, so hat er die Gewohnheit, nichts dafür zu bezahlen.

Und doch soll man diesen Adeligen die höchste Achtung zollen; man wagt nicht, sich ihrer Person zu nahen, ihre Wohnungen sind Heiligthümer, und wer ihren Hof betreten wollte, würde sich eines Verbrechens schuldig machen. Diese Vorschrift ist so streng, daß sogar die Freunde nicht in das Innere des Hauses gehen dürfen wegen der Frauen. Will Jemand einen Besuch abstatten, so empfängt man ihn stets in einem abgesonderten Gemache. Kommt ein Mann aus dem Volke auf der Reise an der Wohnung eines Edelmanns vorüber, so muß er vom Pferde steigen und zu Fuß vorbeigehen. Begegnet ein Adeliger zu Pferd einem gemeinen Reiter, so muß dieser absteigen; gewöhnlich thut er es ungeheißen; wo nicht, so

zwingt man ihn mit Stockstreichen dazu. — Da traf sichs nun einmal, daß einer jener übermüthigen Herren, der in ärmlicher Kleidung auf einem elenden Pferde daherkam, nicht in seiner Würde erkannt und von dem Begleiter eines Mandarinen seinerseits zum Absteigen aufgefordert wurde. Als er trotz aller Mahnungen ruhig sitzen blieb, riß man ihn von seinem Thiere und stellte ihn ohne Weiteres mitten in den Straßenkoth. Er aber trat voll Stolz vor den Mandarin hin und sprach zu ihm: „So wie ich vor dir stehe, bin ich von Adel; laß nur gleich den frechen Bürgersmann abprügeln, der sich erdreistet hat, Hand an mich zu legen." Beim Anblick dieses mit Koth bedeckten Bettlers, konnte der Mandarin sich des Lachens nicht enthalten; allein jener hörte nicht auf, seine Titel herzuzählen, und drohte dem Mandarin mit Absetzung. Dieß war mehr als genug, um Recht zu erhalten. Der getreue Trabant wurde abgeprügelt, so lange der rachsüchtige Edelmann es begehrte; dann warf letzterer sich wieder auf seinen Gaul und setzte stolz seinen Weg fort.

Tragischer und empörender endete eine andere Mißachtung eines solchen Helden. Von vier Soldaten, die einen Räuber aufsuchten, befragt, ob nicht er der Schuldige sei, antwortete derselbe: „Ja, ich bin es. Kommt nur mit mir nach Hause, ich will euch die Mitschuldigen nennen und den Ort zeigen, wo wir das Geraubte hinlegten." Die Trabanten folgten ihm nach; allein kaum waren sie angelangt, als er seine Sklaven herbeirief, die über sie herfielen, sie erbärmlich schlugen und ihnen sieben Augen ausstachen. Dann sagte der Edelmann lachend: „Habt ihr jetzt gelernt, ein andres Mal besser zu sehen? Nun, so kehret zu eurem Mandarin zurück, denn deßhalb habe ich euch noch ein Auge gelassen." Mit diesen höhnischen Worten entließ er die Unglücklichen, und seine Grausamkeit blieb unbestraft. — Im Blick auf diese Macht des Adels fand Bischof Berneux, daß eine solche Lebensweise sehr gut zu seiner Stellung passen würde: „ich habe mich geadelt. Mit Hilfe dieses Adelstitels, den ich mir verliehen habe, und gewisser Vorsichtsmaßregeln kann ich hier unbekannt mich aufhalten."

Doch genug von diesen Herren des Landes; wenden wir uns nun der nächsten Schichte der Bevölkerung zu. Ihr Kunstfleiß ist noch sehr unentwickelt. Jeder Luxusgegenstand, der den Adeligen zur Auszeichnung, oder der Eitelkeit zur Befriedigung dient, kommt aus China. Die einheimische Industrie kennt nur drei Gewerbe,

nämlich hänfene, baumwollene und seidene Gewebe, die sich mehr durch Dichtigkeit als durch Feinheit auszeichnen; grobe Töpfer- und Porcellanwaaren von theilweise ungeheurer Größe; und geschätzte Waffen, die in China sehr gesucht werden. Ihre Flinten wären vortrefflich, müßte man sie nicht wie die Kanonen vermittelst einer Lunte abfeuern. Dinge für den täglichen Gebrauch werden ziemlich gut verfertigt, an etwas Vollkommenes ist aber nicht zu denken; denn in einem Lande, wo ein Jeder beinahe Alles ihm Nöthige selber macht, gelangt der Arbeiter nicht leicht zu großer Geschicklichkeit. — Ueber die Lage der Leibeigenen fehlen uns nähere Berichte.

Die Hauptstadt des Landes Han-jang oder Seul ist sehr beträchtlich und mag 200,000 Einwohner halten. Sie liegt in gebirgiger Gegend und ist von hohen, dicken Mauern umgeben, aber schlecht gebaut. Mit Ausnahme einiger ziemlich breiten Straßen besteht die ganze Stadt aus krummen Gäßlein, in denen keine Luft weht und der Fuß nur auf Unrath stößt. Die meistens mit Ziegeln gedeckten Häuser sind niedrig und enge: ein Zimmer von sieben Fuß im Gevierte ist schon ein Wunderwerk, in dem man sich vergeblich nach Bett, Stuhl oder Tisch umschauen würde. Auf seinen Beinen sitzend, die er nach Schneiderart übereinander schlägt, ißt, arbeitet und unterhält sich der Koreaner vom gemeinen Mann bis zum König, und läßt sich gar nicht träumen, daß es eine bequemere Stellung geben könne, als diese. Die Häuser stehen immer etwas höher als der ebene Boden und haben unten Oeffnungen, durch welche der Rauch aus der Küche hinauszieht. Diese eigenthümliche Art unterirdischer Oefen erhält die Wohnungen im Winter warm und gesund; dafür aber hat man im Sommer auch eine unerträgliche Hitze. Doch der Koreaner weiß derselben zu entfliehen, indem er die schöne Jahreszeit hindurch unter freiem Himmel ißt und schläft und nur selten sein Haus betritt. Das Dach steht gewöhnlich auf allen Seiten weit über das Gemäuer hervor, so daß die ganze Wohnung von kleinen bedeckten Gängen umringt ist. Inwendig ist alles bloß und kahl; nur die Reichen lassen die Wände mit weißem Papier tapezieren. Die nackte, höchstens mit einigen Matten belegte Erde bildet den Fußboden. Ueber der Stube sind Stangen angebracht, an denen das Leinenzeug und die Hausgeräthe hängen. Die Häuser bestehen aus zwei gänzlich getrennten Abtheilungen: auf der Vorderseite sind die Zimmer der Männer, worin man Besuche empfängt; die Zimmer

der Frauen befinden sich auf der Hinterseite und sind gänzlich abgeschlossen vom Vorderhause. Berneux bewohnte ein solches Hinterhaus vier Monate im Jahr (die andern brachte er auf Reisen zu); ein Zimmer von 9′ Länge und 6′ Breite bildete seinen ganzen Palast, in welchem er zugleich nach der Mahlzeit seine Spaziergänge machte. Nach außen war er gedeckt durch eine adelige Christenfamilie, welche das Vorderhaus einnahm. „Kein Heide ahnt meine Gegenwart; die Christen selbst kennen meine Wohnung nicht. Mit diesen verkehre ich durch vier Katecheten, denen allein meine Wohnung offen steht; wenn ich einen Kranken besuchen muß, so sind sie es, die mich abholen und den Verhüllten begleiten.“

Die Fensterscheiben sind von Papier, das in Korea auch zu Hüten, Regenschirmen, Säcken und Mänteln gebraucht wird und sich bisweilen so dauerhaft erweist wie Tuch. Einige hölzerne Rahmen mit einem darüber geleimten Blatt Papier machen die ganze Thüre und oft die einzige Oeffnung aus, die dem Tageslicht Eingang gibt. Findet jedoch ein Koreaner ein Stückchen Glas, wäre es auch nur einen Zoll groß, so schätzt er sich glücklich. Dasselbe wird sogleich in sein Fenster eingerahmt, und stolz schaut er dadurch auf die Straße hinaus. Besitzt er keinen solchen Schatz, so setzt er sich durch ein kleines Loch, das er ins Papier macht, in Verbindung mit dem, was draußen vorgeht. — Am besten von allen Gebäuden sehen noch die Götzentempel aus, doch kommen auch sie der Wohnung eines reichen Chinesen von ferne nicht gleich, so arm und elend ist es selbst in der hohen Königsstadt bestellt.

Außer der Hauptstadt verdient kaum ein andrer Ort des Landes den Namen Stadt, obgleich die Koreaner ihn allen Ortschaften beilegen, in denen ein Mandarin wohnt. Dieselben sind bloße Marktflecken und bestehen meist nur aus strohbedeckten Hütten. Nicht viel besser als um die Wohnungen, steht es um die Landstraßen. Es gibt deren drei Arten. Die erste Klasse bilden die königlichen Straßen, die so schmal sind, daß man kaum zu vier darauf gehen kann. Dieß hat jedoch nicht viel zu bedeuten, da man außerhalb der Städte keinen Wagen braucht, sondern immer zu Fuß oder zu Pferd reist. Unbequemer ist es, daß man selbst auf diesen königlichen Straßen oft ungeheure Steine antrifft, die fast den ganzen Weg versperren, so daß man über diese Felsblöcke hinwegreiten muß auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen oder in die nahen Gräben

zu stürzen. Nur in der Nähe der Hauptstadt sind die Straßen etwas besser unterhalten; eine sehr schöne soll vom Palast nach dem Begräbnißort der Könige führen. — Die Straßen zweiter Klasse haben jede Viertelstunde ein ganz andres Aussehen; bald sind sie hübsch, breit und bequem, bald ist vor Steinen, Felsen, Wasser und Koth fast nicht fortzukommen. Die dritte Klasse besteht aus so schmalen Fußpfaden, daß es einen geübten Führer erfordert, sie immer zu erkennen, da sie zwischen den Reisfeldern oft mit Wasser bedeckt sind und im Gebirge an jähen Schluchten vorbeilaufen.

Die Brücken bestehen theilweise bloß aus großen Steinen, die man in einiger Entfernung von einander in die Bäche geworfen hat; andre sind aus Pfählen gemacht, die in den Fluß eingeschlagen und mit einem Bretterboden bedeckt werden; sie sind jedoch meist so niedrig, daß wenn im Sommer das Wasser schwillt, sie davon fortgerissen oder wenigstens überfluthet werden, in welch' letzterem Fall große Herren sich damit helfen, daß sie sich ihren Führern auf die Schultern setzen. Endlich gibt es in der Hauptstadt auch eine steinerne Brücke, die zu den Wunderwerken des Landes gehört.

Die Hauptprodukte Koreas sind Reis, Getreide, Hirsekorn, allerlei Gemüse und Obst in Menge, die beiden letzteren jedoch der vielen Sommerregen wegen für den europäischen Gaumen sehr wässerig und unschmackhaft. Auch Tabak und Baumwolle, sowie Hanf und Flachs werden gebaut. Die Baumwollpflanze war der Sage nach vor 500 Jahren in Korea noch unbekannt und ihr Same von den Chinesen aufs sorgfältigste von der Ausfuhr ausgeschlossen, damit sie ihre Zeuge um so vortheilhafter an die Koreaner verkaufen könnten; endlich aber soll es einem Mitgliede der jährlichen Gesandtschaft gelungen sein, sich drei Körnlein zu verschaffen, die er in einen Federkiel verbarg und mit in seine Heimat brachte, wo sie sich derart vermehrten, daß man jetzt Ueberfluß an Baumwolle hat. Ebenen gibt es auf der ganzen Halbinsel kaum, da sie fast nur aus Bergen und Thälern besteht. In den letzteren pflanzt man Reis, wenn der Boden irgendwie günstig ist. An Bewässerung fehlt es nicht, da unzählige Bäche das Land durchkreuzen, obwohl es wenige auch nur eine Strecke weit schiffbare Flüsse gibt. Das Wasser steht in den Reisfeldern oft so hoch, daß es den Leuten bei ihrer Tagesarbeit bis an die Lenden geht; gepflügt wird mit Ochsen. — An mineralischen Schätzen soll es viele unbenützte Gold-, Silber-

und Kupfergruben geben; auch Eisen wird in gewissen Provinzen in großem Ueberfluß gefunden, so daß man es nach anhaltendem Regen fast wie Schlamm aufheben kann. Jeder sammelt davon, so viel ihm beliebt; Gold zu verkaufen ist dagegen unter harter Strafe verboten. Selbst ihren Bedarf an Kupfer lassen die Koreaner, aus Furcht sich zu bereichern, von Japan kommen; sie verschmelzen es mit Zink und machen ihre Gefäße daraus. In Beziehung auf Geldverhältnisse herrschen in Korea noch spartanische Gesetze. Die einzige erlaubte Münze ist die Sapeke im Werth von zwei Centimes, von der 100 fl. eine schwere Mannslast geben. — Die Felder sind sehr wohlfeil und ihr Ertrag so groß, daß in einem guten Jahre der Landmann mehr als 30 Prozent verdient. Wird ein Acker vermiethet, so erhält der Eigenthümer gewöhnlich die Hälfte der Ernte mit der Bedingung, daß er die Abgaben zahle. Will man Geld entlehnen, so schätzt man sich glücklich, es zu 30 Prozent zu erhalten; der gewöhnliche Zinsfuß ist 50, 60, ja bis zu 100 Prozent.

Seiner körperlichen Beschaffenheit nach, ist der Koreaner von gewöhnlicher Größe, rundlicher Kopfform, kleiner, platter Nase, etwas aufgedunsenen Backen, meistens schwarzen Haaren und schwachem Bart. Die Männer sind alle, von Kopf bis zu Fuß in weißen Zeug gekleidet. Wollenes Tuch kennt man nicht, da es in Korea fast keine Schafe gibt und es sogar verboten sein soll, deren zu ziehen. Die Beinkleider, von ungeheurer Weite, werden unter den Knieen durch Gamaschen zusammen gezogen. Das Oberkleid, das sich ziemlich dem französischen Reiserock nähert, wird unter den Armen mit Bändern von gleichem Stoff befestigt, welche die Stelle der in Korea unbekannten Knöpfe versehen. Die Schuhe von weißen Fellen sind sehr zierlich gearbeitet. Uebrigens werden dieselben häufig auch aus Stroh oder aus dünnen Schnüren verfertigt, wodurch die Kieselsteine leicht eindringen. Zudem läßt man an der Spitze eine Oeffnung für die große Zehe, so daß bei schmutzigem oder nassem Wege die Fußbekleidung wenig Schutz gewährt. Auf der Reise braucht man jeden Tag ein anderes Paar Strohschuhe; zum Glück kosten sie nicht mehr als einen oder etliche Groschen. Im Innern der Wohnung trägt der Koreaner niemals Schuhe; beim Eintritt in ein Haus läßt er sie unter der Thüre stehen.

Der merkwürdigste Bestandtheil der koreanischen Kleidung ist der hohe breite Hut aus einem feinen Geflechte von Bambusrohr,

das mit einem leichten schwarzen Zeuge aus Roßhaar überzogen ist und nur auf dem Scheitel aufsitzt. In der Mitte hat er eine kleine Oeffnung, durch welche der in ein hübsches Roßhaarnetz zusammengefaßte Haarbündel hervorsteht. Die Knaben und Jünglinge haben einen Zopf herabhängen und dürfen erst drei Tage vor der Hochzeit anfangen, das Haar wie ihr Vater zu tragen, deshalb gehen sie bis zu dieser Zeit mit unbedecktem Haupte, denn ohne den Haarbüschel bliebe der Hut nicht sitzen. Bei Regenwetter bedienen die Koreaner sich eines unermeßlichen, sehr leichten Strohhutes, der sie ziemlich gut bedeckt. Müssen sie bei starkem Regen arbeiten, so legen sie auch einen Strohmantel an.

Die Frauen tragen außer den Beinkleidern, welche enger sind als die der Männer, eine Jacke von Leinwand oder Seide, deren Farbe sich je nach dem Alter ändert: rosenroth oder gelb für junge Mädchen oder neu Verheirathete; violett für Frauen über dreißig Jahren, und weiß für ältere Personen. Statt des Kleides schlagen sie ein breites blaues Tuch um, das sie unter den Armen mit einem Gürtel befestigen. Bei den Frauen aus dem Volke, die nach Belieben ausgehen, reicht dieser Rock bis auf die Füße herab; bei den vornehmeren, denen der Anstand verbietet, ihr Haus zu verlassen, ist er viel weiter und wird am Boden nachgeschleppt.

Ein Leidtragender wird in Korea als ein Todter betrachtet. Er darf mit Niemand sprechen; seine Augen sind stets zum Himmel gerichtet und seine Kleider vom gröbsten Zeuge ungebleichter Leinwand, wie reich er auch sein mag. Strohsohlen ersetzen die Schuhe; auch am Stab und Pfeifenrohr sind bunte Farben während der Trauerzeit streng verboten, daher man jene mit weißem Papier überzieht, wenn man keine neuen kaufen mag. Statt des Netzes, worein sie sonst ihr Haar binden, bedienen die trauernden Männer sich eines grauen Tuches und setzen eine Mütze vom nämlichen Zeuge auf. Zum Ausgehen tragen sie statt des gewöhnlichen Hutes einen ungeheuren, halbkegelförmigen Strohdeckel aus Weidengeflecht auf dem Kopfe, dessen Krämpen bis auf die Schultern herabreichen. Zudem bedecken sie sich das Gesicht noch mit einem kleinen Schleier, der an zwei Stäbchen gehalten wird. Stellt man dem Leidtragenden unterwegs eine Frage, so braucht er nicht zu antworten; er ist todt. Unter dem Schutz dieses Trauergewandes, welches einen vom Kopf

bis zu den Füßen verhüllt, konnten die Missionare am hellen Tage auch die Hauptstadt durchwandern.

Begegnet nämlich in der Hauptstadt ein trauernder Edelmann einem Mandarin, so flüchtet er sich in das nächste beste Haus, um nicht angeredet zu werden. Auf der Reise und in Gasthäusern zieht er sich in ein einsames Zimmer zurück und gibt sich mit keinem Menschen ab. Der vorgeschriebenen Regel nach muß er dreimal des Tags zu einer bestimmten Stunde zu schluchzen anfangen. Sind es vornehme Verstorbene, die man beweint, so ladet man Verwandte und Freunde zum Jammern ein, damit es mehr Lärm gibt.

Reinlichkeit ist nicht die Haupttugend der Koreaner. Ihre Wohnungen beherbergen eine Menge Insekten jeder Art und Größe; nirgends aber geht es so unsäuberlich zu, als bei Tische.

Bei Tische? Ja; obgleich man in Korea deren sonst keine kennt, gibt es doch zierlich gearbeitete, niedrige Eßtischchen von achteckiger Form. Wie groß immer die Zahl der Gäste sein mag, so hat doch jeder seinen Tisch. Die Gerichte, mit welchen er besetzt wird, sind Reis, spanischer Pfeffer und eingesalzene Fische, Salzwasser, Essig, Oel, Zwiebeln und Knoblauch, dazu Farnkraut und chinesisches Gemüse. Hundsbraten wird als ein besonderer Leckerbissen geschätzt. An Ochsenfleisch fehlt es in der Hauptstadt nicht; in den Provinzen dagegen ist es ziemlich schwer, sich solches zu verschaffen. Die angehenden Missionare litten sehr unter dieser „mehr als trappistischen Lebensweise". Wann es heiß ist, trinken die Adeligen Branntwein und Honigwasser; das Wasser, in dem der Reis gekocht wurde, ist für gemeine Leute. — Das Geschirr, von grobem Porzellan oder Kupfer, besteht nur in Näpfen von verschiedener Größe, einem Paar hölzerner Stäbchen und einem kupfernen Löffel. Nach der Mahlzeit raucht man eine Pfeife und plaudert, was die Koreaner sehr gerne thun, denn sie sind durchweg große Schwätzer. Sie spaßen gerne, lügen aber auch auf die unverschämteste Weise, ohne im Geringsten an etwas Böses zu denken, aus bloßer Gewohnheit. Sie bringen die schönsten Geschichten vor; Alles haben sie gesehen und gehört, nur um prahlen zu können. Man beurtheile darnach, wie leicht auch der vorsichtigste Berichterstatter irre geführt werden kann.

Sittlich betrachtet hat der Koreaner einen halsstarrigen und schwierigen Charakter, woran zum Theil wohl die Rohheit Schuld

ist, in der das Volk sich noch befindet. „Es erhält gar keine Erziehung, und es wird noch lange dauern, bis wir unsre Christen gebildet haben. Wenn sie in Zorn gerathen, sind sie schrecklich, und in dieser Beziehung stehen die Weiber den Männern nicht nach, wie sie auch in Zuchtlosigkeit es diesen gleich zu thun scheinen." Neben diesen Schattenseiten zeigt der Charakter des Koreaners indeß auch hoffnungsvolle Züge. Er liebt die Ruhe, jedoch ohne die Arbeit zu scheuen. Im Sommer besonders ist er rastlos und schläft sehr wenig. Sein muntrer Sinn läßt ihn sogar bei der harten Feldarbeit Gesang und Musik nicht vergessen. Oft besitzen die Dorfbewohner eine Trommel, einige Kesseldeckel, die als Pauken dienen, und eine ländliche Flöte. Mitten in der Arbeit fängt man an zu lärmen, zu singen und zu springen, und nach einigen Minuten eilt man wieder ans Werk. Dabei zeigen die Koreaner mehr Dankbarkeit, als die Chinesen; auch sind sie weniger geldsüchtig, als diese letzteren, und würden, wenn es die Noth erforderte, vor keinem Opfer zurückschrecken.

„Weniger auf Landesbrauch versessen als in China, würde das Volk hier leicht europäische Bildung annehmen, denn während die chinesischen Christen gegen einige unserer kirchlichen Ceremonien einen gewissen Widerwillen zeigen, gewöhnt sich der Koreaner sehr leicht daran. Eifrigst arbeiten die christlichen Koreaner an der Bekehrung der Heiden, und die heroische Standhaftigkeit der Bekenner hob die Missionare oft über alle Entbehrungen und Gefahren hinweg. Selbst die Götzendiener sind im Allgemeinen mit ausgezeichneten Gemüthsanlagen begabt, und Korea wäre in kurzer Zeit ganz christlich, wenn wir Freiheit hätten; auch in den Palästen der Minister und Fürsten haben wir Leute, welche beten, und verborgene Schüler, welche den Katechismus gelernt haben."

„Was soll ich von der koreanischen Sprache sagen?" schreibt Daveluy 1846. „Haben die Menschen oder böse Geister dieselbe erfunden? Sie lesen zu lernen ist ziemlich leicht, die Aussprache aber schwer, und dazu kommt noch eine Masse „unnützer Füllwörter."(?) Ich verstehe noch wenig und man versteht mich noch viel weniger. Diese Sprache war ehemals gewiß eine reine, allein seit einer Reihe von Jahren wird sie zu einem wunderlichen chinesischen Kauderwälsch, da man in der blinden Bewunderung für das große Nachbarreich statt der einheimischen Wörter chinesische gebraucht, denen man eine

koreanische Endung anhängt. Dennoch scheint die koreanische Landessprache ausgebildeter zu sein als das Chinesische, das sie zu verdrängen droht. Die Biegung der Hauptwörter und die Abwandlung der Zeitwörter zeigt einige Uebereinstimmung mit dem Lateinischen. Bedeutend erschwert wird aber die Erlernung dieser Formen dadurch, daß die Wörter je nach der Würde der Person, mit der man spricht, verschiedene Endungen erhalten. Daher ist es uns nicht erlaubt uns auszudrücken, wie jene, die Fragen an uns richten; denn so vornehme und wichtige Leute wie wir dürfen sich nicht so tief herablassen; wir sind gezwungen, Endungen zu gebrauchen, die wir niemals gehört haben."

Es versteht sich von selbst, daß die Christen weder eine Kapelle, noch sonst einen Vereinigungsort haben können. Am Sonntag versammeln sich etwa 12—15 Personen bald in diesem, bald in jenem Hause, immer mit größter Heimlichkeit. Sie verrichten mit leiser Stimme ihre vom Bischof vorgeschriebenen Gebete und hören eine Erklärung des sonntäglichen Evangeliums; der übrige Theil des Tags wird zum Beten des Rosenkranzes, zum Lernen des Katechismus und zum Unterricht der Kinder verwandt. Darin besteht die ganze Sonntagsfeier; „ihnen erlauben meiner Messe beizuwohnen, hieße alles aufs Spiel setzen und mich in die unausbleibliche Gefahr begeben, vor Monatsfrist gefangen zu werden."

Mit Ungeduld warten darum die Christen auf den Monat September, da die „Mission" beginnt: es ist der einzige Tag im Jahr, da in einem Hause von Neubekehrten die Sakramente ausgetheilt werden und die Christen also den langersehnten und hochverehrten Missionar zu Gesicht bekommen. „Haben die Katecheten solche Versammlungshäuser bestimmt, und einem Jeden Tag und Ort angezeigt, so begebe ich mich in das Haus, wo die Mission eröffnet werden soll und ich von 30—40 Neubekehrten erwartet werde. Ein kleines Zimmer wird in eine Kapelle umgewandelt, deren ganzen Schmuck ein Crucifix und ein Bild der allerseligsten Jungfrau ausmachen. Die Prüfung aus dem Katechismus, der sich vom Greise an alle unterziehen müssen, eine Unterweisung über die Gesinnungen, welche man zum Empfang der h. Sakramente bringen muß, dann 30—40 Beichten, etwa auch Spendung der letzten Oelung und Taufe beschäftigen mich den Tag über. Am andern Morgen steht man um 1 Uhr auf. Um 2 Uhr ist die h. Messe, da die Communion

gespendet wird; dann folgt zum Schluß noch die Unterweisung über die Nothwendigkeit und Hülfsmittel der Standhaftigkeit, worauf ich mich vor Tagesanbruch in ein anderes Haus begebe, wo mich dieselben Uebungen mit andern Christen erwarten. In der Hauptstadt währen diese höchst ermüdenden Beschäftigungen des Missionars volle 40 Tage.

„Oft erhalten da Kinder und Frauen die h. Taufe, ohne Wissen ihrer heidnischen Eltern oder Gatten. Handelt es sich um den Empfang der Sakramente, so wartet etwa die Frau von Stande den Augenblick ab, wo alles schläft, verkleidet sich in ein Weib der niedern Klasse und geht heimlich nach dem Haus, wo die Christen sich versammeln. Da beichtet sie, wohnt dem h. Opfer bei, und nachdem sie das Himmelsbrot empfongen, schleicht sie in ihr Haus zurück und dankt Gott für die erhaltene Gnade. Wehe ihr, wenn der Gatte ihre nächtliche Abwesenheit bemerkt! die frommen Beweggründe nicht begreifend, würde er solche Verwegenheit mit Gift bestrafen.

„In den Bergdörfern sind die lästigen Vorsichtsmaßregeln nicht mehr vonnöthen, man ist hier beinahe frei; kann dazu frische Luft athmen und nach Bedürfniß schlafen. Da kommen oft Abends sämmtliche Neubekehrte, um die „lange Nase" des Paters zu sehen oder einige Religionsübungen vorzunehmen. So mag die achtmonatliche Arbeit wohl ziemlich ermüden, doch kehrt man innerlich gestärkt in die Zurückgezogenheit der vier Sommermonate zurück, während deren man unmöglich Mission halten kann; in diesen wird darum mehr studirt."

Soviel möge genügen, uns das Land bekannter zu machen, das nicht zufrieden damit, Franzosen und Amerikaner herausgefordert zu haben und die russische Macht immer drohender sich nahen zu sehen, auch dem japanischen Kaiser den Fehdehandschuh hinwirft, gerade zur Zeit, da sein einziger Beschützer, der Herr des Reiches der Mitte, sich den Forderungen der europäischen Regierungen demüthig fügt. Auf die Länge wird es den zwingenden Zeitforderungen, die an seine Thore klopfen, sich nicht zu verschließen vermögen.

Die amerikanische Mission in Syrien.

(Schluß).

Eine kleinere Töchteranstalt bestand auch in Sidon, zwar unter der Leitung englischer Damen und von einer englischen Frauengesellschaft unterstützt, aber im innigsten Verband mit der amerikanischen Mission. In ihr fand nur eine Auswahl der hoffnungsvollsten Töchter protestantischer Familien aus allen Theilen des Landes Aufnahme. Aus Hums und Safita vom Norden, ostwärts vom Libanon, und südwärts von Merdsch und Ayun her fanden sie sich da zusammen, um unter Gottes Segen nicht nur für sich selbst Gewinn zu schöpfen, sondern auch an ihren Heimatorten Trägerinnen christlicher Gesittung und Bildung zu werden.

Die 31 amerikanischen Missionsschulen zusammen zählten jetzt 1000 Schüler und 170 Schülerinnen. Unter den sie bedienenden eingebornen Lehrern und Lehrerinnen waren acht Glieder der protestantischen Gemeinden, die jetzt zusammen 245 Kommunikanten zählten. —

So kam mit dem Jahr 1870 der Zeitpunkt heran, wo der Board nach 48jähriger Arbeit sich von diesem Missionsfeld zurückzog, während seine Sendboten in den Dienst der presbyterianischen Schwestergesellschaft übertraten, deren Committee sich großentheils aus den eifrigsten der seitherigen Freunde der syrischen Mission bildete. Sie thaten diesen Schritt nicht ohne tiefe Bewegung, der sie in den Worten Ausdruck liehen: „Obgleich die offiziellen Beziehungen mit Denjenigen, mit denen wir so lange und in so lieblicher Weise verbunden waren, sich nun lösen, fühlen wir dabei doch, daß die Bande der Liebe und Fürbitte unverändert fortbestehen werden, bis in dem höheren Geschäft des Lobens unsere Herzen und Stimmen für immer zusammenklingen werden.“

Der Rückblick, den sie dabei auf die seitherigen Erfolge der Mission warfen, faßt in treffender Weise die Veränderungen zusammen, von welchen der Board innerhalb eines halben Jahrhunderts Zeuge war. „Gewiß dürfen wir die veränderten Gefühle der Moslems gegen die Christen großentheils dem Einfluß des Protestantismus zuschreiben. Sie wissen jetzt, daß die christliche Religion

doch nicht ganz jenes System von Abgötterei ist, für welches sie dieselbe einst hielten, noch die Bekenner des Christenthums so entblößt von aller Sittlichkeit, wie sie meinten. Die Folge davon ist eine merkliche Verminderung der muhammedanischen Bigotterie und größere Achtung vor den Christen und deren Bibel, Religion und Rechten. Die gegenseitige Stellung des Halbmonds und des Kreuzes ist nicht mehr dieselbe, wie zur Zeit, da wir nach Syrien kamen. Die Bibel hat als eine wirksame Macht im Lande Boden gewonnen, während der Koran ihn verlor. Einige Muhammedaner wohnen unsern Predigten bei, und sicher würden das noch mehrere thun, stünde für Taufbewerber aus ihren Reihen nicht Leben und Eigenthum auf dem Spiel.

„Nicht umsonst sind die Kinder der Drusen alle diese Jahre hindurch in unsern Schulen unterrichtet und so viele religiöse Gespräche mit den Erwachsenen geführt worden. Der Sauerteig des Evangeliums ist selbst in die geheimen Heiligthümer ihrer Religion gedrungen, und die weißen Turbane der eingeweihten Drusen, die man in unsern Sonntagsgottesdiensten sieht, so wie die wahrheitssuchenden Seelen, die in unsere Häuser kommen, zeigen neben den bereits Getauften ihres Stammes, daß das Licht des Evangeliums auch für sie nicht umsonst über Syrien aufgeht.

„Hauptsächlich unter den namenchristlichen Sekten aber sind die indirekten Wirkungen der Mission spürbar an der verminderten Macht des Klerus. Einst war dessen Bannstrahl der Schrecken der Schrecken; jetzt ist er eine so abgenützte Waffe, daß die Geistlichkeit sich schämt, sich durch ihren Gebrauch noch lächerlich zu machen.

„Der Protestantismus, einst von der Masse der Bevölkerung als die schwärzeste Ketzerei betrachtet, hat allenthalben seine Vertheidiger und Fürsprecher, selbst wo es ihm an Anhängern fehlt, und die Lügen, wodurch die Geistlichkeit ihre Gemeinden dem Einfluß des Evangeliums zu entziehen suchte, finden keinen Glauben mehr.

„Die religiöse Unterweisung in den orientalischen Kirchen selbst ist eine etwas andere geworden. Man lehrt jetzt mehr die Bibel und weniger Tradition, predigt mehr Christus, und weniger die Heiligen. Der Bilderdienst hat bedeutend abgenommen. Alle Sekten haben sich genöthigt gesehen, Knaben- und Mädchenschulen einzuführen, für die Bildung ihrer Priester Sorge zu tragen und das Lesen der Bibel freizugeben.

„Weithin sind Bibeln und religiöse Schriften verbreitet worden und wir haben von Manchen gehört, die durch diese lautlosen Prediger Christum als ihren Heiland erfassen lernten und in fröhlichem Glauben an Ihn gestorben sind, obgleich sie nie Gelegenheit hatten, ihren Glauben an Ihn öffentlich zu bekennen.

„Unter allen Sekten: Muhammedanern, Drusen, Griechen, Maroniten und Katholiken schmelzen die Jahrhunderte hindurch angehäuften Eisberge von Vorurtheilen jetzt unter dem milden Hauch des Evangeliums dahin.

„Der goldne Tribut, welchen der Occident dem Orient dafür dargebracht hat, daß ihm von dort die Bibel kam, ist das Geschenk des göttlichen Wortes in der heutigen Landessprache.

„Heller als das Licht, das in der Frühe schon die Zinnen des Libanon bestrahlt und am späten Abend noch sie mit Glorie übergießt, ist der Schein des Evangeliums, der in Städten und Dörfern in umnachtete Herzen gedrungen ist, die Erinnerung an eine nicht ruhmlose Vergangenheit weckend, und für die Zukunft noch größere Herrlichkeit verheißend.

„Nicht umsonst haben Hebard und Smith, Whiting, De Forest und Ford das Wort mit Thränen gesäet, obgleich sie selbst nur wenige Garben einsammeln durften. Vom Himmel herab sehen sie jetzt die Ernte grünen. Nicht umsonst haben auch Andere, die noch nicht abgerufen wurden, hier gearbeitet. Sie preisen Gott für das, was sie um sich her von Seinen Thaten sehen und hören dürfen. Ungern haben Diejenigen, welche, nachdem sie kaum erst Hand ans Werk gelegt hatten, ihre Kraft demselben nicht gewachsen fühlten, sich in die traurige Nothwendigkeit gefügt, nach Hause zurückzukehren.

„Die amerikanischen Gemeinden, welche diese Mission durch ihre Gaben und Gebete unterstützten, haben weniger Erfolge gesehen als ihnen auf andern Arbeitsfeldern vergönnt waren; ihr Glaube ist schwer geprüft worden, aber dennoch haben sie je und je von aus der Finsterniß und Sünde erlösten Seelen hören dürfen; das Echo der Triumphlieder vollendeter Gerechter ist an ihr Ohr gedrungen, und sie haben gefühlt, daß ihre Arbeit nicht ohne Lohn war.

„Durch Gottes Gnade haben wir die Gründe seines lebendigen Tempels, wovon Jesus Christus der Eckstein ist, neu gelegt und schon einige Schichten darauf erstehen sehen. Wir haben das Pa-

nier des Kreuzes vor den Augen seiner angeblichen Freunde und offenkundigen Feinde aufgepflanzt und vertheidigt, haben ein kleines Streiterhäuflein auf die Seite des Herrn gebracht und es mit dem Schwert des Geistes bewaffnet, haben durch die Uebersetzung der hl. Schrift und andrer religiösen Bücher eine Rüstkammer für künftige Kämpfe angelegt und durch die Gründung von Gemeinden da und dort geistliche Burgen errichtet. Wir haben im Namen Immanuels von dem Lande Besitz genommen und streben darnach, es Ihm ganz zu erobern und zu Füßen zu legen."

10. Ein Anhang.

Ergänzend mögen sich an diesen Ueberblick über die Geschichte der syrischen Mission während ihres Verbandes mit dem Board nun auch einige Mittheilungen aus den beiden letzten Jahren reihen, denen wir noch einige Berichte über anderweitige Evangelisationsarbeit auf dem Gebiete der Mission anhängen.

Wie im Sommer 1871 gegen den in Beirut bekehrten muhamedanischen Kutscher Hassan wieder der alte Verfolgungsgeist erwachte, jener Vorfall aber schließlich dazu dienen mußte, daß der syrische Generalgouverneur Raschid Pascha in einem an sämmtliche Generalkonsuln gerichteten Dokumente den Grundsatz aussprach, daß beim Uebertritt eines Moslems zum Christenthum dieselben Formalitäten zu beobachten seien, wie beim Uebertritt eines Christen zum Islam, haben wir (Miss. Mag. 1871 S. 435 ff.) bereits ausführlich erzählt. Jeder neue Fall wird zwar sicher wieder seine besondern Schwierigkeiten mit sich bringen, allein daß innerhalb unsrer Generation ein türkischer Beamter nochmals das Recht beanspruchen sollte, bekehrte Moslems ins Gefängniß zu werfen und zu prügeln, befürchten nach diesem Präcedenzfall die Missionare kaum. Vielmehr schreibt H. Jessup: „Wohl verschmäht es der Islam, der aus der orientalischen Christenheit einst so viele Bekehrte durch das Schwert gesammelt hat, dem Christenthum auch nur Einen vom Muhammedanismus Bekehrten zu überlassen, ohne dieses Schwert nochmals zu versuchen, aber es ist dahin, und das Schwert des Geistes, das da ist das Wort Gottes, wird auch die Heerschaaren des arabischen Propheten noch überwinden."

Daß um dieselbe Zeit wie Hassan auch ein bekehrter Moslem aus

Latakia Namens Hammudi nach Damaskus abgeführtworden war unter dem Vorwand, er habe sich der Konskription entzogen, haben wir gleichfalls bereits erwähnt. Damals glaubte man nicht anders, als daß er hingerichtet worden sei, dieß hat sich aber seither als ein Irrthum erwiesen, und um denselben gründlich zu widerlegen, hat der Wali sich sogar herbeigelassen, Hammudi unter militärischer Bedeckung dem englischen Vicekonsul Grierson zuzuschicken, in dessen Dienst er früher stand. Als Christ wäre Hammudi eigentlich frei vom türkischen Militärdienst, allein er selbst will sich demselben nicht entziehen. Vor 20 Jahren noch hätte ein türkischer Pascha sich gewiß nicht genug um die öffentliche Meinung bekümmert, um einen armen muhammedanischen Jungen seinem früheren Dienstherrn zuzusenden zum Beweis, daß er noch am Leben sei.

Aber trotzdem gibt es noch immer schwer Verfolgte in Syrien, und über gar manchen Schluchten des Libanon liegen noch die alten, finstern Schatten; auch eine neue Wolke steigt am Horizonte auf. Hat nämlich einerseits die vatikanische Synode bei den alten Kirchen des Morgenlandes die Papstmacht tief erschüttert, so hört man auf der anderen Seite, daß nicht wenige der aus europäischen Ländern ausgewanderten Jesuiten sich nach dem Orient begeben und dort mit gewohntem Eifer für die römische Kirche arbeiten, während die amerikanischen Brüder ihrerseits noch immer den alten Hilferuf nach mehr Arbeitern wiederholen müssen. — Dabei geht es auch in den Gemeinden mitunter etwas matt und schwächlich zu. „Was uns mehr als alles andere noththut," schrieb H. Jessup im Dezember 1871, „ist die Ausgießung des hl. Geistes über die eingebornen Gemeinden und Prediger. Ueber die Gemeinden, damit sie eingeborne Pfarrer schätzen und begehren; und über die Prediger, damit sie das Hirtenamt über Gemeinden suchen. So lange die menschliche Natur ist, wie sie ist, möchten die Gemeinden sich natürlich lieber von Fremden predigen lassen, für die sie selbst keine Opfer zu bringen haben, und die Prediger lieber von einer bestehenden Gesellschaft besoldet werden als von den Launen und den unsichern Einnahmen einer mit Armuth kämpfenden Gemeinde abhängen. Nur die rechte Leitung und die Feuertaufe des hl. Geistes kann diese Schwierigkeit ausgleichen." Ferner hat der Pascha des Gebirgs auf Regierungskosten mehrere Freischulen eröffnet, deren Inspector ein bigotter Bruder des maronitischen Patriarchen, und deren Lehrer der Mehr-

zahl nach eifrige Katholiken sind — ein nicht zu unterschätzender Schlag für die evangelischen Schulen, die dahin streben, die Eltern ihrer Zöglinge an die Entrichtung von Unterrichtsgeldern zu gewöhnen.

Andrerseits wird namentlich innerhalb der griechischen Kirche nicht nur unter den Laien der Zug zum Evangelium immer allgemeiner, sondern auch Priester wenden sich demselben zu. Mehrere liebliche Bekehrungen haben auch in den letzten Jahren wieder die Herzen der Missionare mit Freude und Dank erfüllt; die verschiedenen Erziehungsanstalten blühen; die aus der Missionspresse hervorgehenden Bücher werden über ganz Syrien, Mesopotamien, Arabien, Egypten, Nordafrika, und bis zum Aequator hinab, sowie nach Indien und China versandt, kurz überall hin, wo es Leute arabischer Zunge gibt. Im Norden, wie im Süden des Landes regt sichs allenthalben; in Beirut, wo jetzt 500 Seelen der Predigt anwohnen, hat das Jahr 1872 mehr Uebertritte gebracht als irgend eines der früheren, und selbst in dem wieder aus seinen Trümmern erstandenen Zahleh ist ein ermuthigender Anfang mit der Verkündigung des Wortes gemacht. Besonders fühlbar ist der Fortschritt im Bezirk von Tripoli, wo drei neue Außenstationen eröffnet wurden und in der Stadt selbst sich eine Thüre um die andere aufthut. Die bittern Verfolgungen der letzten Jahre sind hier nahezu verrauscht. An einigen Orten ist es ihnen gelungen, den erwachten Lebensfunken zu dämpfen und der Verkündigung des Evangeliums für den Augenblick unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen, an andern dagegen hat sich der heldenmüthige Glaube der Neubekehrten als der Sieg erwiesen, der die Welt überwindet. Widerspruch besteht indeß immer noch genug, um auch den trägsten Christen wach zu erhalten. In Kisba ernten die wenigen Brüder, die unter Schlägen und Gefängniß aushielten, nun den Lohn ihrer Standhaftigkeit, indem rings um sie her ein neues Suchen und Fragen erwacht; die evangelischen Christen von Keferfu gehen zwar noch immer unter einer Wolke dahin und können nur in ihrer Felshöhle sich heimlich zur gemeinsamen Erbauung versammeln, wollen aber anhalten am Gebet bis auch für sie die Stunde der Erlösung schlägt. Hoffnungsvoller als je lassen sich die Dinge in Scheich Mohammed an, wo die bittersten Verfolger nun Freunde der Männer geworden sind, für die sie einst Mörder dingten. In Safita mußte die stets über-

füllte Kapelle erweitert werden, und statt der Seufzer der so hart und lange Bedrängten hört man dort jetzt die Stimme des Dankes. In Hums wurden im Laufe des letzten Jahres mehrere Seelen zur Gemeinde hinzugethan; in Hamath in einem hoffnungsvollen Bekehrten endlich die lang ersehnte Erstlingsfrucht eingeheimst. Ein neues Arbeitsfeld erschließt sich der Mission nun in der Umgebung der beiden letztgenannten Orte, indem die türkische Regierung durch ihren Beschluß, die in jener Gegend umherschweifenden Beduinen in Dörfern anzusiedeln, selbst die Lösung der schwierigen Frage in die Hand nahm, wie denselben doch das Evangelium nahe gebracht werden könnte. Wird die evangelische Christenheit den Ruf vernehmen, den der Herr dadurch an sie ergehen läßt? —

Pastor Disselhof, der wohlbekannte Inspektor des Diakonissen-Mutterhauses zu Kaiserswerth, der vorigen Winter eine Besuchsreise zu den Diakonissen-Stationen im Morgenlande unternahm, mahnte im Februar dieses Jahres von Jerusalem aus: „Die Liebesanstalten der römischen und griechischen Kirche im Oriente sind aller Orten so zahlreich, so großartig, und greifen so tief und kräftig ins Leben ein, daß unsrer evangelischen Kirche und damit dem Evangelio selbst in jenen Ländern der empfindlichste Schlag versetzt würde, wenn die wenigen Evangelisationsarbeiten unsrer Kirche aus Mangel an Unterstützung eingeschränkt werden müßten. Diese Gefahr aber liegt sehr nahe, wenn wir nicht kräftige und durchgreifende Hilfe erhalten. Ich halte es darum für Gewissenspflicht, noch hier von Jerusalem aus, unter dem unmittelbaren Eindrucke sowohl der segensreichen Wirksamkeit unserer Anstalten, als der äußern Bedrängniß derselben, die Glaubensbrüder in der Heimat aufs herzlichste und dringendste um kräftige Hilfe zu bitten.“ Darauf schildert er die schönen Erfolge des Mädchen-Erziehungshauses Talitha kumi in Jerusalem, worin gegenwärtig 110 Kinder, sämmtlich unentgeldlich, eine evangelische Erziehung erhalten; sowie des erst im Sommer 1866 nach der letzten großen Cholerasenche gegründeten Waisenhauses in Smyrna, dessen Bedürfnisse theilweise von dem Ueberschusse gedeckt werden, welchen das blühende Diakonissen-Lehrhaus für die Töchter reicherer Familien ergibt. Von dem 1860 in Beirut gegründeten Waisenhause Zoar berichtet er sodann: „Es hat im Ganzen schon 580 Kinder gepflegt und erzogen, alle ihrer Bedürftigkeit wegen unentgeldlich. Der tägliche Präsenzstand ist 130. Sie sind nicht alle protestantischer

Konfession, — es sind unter ihnen auch Griechen, Maroniten, Muhammedaner, Drusen, Heiden, — sie stehen aber alle unter evangelischer Hausordnung und Zucht. Die Früchte dieses Hauses sind schon vor aller Augen offenbar geworden. Von den entlassenen Kindern sind nämlich zwei Diakonissen, die Erstlinge ihres Volks, welche in Jerusalem als Pflege- und Lehrschwestern zu unsrer vollen Zufriedenheit wirken." Ferner sind 60 arabische Lehrerinnen aus den beiden Erziehungshäusern in Jerusalem und Beirut hervorgegangen, von denen freilich schon 30 durch Verheirathung oder sonst in andere Lebensverhältnisse übergegangen sind, aber 27 noch in ihrem Berufe stehen, von Beirut bis Jerusalem, Damaskus und Hamath. „Mit 35 verheiratheten Zöglingen steht das Beirut-Haus noch in Verbindung und darf sich freuen, — wie ich es durch persönliche Bekanntschaft gethan habe, — daß diese fast alle ein gutes Salz unter der arabischen Bevölkerung sind. Endlich sind 35 der Entlassenen Dienstmädchen geworden, eine Thatsache, welche von Wichtigkeit ist, da noch vor zehn Jahren selbst bei den verkommensten arabischen Bettelmädchen Dienen für eine Schmach und Schande galt. Die erste Klasse der jetzt noch im Hause befindlichen Mädchen bietet gleichfalls gegründete Hoffnungen für die Zukunft. Auch für Unterhaltung des Beiruter Waisenhauses erhalten wir Zuschüsse aus dem Pensionate in Beirut."

Ein Reisender (A. v. Kremer), der 1870—71 sich in Beirut aufhielt, schreibt über die dortigen Verhältnisse im „Ausland" (12. Februar 1872):

„An Mädchenschulen fehlt es nicht: leider aber ist der Unterricht vorzüglich auf das Erlernen des Französischen oder Englischen gerichtet. Die Soeurs de charité haben eine recht gute Mädchenschule, wo auch weibliche Arbeiten gelehrt und Erzieherinnen herangebildet werden sollen. Das Institut der Soeurs de Nazareth wird noch mehr gelobt, und auch über das der preußischen Diakonissen hörte ich sehr viel Gutes. Eine reiche Engländerin, Mott, verwendet ihr großes Vermögen zu wohlthätigen und frommen Zwecken; sie gründete und unterhält eine Blindenanstalt, ein Mädchenpensionat und zahlreiche Primarschulen, die zugleich im Interesse des Protestantismus äußerst thätig sind. — Religiöse Propaganda ist überhaupt hier in Syrien ein Haupthebel aller auf Volksunterricht bezüglichen Unternehmungen. Ganz besonders müssen in dieser Hinsicht die Bestrebungen der ame-

rikanischen Missionare erwähnt werden. Ihre höhere Schule verfolgt vorzüglich praktische Zwecke, und zeichnet sich hiedurch vortheilhaft gegen die andern Institute aus, wo das Hauptgewicht auf sprachlichen Unterricht gelegt wird. Junge Syrer werden da in einem vierjährigen Lehrcursus zu Aerzten gemacht und erhalten Doktordiplome. Diese jungen Aesculape, denen sich ein Europäer wohl nur aus Lebensüberdruß anvertrauen würde, sind den landesüblichen Quacksalbern immer noch weit überlegen.

„Gewiß erweist diese 'Universität' trotz aller Oberflächlichkeit des Unterrichts durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse dem Lande einen nicht geringen Dienst. Die Professoren sind zugleich eifrige Sendboten des Evangeliums und machen Propaganda mit echt amerikanischer Energie. Die eingeborne protestantische Gemeinde in Beirut ist auch schon auf mehrere hundert Familien gestiegen, und nächst Schule und Dampfpresse haben die aus Amerika zuströmenden Beiträge gestattet, eine sehr schöne Kirche zu erbauen. Auch im Libanon machen die Ideen des Protestantismus rasche Fortschritte. — Ein einheimisches Knabenpensionat des bekannten Butrus Bistany, das mit amerikanischer Subvention besteht, wurde mir viel gelobt. Diesen protestantischen Instituten stehen einige katholische gegenüber. Das beste ist das Kollegium der melkitischen Griechen, das gut geleitet wird und einige hundert Zöglinge zählt. Die Unterrichtssprache ist arabisch; in confessioneller Beziehung wird mit großer Unbefangenheit vorgegangen. Einige junge Muhammedaner von Damaskus machen ihre Studien in diesem Institute, wo auch der Gouverneur von Syrien seinen Sohn erziehen ließ. Vorzüglich geleitet soll das Kollegium der Jesuiten in Ghazir und der Lazaristen in Anturon sein. Von dort verbreitet sich immer mehr das Französische als Sprache der Gebildeten, so daß es jetzt fast ganz das Italienische verdrängt hat. Im letzten Jahre aber fand sich eine Anzahl junger Beiruter zusammen und gewann einen deutschen Philologen, Dr. Baltzer, um ihnen Unterricht in deutscher Literatur zu ertheilen. Dr. Baltzer besitzt gründliche Kenntnisse der orientalischen Sprachen, und dieses neue Institut, scherzweise die deutsche Akademie genannt, verspricht gute Resultate, wenn nicht eine gewisse scheelsüchtige Clique die gewohnten Minen der Intrigue springen läßt. Somit fehlt es nicht an Arznei für den Geist, und für des Körpers Gebreste hat der treffliche deutsche Arzt, Dr. Lorange, einer der gründlichsten

Kenner syrischer Zustände, durch eine musterhafte deutsche Apotheke gesorgt, die freilich vielen Leuten ein Dorn im Auge ist.

„Das intellektuelle Leben der Eingebornen liegt noch stark im Schlummer. Eine wissenschaftliche Gesellschaft, die vor etlichen Jahren gegründet ward, ist in die Brüche gegangen. Ihre schöne Sammlung arabischer Handschriften hat sich versplittert, aber ein beträchtlicher Theil gieng glücklicher Weise an die amerikanische Universität über, wo er gut aufbewahrt und bereitwillig Jedem zur Verfügung gestellt wird. Andere geistige Anregungen hat Beirut wohl nur dem Konflikte der religiösen Bestrebungen des Protestantismus und Katholizismus zu verdanken. Es sind dieß die Zeitungen und Wochenschriften, welche aus den einheimischen Druckereien hervorgehen. Die Reihe eröffnet der syrische Staatsanzeiger, („Garten der Nachrichten" Hadiqat alachbar), der in französischer und arabischer Sprache erscheint. Auch Bistanys Zeitung, die den Namen Dschenne (Garten) führt, ist geschickt redigirt, bringt Telegramme, Leitartikel und reiche Korrespondenzen; selten versteigt sie sich zu einer schwachen Kritik von Regierungsmaßregeln, scheint aber etwas unter dem Einflusse der amerikanischen Missionare und des freigebigen Khedive von Egypten zu stehen.

„Wenn man die engen Bazare von Beirut durchwandert, sieht man allenthalben in den Buden die arabischen Kaufherren mit ihrer Dschenne in der Hand dasitzen und aufmerksam lesen. Außerdem läßt Bistany auch eine Revue erscheinen, die den Titel: Dschinan (Gärten) trägt und wissenschaftliche Aufsätze, politische Uebersichten, nebst Erzählungen und Gedichte bringt. Noch sind zu nennen die protestantische Wochenschrift der Missionare, die Wochenschrift der Jesuiten, die mit der ersteren stets in erbitterter Polemik begriffen ist; dann noch die mehr für Lokalzänkereien zugängliche „Nahla" (die Biene) und das Blatt „Nadschâh."

In hohem Maaße befriedigend ist auch, was Reisende wie Tristram, Macgregor u. A. von der Wirksamkeit der syrischen Schulen berichten, welche von der im Jahr 1870 selig entschlafenen Frau Thompson, der Wittwe eines britischen Offiziers gegründet wurden. Wo es für Männer unmöglich war Zugang zu gewinnen, in den Frauengemächern der Muhammedanerinnen, da konnte sie mit ihren besonderen Gaben sich völlig zu Hause fühlen und entwickelte eine ungemeine Kraft bei den orientalischen Schwestern Liebe und Zu-

trauen hervorzulocken. Bis zum Jahr 1863 beschränkte sich ihr Wirkungskreis auf Beirut, seither hat er sich über den ganzen Libanon bis nach Damaskus ausgedehnt, und auch der Tod der edlen Frau hat diesen Schulen eine zusehends wachsende Zahl von Freunden und Unterstützern zugewendet. Englische Lehrerinnen und eingeborne Bibelfrauen gewinnen hier immer mehr Boden; in der Schule von Tyrus z. B. sitzen die Töchter des türkischen Gouverneurs und des amerikanischen Konsuls neben den ärmsten Mädchen aus allen Klassen der Bevölkerung.

Daß die Wahrheit in Syrien an Boden gewinnt, geht endlich aus den Berichten der schottischen Presbyterianer hervor, die sich dort gleichfalls am Jugendunterricht betheiligen. So schrieb im Sommer 1872 Miss. Macintosh aus Suk von einem aus dem Kloster Deir el Mukhullis in der Nähe von Sidon entronnenen Mönche, der durch das Lesen der Bibel die in demselben herrschende Verderbniß erkannt hatte: „Da er die Unmöglichkeit fühlte, länger dort zu bleiben, beschloß er, die erste Gelegenheit zur Flucht zu benützen. So machte er sich eines Tags davon; da er aber noch seine Mönchskleider trug, versicherte der Priester des Dorfes, in welchem er übernachtete, sich seiner und setzte ihm hart mit Fragen zu, weil es etwas ungewöhnliches ist, einen Mönch ohne ein besonderes Geschäft außerhalb seines Klosters zu sehen. Anfangs suchte der Flüchtling ausweichende Antworten zu geben, endlich aber bekannte er frei und offen seine Absicht, ein Protestant zu werden. Darauf hin übersandte der Priester ihn am nächsten Morgen unter Bedeckung dem Bischof von Beirut, der ihn etliche Tage gefangen hielt und während dieser Zeit kein Mittel unversucht ließ, ihn zur Rückkehr ins Kloster zu bewegen. Als Alles vergeblich war, zog ihm der Bischof mit eigener Hand das Ordenskleid aus und schor ihm Haar und Bart ab als Zeichen des Verlustes seines Ranges. Von Beirut fand er seinen Weg hieher. Er ist etwa 23 Jahre alt, macht den Eindruck eines verständigen und aufrichtigen Mannes und scheint in seiner bisherigen Handlungsweise durchaus ehrlich und einfältig gewesen zu sein; so hoffe ich, er werde ein treuer Diener Jesu werden. Er hat einem andern Mönche seines Klosters geschrieben, der seiner Knechtschaft gleichfalls zu entrinnen wünscht; ein Dritter, der vor etlichen Monaten ein paar Tage hier zubrachte, ist jetzt in Nazareth.

„Es war mir neulich eine große Erfrischung, Zeuge zu sein

von einigen Zeichen der Arbeit des hl. Geistes an den Herzen und Gewissen von Gliedern der griechisch-katholischen Kirche in Zahleh, (S. 295) wo bis jetzt scheinbar kein Erfolg zu sehen war. In Wirklichkeit aber ist in manchen Familien dort seit Jahren die Bibel gelesen und beherzigt worden, und jetzt treten die Früchte davon zu Tage, indem nun ein großes Verlangen nach evangelischem Unterricht und nach Schulen erwacht ist. Bei meinem Besuch in Zahleh hörte ich auch von einer Anzahl Muhammedaner, die in etlichen Dörfern Cölesyriens im Gefängniß liegen, weil sie Christen geworden seien. Ich nahm zwei eingeborne Brüder mit und begab mich an Ort und Stelle, hörte aber zu meinem Erstaunen, jene Männer seien vor einigen Tagen freigelassen worden. Ich fürchte, daß dies geschah, weil Einige von ihnen widerriefen; Einige aber sind auch fest geblieben; und es wurde mir die große Freude zu Theil, in dem Hause des Entschiedensten unter ihnen eine Nacht zuzubringen. Es that mir innig wohl, sein einfältiges, demüthiges, liebendes Bekenntniß zu hören, daß Jesus der Sohn Gottes an dem verfluchten Kreuzesholz für die Sünden der Menschen gestorben, wieder auferstanden, und darum der einzige Heiland der Welt sei. Er sprach von einer zahlreichen Sekte, die innerhalb der letzten Jahre unter den syrischen Muhammedanern entstanden sei und sich sehr an die Lehren des Evangeliums anzulehnen scheine. Mit einem Wort: meine Begegnung mit ihm erweckte in mir den Gedanken, der Herr sei vielleicht daran, die ehernen Thüren und Riegel des Muhammedanismus zu sprengen, und Seine Kinder haben viel Ursache, Muth zu fassen und ihre Bitten für die verlornen Stämme der Erde mit vermehrter Inbrunst vor den Gnadenthron zu bringen."

Die Mission in der Sipahi-Armee.

Im Leben des bekannten indischen Offiziers und Staatsmanns Henry Lawrence, wie es sein Gesinnungsgenosse, der nun auch vollendete Herbert Edwardes beschrieben hat, wird erwähnt, wie jener

als junger Artillerieoffizier — durch den frommen Caplan von Dumdum — mit andern Offizieren zur Erkenntniß Christi gebracht wurde. Von demselben Armee-Caplan, einem eifrigen Diener Christi, wird sodann Folgendes erzählt:

Als Georg Craufurd im Jahre 1830 Kaplan in Allahabad war, ersuchten ihn die dortigen Sipahis zuerst mündlich und dann schriftlich, ihnen doch in ihren Kasernen zu predigen. Sie hatten gesehen, welch einen günstigen Einfluß er auf ihre Offiziere ausübte, und wünschten alles Ernstes, daß er auch sie besser mache. Er gieng mit seinem Katechisten zu ihnen hinab und fand da ein sauber hergerichtetes Zimmer mit zwei Stühlen für die Redner und einem Pult für ihre Bücher, nach englischem Muster improvisirt. Während er ihnen das Wort verkündete, ritt der kommandirende Offizier mit einem Kameraden auf einem Elephanten vorüber.

„Was soll das heißen, Herr Craufurd?“ redete er den Kaplan an.

— Wie meinen Sie das, mein Herr? entgegnete dieser.

„Ich meine, daß Sie den Sipahis predigen und meine Leute zur Unbotmäßigkeit aufreizen! Sie werden eine Empörung verursachen, so daß wir Alle einmal bei Nacht ermordet werden.“

„Die Sipahis haben mich selbst zum Kommen eingeladen, und ich bin auf ihren ausdrücklichen Wunsch hier.“

— Das kann nicht sein. —

„Fragen Sie die Sipahis selbst.“

Die Versammlung löste sich auf, und am andern Tag ließ der Divisionsgeneral Marley den Kaplan rufen. Er war ein wohlwollender Mann, der für seine eigene Person vermuthlich nichts gegen das Geschehene einzuwenden hatte, sondern nur den Vorstellungen des Majors nachgab. Er ertheilte Craufurd einen Verweis und wiederholte ihm mit denselben Worten, wie der Major, wenn das so fortgehe, werden in einer schönen Nacht einmal sämmtliche Offiziere in ihren Betten ermordet werden. „Versprechen Sie mir also, Herr Craufurd, daß Sie den Sipahis nicht mehr predigen werden,“ schloß er.

Craufurd erwiederte, er könne eine solche Zusage nicht geben, sie werde ihm denn als Pflicht bewiesen. „Dann fürchte ich, werde ich Ihnen Arrest geben müssen,“ entgegnete der General. Endlich willigte Craufurd ein, nicht mehr zu predigen, bis an den General-

gouverneur, Lord Bentinck, darüber berichtet sei. Dieser war wohl der frömmste unter allen Vicekönigen, die Indien je regiert hatten.

Man nimmt allgemein an, Lord Bentincks eigene Ansicht sei durch die ihn umgebenden Rathgeber überstimmt worden; sei dem aber wie ihm wolle, der gute Stellvertreter des Bischofs, der Erzdiakon Corrie mußte Craufurd den Befehl übermitteln, die Sipahis nicht mehr in ihren Kasernen zu besuchen.

„Wenn aber die Sipahis zu mir in meine Wohnung kämen?“ fragte Craufurd darauf den General. Dieser glaubte daran so wenig, daß er lachend erwiederte, „er sei freundlichst eingeladen, Allen zu predigen, die sich freiwillig und ungerufen bei ihm einstellen.“ Die Sipahis kamen aber wirklich in das Fort, und Craufurd predigte ihnen wie zuvor. Sie waren sehr neugierig zu erfahren, warum er denn nicht mehr in ihre Kaserne komme, und was denn der tumascha (Spektakel) mit dem Major zu bedeuten gehabt habe? Craufurd sagte ihnen kurz, die Regierung habe ihm verboten, ihnen dort zu erklären, was die christliche Religion sei. Die Sipahis konnten das nicht glauben, da es doch die eigene Religion der Sahibs sei; der Unterricht im Fort hatte jedoch seinen Fortgang, und bald meldeten sich einige Sipahis zur Taufe.

Eine neue Verlegenheit! Nach dem Vorgefallenen glaubte Craufurd sich die Erlaubniß zur Ertheilung der Taufe von seinem Vorgesetzten Hrn. Corrie erbitten zu müssen, und dieser erwiederte, nachdem er die Befehle des Generalgouverneurs, des edlen, wahrhaft freisinnigen Lord Bentinck eingeholt hatte, es sei ihm in der That schmerzlich, sich in die Lage versetzt zu sehen, ihm die Taufe der Sipahis untersagen zu müssen!

Diesem Vorfall folgten Befehle an alle Kaplane, daß sie mit dem eingebornen Militär schlechterdings nicht über Religion zu sprechen haben, eine Verordnung, die bis heute in Kraft ist.

Jener Major aber, der das unglückliche Werkzeug war, die eingebornen Soldaten von der Erkenntniß des wahren und geistigen Wesens des Christenthums auszuschließen, erlebte, auf die höchste Stufe militärischer Würden gelangt, den furchtbaren Aufstand des Jahres 1857, der aus dem einfältigen Glauben entsprang, mit Fett getränkte Patronen könnten das Mittel sein, wodurch man Christen machen wolle. Er selbst und beinahe alle unter seinem Befehl stehenden Truppen wurden aufs grausamste niedergemetzelt; kein Ereigniß

jener schrecklichen Zeit ist in England tiefer betrauert worden, als eben dieses. (Wahrscheinlich ist General Wheler in Kanpur gemeint).

Denkende Engländer fragen daher: Wäre die Veranlassung zu der ganzen Meuterei nicht weggefallen, wenn in den vorhergehenden 30 Jahren den Sipahis, im Fall sie es wünschten, freundschaftlicher Verkehr mit den Militärkaplanen gestattet gewesen wäre? Durfte auch kein Missionar zu den Sipahis gehen, so hätten doch die Kaplane die letzteren mit dem einzigen Wege bekannt machen können, auf welchem die christliche Religion angenommen werden kann. „Und haben wir wirklich etwas aus dem Militäraufstand gelernt? Thun wir nicht noch immer Alles, was wir vermögen, um die christliche Religion in ein Geheimniß zu hüllen und zu einem Schreckgespenst zu machen?"

Edwardes schließt diese Geschichte mit den Worten:

„Die Vorurtheile der Sipahis zu verletzen oder ihnen in irgend einer Weise das Christenthum aufzudrängen, hätte dem Gefühl jenes Kaplans nicht minder widerstrebt als dem des Majors, der nachher in Kanpur seinen Tod fand; aber das Verbot christlichen Unterrichts, wenn die Sipahis ihn begehrten, war wahrlich ganz genug, unser Ansehen als Christen und als Herrscher des Landes zu untergraben."

Auch bei uns in Deutschland hat man oft gemeint, die Sipahis haben sich empört, weil ihnen die Engländer das Christenthum aufdrängen wollten. Das Gegentheil kommt der Wahrheit näher: Weil ihnen das Christenthum allzufern gehalten wurde, konnten sie am Ende jede Fabel, die man ihnen über dasselbe aufband, für möglich, ja wahrscheinlich halten.

Immerhin aber bleibt es eine fast unbegreifliche Thatsache, daß noch vor 40 Jahren ein christlicher, wahrhaft frommer Regent geradezu verbieten konnte, daß etliche seiner Untergebenen sich taufen lassen. Welch ein schwach und thöricht Ding ist es doch um so vieles, was als Staatsklugheit mit tiefgeschöpften Gründen gepriesen wird!



Aegyptisches Mädchen, vom Bade zurückkehrend.

Der ostafrikanische Sklavenhandel.

Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, die sich gegenwärtig den mit dem afrikanischen Sklavenhandel zusammenhängenden Fragen zuwendet, (s. Fröhliche Aussichten für Ostafrika. Mag. S. 83) dürfte es von einigem Interesse sein, zu hören, wie sich kürzlich zwei englische Marine-Offiziere darüber vernehmen ließen.*) — Es war im August 1868, daß Kapitän Colomb, der Eine von ihnen, zum Befehlshaber des Kriegsschiffes „Dryade" ernannt, nach Aden aufbrach, um dort sein Kommando zu übernehmen. Er hatte zwar zuvor schon im indischen Ocean gedient, sich aber, wie es scheint, noch nie bei den Versuchen zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu betheiligen gehabt, so daß die jetzt übertragenen Pflichten ihn auf ein durchaus neues Gebiet führten. — Der Andere, Kapitän Sulivan, dagegen hatte schon 1849 auf dem Kreuzer „Castor" an der Küste Ostafrikas gedient, 15 Jahre später in denselben Gewässern die Schaluppe Pantaloon befehligt, und 1867 endlich das Kommando des Kriegsschiffes „Daphne" erhalten. Ihm also steht jedenfalls die längere Erfahrung zur Seite, was wohl in Betracht kommen dürfte bei dem auffallenden Widerspruch, der sich in vielen Punkten zwischen den Ansichten von zwei Männern zeigt, die ungefähr gleichzeitig Augenzeugen derselben Auftritte waren und das gleiche Ziel verfolgend an den gleichen Orten ihre Nachrichten schöpften.

Beide wollten gewiß ihren Lesern mit aller Treue die erhaltenen Eindrücke schildern; während aber Sulivan es sich nie beigehen läßt, in Beziehung auf Dinge, von denen er keine persönliche Kennt-

*) Slave catching in the Indian Ocean, by Captain G. L. Colomb, R. N. London 1873, und Dhow Chasing in Zanzibar Waters by Captain G. L. Sulivan, R. N. London. 1873.

niß hat, dem Zeugniß wohlunterrichteter Personen zu widersprechen, thut Colomb dieß beständig, vielleicht aus einem ihm selbst unbewußten Hang zum Paradoxen. Zudem scheint Sulivan offene Augen gehabt zu haben, während Colombs Auffassungsweise durchweg den Eindruck macht, als habe er sein Urtheil durch Voraussetzungen und Träumereien bestimmen lassen, wie diese:

„Der Afrikaner ist ein auf der niedersten Stufe sittlicher und geistiger Begabung stehendes Geschöpf. Irgend eine Verpflanzung aus dem Innern Afrikas kann ihm nur Gewinn bringen. Einige Araber interessiren sich für ihn, wenn auch nicht ohne eine Beimischung von Eigennutz. Irgendwie vermögen sie ihn, seine Heimat zu verlassen. Der Gang an die Küste hinab ist freilich lang und beschwerlich; ja, wer nicht von starkem Körperbau ist, mag unterwegs sogar erkranken oder sterben. Doch bei seiner Ankunft in Sansibar trifft er mit etlichen freundlicher gesinnten Arabern zusammen, die ihn mit Höflichkeit und Achtung behandeln. Sie verschaffen ihm unentgeldliche Ueberfahrt nach Arabien, wo zwischen dem Freien und dem Sklaven nicht der geringste Unterschied herrscht in Beziehung auf Stand und Wohlergehen. Es ist gar nicht einzusehen, warum England dazwischen treten sollte, dem armen Afrikaner das Glück zu wehren, das ihm aus der wohlmeinenden Indolenz seines arabischen Gebieters erblüht."

Für die Araber nämlich schwärmt Colomb geradezu; bald mahnen sie ihn an die ritterlichen Tempelherrn, bald an den kühnen irischen Landadel. „Ein Araber ist ein geborner Edelmann, frei von Kleinlichkeit, Neid und List, von hinreißender Anmuth, schnell und doch nicht zu schnell zum Reden; theilnehmend ohne Zudringlichkeit, entgegenkommend ohne drückende Höflichkeit, gastfrei ohne doch in der Bewirthung eitel oder lästig zu sein; bei ihm ist Lässigkeit eine Tugend, er hat ein kindliches Vertrauen in die unbegrenzte Güte Gottes; er ist von erhabener Einfalt und einfältiger Unterwürfigkeit, gerade und offen; in Gang und Haltung voll Grazie und Würde; ungemein mäßig; in Geschäftssachen von der strengsten Ehrenhaftigkeit, aber immer in Geldverlegenheit; als ein Kriegsmann holt er sich, was er bedarf, mit des Schwertes Spitze; Raub erscheint ihm als ein ritterlicher Weg, sich Schätze zu sammeln." Da läßt sich wohl denken, daß Kapitän Colomb nur mit widerstrebendem Gefühl die Dhaus dieses hochherzigen Adels ans Land trieb, um ihre „schwarze

Ladung" mit Beschlag zu belegen. Was ihm auch immer sein Pflichtgefühl vorgeschrieben haben mag, seine Sympathien waren offenbar nicht auf Seite der Unterdrückten, sondern auf der der Unterdrücker.

Suchen wir aber auch noch einen Blick zu gewinnen in die Schwierigkeiten, womit britische Seeoffiziere in seiner Stellung zu kämpfen hatten. Ganz Ostafrika ist (wir citiren Colombs eigene Worte) der Jagdgrund, welcher einen Theil des Jahres hindurch von den arabischen Sklavenfängern ausgebeutet wird, wie man in England etwa vom 12. August an des Waidwerks pflegt. Die Ausfuhr findet in zweifacher Richtung statt, nämlich vom nördlichen Centralafrika an die asiatische Südküste, und vom südlichen Centralafrika nach Madagaskar. — Die Ausfuhr mag sich im Jahr auf 30—40,000 Seelen belaufen.

Eine gewöhnliche Sklavendhau hat genau die Form einer der Länge nach in zwei Hälften zerschnittenen Birne; der Bug hat daher einen bedeutenden Tiefgang, während das Hintertheil nur leicht auf dem Wasser dahingleitet. Ein dünner, auf dem Hintertheil angebrachter Verschlag dient gewöhnlich dem Kapitän oder Eigenthümer zur Wohnung; ganz bedeckt ist eine Dhau nur selten; die meisten sind es gar nicht. Sehr oft haben die Dhaus nur einen einzigen nach vornen geneigten Mast. Sie sind von ungeheurer Geschwindigkeit, so daß sie bei günstigem Winde sich mit der schnellstsegelnden Yacht messen können und die ganze Dampf- und Segelkraft eines ihnen nachjagenden Kriegsschiffes in Anspruch nehmen.

Dazu kamen die ungenügenden Instruktionen der zur Unterdrückung des ostafrikanischen Sklavenhandels beorderten Offiziere. Dieselbe füllen zwar einen vollen Oktavband, bestehen aber nur aus Vorschriften, die nach den an der Westküste gemachten Erfahrungen zusammengestellt wurden, für die durchaus verschiedenen Verhältnisse an der Ostküste aber größtentheils unbrauchbar sind. So genau z. B. auch die Merkmale, an denen ein Sklavenschiff zu erkennen sein soll, auf den früher von Westafrika nach Amerika betriebenen Handel paßten, nehmen sie sich in den ostafrikanischen Gewässern geradezu lächerlich aus.

Weiter heißt es dann: „Sobald ein Sklavenschiff genommen ist, ist es so schnell als möglich in den Seehafen zu bringen, unter dessen Gerichtsbarkeit es gehört." Diese Hafenplätze sind nun für den vom nördlichen Central-Afrika aus betriebenen Handel: San-

sibar, Aden, Bombay und Maskat — lauter gegen oder mehr als 500 Stunden von einander entfernte Plätze. In den meisten Fällen müßten demnach die erbeuteten Schiffe zu ihrer Verurtheilung mehrere hundert Stunden weit transportirt werden. Nun wird aber bei der oben geschilderten Beschaffenheit dieser Fahrzeuge und den herrschenden Winden und Strömungen ein englischer See-Offizier nicht leicht die Verantwortung übernehmen, die Mannschaft und Ladung einer Dhau auch nur 25 Stunden weit anders zu befördern als im Schlepptau seines Schiffes. Gesetzt jedoch, die Dhau ertrüge eine solche Fahrt, was kaum anzunehmen ist: sollte dann der Kreuzer einer einzigen Prise wegen seinen Posten verlassen und, um dieselbe vor das zuständige Gericht zu stellen, den ganzen Handel vielleicht für Wochen frei geben? Glücklicher Weise half aus dieser Klemme eine jenen Instruktionen beigefügte Klausel, deren ganze Tragweite ihre Verfasser wohl kaum voraussahen.

Dieselbe gestattet nämlich dem Kapitän eines Kreuzers, der ein zu einer längeren Seereise untüchtiges Sklavenschiff aufgebracht hat, aus seinen eigenen Offizieren ein Prisengericht zu ernennen und auf dessen Urtheilsspruch hin das erbeutete Fahrzeug zu zerstören, wobei höchstens dem Kapitän oder Besitzer eine Abschrift des hierüber aufzunehmenden Protokolls einzuhändigen ist. Die unausbleibliche Folge dieser Sachlage war natürlich, daß die Klausel zur Regel wurde, und wenn die Ergreifung einer Dhau nicht fast im Angesicht eines der genannten Hafenplätze stattfand, der Kapitän des Kriegsschiffes als Richter und Urtheilsvollstrecker zugleich funktionirte, und seine Prise verbrannte oder anbohrte und versenkte, — falls nicht andere Rücksichten seine Thätigkeit lähmten.

Es war nämlich offenkundiges Geheimniß, daß nicht wenige britische Unterthanen in Bombay, d. h. Hindus, denen die Vernichtung des geringsten Thierlebens als ein Verbrechen erscheint, sich ungescheut an den Greueln und dem Gewinn des menschenmörderischen Sklavenhandels betheiligten. Man wußte auch, daß dieselben die Macht besaßen, in der öffentlichen Meinung Indiens eine bedenkliche Aufregung heraufzubeschwören, wenn sie sich in ihren Interessen beeinträchtigt sahen. Indische Beamte mußten die Erfahrung machen, daß man sie als Leute betrachtete, welche die politischen Interessen des Reiches verletzen und seine Beziehungen zu den es umgebenden Schmarotzerfürsten gefährden, sobald sie durch vermehrte

Festigkeit und genaues Einhalten der durch die Verträge vorgezeichneten Richtschnur irgend einem der kleinen Lokal-Souveräne Verdruß bereiteten. „Wenn wir diese Schiffe verurtheilen, weil sie ein paar Sklaven an Bord haben, wird uns abermals die Zufuhr von Korn und Baumwolle aus dem Innern abgeschnitten werden", sagte einst ein Mitglied eines der indischen Admiralitätshöfe über Tisch zu Kapitän Sulivan.

Und in dem Bericht der 1871 von dem englischen Parlament zur Untersuchung dieser Verhältnisse eingesetzten Kommission ist zu lesen: „In früheren Zeiten gieng der Sklavenhandel in dem Maße im Schwunge, daß die ostindische Kompagnie es nöthig fand, ihm Einhalt zu thun. Wirklich schlossen auch ihre Bevollmächtigten mit verschiedenen Häuptlingen am persischen Golfe und in Maskat dahinzielende Verträge ab; aber die Schwierigkeiten, auf welche die indische Marine bei ihren Bemühungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels stieß, waren der Art, daß die dienstthuenden Offiziere nur selten eine Prise machten. Hatte ein Kapitän ein Sklavenschiff aufgebracht, so wurde er in Bombay über die Zeit der Untersuchung seines Amtes entsetzt, damit er die Aussagen seiner Offiziere nicht beeinflussen könne; darum unterzogen nur sehr wenige Kapitäne sich der Unannehmlichkeit, einen solchen Fang zu thun." Es ist sogar erwiesen, daß Schiffe der indischen Marine, wenn sie unvermuthet ein Sklavenschiff kommen sahen, um nicht genöthigt zu sein es zu nehmen, ihr Fahrzeug drehten und nach der entgegengesetzten Richtung davon fuhren.

Auf dem rothen Meere und in der Nähe von Aden war dieß anders, da das dortige Prisengericht den betreffenden Offizieren auch früher schon wie heute manche Erleichterungen gewährte. Doch ist auch hier wenig Durchgreifendes geschehen.*) Und eine der unglück-

*) Gerade vom Sklavenhandel im Rothen Meer hat die indische Regierung eben jetzt eine Schilderung erhalten, welche ihn als ganz besonders entsetzlich darstellt (s. Friend of India, May 1873). Neun Zehntel seiner Schlachtopfer werden aus den Südgrenzen von Abessinien herbeigeschafft, wo eine ununterbrochene Reihe von Grenzhändeln dem Menschenfänger reichliche Ernten darbietet. In der Regel hält man nur Kinder für fangenswerth. Die Mädchen werden höher bezahlt, weil sie bis in weite Fernen der Lust der Muhammedaner Asiens zu fröhnen haben. Die Gallaknaben lassen sich um ihres angeborenen Freiheitssinnes willen fast gar nicht zum Sklavendienste brauchen, daher man sie sogleich ver-

lichen Folgen des Sclavenhandels tritt in einem kürzlich erst vorgekommenen Unfall zu Tage. Ein englisches Kriegsschiff stieß im rothen Meer auf 12 Dhaus, die sich zur Wehre setzten, und nahm sie alle. Nachträglich wurde bewiesen, daß es friedliche Handelsschiffe waren. Die Sclavenhändler ergreifen aber jedes Mittel, ihr Gewerbe zu verbergen, mit so viel Geschick, und leiten dadurch die englischen Offiziere so oft irre, daß je und je auch Unschuldige unter ihrer Pflichtstrenge zu leiden haben.

Im persischen Meerbusen aber und vielleicht auch in andern Gewässern wurde auf Grund der mit den dortigen Arabern abgeschlossenen Verträge in 24 Jahren nicht eine einzige Prise gemacht, während dagegen im Jahre 1841 es außer allen Zweifel gestellt wurde, daß Unterthanen des Sultans von Maskat und Sansibar afrikanische Negersklaven zum Verkauf sogar nach Bombay brachten und als Rückfracht indische Frauen nach Sansibar mitnahmen. Eingeschmuggelt wurden die Männer unter dem Vorwand, als gehören sie zur Schiffsmannschaft; die Frauen liefen als ihre Weiber. Da nun die Bemannung der eingebornen Schiffe wirklich großentheils aus Negern besteht, war es für den Untersuchungsrichter schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, mit Sicherheit zu ermitteln, ob die an Bord befindlichen Schwarzen in der That für den Seedienst gemiethete, oder aber zum Verkauf hergebrachte Leute seien. Den Schwarzen selbst war es so erwünscht von den Schiffen loszukommen, auf denen man sie hergebracht hatte, daß sowohl Männer als Weiber sich gern verkaufen ließen und sich bereitwillig an dem Betrug des Kapitäns betheiligten, indem sie auf Befragen dessen Aussagen bestätigten. —

Hören wir nun aber die Ansichten unsrer beiden Berichterstatter

---

schneidet und in diesem Zustand auf die Märkte bringt. Zaila ist der hauptsächlichste Hafenplatz für die östlichen Gallas, dir durch Schoa transportirt werden, Massaua für die übrigen. In Massaua befindet sich zwar ein christlicher Statthalter des ägyptischen Vizekönigs, der bekannte Munzinger Bey, und ebenso ein französischer Vizekonsul; beide aber sehen sich außer Stand, diesem Elend Einhalt zu thun. „Hier sowohl als an den andern Orten, wo dieser Seelenschacher betrieben wird, ist jeder gesetzliche Handel fast ausgestorben.“ Rücksicht auf den Chedive scheint bisher die englischen Kreuzer von der Durchsuchung der Sklavenschiffe wenigstens in der nördlichen Hälfte dieses Meeres fast gänzlich abgehalten zu haben. Und Frere fand, daß der Sclavenhandel in Egypten stetig zunehme, trotz aller Civilisationsgeschwätze.

über die Ausdehnung und Realität des Elends, das in Folge des Sklavenhandels den Neger in seiner Heimat und auf dem Weg zur Küste trifft! Wir haben von Kapitän Colomb selbst bereits vernommen, daß die ostafrikanischen Länder zur Zeit des Sklavenfangs von den Arabern durchstreift werden, wie ein Engländer etwa vom 12. August an sein Jagdrevier durchstreift. Man sollte denken, die natürliche Folgerung daraus sei, daß einer solchen Abscheulichkeit mit Aufbietung aller erdenklichen Hilfsmittel ein Ende gemacht werden müsse. Wild und Geflügel mag ohne Gewissensskrupel erlegt und nur so weit geschont werden, daß die Brut nicht ausstirbt. Schlagen die Araber aber ein ähnliches Verfahren mit den Negern ein, — allerdings nicht um sie zu erschießen, sondern um sie zu Sklaven zu machen — so kann ja wahrhaftig ihrem Treiben nicht schnell genug ein Ende gemacht werden.

Im weiteren Verlauf des Buches finden wir es jedoch ganz ernsthaft in Frage gestellt, ob der Sklavenhandel wirklich verantwortlich sei für die Mehrzahl der Kriege in Ostafrika, sowie für die öde daliegenden Ländereien, die niedergebrannten Dörfer und die verheerten Gegenden. Colomb will sogar wissen, die gegen den im Innern betriebenen Sklavenhandel erhobene Anklage, daß er die Hauptursache der immerwährenden Kriege und all des Elends in ihrem Gefolge sei, entbehre sehr der Begründung. Doch spricht er hier nicht als Augenzeuge, sondern gibt nur gehörte und vorgefaßte Meinungen wieder. Als vor der Küste kreuzender Seemann wäre er ohne Zweifel in der Lage gewesen, wenigstens bis auf einen gewissen Grad sich Kunde zu verschaffen von dem, was im Innern vorgieng, allein in Ermangelung eigner Nachforschungen begnügt er sich damit, aus den Allen gleichermaßen zugänglichen Blaubüchern solche Stellen zu citiren, die ihm seine Vorurtheile zu bestätigen scheinen.

In denselben Blaubüchern finden sich aber auch ganz andere Stellen, und da Kapitän Sulivan sich an diese letzteren hält, ist leicht abzunehmen, wie verschiedene Auffassungsweisen in den Schriften der beiden Offiziere Ausdruck finden. Kapitän Colomb ist geneigt, den Jammer Afrikas allerhand von dem Sklavenhandel unabhängigen Stammfehden und den in Folge der Dürre eintretenden Hungersnöthen zuzuschreiben. Aber auch zugegeben, daß dieß oft der Fall sein mag: bleibt der Sklavenhandel nicht dennoch die Hauptursache des Elends, dem Afrika zur Beute ist? Und wenn je nicht

die Haupturſache, iſt er nicht immerhin eine ſo ſchreckliche, daß keine Anſtrengung zu ſeiner Ausrottung geſcheut werden ſollte? Wie lauten darüber denn die Ausſagen der von dem Special-Kommittee des Hauſes der Gemeinen vernommenen Zeugen? — Hören wir vor Allen einmal Generalmajor Rigby, den langjährigen Reſidenten in Sanſibar:

„Ich ſah in Sanſibar Beweiſe davon, wie der Sklavenhandel ſich von Volk zu Volk ausdehnt. Bei Eintragung der befreiten Sklaven fand ich, daß unter den Neuangekommenen die meiſten ihren Stamm als den der Mangandſcha bezeichneten. Ich kam damals nicht völlig ins Klare über die Lage ihres Landes, aber kurz darauf las ich in einer Zeitung einen Brief Dr. Livingſtones, worin dieſer ſagt, er habe kürzlich das Land der Mangandſcha durchreist, die ſich mit dem Anbau und der Verarbeitung von Baumwolle befaſſen, und er habe nie in ſeinem Leben eine ſo fruchtbare und für den Baumwollenbau ſo wunderbar geeignete Gegend geſehen. Ein oder zwei Jahre darauf kam er wieder hin und fand das ganze Land entvölkert und die Hütten voll Leichen. Die Kinder waren fortgeſchleppt worden und die meiſten Erwachſenen erſchlagen. Eine der ſchlimmſten Seiten des Sklavenhandels in dieſer Gegend iſt, daß, wenn die Sklavenjäger in einen Bezirk kommen, ſie die Männer und Frauen erſchlagen, die Dörfer niederbrennen und die Kinder wegführen. Als Grund dafür, daß ſie nur die Kinder nehmen, geben ſie an, dieſelben ſeien, gleich Schafherden, oder auch mit Stricken oder Ketten zuſammengebunden, leichter an die Küſte zu treiben, während von den Männern unterwegs viele durch Deſertion verloren gehen.“

Ein andrer Augenzeuge, C. Vivian, erklärte: „Die ſowohl für den erlaubten als für den unerlaubten Handel erforderlichen Sklaven werden aus dem innern Afrika geholt. Früher waren ſie in den Küſtenländern zu bekommen, aber die unaufhörlichen Sklavenjagden haben dieſe ſo entvölkert, daß die Sklavenhändler jetzt genöthigt ſind, ihren Bedarf tief aus dem Innern zu holen. Jahr für Jahr werden neue Landſtriche entvölkert und verwüſtet; eben jetzt liefern hauptſächlich die Umgebungen des Nyaſſaſees und die Gegenden jenſeits deſſelben die in den Handel kommenden Sklaven. Die Leute, von welchen derſelbe betrieben wird, ſind größtentheils arabiſche Unterthanen des Sultans von Sanſibar. Sie machen ſich wohl bewaffnet und mit allerlei Tauſchartikeln zum Einhandeln von

Sklaven versehen, als da sind Glasperlen und Baumwollenzeuge, auf den Weg landeinwärts. An Ort und Stelle angelangt, stiften sie einen eingebornen Stamm zum Kriege gegen einen andern auf, leisten ihm zuweilen auch Hilfe, die unabänderlich den Ausschlag zum Siege gibt. Dann kommen die Gefangenen entweder durch Kriegsrecht oder durch Tausch, in welch' letzterem Falle ein paar Ellen Baumwollenzeug der ganze Kaufpreis sind, in ihren Besitz. Bei diesem Verfahren werden Tausende erschlagen oder erliegen nachträglich ihren Wunden oder dem Hunger; die Dörfer werden eingeäschert und Frauen und Kinder als Sklaven fortgeschleppt. Die gänzliche Entvölkerung der Landstriche zwischen der Küste und dem gegenwärtigen Schauplatz dieser Raubzüge beweist den entsetzlichen Charakter derselben."

Ueber Miss. Wallers Vernehmung endlich berichtet das betreffende Blaubuch:

945. Sir R. Anstruther fragt: „Dr. Livingstone erwähnt einen Landstrich, den er zu einer Zeit wohl angebaut fand und worin in großer Menge Baumwolle gepflanzt wurde, und den er bei einem späteren Besuche gänzlich entvölkert traf?" — „Ja, es ist das eben der Landstrich, von dem ich sagte, daß eine so große Veränderung darin stattgefunden habe. Man hat viele Aussagen des Doktors angefochten, aber er ist kein Mann der Uebertreibung nach irgend einer Seite hin. Ich weiß, daß entgegengesetzte Ansichten über jene Gegend laut geworden und Andeutungen gefallen sind, als habe Livingstone zu starke Farben aufgetragen, aber so lange ich dort war hatte ich Gelegenheit, nach allen Richtungen hin Ueberreste von Dörfern zu sehen, deren Bewohner verschwunden waren; ich habe an einem einzigen Morgen innerhalb zwei Stunden nicht weniger als drei Dörfer brennen und Hunderte von Gefangenen daraus wegführen sehen."

946. „Die Dörfer werden also in Brand gesteckt, und in der Verwirrung Männer, Frauen und Kinder gefangen genommen?" — „Ja."

947. „Innerhalb welches Zeitraumes fand jene Veränderung statt, daß eine blühende, Baumwolle erzeugende Gegend entvölkert wurde?" — „Innerhalb zwei Jahren etwa."

948. „Erinnern Sie sich, in welchem Jahre Dr. Livingstone dieselbe in ihrem blühenden Zustande sah?" — „Ich glaube, der

Doktor kam 1859 nach England zurück und schilderte da den blühenden Stand der Dinge; wir sahen die damit vorgegangenen Veränderungen 1861. Die Bewohner jener Gegend waren sehr intelligente und betriebsame Leute; es gab im ganzen Lande eine ungeheure Menge Eisen; auch Kohlen und Gold wurden darin gefunden; Kupfer brachte man in Form von Malachit an die Küste hinab."

949. „Und diese Leute wurden weggerafft?" — „Vollständig weggerafft. Das Land war früher so dicht bevölkert, daß man 30—40 Stunden reisen und jede Stunde in ein Dorf kommen konnte, ja an manchen Stellen nach jeder Viertelstunde. Es ist durchaus bewässert und bedarf in dieser Beziehung kaum irgendwo der Vorsorge. Ein weiterer Beweis für die dichte Bevölkerung dieses Hügellandes ist, daß mit Ausnahme einiger Perlhühner kein Wild darin zu finden war."

950. „Und in Folge dieser Entvölkerung liegen alle jene Ländereien jetzt wüste?„ — „In einem seiner letzten Briefe erzählt mir der Doktor von einem 50 Stunden langen Landstrich, den er durchreist habe, ohne irgend ein menschliches Wesen darin zu finden. Die ganze Gegend, von der ich spreche, ist aller ihrer Einwohner beraubt, und ich stehe nicht an zu behaupten, das all dieser Schaden und Jammer bis aufs Kleinste hinaus die Folge des Sklavenhandels ist."

Als Sir Bartle Frere im Januar dieses Jahrs seine Nachforschungen in Sansibar begann, stellte sich heraus, daß der Jammer des Sclavenhandels noch größer war, als man ihn geschildert hatte. Durch seine lähmende Wirkung auf die Stämme im Innern wurde jedes Wort Livingstones bestätigt. Sir Bartle pflegte allenthalben besonders die Sclavenkinder auszufragen, weil ihre Antworten gewöhnlich die einfältigsten und zuverläßigsten waren. Da hörte er denn in 99 Fällen unter 100 dieselbe herzergreifende Geschichte, wie sie mit ihrem Stamm im Busch versteckt waren, bis in einem unglücklichen Augenblick, als sie Wasser oder Holz holten, die Menschenfänger über sie herfielen und sie an die Küste wegführten. Entweder so, oder durch Raubzüge gegen Dörfer, wobei die Widerstrebenden erschlagen werden, bringt man die Sclaven zusammen. Die Folge davon ist, daß das Innere des Landes durch diesen Schreckenswall von allem Handel mit der Küste abgeschnitten wird und den armen Dorfbewohnern weder Gewerbe noch feste Wohnsitze mehr möglich sind. Die Eingebornen Innerafrikas aber wären zu Großem fähig,

wenn sie nur von diesem Fluch befreit werden könnten. Frere sah viele Eingeborene von auffallender Begabung und überraschendem Verstand aus den Gegenden jenseits der großen Seen, und die auf den Pflanzungen in Johanna und Sansibar gemachten Erfahrungen beweisen, daß die kontinentalen Afrikaner tüchtige freie Arbeiter abgeben.

Was sagt nur Admiral Sir H. W. Hall von den Wirkungen dieses Handels zur Zeit, da er noch Kapitän der Nemesis war und jene Küste vielfach besuchte: „Mosambik ist die vornehmste aller portugiesischen Niederlassungen in dieser Weltgegend; und wenn der Vorort so tief von seinem früheren Glanze gefallen ist, läßt sich bemessen, in welchem Siechthum die übrigen Städte dahin schwinden. Der tödtliche Einfluß des Sklavenhandels scheint den ganzen Handelsverkehr paralysirt zu haben; die Eingebornen, zu stetem Argwohn gegen einander herangezogen und beständig in Furcht und Armuth erhalten, vermögen keine fremde Waare zu kaufen. Der einzige Nutzen der Häuptlinge besteht im Verkauf von Sklaven, was sie zu allen andern Unternehmungen unfähig macht und jedes Ehrgefühl, jede Aussicht auf Verbesserung in ihnen ertödtet. Eine allgemeine Versumpfung scheint die Seelen der Menschen, wie die Erzeugnisse der Erde niederzuhalten. Wären nicht rührige Araber in der Nähe, so müßte eine Theurung der andern folgen; denn das ganze portugiesische Gebiet erzeugt nicht Korn genug für den eigenen Bedarf. Und doch ist's ein schönes Land, das in üppiger Fülle alle Früchte der Erde hervorzubringen vermöchte, ja das, wenn geklärt und bebaut, auch für Europäer wohnbar würde; jetzt aber liegt auch viel Boden, der einst trefflich angebaut war, wüste und verlassen da. Der Sklavenhandel ist in der That eine ärgere Pest als das Klimafieber; Mosambik, Kilimane, Delagoa, Sofala und Inhamban sind auf den niedersten Grad der Kultur herabgesunken. Fragst du die Geschichte, was die Portugiesenherrschaft in jenem Landstrich geleistet habe, so wirst du weder von Zähmung der Wilden, Bebauung des Bodens, Verbreitung des Handels, Uebung von Gerechtigkeit und Gnade etwas vernehmen, noch von der Lehre des Evangeliums. Eine einzige Wolke scheint sich darüber gelagert zu haben, die hinreicht, jeden Keim des Bessern zu verdorren, jedes sprossende Blatt zu vergiften.“

Etwas wirklich Neues wird in all' diesen Auszügen sich für

Freunde der Mission kaum finden; den Ansichten eines Kapitän Colomb gegenüber verdient aber doch die Stimme von Männern Erwähnung, welche über wichtige, von ihm so oberflächlich behandelte Punkte als Augenzeugen sprechen konnten. —

Von den Folgen des Sklavenhandels für die afrikanischen Städte und Dörfer wenden wir unser Auge jetzt auf den Sklaventransport aus dem Innern zur Küste hinab. Auch hier stellt Kapitän Colomb, so wenig er von der Sache weiß, seine Ansicht keck den unzähligen Zeugnissen derer gegenüber, von denen, wie er meint, ja doch nur eine kleine Minderheit berichtet, was sie selbst gesehen hat, während die Andern nachsprechen, was sie gehört haben, oder was sie sich einbilden gehört zu haben.

Während der gewöhnlichen Schätzung nach auf dem Wege zur Küste vier Todte auf Einen kommen, der dieselbe wirklich lebend erreicht, ist es Colomb „eine große Beruhigung zu glauben, daß der Verlust an Menschenleben auf dieser Wanderung doch nicht mehr als 4—5½ % beträgt." Immerhin noch ein ziemlich bedenklicher Trost für das Gefühl eines gewöhnlichen Menschen; doch stellen wir Colombs total aus der Luft gegriffenen Muthmaßungen nochmals eine Zeugenreihe gegenüber, die Kapitän Sulivan in seinen Citaten aus dem Blaubuch uns vorführt.

Churchill wird gerufen.

287. „Ich möchte Sie fragen, ob Sie mit Dr. Livingstones Angaben über den Sklavenhandel bekannt sind?" — „Ja, ich habe sein Buch gelesen und halte dieselben nach Allem, was ich von Livingstones Begleiter, Dr. Kirk, gehört habe, nicht für übertrieben. In Unterredungen mit dem Ersteren habe ich gehört, daß der Weg vom Nyassa an die Küste mit den Gebeinen von Sklaven bedeckt ist, die unterwegs erschlagen oder zurückgelassen wurden, und daß sie Dörfer, die sie bei ihrem ersten Besuch blühend fanden, beim zweiten Besuch verlassen und zerstört sahen, ja daß Alles nur Eine Scene der Verwüstung war."

288. „Halten Sie nicht vielleicht die Angabe für übertrieben, daß auf jeden nach Sansibar gebrachten Sklaven der Verlust von 4—5 weiteren Menschenleben zu rechnen ist?" — „Nein, ich halte sie nicht für übertrieben."

E. Vivian wird gerufen.

25. „Haben Sie irgend einen Grund, die von Dr. Kirk gemachte

und durch Dr. Livingstone und Miss. Waller bestätigte Angabe zu bezweifeln, daß auf jeden glücklich nach Sansibar beförderten Sklaven 4—5 verlorne Menschenleben zu rechnen sind?" — „Nein, ich habe keinen Grund, dieß zu bezweifeln, und die Anstrengungen, denen die Sklaven ausgesetzt sind, werden mit jedem Jahre größer. In dem Maße, in welchem die der Küste näher gelegenen Landstriche sich entvölkern, und die Sklavenjäger ihre Beute tiefer im Innern suchen müssen, wird auch der Marsch gräßlicher und tödtlicher für die Sklaven."

Miss. Waller wird gerufen.

942. „Dr. Livingstone nimmt in einem seiner Briefe an, es erreiche etwa ein Fünftel der Sklaven die Küste. Halten Sie dieß für eine richtige Schätzung?" — „Ich glaube, daß ein Fünftel, vielleicht sogar mehr als ein Fünftel die Küste erreicht, aber dabei möchte ich bemerken, daß der Doktor annimmt, es gehen für jeden an die Küste gebrachten Sklaven vielleicht zehn Leben im Innern des Landes zu Grunde."

Wüßte Kapitän Colomb im Widerspruch mit diesen vor dem Parlament abgelegten Zeugnissen gründlicher Kenner der afrikanischen Zustände auch nur eine einzige an Ort und Stelle gemachte Nachforschung zur Begründung seiner Ansicht vorzubringen, wer wollte nicht mit ihm eine gewisse Erleichterung empfinden, daß das Uebel doch nicht allenthalben und immer so entsetzlich, so grauenhaft sei, wie in den oben geschilderten Gegenden? Aber nicht eine Spur davon. —

Dagegen widmet er dem Sklavenmarkt in Sansibar, auf dem die „schwarze Waare" zum Verkauf gebracht wird, ein eigenes Kapitel, das sich ganz anmuthig liest. Wohlwollend aussehende alte Araber plaudern freundlich mit den Sklaven; lächelnde Mädchen sind für diesen Tag nach der neuesten Mode herausgeputzt; werthvolle Sklavinnen haben die dunkeln Schleier zurückgeworfen und sich nicht unmalerisch mit glänzenden Spangen geschmückt. Mit ruhigem Gesicht schreiten die Käufer auf und ab und lächeln den Kindern zu, die ihnen mit Lächeln antworten. Keine Barschheit oder Schamlosigkeit, nichts wie rohe Gewalt, aber auch keine Regung von Widersetzlichkeit auf Seite der Schwarzen. Bei einem zweimaligen Besuch, wovon der eine mit dem speciellen Zweck gemacht wurde, diesen

Dingen auf den Grund zu kommen, sah Colomb nichts, was sein Gefühl als Christ und Ehrenmann empört oder verletzt hätte.

Kapitän Sulivan war minder glücklich bei dem Besuch, den er ungefähr um die gleiche Zeit dort machte und mit folgenden Worten schildert:

„Das Erste, worauf das Auge fällt, ist eine Anzahl im Halbkreis aufgestellter Sklaven, das Gesicht uns und der Mitte des Platzes zugekehrt. Die meisten stehen, einige sitzen aber auch auf dem Boden; manche von ihnen wären in der That unfähig, sich auf ihren Füßen zu halten — elende, abgemagerte Skelette, denen Krankheit und vielleicht auch Hunger das Zeichen des Todes aufgedrückt hat. Hätten die auf dem Boden Sitzenden sich auf dem Festland nur halb so störrisch gezeigt wie hier, so hätten sie einen Stoß vor den Kopf erhalten und wären den wilden Thieren zur Beute gelassen worden, hier in Sansibar aber setzt die Gegenwart der Europäer einer solchen Handlungsweise Grenzen. Inmitten dieses Halbkreises plaudern ein halb Dutzend Araber mit einander, nehmen die Sklaven in Augenschein, erörtern ihre Eigenschaften und schätzen ihren Werth gerade wie englische Landleute auf einem Markte das Vieh besichtigen und taxiren. Gegen die Mitte des Platzes hin befinden sich Gruppen von Kindern, gleichfalls in Halbkreisen geordnet. Sie sitzen, wenn nicht gerade ein muthmaßlicher Käufer sie mustert; so jung sie aber auch sein mögen — manche von ihnen zählen nicht über fünf Jahre — sehen sie doch schon alt aus. Eingeborne Kinder, die ich in ihrer Heimat sah und die nicht die bittern Erfahrungen gemacht hatten, welche über diese armen Kleinen ergangen sind, hatten wie alle schwarzen und weißen Kinder eine Freude an ihren Spielsachen, wenn dieselben auch nur in einem alten Schuh oder einem todten Hühnlein, oder der überall zu findenden Puppe bestanden, zu der am Ende ein bloßer Stecken oder ein Stückchen von einer Strohmatte genügt. Aber über all' das sind diese armen Sklavenkinder hinaus, sie haben keine Lust zum Spielen; sie sitzen schweigend da oder stehen auf, wie man sie's heißt; nur einige Worte murmeln sie je und je vor sich hin, denn sie haben schon längst Eltern und Freunde verloren, und diejenigen, die in der gleichen Lage um sie her sitzen, sind ihnen unbekannt und fremd.

„Auf einer andern Seite des Platzes bildet eine Anzahl Frauen einige Halbkreise; ihre Leiber sind bemalt, ihre Gestalten je nach

ihrem Ebenmaß zur Schau gestellt und kaum durch eine Elle Zeug um die Hüften verhüllt; um sie her Mädchenreihen von zwölf und mehr Jahren der Musterung von Haufen von Arabern preisgegeben und von Seiten der rohen Händler unaussprechlichen Niederträchtigkeiten unterworfen. Einmal sahen wir mehrere arabische Sklavenhändler um diese armen Geschöpfe versammelt, sie markteten um etliche Frauen, denen man auch noch den einzigen Lumpen, der ihnen zur Bedeckung diente, abgenommen hatte. Der Anblick englischer Gesichter verursachte eine Bewegung unter den Arabern, und man schaffte die Frauen eiligst bei Seite. Das ist aber auch der einzige Ausdruck der Scham von Seiten dieser Sklavenhändler, die mit den Ansichten der Engländer über ihr Gewerbe bekannt, sich nicht über der Ausübung all' ihrer Abscheulichkeiten ertappen lassen wollen."

Ueber die Lage der „schwarzen Waare" in den Händen der Portugiesen mag folgender Auszug aus Sulivans Schrift genügen. In dem Bericht über seine nach Livingstone angestellten Nachforschungen sagt Young: „Nur für eine Reihe von Jahren ausgesandt, lassen die portugiesischen Behörden am liebsten nichts von sich hören, namentlich nichts von ihrer einzigen Beschäftigung — der Sklaverei und den sie begleitenden Lastern... Der Sklavenhalter in diesen trostlosen Mangrovesümpfen führt ein Leben unaufhörlicher Angst, er könnte von seinem Untergebenen überwältigt werden... Er ist allein mit seinem Gewissen, fern von andern Weißen, und Schwelgerei und geistige Getränke vermögen dieses Gespenst nicht lange zu verscheuchen; sein Plan ist daher, durch Furcht zu regieren. Um den Schrecken einzuflößen, worin er seinen besten Schutz gegen Ausbrüche sieht, genügt es aber nicht, je und je einen widerspenstigen Sklaven mit dem Tode zu strafen. Verstümmlungen, wie das Abschneiden des rechten Ohrs oder der Lippen gehören noch zu den leichteren Strafen; die Greuel, welche bei dem peinlichen Strafverfahren und gewissen Todesarten, besonders an den Frauen verübt werden, lassen die Erfindungsgabe solcher Leute als geradezu teuflisch erscheinen. Die Einzelheiten, die zu meiner Kenntniß kamen, würden den Leser herzkrank und des Gedankens müde machen, daß es auf dieser Erde ein solches Register menschlicher Qualen gebe." Dieser Bericht vervollständigt so ziemlich das oben (S. 315) von Admiral Hall entworfene Bild der portugiesischen Kolonie. Möge

in Erfüllung gehen, was neulich Sir B. Frere in Bombay ankündigte: „Noch drei Jahre, und der Sklavenhandel wird auch in den portugiesischen Kolonien, wo er bisher so allgemein war, sein gesetzliches Ende erreicht haben.“ —

Von der Lage der Neger auf den Sklavenmärkten gehen wir zu dem nächsten Punkte, ihrer Weiterbeförderung an den Ort ihrer Bestimmung über. Nach Kapitän Colomb ist ihre Lage auf den Dhaus mit Ausnahme davon, daß sie etwas enger zusammengedrängt sind, nicht sehr verschieden von der ihrer Herren: „Niemand sollte von der Grausamkeit des Arabers gegen seine Sklaven sprechen, wenn er nicht mit der Art und Weise bekannt ist, auf die jener selbst mit seiner Familie seine Geschäfts- und Vergnügungsreisen von Arabien nach Sansibar macht.“ Die minder angenehmen Seiten einer solchen Fahrt schreibt Colomb vielleicht im Stillen der Einmischung der englischen Kreuzer zu, die besondre Strenge und eine „ungeschickte Verpackung der schwarzen Waare“ nöthig machen. Weniger rosig nimmt sich folgende Schilderung des Kapitän Sullivan aus:

„Am Morgen des ersten November sahen wir zu, wie der von Mr. Henn befehligte Kutter eine Dhau verfolgte, die, sobald sie uns bemerkte, ihr Segel einzog und nach wenigen Minuten mit 156 Sklaven — 48 Männern, 53 Frauen und 55 Kindern — beigebracht war. Die bejammernswerthe Lage einiger dieser armen, in eine kleine Dhau zusammengepreßten Geschöpfe übersteigt alle Beschreibung. Auf dem Boden der Dhau war als Ballast ein Haufen Steine, und auf diesen Steinen lagen, ohne auch nur eine Matte, 23 Frauen durch einander, etliche mit Kindern in den Armen. Sie waren buchstäblich zusammengebogen, da kein Raum zum aufrecht Sitzen war. Auf einem Bambudeck etwa drei Fuß über dem Kiel waren 48 Männer in derselben Weise zusammengedrängt; über demselben waren auf einem andern Deck 53 Kinder. Einige der Sklaven befanden sich im letzten Stadium des Hungers und der Dysenterie. Als wir das Schiff beibrachten und ausleerten, kam eine Frau hervor, die ein etwa sechs Wochen altes Kind in ihren Armen hielt, dem eine Seite der Stirne eingestoßen war. Als wir sie fragten, wie das geschehen sei, sagte sie uns, daß gerade, bevor unser Boot an der Dhau angelegt habe, das Kind zu schreien begann, und einer der Araber aus Furcht, die Engländer könnten dieß hören,

einen Stein nahm und es damit schlug. Einige Stunden darauf starb das arme Geschöpf, und die Frau war zu schwach, um unter dem Dutzend Arabern an Bord den Unmenschen bezeichnen zu können, der es gethan hatte."

Sulivans Schrift ist voll der haarsträubendsten Einzelheiten über die Leiden der Sklaven auf der Ueberfahrt. Man weiß in der That nicht, welche das leichtere Loos trifft, diejenigen, welche in ihrer Heimat hingeschlachtet werden oder auf dem Weg zur Küste erliegen, oder diejenigen, welche alle Qualen der Reise überleben, um an ihrem Bestimmungsort vielleicht ein erträgliches Loos zu finden. Wir waren früher gewöhnt, Beschreibungen der Pein und Gräßlichkeit des Sklaventransports von der westafrikanischen Küste nach Amerika zu hören. Die von der Mündung des Niger ausgeführten Sklaven starben unterwegs vor Hitze, Qualm, Ueberfüllung und Krankheiten, aber sie wurden im Allgemeinen doch gut genährt. Bei dem ostafrikanischen Sklavenhandel dagegen scheint hinreichende Verköstigung etwas Unerhörtes. Beweis genug dafür ist, daß die Sklavendhaus gewöhnlich gewisse Punkte an der Küste berühren, um auf die Gefahr hin, den englischen Kreuzern in die Hände zu fallen, ihre mangelnden Vorräthe zu ergänzen, während doch der sicherste Weg für sie wäre, von Ras-el-Hed in gerader Linie nach dem persischen Golfe zu fahren. Sulivans schmucklose Erzählungen geben ein herzergreifendes Bild von den zum Skelett abgemagerten Unglücklichen in den furchtbar überfüllten Fahrzeugen; wenn etliche dieser Schlachtopfer all dieses Elend dennoch überleben, so ist dieß nur ein Beweis, was die menschliche Natur alles zu ertragen vermag.

Lieber riskiren die Sklavenhändler den Tod, als ihre Gefangennahme und die sichere Verurtheilung ihres Schiffes. Je nach der Richtung des Windes merken sie, daß bei der eigenthümlichen Bauart ihrer Dhaus kein Entrinnen möglich ist; dann steuern sie dem Lande zu, geben ihr Schiff der Brandung preis und retten sich selbst schwimmend oder in ihren Booten; zuweilen gelingt es ihnen auch, einen kleinen Bruchtheil ihrer lebendigen Fracht auf diese Weise in Sicherheit zu bringen. Auf hoher See ist es auch nichts seltenes, daß, wenn sie den Rauch eines Dampfers gewahren, sie ihren Sklaven den Hals abschneiden und dieselben über Bord werfen, damit der Kreuzer keine Beweisgründe zur Verurtheilung ihrer Dhau findet.

Das also ist die Art und Weise, wie die Neger in das Land

ihrer künftigen Arbeit gebracht werden. Es wird allgemein zugegeben, daß im Osten unter arabischer Herrschaft die Sklaverei nicht den abscheulichen und grausamen Charakter habe, den sie im Westen unter Europäern und Amerikanern annahm. Aber selbst denen, welche die rosigste Ansicht von der Lage des Negers unter einem arabischen oder indischen Gebieter haben, dürfte es doch zweifelhaft erscheinen, ob es sich der Mühe lohnt, durch solche Mittel zu diesem Glück zu gelangen.

Wir hören nun mit großer Befriedigung, daß die Sendung Sir B. Freres im Verein mit den Schritten der angloindischen Regierung das große Ziel erreicht hat, das ihr gesteckt war. Englische Schiffe unter Admiral Cumming mußten freilich erst von Bombay herüberdampfen und dem Sultan mit Blokade drohen, ehe er sich entschloß, den einträglichen Sklavenhandel aufzugeben und in seinen Besitzungen zu verbieten. Am 5. Mai 1873 hat er diesen neuen Vertrag unterzeichnet, einen strengeren und bindenderen, als der anfangs vorgelegte war, und am gleichen Tage wurde der Sklavenmarkt in Sansibar geschlossen. Nun erst wird es möglich, für die Evangelisirung dieses Theils von Afrika etwas Durchgreifendes zu thun.

In dem Sultan von Sansibar fand Sir Bartle einen verständigen, aber sehr durch die öffentliche Meinung und den Einfluß seiner Unterhäuptlinge beherrschten Mann. Er war nicht abgeneigt, auf die Absichten der englischen Regierung einzugehen, und hatte keine Einwendung gegen die Behauptung ihres Bevollmächtigten, daß das Meer Gottes Weltstraße sei und darum keine Sklavenschiffe tragen sollte. Und auch ehe mit einer Blokade gedroht wurde. hatten die Araber mit der Sklaveneinfuhr eingehalten. Doch gab der Sultan zu verstehen, daß er bereit wäre, den Sklavenhandel abzuschaffen, wenn ihm durch freundschaftlichen Druck von Seiten einer befreundeten Macht die nöthige Unterstützung hiezu würde, daß er aber ohne solchen Beistand nichts gegen seine Häuptlinge und andere Freunde vermöge. Eine Zeit lang siegte dann die Stimme minder einsichtsvoller Rathgeber und es schien, der Sultan neige sich einem entschiedenen „non possumus“ zu. Es war dieß jedoch kein unabänderlicher Beschluß, und sobald die britischen Kriegsschiffe vor Sansibar ankerten, zogen sogar die Unterhäuptlinge

einen friedlichen Vergleich der Blokade vor. So kam der erfreuliche Vertrag zu Stande, der sogar der Sklaveneinfuhr nach Sansibar selbst ein Ende macht. Freilich wird es dringend nöthig sein, daß die britische Regierung wachsame Schiffe vor der Küste hat und sowohl im Interesse der Schifffahrt und der Kolonisation, als auch um die Errichtung geheimer Sklavendepots zu verhindern, auch der Küstenlinie ihre Aufmerksamkeit zuwendet.

Auffallend war gewiß manchem Leser der Tagblätter, wie deutliche Winke die englischen Berichte über die Hindernisse fallen ließen, welche sich der Sendung Sir B. Freres in den Weg stellten, auch nachdem alle europäischen Mächte ihre Sympathien mit seiner Aufgabe ausgesprochen und ihre Mitwirkung zu deren Lösung verheißen hatten. Der Hauptwiderstand gieng von den indischen Kaufleuten, den Banianen aus, welche den ganzen Handel Ostafrikas seit einem halben Jahrhundert an sich gerissen haben und als des Sultans Gläubiger natürlicher Weise einen starken Druck auf ihn ausübten.

Es blieb den Briten aber auch nicht verborgen, daß französische Stimmen dem Sultan riethen, die an ihn gemachte Zumuthung abzuweisen. Der französische Consul weigerte sich sogar (wie der Indian Statesman berichtet) mit dem britischen Gesandten irgend zu verkehren; und nachdem der Sultan zuerst versprochen hatte einen neuen Vertrag einzugehen, brachte ihn der Consul zu dem Entschluß, dieses Wort zurückzuziehen. Fragt man nun nach dem Grunde dieser unerwarteten Hemmung, so hört man von zwei Interessen, welche die französische Regierung, von der Insel Bourbon oder Reunion aus, in jenen Gegenden verfolgt.

Die eine besteht in der Aufrechterhaltung ihres prestige. Denn eine schöne Anzahl von Dhaus fährt unter französischer Flagge; der englische Kaper, der solchen begegnet, weiß wohl, daß sie Sklaven führen, darf sie aber nicht anrühren, weil Frankreich sich zu keinem Vertrag mit Großbritannien herbeigelassen hat. Es soll damit nicht gerade behauptet werden, daß Franzosen selbst den Sklavenhandel betreiben, sondern arabische und andere bekannte Sklavenfänger kaufen sich in Nossibe, Mayotte oder sonst einem französischen Eiland eine Hütte, welche vielfach zu demselben Zwecke schon durch 50 Hände gegangen ist; dann wenden sie sich an die französischen Behörden und bekommen für ihre Schiffe einen „Acte de francisation“ und

einen „congé“. Sofort segeln sie ab, ohne eine Seele an Bord, die französisch spräche, aber unter französischer Flagge, und führen Sklaven dem Tausend nach übers Meer.

Oder aber wendet sich irgend ein Sklavenhändler an den französischen Consul um einen Paß, nimmt Sklaven ein und veranlaßt sonst Jemand, der einen Acte de francisation zu erlangen gewußt hat, diese Sklaven dem Namen nach als Arbeiter zu miethen. Kommt dann ein englischer Offizier an Bord eines solchen Fahrzeugs, so werden ihm mit höhnischem Lächeln die Pässe vorgezeigt, und er muß unverrichteter Dinge abziehen. Die französischen Beamten aber freuen sich, von den Anwohnern jener Gewässer hoch gehalten zu werden, während sie zugleich von denselben mehr Tonnengeld erheben.

Ein anderes Interesse, welches von der französischen Kolonialregierung mit allem Ernst ins Auge gefaßt wird, dreht sich um die katholische Mission in Sansibar und auf dem Festland. Der Generalvikar von Bourbon hatte nämlich eine solche im Jahre 1860 durch Brüder der Gesellschaft vom hl. Herzen Mariä und durch Töchter Mariä gestiftet, und weil er ein Hospital für Europäer mit seinen Anstalten in Sansibar verband, durfte er von Anfang an bei den Weißen aller Nationen große Theilnahme für sein Unternehmen finden. Hier konnten die Missionare auf dem oft überfüllten Sklavenmarkt genug Kinder einkaufen; erst zahlten sie „20—25 Fr.“ für eines, später kostete sie ein Mädchen auch 30 Fr. Andere mit Geschwüren bedeckte und darum auf den Kirchhof geworfene, oder sonst als mißgestaltet oder dienstuntauglich aufgegebene wurden ihnen „fast täglich“ zugetragen. Als diese Anstalten sich einigermaßen befestigt hatten, führte der bekannte Reisende Baron von der Decken, der überhaupt als ein sehr freigebiger Unterstützer dieser Mission gerühmt wird, die Patres weiter nach Bagamojo an den Anfang der Straße ins Innere von Afrika, wo der Statthalter (Dschemedar) des Sultans angewiesen war, ihnen „alle seine Soldaten zur Verfügung zu stellen, damit ihnen Niemand schade“. Die versammelten Häuptlinge empfiengen diese Schreiben mit höchster Ehrfurcht, nannten die Patres selbst Könige des Landes und erboten sich, dieselben auf ihren Köpfen zu tragen. Ein Stück Land von beinahe zwei Stunden im Umfang wurde ihnen vom Sultan geschenkt, und darauf eine landwirthschaftliche Schule gegründet. Dahin verpflanzte man nun die Waisenkinder und kaufte sonst noch manche Kleinen, aus-

gesetzte Zwillinge oder von ihren Müttern (um 25 Sous — 5 Fr.) verschacherte Kinder. Wohl 300 Knaben und Mädchen waren in dieser „Stadt der Weißen“ angesiedelt, als der Orkan des 15. April 1872 die kaum vollendeten Bauten fast sämmtlich wegrasirte. Sansibar selbst blieb nicht verschont, alle Lehmhütten stürzten dort zusammen, auch die Hälfte der gemauerten Häuser erlag der Gewalt des Sturms. Der Sultan Said Bargasch, eben erst von Mekka zurückgekehrt, verlor seine gesammte Flotte, fünf große und viele kleinere Dampfer. Die Mission fühlte diesen Schlag, der so bald auf den französisch-deutschen Krieg gefolgt war, auf's tiefste; die Arbeiten mehrerer Jahre waren zur gleichen Zeit vernichtet, da die Mittel minder reichlich zu fließen begannen.

Es ist nun keine Frage, daß diese Mission ein gutes Werk unternommen hat und ihre Prüfung auch das Mitgefühl von Protestanten verdient. Aber darüber wird man sich nicht täuschen dürfen, daß französische Missionare am Aufhören des Sklavenhandels keine besondere Freude haben können.

Kapitän Colomb deutet den Grund dieser unläugbaren Thatsache in einer als Lobrede auf die Sansibar Mission gemeinten Bemerkung an. Während ihn nämlich protestantische Missionare gerade zu anekeln, findet er an diesem katholischen Unternehmen Manches zu rühmen. „Die französischen Missionare sind nicht wie die unsern von einer dicken Schale der Gefühle, betreffend die Sklavereifrage, umschlossen. Wenn sie irgend eines schönen Tages auf dem Sklavenmarkt einen Knaben sehen, aus dem sich ein Seminarist bilden ließe, so gehen sie hin und kaufen ihn. Sie brauchen nicht wie die unsrigen sich vor ihren Landsleuten zu fürchten, daß man sie etwa als Seelenkäufer verschreien werde. Sie kaufen ihn, ohne ihm irgend eine Form der Freiheit in Aussicht zu stellen, und denken nicht von ferne daran, ihm irgend welche künstliche Emancipationsbegriffe in den Kopf zu setzen, sondern können es erwarten, bis im Lauf der Erziehung solche Begriffe von selbst sich entwickeln. Der Endzweck ihrer Mission ist ein höchst wohlthätiger. Ueber ihren Erfolg kann kein Zweifel bestehen; für Engländer aber wäre es beinahe unmöglich, nach gleichen Grundsätzen eine Mission zu begründen, außer die Gesetzgebung des Reichs änderte unsere ganze Politik, so weit sie sich auf die Sklaverei bezieht. Auf der katholischen Ansiedlung in Bagamojo werden die gekauften Neger streng zur Arbeit angehalten.

Die einzigen Schwarzen, welchen dort einmal die köstliche Gabe der Freiheit zu Theil werden mag, dürften nur solche sein, die entweder durch die Kraft ihres Charakters sie an sich reißen, oder die man als unverbesserlich aufgibt.“

Daß englische Missionare durch die Furcht, irgendwie Seelenkäufer oder Sklavenbesitzer zu werden, oder auch nur zu scheinen, von manchem an sich sehr empfehlenswerthen Schritt zurückgehalten werden, ist eine Erscheinung, die sich auf den verschiedensten Missionsgebieten wiederholt. Vielleicht bedauert sie mancher um dieser Schwachheit willen; uns scheint jedenfalls die Ehrfurcht vor dem Landesgesetz, welches seit 1807 den Sklavenhandel dem Menschenraub gleichstellt und als ein Verbrechen brandmarkt, auch in denjenigen Fällen aller Ehre werth, wo ein weniger geschultes Gewissen sich mit der guten Absicht leicht hinauszureden vermöchte.

Es liegt aber dem Widerwillen der französischen Mission gegen das Aufhören des Menschenschachers die untrügliche Ahnung zu Grunde, daß die katholische Kirche durch dasselbe nur Einbuße erleiden kann. Denn die Gründung eines ostafrikanischen Sierra Leone, wie sie im Vertrag Sansibars mit Großbritannien vorhergesehen ist, bedeutet natürlich ein Uebergewicht des englischen Namens und Ansehens auf jener Küste und zugleich die Concurrenz mit einer protestantischen Mission, die nun erst frei ihre Kräfte wird entfalten können. Hoffen wir, daß die Gründung einer solchen nicht allzulange auf sich warten lasse!

Wohl ist schon länger her im westlichen Indien eine Ansiedelung befreiter Ostafrikaner von der englischen Mission versucht worden. Aber der Bericht, welchen Miss. Deimler, der selbst früher einige Jahre in Ostafrika gearbeitet hatte, neuestens über sie erstattet, beweist, daß sie nicht auf dem richtigen Boden steht. „Unser ostafrikanisches Gemeinlein hier in Bombay,“ schreibt er, „zählt nur 18 Personen, von denen die Mehrzahl keine Sprache gründlich kennt. Der Unterricht wird in Suaheli ertheilt, aber unter nothgedrungener Beimischung von Englisch, Hindustani und Mahrathi. Ihre Lieder singen sie in Englisch. In den letzten zwei Jahren haben sie mit Mühe und nach langem Suchen nur schlecht bezahlte Arbeit gefunden; und die Meisten würden mit Freuden nach Afrika auswandern, um dort eine Kolonie zu gründen. Es sind nüchterne, wohlgesittete Leute. Aber diejenigen, welche im Suchen

nach Arbeit sich den Eisenbahnlinien entlang zerstreuten, sind bald genug in das dort herrschende schlechte Leben hineingezogen worden. Die heidnischen Afrikaner haben bereits so viel mit den Muhammedanern gemein, daß sie, wenn befreit, sich gewöhnlich den Muselmanen anschließen. Ich bin überzeugt, daß Indien nicht der Platz für christliche Ostafrikaner ist; sie können hier mit keiner der bestehenden Gemeinden verwachsen, da Sprache und Sitte, Abstammung und Temperament sie von den Hindus zu entschieden fern halten. Sollten sie darum verurtheilt sein, auf immer nur Wanderer im fremden Lande zu bleiben?" Hier denn wäre bereits ein Grundstock für die ins Auge gefaßte Stiftung eines ostafrikanischen Sierra Leone.

Englische Schulen in Kairo.

Als vor fünf und zwanzig Jahrhunderten der israelitische Seher die Last Egyptens verkündete, während Memphis, Thebä und Heliopolis noch in ihrer ganzen Größe prangten, klang es wohl ebenso unwahrscheinlich, daß ihre kolossalen Göttergestalten je wanken und der Glanz und Reichthum des Landes in den Staub sinken werden, als es sich heute wenig dazu anzulassen scheint, daß Israel selbdritte sein wird mit den Egyptern und Assyrern, ein Segen mitten auf Erden, weil der Herr Zebaoth sie segnen wird und sprechen: „Gesegnet bist du, Egypten, mein Volk, und du Assur, meiner Hände Werk, und du Israel, mein Erbe." So gewiß aber die verödeten Gefilde, die zerfallenen Tempel und die vergilbten Papyrusrollen von der Vollstreckung der angedrohten Gerichte zeugen, so gewiß wird auch die den Egyptern geschenkte Verheißung noch in Erfüllung gehen: „Sie werden sich bekehren zum Herrn, und Er wird sich erbitten lassen und sie heilen."

Wer hat nun aber, auf dieses Wort gestützt, sich aufgemacht, dem fluchbelasteten, zertretenen Lande das Evangelium zu bringen? Sonderbarer Weise bis jetzt keine der größeren englischen Missionsgesellschaften, obgleich des Vergnügens, der Gesundheit oder ihrer

Geschäfte wegen gerade Briten in besonders großer Zahl dahin strömen. Dagegen arbeiten dort amerikanische Presbyterianer, wie Miss. Mag. 1872 S. 348 ff. berichtet ist, mit wachsendem Segen, und in Ermanglung von Männern, legt seit Jahren wenigstens eine Tochter Englands auch rüstig Hand an, durch Gründung von Schulen dem guten Hirten in der Irre gehende Lämmer zuzuführen. Ueber sie und ihre Wirksamkeit lesen wir in einer englischen Zeitschrift: *)

In den ärmlichen Hütten irischer Landleute und den Vorstädten und Winkeln Dublins machte Miß Mary Whately, die Tochter des seligen Erzbischofs Whately, ihre ersten Missionsversuche. So verschieden dieselben auch in mancher Beziehung von der Arbeit waren, in die sie eintrat, bildeten sie doch eine gute Vorschule für ihre jetzige Wirksamkeit. Sie lernte dadurch Achtung vor der Armuth und gewann Uebung im Unterricht der Kinder, einer Aufgabe, der sie sich von Anfang an mit besonderer Vorliebe widmete. Brachte sie den Eltern mehr aus Pflichtgefühl Unterstützung und Trost, so war die Sorgfalt und Pflege, die sie den Kleinen angedeihen ließ, ihr Herzenssache.

Ob nur ihrer zarten Konstitution wegen, oder in Folge zu großer Anstrengung ihre Gesundheit zu wanken begann, wissen wir nicht. Genug, die Aerzte riethen ihr ein wärmeres Klima, worin sie das einzige Mittel zu ihrer bleibenden Wiederherstellung sahen. Doch ihre Arbeit war ihr zu lieb, als daß sie sich so leichthin entschließen konnte, diesem Rathe zu folgen; sie blieb daher noch eine Zeitlang in Dublin, gegen Hoffnung hoffend, sie könne auch ohne eine Reise ins Ausland wieder erstarken. Endlich aber verschlimmerte sich ihr Zustand so, daß sie den Wünschen der Nächststehenden nachgeben und England verlassen mußte. Sie wählte Kairo zu ihrem Aufenthalt und fühlte da bald den Einfluß des wunderbar trockenen Klimas.

Wo möglich noch tiefer als in Irland lebte hier in ihr die Theilnahme wieder auf, die sie immer für die Kinder der Armen gefühlt hatte; denn nicht nur war die äußere Lage der Kleinen hier ebenso erbarmenswerth, sondern sie sah sie auch in einen Abgrund von Unwissenheit versunken, mit dem selbst die verkommensten Bezirke Dublins nichts Aehnliches aufzuweisen hatten. Besonders war dieß unter den Kindern der muhammedanischen Bevölkerung der Fall,

*) Good Words, Nov. 1872.

unter denen vorzugsweise die Mädchen ihr inniges Mitgefühl erweckten, da für den Unterricht der Knaben der Staat nothdürftig gesorgt hatte. Besser als nichts war es doch immerhin, daß man sie lehrte, es sei ihre Pflicht, allen Menschen Gutes zu wünschen, die Hungrigen zu speisen, ihre Eltern zu ehren, sie im Alter zu unterstützen, mindestens drei Mal, aber lieber fünf Mal täglich zu beten, nicht zu stehlen und kein falsches Zeugniß gegen ihren Nächsten abzulegen und sich des Weins und andrer geistiger Getränke streng zu enthalten. Und man muß es diesen Knaben nachrühmen, daß der ausgestreute Samen vergleichungsweise auf guten Grund zu fallen schien, denn welche Fehler sie sich auch sonst zu Schulden kommen lassen mochten, die Beobachtung dieser Vorschriften vergaßen sie selten.

Die Mädchen der ärmeren Klassen dagegen hätten in sittlicher und religiöser Beziehung kaum verwahrloster sein können, wenn sie unvernünftige Thiere gewesen wären. Nicht Eine unter fünfzig wußte, daß sie eine Seele habe, oder konnte sich irgend eine Vorstellung von der Bedeutung dieses Wortes machen. Ihre sittlichen Begriffe waren kaum entwickelter als die religiösen. Zu Hause halfen sie ihren Müttern Brot backen und die jüngeren Kinder versorgen. Die religiöse Nothwendigkeit täglicher Waschungen, welche man die Knaben lehrte, hielt man bei Mädchen für überflüssig, und gewöhnlich benützten sie die ihnen gelassene Freiheit in ausgedehntester Weise.

Wenn ein Mädchen elf Jahre alt ist, wird sie in der Regel an einen höchstens zwei Jahre älteren Knaben verheirathet. Ist das flitterhafte Gepränge der Hochzeitsfestlichkeiten vorbei — auch der ärmste Araber macht bei dieser Gelegenheit den größtmöglichen Aufwand, den seine Mittel ihm erlauben — so findet die Arme, daß sie die Plackereien der mütterlichen Wohnung nur mit denen der schwiegermütterlichen vertauscht hat, da die Braut gewöhnlich eine Zeitlang im Hause ihrer Schwiegermutter wohnt.

Und doch fand Miß Whately in diesen verwahrlosten, in jeder Beziehung auf der untersten Stufe der Gesittung stehenden Kindern bald gute Züge heraus: sie zeigten sich anhänglich, ihren Eltern gehorsam und für jede Freundlichkeit dankbar. Bei näherer Bekanntschaft gewannen diese Kleinen noch in ihren Augen, und da ihre Gesundheit keine Aussicht gestattete, auf die Dauer nach England zurückkehren zu können, faßte sie den Gedanken, in Kairo eine „Lumpen-

schule" für muhammedanische Mädchen zu eröffnen. Sie sprach jetzt ziemlich fließend arabisch und las es ohne Schwierigkeit, demnach stand ihr nichts mehr im Wege, einen Versuch zu machen, der ihr immer einleuchtender erschien, je mehr sie darüber nachdachte. Sie besprach sich also mit einigen europäischen Freunden, die schon längere Zeit in Egypten lebten und mit den Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen vertraut waren, über die beste Art, ihren Plan auszuführen.

Nichts konnte entmuthigender sein als die Antworten, die sie da erhielt. „Muhammedanische Mädchen werden nie in die Schule kommen," entgegnete man ihr. „Auch die aus den höheren Ständen werden im Allgemeinen in großer Unwissenheit erhalten und haben keinen Wunsch nach Unterricht; wie können Sie dann erwarten, bei denen der untersten Klassen Eingang zu finden? Unter den Kopten ließe sich vielleicht etwas ausrichten, aber unter den Töchtern der Moslems, und vollends bei denen der niedersten Stände? Nein, das geht nicht!"

Miß Whately ließ sich indeß nicht abschrecken. Sie miethete ein Parterrelokal in einem der ärmsten Stadtviertel Kairos, warb zwei junge Mädchen aus einer unbemittelten syrischen Familie als Gehilfinnen an, und machte sich auf, Schülerinnen zu suchen. Aber wieder nichts als Entmuthigungen! Nicht nur bekam sie keine muhammedanischen Schülerinnen, sondern die Mütter, deren Töchter sie eingeladen hatte, faßten eine Masse Vorurtheile gegen sie, ja bewarfen sie mit Staub und fluchten ihr, wenn sie wieder an ihren Wohnungen vorbeigieng. Ihre jungen Gehilfinnen ließen sich dadurch so einschüchtern, daß sie von jedem weiteren Versuch, Schülerinnen zu gewinnen, abstanden.

Nicht so Miß Whately. Mußte sie ihren ursprünglichen Plan etwas ändern, so behielt sie doch das Ziel, das sie sich gesteckt, mit der dem englischen Charakter eigenthümlichen Beharrlichkeit im Auge. Sie stand zunächst von der Eröffnung ihrer Schule ab und suchte vor Allem die Herzen der armen Mütter in ihrer Nachbarschaft zu gewinnen. Anfangs benahmen sich dieselben sehr scheu, allmählich aber wurden sie etwas zutraulicher, als die Fremde anfieng, die medizinischen Kenntnisse, die sie sich gesammelt, bei vorkommenden Kinderkrankheiten zu verwerthen. Namentlich besaß sie das Rezept zu

einem vortrefflichen Augenwasser, womit ihr bei den in Egypten so häufigen Augenentzündungen mehrere Kuren gelangen.

Die Muhammedanerinnen sind zärtliche Mütter. Nachdem sie Miß Whately's Freundlichkeit gegen ihre Kleinen gesehen, boten sie deren Besuchen nicht länger Trotz, sondern luden sie, wenn sie vorbeigieng, in ihre Erdhütten ein, bis sie mit Vielen von ihnen endlich auf so vertraulichem Fuße stand, daß sie rückhaltslos ihre häuslichen Angelegenheiten mit ihr besprachen. Hin und wieder berührte sie dann auch religiöse Gegenstände, anfangs jedoch mit geringem Erfolg. „Was geht uns das an?“ konnten die armen Weiber fragen; „das sind Sachen für Männer; was haben wir Frauen mit der Religion zu thun?“ Dann suchte Miß Whately sie zu überzeugen, die Religion sei für die Frauen von derselben Wichtigkeit wie für die Männer, denn ihre Seelen seien vor Gott nicht minder hoch geachtet als die der Männer. Für den Augenblick schienen ihre Gründe dann ihren Zuhörerinnen wohl einzuleuchten, aber sie hatten in ihrem Marthasinn so viel Sorge und Mühe mit äußern Dingen, daß diese Eindrücke schnell wieder verwischt waren. Das Einzige, womit Miß Whately ihre Aufmerksamkeit wirklich fesseln konnte, waren kurze Erzählungen aus der biblischen Geschichte. Es ist bekannt, wie gerne die Araber erzählen hören — man könnte das ja mit Recht ihren höchsten Lebensgenuß nennen. Wenn sie stundenlang den Mährchen der Tausend und Eine Nacht und ähnlichen Dichtungen lauschen, wie Erzähler von Profession sie allerwärts vortragen, war es nicht verwunderlich, daß auch Miß Whately's Erzählungen aus der h. Schrift willige Hörerinnen fanden. Wieder und wieder wurde sie um solche Geschichten gebeten, besonders aber fesselten alle diejenigen, in welchen von dem „Sohne“ die Rede ist, die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörerinnen.

In dem Maße, in welchem das Interesse der muhammedanischen Frauen wuchs, brachte Miß Whately jetzt auch wieder ihre Schule in Erinnerung. Obgleich die Mütter sie über diesen Punkt nun eher anhörten als früher, schienen sie doch noch immer wenig geneigt, ihre Töchter unterrichten zu lassen. „Was brauchen denn unsre Mädchen zu lernen?“ fragten sie und die Väter. „Ihre Mütter sind treffliche Hausfrauen, backen Brot, sorgen für ihre Männer und Kinder, holen Wasser aus dem Nil und verrichten alle ihre Arbeiten, ohne das sie lesen können.“ Doch die Miß entgegnete, sie werde die Kindern auch Dinge lehren,

die ihnen zu Hause nützlich seien, wie z. B. nähen. Damit traf sie den rechten Punkt; den Nutzen des Nähens begriffen die Mütter, und so erklärten sich mehrere bereit, ihre Mädchen in die Schule zu schicken, damit sie da ausschließlich in Handarbeiten unterrichtet würden. Das wars nun freilich nicht, was Miß Whately wollte; indeß gelang ihr endlich mit einigen der Mütter ein Kompromiß, daß ihre Töchter nicht nur nähen, sondern auch lesen lernen sollten.

Jetzt wurden die Schulzimmer in Stand gesetzt. An den Wänden wurden einige Bilder wie die in unsern Kleinkinderschulen gebrauchten, und einige Bibelsprüche in großer arabischer Schrift aufgehängt, welche der Vater eines als Hilfslehrerin gewonnenen Mädchens in seiner schönsten Hand geschrieben hatte. Man fertigte alphabetische Karten an, rüstete einen Korb mit Arbeiten zu und erwartete mit Spannung die Ankunft der Schülerinnen; doch ach! es fand sich keine ein.

Dießmal entsank dem Fräulein das Herz. Beinahe verzagend verließ sie das Schulzimmer und bat einen Obsthändler, der ihr gegenüber seine Bude hatte, ihr seine Töchter Kadiga und ihre beiden kleinen Schwestern zu schicken. „Sie sind Muhammedanerinnen und brauchen nicht zu lernen," erwiederte er mürrisch. Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung drang sie nun in alle armen Weiber, die sie auch nur vom Sehen kannte, ihr ihre Kinder doch in die Schule zu schicken. Der Ernst, mit dem sie das that, machte Eindruck, und mehrere versprachen, ihr am nächsten Morgen ihre Kinder zu senden. Miß Whately hoffte, sie werden ihr Wort halten, so wenig sie sich auch ihren seitherigen Erfahrungen nach von diesem Schritt versprochen hatte.

Der andere Morgen kam. Miß Whately mit ihrer kleinen Gehilfin trat ans Fenster des Schulzimmers und erwartete die Ankunft ihrer Schülerinnen. Die verabredete Stunde war bereits vorüber, und noch immer hatte sich keine eingestellt. Schon gab man alle Hoffnungen auf, als eine sonst arm gekleidete, aber heute mit einigen Silber- und Korallenzieraten geschmückte Frau eintrat, ein hübsches neunjähriges Mädchen an der Hand. Also wenigstens Ein Hoffnungsstrahl! Allein auch er sollte wieder verdüstert werden. Die Frau warf ihren burka oder schwarzen Schleier zurück und hob an, sie habe ihr Töchterlein zwar ihrem Versprechen gemäß gebracht, allein es fürchte sich, da zu bleiben. — Durch Liebkosungen und

freundliche Worte gelang es indeß Miß Whately, die Kleine so weit zu beruhigen, daß sie versprach, am nächsten Tag wolle sie dableiben. Die Frau hatte eben das Schulzimmer verlassen, als zwei etwa achtjährige Mädchen eintraten, gefolgt von ihren Müttern und andern Verwandten verschiedenen Alters. Miß Whately hieß sie willkommen, und nach langen Begrüßungen und vielen Hin- und Herreden schienen sie endlich überzeugt, daß nichts für ihre Kinder zu fürchten sei, wenn sie sie dieser Schule anvertrauen. So zogen sie sich denn zurück und ließen die Kleinen da. Kaum waren sie weggegangen, so brachte man einige andere Kinder, und um 10 Uhr hatte Miß Whately die Freude, sich von neun Schülerinnen umringt zu sehen — sämmtlich aus muhammedanischen Familien. Sie setzte sie im Halbkreis auf die Matte und fragte sie der Reihe nach zuerst um ihre Namen, und dann auch, wer sie erschaffen habe? Die älteren Mädchen antworteten darauf: „Allah", und die jüngeren: „der Prophet".

Nun begann der Unterricht. Miß Whately hatte zum Voraus bestimmt, daß mit den Handarbeiten erst dann begonnen werden solle, wenn die Kinder schon einige andre Kenntnisse erworben hätten. In den ersten Tagen sollten sie die fünf ersten Buchstaben des arabischen Alphabets lernen, von denen Miß Whately ihnen jeden auf einem besondern Kärtchen zeigte. So einfach dieß aber auch war, schien es doch fast zu verwickelt für die abgestumpfte Fassungskraft der Kleinen, die nach kurzer Zeit sie baten, daß doch der Nähunterricht jetzt beginnen möchte. Miß Whately willfahrte den Kindern, und bald hatte jedes einen Fingerhut auf dem kleinen braunen Mittelfinger sitzen und ein Stückchen Leinwand in der Hand, um damit seine Versuche zu beginnen. Daß sie sich dabei sehr gelehrig anstellten, kann ihnen nicht eben nachgerühmt werden; doch waren sie stolz auf ihre Leistungen, und jedes nahm eine Probe seines Fleißes mit nach Hause.

Am zweiten Tag stellten sich schon 14 Schülerinnen ein. Als sie an die Thüre des Schulzimmers kamen, schlüpften sie aus ihren Pantoffeln heraus, dann küßte jede der Miß die Hand und legte sie sich aufs Haupt. Hierauf begannen die Schulübungen wie am vorhergehenden Tag. Die Mädchen setzten sich vor ihre Lehrerin auf die Matte nieder und lernten arabische Buchstaben und etliche Bibelsprüche, die nicht im Widerspruch mit ihrem väterlichen Glauben standen; denn Miß Whathely wünschte vor Allem ihnen einen

Eindruck davon zu geben, daß der Allmächtige den Frauen so gut wie den Männern Seelen gegeben habe und religiöse Erkenntniß ihnen nöthiger sei als Geschicklichkeit in Handarbeiten und andern vergänglichen Dingen. — Den Fortgang des Werks im Einzelnen zu schildern, würde uns zu weit führen; genug, daß schon nach einem Vierteljahr die Zahl der Schülerinnen auf 46 größtentheils muhammedanische Mädchen gestiegen war und die Schule bei Moslems und Kopten in großem Ansehen stand. —

Ermuthigt durch diesen Erfolg, beschloß Miß Whately nun auch eine Knabenschule zu eröffnen. Dieß that sie 1864, und bald wuchs die Klasse von 16 Schülern, womit sie begonnen hatte, zu einer 70 Zöglinge zählenden Schule an. Der Zubrang wurde sogar so groß, daß Miß Whately gar nicht alle Anmeldungen annehmen konnte, theils aus Mangel an Raum, theils weil sie sich keine tüchtige männliche Hilfe zu verschaffen wußte. Die letztere Schwierigkeit ebnete sich indeß dadurch, daß es Miß Whately gelang, in einem gründlich gebildeten Syrier, Namens Mansur Schakur, und in der Folge auch in dessen beiden Brüdern wackre Mitarbeiter zu gewinnen. Von da an nahm die Anstalt ununterbrochen zu, sowohl in Beziehung auf ihre Ausdehnung als auch auf ihren Ruf.

„Wir machten", erzählt W. Gilbert, „unsern ersten Besuch in derselben etliche Tage nach Beendigung der Feste, welche zur Feier der Eröffnung des Suezkanals (1869) gegeben wurden. Miß Whately hatte die Freundlichkeit, uns selbst zu begrüßen und in der ganzen Anstalt herumzuführen. Die drei Schulzimmer für die Knaben befinden sich zu ebener Erde und beherbergen je zwei Klassen. Wir haben viele Schulen in England, Frankreich, Italien und Deutschland besucht, aber nie haben wir eine besser geleitete oder interessantere gesehen als diese, und doch gehören beinahe alle ihre Zöglinge den niedersten Schichten der Bevölkerung Kairos an. Ihre Zahl beläuft sich jetzt auf drei bis vierhundert. Die erste Klasse, in die wir eintraten, bestand aus sechs- bis achtjährigen Knaben, von denen viele in Lumpen gehüllt waren und auch die besser gekleideten den Stempel der Armuth trugen. Eine angenehme Ueberraschung war uns dabei hauptsächlich Eines, nämlich daß wir unter ihnen auch nicht Ein Kind sahen, dessen Gesicht und Hände nicht vollkommen rein waren. Als wir dieß gegen Miß Whately erwähnten, sagte sie uns,

die Einführung der Reinlichkeit unter ihren Schülern sei eine der größten Schwierigkeiten gewesen, womit sie zu kämpfen gehabt. Obgleich der Islam täglich mehrere Waschungen befiehlt, scheint dieses Gebot sich doch nur auf das männliche Geschlecht und auf Erwachsene zu beziehen. Je jünger ein Kind, desto schwerer war es darum, die Mutter zur Beobachtung dieser Regel zu vermögen, denn das arabische Weib meint, je schmutziger das Gesicht und die Hände ihrer Kleinen, desto sichrer seien sie vor dem geheimnißvollen Einfluß des „bösen Auges". Dieser verhängnißvolle Aberglaube ist größtentheils schuld an der weiten Verbreitung der Augenentzündungen, jener furchtbaren Plage Egyptens. Allmählich jedoch gelang es Miß Whately, ihren Ansichten hierüber Geltung zu verschaffen, obschon ihrer Festigkeit in diesem Punkte wegen mehr als nur Ein Kind ihrer Pflege entzogen wurde.

„Ein anderer Gegenstand des Erstaunens für uns war die verschiedene Hautfarbe der hier versammelten Kinder; schien es doch fast, als sei jede Nationalität und Rasse unter ihnen vertreten, obgleich sie ohne die geringste Berücksichtigung des Farbenunterschieds durcheinander saßen. Neben dem rabenschwarzen Nubier oder Aethiopier sah man den hellfarbigen syrischen Knaben, alle, wie es schien, im herzlichsten Einverständniß. Ueber die verschiedenen Religionen ihrer Schüler befragt, sagte mir Miß Whately, sie seien der Mehrzahl nach Moslems, die übrigen aber gehören Familien von fast allen Glaubensbekenntnissen an: Griechen, Kopten, Juden, Armenier, Katholiken, und sogar etliche Protestanten; letztere jedoch waren größtentheils ganz von ihr aufgenommene Waisenkinder. Als wir weiter fragten, welche religiösen Grundsätze die Schule einzupflanzen suche, erwiederte sie uns, sie greife darin jetzt manches anders an als beim Beginn ihres Werks. Anfangs habe sie gesucht, ihren Schülern die Wahrheiten des Christenthums einzuprägen, indem sie sie auf die Irrthümer des Islam und die falschen Lehren Muhammeds aufmerksam machte, sie habe jedoch gesehen, daß sie mit ihren Bekehrungsversuchen wenig ausrichte. Die Mädchen haben die von ihr vorgebrachten Lehren nicht verstanden, und die Knaben denselben widersprochen, oder wenn sie welche zuzugeben schienen, dieß doch sichtbar nur ihr zu Gefallen gethan, ohne selbst davon überzeugt zu sein. Daraufhin habe sie sich entschlossen, einen andern Weg einzuschlagen und lieber den Samen des Christenthums in die Herzen

der Kinder auszustreuen, als eine schnelle Bekehrung zu versuchen. Sie benütze nun die biblischen Geschichten des alten und neuen Testaments als Lesebuch und stoße dabei auf wenig Schwierigkeiten. Ihre koptischen Schüler, zum Voraus von der Wahrheit der h. Schrift überzeugt, lesen dieselbe mit Freuden, und auch die jungen Moslems geben nicht nur ohne Anstand die Wahrheit eines großen Theils des alten, sondern ebensowohl des neuen Testamentes zu. Allmählich haben sie dann großes Gefallen gefunden an den Erzählungen aus den Evangelien und der Apostelgeschichte, und ganz besonders an denen von Said Isa — wie die Moslems unsern Herrn nennen — und seiner Mutter Mariam, die von den Lehrern des Islams beide als Personen von großer Heiligkeit betrachtet werden, und an deren Person sich unter der arabischen Bevölkerung Egyptens gar mancherlei Traditionen knüpfen. Nachdem ihre Gemüther so vorbereitet waren, den Gegenstand besser zu erfassen, wurde die Gottheit Christi nachdrücklicher betont, und zwar wie es schien mit gutem Erfolg, während zugleich ihr biblisches Lesebuch die evangelischen Heilswahrheiten ihrem Gemüth tiefer einprägte.

„Auf unsre Frage, ob sie Schüler habe, die den Irrthümern des Muhammedanismus ganz den Abschied gegeben, antwortete Miß Whately offen: nur sehr wenige. — Was sie bei der Mehrzahl erreichte, beschränkte sich darauf, daß die Person unsres Heilandes und die christliche Religion in ihrer Achtung bedeutend gestiegen sind; mit der Zeit, hoffe sie aber, werde unter Gottes Segen dieses Werk zu einem erfolgreichen Abschluß kommen. Auf die weitere Frage, ob es ihr gelungen sei, unter den Moslems eine brüderliche Liebe gegen ihre christlichen Mitschüler zu wecken, versicherte sie uns, in dieser Beziehung sei ihre Arbeit mit Erfolg gekrönt gewesen und erzählte uns davon manch rührenden Beweis, wovon unser beschränkter Raum uns nur einen einzigen anzuführen gestattet.

„Eines Morgens bat ein halb verhungerter koptischer Christenknabe um Aufnahme in die Schule. Obgleich Lumpen fast die Uniform der neu eintretenden Schüler sind, war die Kleidung dieses armen Jungen doch so erbärmlich, daß sie den Andern fast Schande zu machen schien. Er wurde indeß einer gründlichen Waschung unterworfen, die er sich willig gefallen ließ, und nahm seinen Platz unter den Uebrigen ein. Miß Whately mußte dringender Gründe wegen die Schule ein paar Tage verlassen, uud als sie wiederkam,

fand sie den Knaben nicht nur viel kräftiger aussehend, sondern seine Kleider waren auch in weit besserem Zustande als bei seiner ersten Erscheinung. Auf ihre Erkundiguugen erfuhr sie jetzt, er sei ein heimatloser Waise. Seit seiner Aufnahme in die Schule habe er nun in dem Eselsstalle eines der Lehrer übernachtet, und die muhammedanischen Knaben haben ihm Tag für Tag nicht nur von dem Essen mitgetheilt, das sie für sich selbst mitbrachten, sondern ihm auch von ihren Freunden und Angehörigen Kleider verschafft, die obgleich noch immer ärmlich, doch weit anständiger waren als die, in welchen er gekommen war.

„Nachdem wir mehrere Kinder einige Abschnitte aus dem alten und neuen Testament in arabischer Sprache hatten lesen hören, verließen wir das Zimmer und begaben uns in dasjenige, worin sich die beiden obern Klassen befinden. Auch hier herrschte dieselbe Ordnung und Reinlichkeit, welche uns in den andern Klassen so aufgefallen war. Als wir eintraten, hatten die Knaben gerade Schreibstunde. Ich durchblätterte ihre Hefte und fand sie sehr hübsch geschrieben, obgleich wir, da die Sätze arabisch waren, unsere Befriedigung darüber nicht so aussprechen konnten, wie sie es vielleicht verdienten. Als wir Hrn. Schakur, dem Hauptlehrer, unser Bedauern darüber ausdrückten, hieß er zu unsrer Ueberraschung einige der Knaben ihre französischen und englischen Hefte herbringen. Sie thaten's, und gewiß hätten wir in keiner unsrer gewöhnlichen Schulen eine bessere Schrift gefunden. Er lud uns nun ein, irgend einige der Oberschüler im Englischen zu prüfen und bezeichnete uns fünf, die, wie er sagte, es ziemlich fließend sprechen. Wir wählten einen Moslem, den Sohn eines Eseltreibers, und fragten ihn, welche Fächer in der Schule gelehrt werden. „Lesen, Schreiben, Rechnen und Geographie." Da wir eine große Karte von Europa an der Wand hängen sahen, fragten wir ihn, ob er uns die Hauptstädte der verschiedenen Länder zeigen könne, was er mit ziemlicher Geläufigkeit that. Hr. Schakur richtete dann einige etwas schwerere Fragen an ihn, die er alle mit Sicherheit beantwortete. Da wir den Knaben so wohlbewandert fanden, forderten wir ihn auf, uns den Kurs eines von England nach Alexandrien fahrenden Dampfers zu beschreiben. Er that dieß in gutem Englisch, wobei ihm nur hin und wieder ein kleiner Verstoß in Betreff der Himmelsgegend begegnete, den er aber nach einigem Besinnen gleich selbst berichtigte.

Hierauf wurde uns ein anderer Knabe vorgestellt, der mit großer Geläufigkeit einige Stellen las, die wir ihm im französischen Testament bezeichneten. Wir fragten Hrn. Schakur, ob der Knabe im Stande sei, diese Verse ins Arabische zu übersetzen. Er erwiederte: „Gewiß, aber, wenn es Ihnen gefällig ist, soll er noch mehr thun und sie Ihnen ins Englische übersetzen. Wählen Sie irgend einen beliebigen Vers aus.“ Wir bezeichneten einen aus dem Evangelium Johannes, und zu unsrer Ueberraschung las der Knabe ihn nicht nur fließend französisch, sondern übersetzte ihn auch sogleich in gutes Englisch.

„Jetzt stiegen wir in den obern Stock hinauf, in dem sich die 60—80 Schülerinnen zählende Mädchenschule befindet. Als wir eintraten, waren sie gerade mit Näharbeiten beschäftigt, die sie recht geschickt zu verrichten schienen. Sie sahen ebenso reinlich aus, wie die Knaben, und Einige unter ihnen waren auffallend schön, durchschnittlich jedoch schienen sie weniger aufgeweckt als die Knaben. Miß Whately erklärte uns, es rühre das nicht sowohl von Mangel an natürlicher Begabung her, als von der Schwierigkeit, ihnen den Nutzen des Lernens begreiflich zu machen. Und zu verwundern ist das im Grunde nicht, wenn unter den vornehmsten muhammedanischen Damen nicht Eine unter zehn einen Buchstaben vom andern zu unterscheiden weiß, und nicht Eine unter fünfzig ihren Namen schreiben kann.

„Der Besuch dieser Schulen war uns ungemein interessant, und wir sprachen Miß Whately unsre aufrichtige Anerkennung über ihr gutes Werk aus. Sie erwiederte, durch Gottes Segen sei ihr Dienst nicht ganz nutzlos gewesen, und sie sei überzeugt, daß wenn sie mehr Unterstützung erlangen könnte, sie weit mehr zu thun vermöchte, als mit ihren vergleichungsweise beschränkten Mitteln. Ihre Schulzimmer seien überfüllt, so daß sie oft Schüler zurückweisen müsse, die um Aufnahme bitten. Es sei lange ihr Bestreben gewesen, sich bessere Räumlichkeiten zu verschaffen, aber sie habe unglücklicherweise bei ihren Landsleuten zu wenig Anklang damit gefunden. Jetzt habe sie den Wunsch, wo möglich neue Schulgebäude zu errichten, aber obgleich die egyptische Regierung ihr freundlich ein dazu passendes Grundstück angeboten habe, sei es ihr aus Mangel an Geld nicht möglich, ihren Plan auszuführen. Auf unsre Frage, in welcher Weise die Schulen unterhalten werden, sagte sie uns, sie

bekomme von persönlichen Freunden jährlich etwa 4800 fl. Beiträge; die übrigen Auslagen (etwa 6000 fl.) bestreite sie aus ihrem eigenen Beutel. Als wir weiter fragten, welche Summe sie zur Erbauung der neuen Schullokale in Händen habe, lautete die Antwort: nur einige Pfund St., auch habe sie keine Aussicht, mehr zu erhalten. Wir entgegneten, ob sie nicht vielleicht die Gelegenheit versäumt habe, ihren Landsleuten, die während der Festlichkeiten jenes Herbstes Kairo besucht haben, die Sache zu empfehlen, da unter den Tausenden von Engländern, die aus dieser Veranlassung nach Egypten kamen, doch viele von ungeheurem Reichthum gewesen seien, so daß es ihr gewiß leicht geworden wäre, eine schöne Summe zu ihrem Baufonds aufzubringen? Darauf versicherte sie uns aber, sie habe nichts unversucht gelassen, habe sich persönlich an alle diejenigen gewandt, bei denen sie sich auf irgend eine Empfehlung hin einführen konnte; habe Aufrufe zur Unterstützung ihrer Schulen an die verschiedenen Hotels der Stadt ankleben lassen, und doch belaufe die ganze Summe, die sie empfangen habe, sich nur auf vier Pfund. Indessen verzage sie nicht, sondern sei entschlossen, ihr Werk fortzusetzen.

„Wir müssen bekennen, daß wir Miß Whately's Schulen mit einem hart an Beschämung hinstreifenden Gefühl verließen. Wir hatten während unsres Aufenthalts in Kairo die Missionsschulen der Griechen, der Kopten und der Katholiken besucht und sie alle, namentlich aber die letzteren mit großer Freigebigkeit ausgestattet gefunden. Kaum irgend ein Glied dieser verschiedenen Kirchen hatte Kairo besucht, ohne einen greifbaren Beweis seiner Theilnahme für die Schulen seines eigenen Glaubensbekenntnisses zu hinterlassen. Auch zur Ehre der Amerikaner muß es gesagt werden, daß sie in Egypten mehrere tüchtig geleitete Missionen unterhalten; obgleich aber die Zahl der nach Kairo kommenden oder durch Egypten reisenden protestantischen Engländer größer ist, als die aller Glieder jener andern Kirchengenossenschaften zusammen, haben sie im Laufe eines Jahres keine zehn Pfund zu der einzigen protestantischen Mission in diesem Lande beigesteuert. Das darf nicht so bleiben. Jeden Tag wächst der römische Einfluß in Egypten, und es werden die energischsten Anstrengungen gemacht, den Moslems Achtung vor der katholischen Kirche einzuflößen; das protestantische England aber überläßt es einer muthigen Jungfrau, fast ganz auf ihre eigenen

Kosten die einzige Vertreterin der Theilnahme Großbritanniens an der Civilisirung und Christianisirung der arabischen Bevölkerung Egyptens zu sein."

Obige Schilderungen hatten noch nicht die Presse verlassen, als der darin erwähnte Mitarbeiter Miß Whately's, Mansur Schakur, bereits wieder von ihrer Seite genommen war, nachdem er etliche Monate zuvor noch an der Einweihung ihres neu erbauten Schulhauses theilgenommen hatte. Es war denn doch zur rechten Zeit gebaut und vollendet worden. Sie selbst hat inzwischen dem verdienten Manne ein Denkmal gesetzt in einem Büchlein, dem wir einige Mittheilungen entnehmen, welche zugleich liebliche Streiflichter auf die Früchte der amerikanischen Mission in Syrien werfen.*)

Mansur Schakur war ein Sprößling einer guten alten Maronitenfamilie im Libanon, die durch den großen muhammedanischen Aufstand unter Abdallah Pascha den größten Theil ihres Besitzes verlor, obgleich sein Vater wieder eine angenehme und geachtete Stellung erlangte. Er ließ seinen Söhnen die beste Erziehung zu Theil werden, die in seinem Bereiche stand, d. h. zuerst in der amerikanischen Missionsschule in Beirut, dann im Seminar zu Abeih, das vor der Eröffnung des College in Beirut die Hauptanstalt für höheren Unterricht war. Schon als sechszehnjähriger Jüngling begann er zu fühlen, daß Religion das Eine sei, was noth ist, allein seine Schüchternheit und Bescheidenheit ließ ihn mehrere Jahre hindurch nicht zum lauten Bekenntniß dessen kommen, was seine Seele bewegte. Ein Glied der amerikanischen Mission fühlte ihm jedoch ab, daß die Liebe Gottes in sein Herz eingezogen und die Versöhnung durch Christum der Grundstein seines Lebens war, und gewährte ihm freudig den Zutritt zum Tisch des Herrn.

Es wäre ihm und seinem Bruder ein Leichtes gewesen, sich irdische Güter zu erwerben; da sich ihnen sehr vortheilhafte Gelegenheiten boten, sich dem Handel zu widmen, aber sie widerstanden dieser Versuchung, um ihre ganze Zeit und Kraft in den Dienst am Reiche Gottes zu stellen. In seinen heimischen Bergen begann

*) A Memoir of Mansoor Shakoor of Lebanon, Missionary in Syria and Egypt. By M. L. Whately, London. 1873.

Mansur seine anspruchslose Laufbahn als Lehrer und hielt zugleich Versammlungen für Erwachsene, bisweilen zum großen Aerger der maronitischen Priester, deren Haß ihn wiederholt in wirkliche Gefahr brachte. Als die letzten Metzeleien im Libanon ausbrachen, war er an der amerikanischen Missionsschule in Deir el Kamr angestellt. Die Greuelscenen, von denen er damals Zeuge war, und die Jammerberichte, die er hörte, waren so herzzerreißend, daß er später nie ohne Schauder davon sprechen konnte. Seine ganze Familie entgieng zwar dem Tode, die Lage des Landes bewog aber manche junge Leute, sich lieber in der Fremde einen Beruf zu suchen, und so bot Mansur seine Dienste jetzt der amerikanischen Mission in Egypten an. Zuerst eröffnete er in Kairo eine Schule für eingeborne Knaben, dann wurde er nach Luxor gesandt, um dort eine für die Kopten zu gründen. In nicht ganz einem halben Jahre war es ihm gelungen, über fünfzig Schüler zu sammeln, und was noch wunderbarer war, er durfte mit der Erlaubniß des Bischofs in der koptischen Kirche predigen.

Als wackerer Streiter Christi ließ er sich von dem nun verstorbenen Lord Aberdeen und den amerikanischen Missionaren als Kolporteur aussenden, so verschieden von seinen seitherigen Gewohnheiten und so angreifend für seine Gesundheit auch das Leben war, das er dabei zu führen hatte. Denn es galt da, auf dem offenen Verdeck eines Nilbootes zu schlafen und sich der entbehrungsvollen Lebensweise eines koptischen Hilfsarbeiters von der bescheidensten Stellung anzupassen, während sein seitheriges Leben, wenn auch nach europäischen Begriffen höchst einfacher Art, doch für einen Orientalen immerhin seine eigenen Annehmlichkeiten gehabt hatte. Auch in dieser Stellung leistete er Treffliches.

Allein als sich später eine Mission für die Moslems bildete, folgte er gerne dem an ihn ergangenen Rufe, deren Agent in Kairo zu werden. In dieser Eigenschaft gieng er täglich in den Buden umher, um Gespräche über göttliche Dinge anzuknüpfen und, wo es ihm erlaubt wurde, einen Abschnitt aus der h. Schrift vorzulesen. Auch in den ärmeren Kaffeehäusern sprach er ein und fand da zuweilen recht aufmerksame Hörer.

Um diese Zeit traf Miß Whately erstmals mit ihm zusammen. Obgleich er ihr aber von Anfang an bei Erlernung des Arabischen sehr behilflich war, trat er doch erst drei Jahre später ganz in ihre Ar-

beit ein, nachdem sein jüngerer Bruder Jusuf Schakur bereits auch seine Wirksamkeit in Kairo begonnen hatte. Die beiden Brüder eröffneten nun eine kleine Knabenschule, in welcher sie selbst den Unterricht in Religion und allen höheren Wissenszweigen ertheilten, während sie für die Elementarfächer einen eingebornen Lehrer gewannen. Miß Whately ihrerseits hatte schon länger her eine entfernte Verwandte der Familie Schakur als Tochter zu sich genommen, mit der sich Mansur nun verlobte. Vor der Hochzeit begleiteten sie die Miß nach England, wo Mansur einige Wochen in Cambridge zubrachte und mit dem Studium des Englischen beschäftigt, etlichen Vorlesungen beiwohnte.

Unter seinen dortigen hochkirchlichen Freunden war es Einigen keine ganz willkommene Ueberraschung, in einem gebornen Syrer einen so eifrigen Protestanten zu finden; allein er bekannte sich offen und fest zu dem Grundsatz, in aller Einfalt nur der Schrift anzuhängen und nichts nach Kirchenlehren zu fragen, die etwas davon hinweg, oder etwas hinzuthun, und so alt sie auch sein mögen, doch insgesammt neueren Ursprungs sind als das Evangelium selbst. Viele wunderten sich, daß ein so reichbegabter Prediger nicht entweder in der anglikanischen oder presbyterianischen Kirche die Ordination nachsuche, allein aus verschiedenen Gründen, wozu auch seine schwankende Gesundheit gehörte, zog er es vor, als Laienmissionar fortzudienen.

Nur fünf Jahre währte sein ehliches Glück und die Zeit seiner bedeutendsten Wirksamkeit. Die Knabenschule in Kairo, die mit einem Dutzend zerlumpter kleiner Moslems eröffnet worden war, zählte bald fünfzig, dann hundert Schüler der verschiedensten Klassen. Einen wesentlichen Theil der Missionsarbeit bildeten die von Schakur gehaltenen Abendversammlungen, die Sonntags den Charakter von Gottesdiensten annahmen. Auch verschiedene Dörfer wurden von Zeit zu Zeit besucht, und jeden Winter brachte ein mehrwöchentlicher Ausflug auf dem Nil ihm sowohl eine erfrischende Luftveränderung als auch Gelegenheit, das Wort Gottes an Orten zu verkünden, wo man seinen Schall noch nie vernommen hatte. Diese Dörfer waren 4—12 Stunden von Kairo entfernt und wurden, da sich an sie keine historischen Erinnerungen knüpfen, kaum von irgend einem Fremden außer dem Steuereinnehmer besucht. Selten konnte er dort die gleiche Gruppe von Hörern zweimal um sich sammeln; an jenem großen Tage aber, der auch die stillste und verborgenste

Arbeit am Reiche Gottes ans Licht bringen wird, dürfte vielleicht der Eine oder Andre mit noch vollerem Verständniß wiederholen, was man einmal an einem Sonntag Morgen Einen im Zuckerfelde sagen hörte: „Die Worte des Buches sind süßer als Honigseim."

Der Tod einer edlen Tochter der Schakur-Familie, welche an der Seite ihres Gatten, eines syrischen Predigers im Dienste der amerikanischen Mission, für ihren Herrn gearbeitet hatte, warf auf diese Zeit friedlicher und emsiger Arbeit einen wehmüthigen Schatten, wie er auch in ihrer Heimat allgemeine und tiefe Trauer hervorrief. Schon die zwei nächsten Sommer nach seiner Verheirathung war Mansur selbst so angegriffen, daß er im Libanon Erholung suchen mußte. Das vierte Jahr seines Ehestandes brachte er ganz in Kairo zu, um den Bau des neuen Schulhauses zu leiten, zu welchem der egyptische Vicekönig Miß Whately einen lang ersehnten Platz überlassen hatte. Seine Kenntniß der Geometrie und seine besondere Geschicklichkeit fürs Bauwesen befähigten ihn, den Plan mit solcher Umsicht und Genauigkeit zu entwerfen und zu berechnen, daß er seiner Gönnerin die bedeutenden Kosten eines Architekten von Fach ersparen konnte.

Im Januar 1872 wurde die neue Schule feierlich eröffnet. Kurz darauf kehrte der jetzt mit einer Dame aus Dublin verheirathete Jusuf Schakur von England zurück, um wieder in die Arbeit einzutreten. Bereits aber war Mansur von der Krankheit ergriffen, die ihn zur Freude seines Herrn einführen sollte. Sie war mit großer körperlichen Schwachheit gepaart; der selige, stille Friede aber, in welchem Mansur entschlief, wird den Zeugen seines Todes unvergeßlich bleiben. Männer und Frauen aller Klassen, Kopten, Syrer und Moslems strömten in das Trauerhaus, um zu bezeugen, daß das Gedächtniß des Gerechten im Segen bleibt. Schaaren betheiligten sich am 23. Mai beim Leichenbegängniß, und dieser Eindruck war kein vorübergehender, vielmehr verdoppelte sich von da an die noch immer im Wachsen begriffene Zahl der Theilnehmer an den Abendversammlungen.

Noch einen Namen möchten wir hier nennen, als zu denen zählend, welchen das Kairo der Zukunft den herzlichsten Dank schuldet. Es ist dieß die englische Lehrerin Sarah Hart, die bereits

seit vier Jahren von ihrer Arbeit ruht. Sie war die Tochter einer jüdischen Familie in der Hafenstadt Hull, wo ihr in ihrer Jugend einmal erlaubt wurde, mit ihrer älteren Schwester eine christliche Schule zu besuchen. Die Zeit, während welcher ihr dieß gestattet war, verlief schnell und ohne daß Sarah besondern Nutzen davon gezogen hätte; allein ihre ältere Schwester benützte dieselbe so gut, daß sie zum vollen Glauben an Christum durchdrang. Sobald dieß in der Familie bekannt wurde, nahm man beide Schwestern aus der Schule und suchte nun, während die ältere die schwersten Verläugnungswege allein zu gehen hatte, die jüngere umsomehr in dem Glauben ihrer Väter zu befestigen. Zugleich wurde Alles gethan, ihren forschenden Geist auf andere Bahnen zu locken. Nun aber kam ihr Geburtstag: an diesem fand die ältere Schwester, die mittlerweile Christin geworden war, eine langgesuchte Gelegenheit, ihrer geliebten Sarah eine ganze Bibel zu schenken. Anfangs schätzte diese das Buch nur als eine Gabe ihrer unvergeßlichen Schwester. Allein Neugierde vermochte sie bald, im Neuen Testament zu lesen, und ehe sie selbst es recht gewahr wurde, übte dasselbe eine große Macht über sie aus. Es wurde ihre einzige Freude, eine Quelle immer neuen Lichtes und Lebens. Im Jahre 1857 bekannte sie öffentlich ihren Glauben an Christum und wurde, wie früher ihre Schwester, in der bischöflichen Kirche ihrer Vaterstadt getauft.

Beide Jüngerinnen erfuhren in ungewöhnlichem Grade, was es heißen will, Alles verlassen und Jesu nachfolgen. Allein auf diesem Wege der Entsagung lernten sie auch seinen Ruf immer klarer erkennen und ihm unbedenklicher sich überlassen. Schon im Jahre 1859 finden wir Sarah in Kairo; sie war berufen worden, dort eine Schule von jüdischen Mädchen zu sammeln oder weiter zu führen. Im Frühjahr 1861 wurde es ihr gewiß, daß sie sich der amerikanischen Mission (der United Presbyterians) anzuschließen habe, deren Arbeit sich eben eines bedeutenden Aufschwungs erfreute. Nun übernahm sie die Leitung der Mädchenschule im Stadttheil Harret es Sakjin, deren Besuch bald auf 80 (meist koptische) Kinder stieg, während sie zugleich in ihren Freistunden die Mütter und Geschwister ihrer Schülerinnen aufsuchte und ihre eingebornen Gehilfinnen weiter ausbildete. Ihre Kraft reichte sogar aus, bald auch die Aufsicht über eine zweite Schule zu übernehmen, die im koptischen Quartier errichtet wurde. Monate lang vertheilte sie ihre Zeit zwischen bei-

den Schulen, bis die steigende Anzahl der Kinder die Anstellung einer neuen Lehrerin durchaus nöthig machte. Mit allem Ernst lag ihr an, die Kleinen und hauptsächlich die Gehilfinnen des gleichen theuren Glaubens theilhaftig zu machen, in welchem sie ihr Glück gefunden hatte. Und dieses Streben blieb nicht erfolglos, wie die Missionare ihr nachrühmen, wenn wir auch nicht im Stande sind (aus Mangel an eingehenden Berichten von jener Mission) Sarahs Thätigkeit und deren Früchte zu schildern.

Am Morgen des 28. Juni 1869 war sie mit dem Schuldiener und ihrer Magd in Haushaltgeschäften thätig, als plötzlich eine Kanne Erdöl durch die Nähe des Lichts Feuer fieng und allen dreien schreckliche Brandwunden verursachte. Schon nach einer halben Stunde hatte Sarah ausgelitten, das Mädchen und der Diener folgten ihr binnen wenig Stunden im Tode nach. Für die Mission war es ein schwerer Schlag. Die koptischen Priester und andere Widersacher des Evangeliums verbreiteten überall Warnungen vor dem Gottesgericht, das über alle Protestanten hereinzubrechen begonnen habe, und bewogen viele einfältige Leute, ihre Kinder nicht mehr in das verruchte, vom Racheſtrahl getroffene Haus zu senden. Zugleich eröffneten sie eine Gegenschule mit Lehrerinnen, welche sie der Mission abwendig zu machen wußten. Doch blieb die beste der koptischen Gehilfinnen, Mariam Demian, ihrer Ueberzeugung treu und der Sturm wurde überstanden. Kehrten auch zuerst nur acht Mä dchen in die verwaiste Schule zurück, bald stieg ihre Zahl wieder und die Ausdauer der Protestanten behielt den Sieg. So ist denn die Arbeit dieser aus England und Amerika, aus Israel und Syrien zusammengebrachten Kräfte nicht vergeblich geblieben; möge sie bald zu einer Verjüngung des Landes führen, dem nach Israel die unstreitbar deutlichste Gnadenverheißung gegeben ist!

Hier könnten wir schließen, wenn nicht ein Zeitungs-Artikel uns die Frage aufdrängte, wie sich denn wohl auch unsere Landsleute, die in immer steigender Zahl Aegypten besuchen, zu diesen evangelistischen Bestrebungen verhalten? Wir haben gesehen, wie weh es einem ehrbaren Engländer thut, von der Gleichgültigkeit der meisten Briten gegen eine solche unscheinbare Geduldsarbeit Zeugniß ablegen zu müssen, während er sich beschämt fühlt durch die Theil-

nahme, welche Franzosen und andere Fremde der katholischen Mission zuwenden. Wie benehmen sich nun die Deutschen? Wir wissen Gottlob von einem angesehenen Landsmann, der an der Hebung der ägyptischen Jugend herzlichen Antheil nimmt, ohne zu den in Alexandrien und anderwärts thätigen deutschen Lehrern und Sendboten zu gehören. Wir hoffen, es gibt noch andere, welche sich über jede Weckung der Geistesthätigkeit in einem schlummernden Volke freuen, sobald sie sich durch den Augenschein überzeugt haben, daß eine von Wohlwollen und Einsicht geleitete Thätigkeit zur Belehrung der Unwissenden besteht. Aber wie viele sind zu vornehm, nach derlei Kleinigkeiten auch nur zu fragen, geschweige denn solche Schulen selbst aufzusuchen und ihr Wirken zu belauschen!

Dr. Lauth von München hat kürzlich Aegypten bereist und von dessen Alterthümern allerhand Interessantes mitgetheilt. Wie schmerzlich aber wird die Achtung, die man einem solchen Gelehrten zollen möchte, durch eine Aeußerung gemindert, wie sie ihm in einem seiner „ägyptischen Reisebriefe“ entfährt. Er schreibt*):

„Ob wirklich einige Kopten — darunter der Konsularagent Todros in Luxor — zum Protestantismus aus freien Stücken übergetreten, oder zu diesem Schritte durch das nämliche Mittel wie die Juden durch die englische Bibelgesellschaft, nämlich ungefähr 1000 Pf. St. per Kopf des Täuflings, bewogen worden sind, wird uns vielleicht die Geschichte der äußeren Mission des übrigens (so viel ich weiß) paritätischen Reichs einst lehren. Thatsache aber ist, daß man sich durch die Proselytenmacherei und Muckerpolitik bei der weitaus großen Mehrheit, den Muhammedanern, im vornherein verdächtig, ja verhaßt macht und sich so den Boden zu späterer Wirksamkeit entzieht.“

Wir wissen nicht, ob der gelehrte Schreiber katholisch oder protestantisch oder paritätisch ist; daß er aber unbesonnen von etwas geredet hat, das er zu verstehen sich nie die Mühe genommen, liegt auf der Hand. Er weiß, welch ein großes Publikum er auf seiner Seite hat, wenn er für einen Augenblick aus seinen ernsteren Studien heraustritt, um seinen Lesern ein mitleidiges Lächeln zu entlocken; die etwas kritischer gerichteten versöhnt er ja wieder durch eine sittsame Hinweisung auf „spätere Wirksamkeit“. Von einer

*) Augsb. Allg. Zeitung. Beilage vom 8. Juni 1878.

Verständigung mit solch einem Geiste ist natürlich keine Rede. Aber ein ehrlicher Deutscher schämt sich des hochfahrenden Landsmanns, wenn er ihn z. B. mit dem indischen Prinzen Dalip Sing vergleicht, der auch Aegypten durchreiste, aber von der Wirksamkeit der dortigen Mission sich durch den Augenschein unterrichtete und nicht sobald erkannte, daß hier Gutes geschafft werde, als er auch zugriff und eifrig mit Hand ans Werk legte. Dieser Indier war freilich ein Christ und begnügte sich darum nicht mit der leidigen Vertröstung auf „spätere Wirksamkeit". Wie mancher Reisende könnte ein gutes Werk durch den Aufwand einer Stunde ermuthigen und trüge mehr davon, als vom Besuch einer Ruine oder Todtenkammer; er hätte doch wenigstens einen Blick ins heutige Leben geworfen und sich für einen Augenblick dessen Anforderungen an ihn selbst vergegenwärtigt.

Die Audienz des chinesischen Kaisers.

Die Gelehrten und Beamten in China haben bis zuletzt die Zulassung der europäischen Gesandten zu einer Audienz beim Kaiser für eine Unmöglichkeit erklärt, trotz allem, was in den Verträgen festgesetzt und versprochen war, d. h. sie hielten es für sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser die Huldigung der fremden Gesandten freundlich annehmen werde, wenn diese sich dazu verstehen, vor ihm auf die Kniee zu fallen und den Kopf gegen den Boden zu stoßen. Eine solche Ehrfurchtsbezeugung heißt kautau und gilt für die einfachste Sache von der Welt. Wer verlangen wollte, den Kaiser des himmlischen Reichs zu sehen — ohne kautau, der scheint ihnen nicht richtig im Kopfe oder müßte er der frechste Mensch von der Welt sein. Man kann vielfach in China Reden wie diese hören: „Wenn die europäischen Konsuln in den Hafenstädten vor dem Minister Tseng kwo fan kautau machten, so oft er jene Häfen besuchte, wie thöricht wäre es zu denken, daß irgend ein Ausländer den Himmelssohn sehen dürfte, ohne dasselbe zu thun!" Seit 12 Jahren stehen diese Konsuln in stetem Verkehr mit den Oberbehörden, und noch immer glaubt das bethörte Volk alles Ernstes, jene Europäer erniedrigen wirklich sich selbst und die Nation, welche sie vertreten, durch solche Verbeugung in den Staub!

Da hat nun, wie es scheint, zuerst der deutsche Gesandte diese Sache in die Hand genommen und endlich auch den englischen, der die chinesischen Vorurtheile möglichst schonen wollte, zu seiner Ansicht herübergebracht. So haben denn die Vertreter von Deutschland, England, Frankreich, Rußland und Nordamerika am 24. Febr. ein Gesammtschreiben an den Prinzen Kung gerichtet, der ihnen Tags zuvor die Thronbesteigung Tungtschis angekündigt hatte, und haben denselben ersucht, den jungen Kaiser zu vermögen, daß er ihnen gestatte, ihm ihre Glückwünsche zu seiner Majorennität in Person darzubringen. Dieser gemeinschaftliche Schritt hat endlich den gewünschten Erfolg gehabt; der Sohn des Himmels hat zugesagt, die christlichen Gesandten ohne kautau zu empfangen. Damit tritt er aus der Wolke, die ihn bisher den Blicken der Fremden entzog, heraus, um mit ihnen persönlich über die politischen Fragen zu verhandeln.

Allein die Ausführung des Versprechens verzog sich; der deutsche Gesandte, Baron von Rehfues, erkrankte und reiste von China nach Hause; wieder und wieder meldete die Post: „die Audienzen haben noch nicht stattgefunden", daher noch immer da und dort sich Zweifel erhoben. Aber ein günstiger Vorfall zeigte neulich, daß am chinesischen Hof auch etwas Licht eindringt. Ein englischer Zollinspector im Dienste des Kaisers ritt vor Kurzem durch Peking, als ihm eine große Procession begegnete. Da Herr Man dieselbe nicht stören wollte, stieg er ab und trat mit seinem Pferd bei Seite. In der Mitte des glänzenden Zugs, der vorübergeht, zeigt sich hoch zu Roß der älteste Sohn des Prinzen von Tun, ein 18jähriger Jüngling, der bis jetzt für den vermuthlichen Thronerben gilt. Dieser steigt alsobald gleichfalls vom Pferd, verbeugt sich auf höflichste vor dem Engländer und redet mit ihm eine Viertelstunde lang auf offener Straße ganz vertraulich. Das Gefolge konnte es rein nicht begreifen, wie ihr Herr einen Barbaren so ehren mochte; ein Mandarin suchte sogar die Unterredung rasch zu unterbrechen, allein umsonst; sie wurde durch diese Einmischung eher verlängert. Daran sah denn alle Welt, daß im Palast sich neue Dinge vorbereiten, und schon bringt auch ein Gerücht durch das Land, der Kaiser werde (in Nachahmung des japanischen) zum erstenmal eine Rundreise durch sein Reich unternehmen.

Die Regierung ist also, wenn nicht Alles trügt, zum Nachgeben entschlossen, nur sucht sie vor ihrem Volke das Ansehen zu

bewahren, daß ihre neuen Schritte nicht aus ängstlicher Nachgiebigkeit gegen die christlichen Nationen entspringen.

Ein weiteres heilverkündigendes Zeichen war der Umstand, daß der junge Kaiser am 9. April, von einem Besuch bei den kaiserlichen Gräbern nach Peking zurückkehrend, ausdrücklich erlaubte, das Volk dürfe in den Straßen bleiben, während er seinen Einzug halte. Das war eine bedeutende Neuerung. Sonderbarer Weise ließ Tungtschi sich in einer offenen Sänfte durch die Straßen tragen, sank dabei auch gelegentlich in Schlaf, worüber natürlich allerhand eigenthümliche Bemerkungen von seinen Unterthanen fielen. Ein Europäer benützte diese Gelegenheit, um am Fenster eines Chinesenhauses eine Skizze von dem neuen Herrscher des Reichs der Mitte zu entwerfen, die ihn als einen erträglich verständigen, aber sehr alt aussehenden Tataren darstellt.

Dann verlautete, die Audienzfrage sei in freisinniger Richtung entschieden, und schon handle es sich um weitere Maßregeln, durch welche die Ausbeutung der reichen Kohlen- und Eisenschätze Chinas und der Bau von Eisenbahnen mittelst europäischer Handreichung möglich gemacht werden solle. Bereits dachte man in England daran, dem Kaiser eine kleine Lokomotive mit dem übrigen Eisenbahnapparat als Geschenk zu übersenden, damit das Interesse, welches ein scheinbares Spielzeug in ihm erwecken dürfte, sich später in größerem Maßstabe verwerthen lasse.

Und jetzt endlich überrascht uns eine telegraphische Nachricht, welche meldet:

„Der Kaiser von China empfieng den englischen, französischen, russischen, amerikanischen und japanischen Gesandten in Gegenwart einer großen Anzahl von Mandarinen am 29. Juni in seinem Residenzschlosse zu Peking. Der französische Gesandte überreichte darauf in einer Privataudienz ein Schreiben die in Tientsin (im Juni 1870) vorgefallene Metzelei betreffend.“

Eine spätere Nachricht meldet: der russische Minister verlas eine Adresse in französischer Sprache, welche von dem Dolmetsch der deutschen Gesandtschaft, von Bismarck, ins Chinesische übersetzt wurde. Jeder Gesandte legte sodann sein Beglaubigungsschreiben auf einen Tisch vor dem Kaiser nieder, der die Adresse in der Mandschu-Sprache beantwortete, was Prinz Kung ins Chinesische übersetzte. 800 Man-

darine wohnten dem Empfange bei, die Straßen waren mit Menschen überfüllt. Die Pekinger Hofzeitung schweigt von der Audienz.

Die Tragweite dieses Ereignisses läßt sich noch nicht überschauen. Aber man darf zuversichtlich hoffen, daß in Folge desselben die chinesischen Beamten bis in die entferntesten Provinzen den Ausländern und Christen gegenüber eine andere Stellung einzunehmen sich genöthigt sehen werden. Auch China ist damit in die Bahn des Fortschritts eingelenkt.

Der Aschante-Krieg.

Die „Times" erhielt einen Brief aus Freetown, der nach Nachrichten des Dampfers „Calabar" von Cape Coast Castle merkwürdige Angaben über den Aschante-Krieg bringt und jedenfalls frühere Nachrichten über einen Sieg der Engländer als eine Täuschung hinstellt. Elmina ward am 14. Juni durch englische Soldaten und Matrosen in Brand gesteckt und total zerstört. Es war dieß geschehen, weil die Einwohner die Aschantes thatsächlich mit Waffen und Munition unterstützt hatten. Zwei oder drei Tage vor der Zerstörung der Stadt war ein Haufe Aschantes in die Straßen von Elmina gedrungen und hatte erhalten, was er begehrte. Als der „Calabar" am Morgen des 15. auf der Höhe von Elmina erschien, stand die Stadt noch im Brand und wurde von der Seeseite aus beschossen. Die Engländer hatten zuvor eine Proklamation erlassen, in welcher sie allen loyalen Unterthanen das Fort von Elmina als Zufluchtsort anboten. Die Stadt selbst, ziemlich fest und wohlgebaut, gab denen, die einen Angriff auf das Fort machen wollten, einen guten Rückhalt. Sie hatte vor Beginn des Krieges etwa 10,000 Einwohner. — Am 9. Juni landete Colonel Festing in Cape Coast und übernahm das Kommando über alle Truppen an der Westküste von Afrika; einige Detachements Marine-Artillerie und leichter Marine-Infanterie brachte Captain Freemantle gleichzeitig herbei. Die Verbindung zwischen Cape Coast und Elmina war einige Tage, was den Landweg betrifft, unterbrochen, bis am 7. Juni ein starkes Detachement der Haussa-Polizei, der eingebornen Truppen in englischem Solde, die Kommunikation durch einen Marsch von Cape Coast Castle nach Elmina wieder eröffnete. Am 10. Juni fuhren die beiden Kommandeure auf einem Kanonenboot nach El-

mina, das, damals von den Aschantes eng umschlossen, nun ihr Hauptoperationspunkt geworden ist. Beide kehrten am 11. zurück, und am 12. brach Colonel Festing um Mitternacht an der Spitze von Seetruppen und einer starken Haussa-Abtheilung in Eilmärschen nach Elmina auf, wo man einen Angriff der Aschantes erwartete. Das Gerücht von einem Scharmützel zwischen den Seesoldaten und den Aschantes ist nicht verbürgt. Die Aschantes halten das ganze Land zwischen Elmina und Cape Coast Castle besetzt, sie haben sogar ein Dorf niedergebrannt, nicht weiter als eine englische Meile von letzterer Stadt entfernt. Der „Calabar" bringt auch Nachricht von einem Gefecht zwischen den Fantis und Aschantes bei Donkah, einem Dorfe 15 Meilen von Cape Coast ins Land hinein, dem Hauptorte der Gegend von Denkara. Das Gefecht war sehr ernsthaft und währte zwei Tage. Es begann am 4. und blieb an diesem Tage unentschieden, am 6. ward es erneuert, da die Aschantes in der Nacht sich aufs neue concentrirt hatten. Nach einem heftigen Widerstand wurden die Fantis unter großen Verlusten aus allen ihren Positionen vertrieben. Weder Engländer noch Haussas waren betheiligt dabei. Die Fantis flohen nach Cape Coast und wurden auf dem Wege noch von den Aschantes heimgesucht, die von Elmina Unterstützung erhalten hatten. — Cape Coast Castle wimmelt von schwarzen Flüchtlingen; über 30,000 haben hier ihre Zuflucht gesucht. Da es an Wasser und Nahrung fehlt, herrscht große Verzweiflung. Das einzige trinkbare Wasser ist das Regenwasser, da die andern Wasser die tödtliche Dysenterie hervorrufen, und das Regenwasser läßt auf sich warten. Privatbriefe melden, daß der Gesundheitszustand der Stadt in Folge des unerwarteten Zuwachses der Bevölkerung und des großen Wassermangels ein höchst gefährlicher sei. Blattern und Dysenterie richten große Verheerungen an. Das Hauptquartier der Aschantes befindet sich in Afutu, 12 Meilen etwa von Cape Coast; man sagt, der König soll dort in Person anwesend sein. Die Lage des Kommandanten ist sehr schwierig, so viel man auch zu ihm Vertrauen hat, und die Ankunft des 2. westindischen Regiments wird mit besorgter Ungeduld erwartet.

Auch im englischen Parlament wird eingestanden, daß die Lage von Cape Coast eine bedenkliche sei. Zwei Dampfer, welche Vorräthe dahin bringen sollten, waren unterwegs gescheitert, was die Rathlosigkeit der Besatzung gesteigert hatte. Unter diesen Umständen

gewinnen die Gerüchte von einer Geneigtheit der Engländer, den Frieden mit Aschante zu erkaufen, größere Glaubwürdigkeit, als ihnen sonst zukommen würde. Es wollte verlauten, die Briten verhandeln — und zwar entweder über einen nominellen Anschluß Aschantes an ihr Protectorat, wofür dem Könige ein jährliches „Geschenk“ zugesichert würde, oder gar über eine Abtretung des Protectorats an den Aschantekönig, was ans Unglaubliche grenzt. Jedenfalls hat sich das britische Protectorat als eine für den äußeren Schutz der Mission auf der Goldküste höchst unzureichende Macht gezeigt; möge das Gebet der blosgestellten 2200 schwarzen Christen und ihrer Freunde in Europa sich als eine stärkere erweisen!

Zur Missionsstatistik.

Ein gewisser Scott Robinson hat sich die Mühe gegeben, eine Statistik der britischen Missionsgesellschaften auszuarbeiten. Er fand, daß in England, Schottland und Irland 60 Gesellschaften für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden bestehen. Von diesen sind 21 bischöflich, 10 gemischt aus Bischöflichen und Dissidenten, 34 gehören presbyterianischen und Dissidenten-Kirchen an. Im J. 1871 brachten diese Gesellschaften die Summe von 10½ Millionen Gulden zusammen; nur scheint hierin auch die Evangelisationsarbeit unter den alten Kirchen Europas und Asiens eingeschlossen zu sein; denn 14 Procente der Ausgaben vertheilen sich auf Europa, 4 auf das türkische Reich, 27 auf Indien und Ceylon, 5 auf China, 11 auf Afrika, 15 auf Amerika und Australien. Für Wittwen und Kinder der Missionare wurden 3 Procente ausgegeben, und die Kosten der Verwaltung beliefen sich auf 11 Procent. In den Missionsgebieten selbst wurden weitere 2,400,000 Gulden für die Zwecke der Evangelisation beigetragen, von etwa einer Million Bekehrten, aus welchen neben Tausenden von Lehrern und Evangelisten bereits an 500 ordinirte Prediger hervorgewachsen sind.



Elmina.

Die Asante (Aschante).

Es sind schon 15 Jahre vergangen, seit ein Missionar der Goldküste den Gedanken aussprach, das deutsche Missionsheer habe bei „Besetzung dieser Küste nichts Geringeres im Sinn, als die Eroberung des Reichs Asante."*) Die Erfahrungen aber, welche seither mit diesem Reiche gemacht worden sind, sehen nur gar keiner Eroberung gleich: Asante hat vielmehr angefangen, das Gebiet der Mission selbst zu erobern, die Station Anum liegt seit dem Juni 1869 zerstört, und die dort gefangenen Missionsarbeiter befinden sich noch immer in der Gewalt des stolzen Siegers, während alle übrigen Stationen der Deutschen vor seinem Andrang zu zittern scheinen und der englische Schutz sich bisher als gänzlich unzureichend erwiesen hat. Zum Glück für die Basler Mission wogt der Kampf einstweilen um den Sitz der englischen Regierung, um das im Wasser gelegene Fort Cape Coast und das nahe, bis vor kurzem niederländischen Elmina; aber auch hier leidet die Mission, nämlich die wesleyanische unter dem Fante-Volke, eine Schädigung um die andere, und sowohl die entschiedene Ungeneigtheit der britischen Regierung, dem Feinde, der wohl 40,000 Krieger ins Feld schickt, eine entsprechende Macht gegenüberzustellen, als auch die Zersplitterung der Stämme, welche zu keiner gemeinschaftlichen Aktion gegen Asante sich aufraffen können, läßt noch weitere Unglücksfälle erwarten.

Dennoch halten wir die Hoffnung fest, daß Asante für Christum erobert werden soll und wird, so wenig wir auch die Zeit berechnen können, in der diese Erwartung sich verwirklichen dürfte. Fassen wir einmal diese Nation näher ins Auge! Sie ist fast das einzige Negervolk, das sich einer Geschichte rühmen kann.

Etwa 50 Stunden nördlich von Cape Coast liegt die Stadt

*) Miss. Mag. 1859. S. 52.



Elmina.

Die Asante (Aschante).

Es sind schon 15 Jahre vergangen, seit ein Missionar der Goldküste den Gedanken aussprach, das deutsche Missionsheer habe bei „Besetzung dieser Küste nichts Geringeres im Sinn, als die Eroberung des Reichs Asante.“ *) Die Erfahrungen aber, welche seither mit diesem Reiche gemacht worden sind, sehen nur gar keiner Eroberung gleich: Asante hat vielmehr angefangen, das Gebiet der Mission selbst zu erobern, die Station Anum liegt seit dem Juni 1869 zerstört, und die dort gefangenen Missionsarbeiter befinden sich noch immer in der Gewalt des stolzen Siegers, während alle übrigen Stationen der Deutschen vor seinem Andrang zu zittern scheinen und der englische Schutz sich bisher als gänzlich unzureichend erwiesen hat. Zum Glück für die Basler Mission wogt der Kampf einstweilen um den Sitz der englischen Regierung, um das im Wasser gelegene Fort Cape Coast und das nahe, bis vor kurzem niederländischen Elmina; aber auch hier leidet die Mission, nämlich die wesleyanische unter dem Fante-Volke, eine Schädigung um die andere, und sowohl die entschiedene Ungeneigtheit der britischen Regierung, dem Feinde, der wohl 40,000 Krieger ins Feld schickt, eine entsprechende Macht gegenüberzustellen, als auch die Zersplitterung der Stämme, welche zu keiner gemeinschaftlichen Aktion gegen Asante sich aufraffen können, läßt noch weitere Unglücksfälle erwarten.

Dennoch halten wir die Hoffnung fest, daß Asante für Christum erobert werden soll und wird, so wenig wir auch die Zeit berechnen können, in der diese Erwartung sich verwirklichen dürfte. Fassen wir einmal diese Nation näher ins Auge! Sie ist fast das einzige Negervolk, das sich einer Geschichte rühmen kann.

Etwa 50 Stunden nördlich von Cape Coast liegt die Stadt

*) Miss. Mag. 1859. S. 52.

Kumase („Morderde"), die Hauptstadt des gefürchteten Herrschers, der gegenwärtig über mehr als 200 Quadrat-Meilen regiert. So groß auch in Folge der langfortgesetzten Eroberungs- und Menschenraubkriege die Mischung der Stämme in diesem Reiche geworden ist, im Ganzen ist die Bevölkerung als ein Zweig des Otyi-Stammes, und zwar als dessen Hauptmasse zu betrachten. Die Zahl der Einwohner läßt sich kaum mit einiger Sicherheit muthmaßen. Wo aber Heere von 40—60,000 Mann aufgestellt werden können, so viele von diesen auch blos Sklaven sein mögen, die ihren Herrn zur Bedienung nachfolgen, ist jedenfalls eine ziemlich dichte Bevölkerung anzunehmen. Die Anschläge schwanken zwischen 1 $1/2$ und 4 Millionen.

Es scheint, daß das Vordringen des Islams und Bewegungen unter den muhammedanischen Negern im Innern des Welttheils dem Otyivolke den Anstoß zur Wanderung nach der Küste gaben. Die Fante, ein Zweig desselben, wollen zuerst über die Gebirge herabgestiegen sein in das Land der goldhaltigen Flüsse. Die Asante selbst glauben von der Stadt Inka, die irgendwo im Nordosten liegt, ausgegangen zu sein, und hinter den Fante her das Land bis zum Prah besetzt zu haben. Der Reisende Bosmann (um 1700) ist der erste, welcher von den Asante als einem kriegerischen Volke spricht; sie mögen aber schon lange vorher mit mehr oder minder verwandten Stämmen um den Vorrang gerungen haben.

Unter ihrem Könige O Sai Tutu machten sich damals die Asante weithin gefürchtet, obwohl nur mit Bogen und Speeren bewaffnet. Sie kämpften auf ihrer westlichen Grenze gegen die Häuptlinge von Tufel und Denkera und drangen da zuerst in geschlossenen Gliedern vor, Schlachten zu liefern, wie sie unter Negern noch nicht vorgekommen waren. Das Skelett des gefallenen Herrschers von Denkera wurde, von allem Fleische gereinigt, nach Kumase gebracht, welches Sai Tutu zur Hauptstadt erkoren hatte, und dort als Fetisch verehrt. Einige europäische Kanonen, welche vom Fort Elmina zur Unterstützung des Denkerafürsten ins Feld gezogen waren, fielen gleichfalls in die Hände der Asante und wurden als Trophäen nach Kumase geführt.

Seit dieser Zeit sehen sich die Asante-Könige als Schutzherren von Elmina an; denn da der holländische Statthalter eine monatliche Pachtsumme für das Land, auf welchem das Kastell steht, an den Fürsten Denkera zu zahlen hatte und es vortheilhaft fand, die-

sen Tribut hinfort dem Sieger zufallen zu lassen, entwickelte sich mit der Zeit ein freundlicher Verkehr zwischen Elmina und Asante. Von jenem Handelsort, dem ältesten der 25 Forts, welche auf der Goldküste erstanden waren, *) erhielten nunmehr die Eroberer die nöthigen Feuerwaffen und andere europäische Waaren, welche sie vortheilhaft gegen Goldstaub und Sklaven eintauschten. Anderseits wurden nun die Fante von der holländischen Behörde gegen den Andrang der Asante geschützt und dienten gewissermaßen beiden Mächten, indem sie deren Verkehr vermittelten.

Ans Fanteland grenzt im Norden das noch immer südlich vom Prah gelegene Ländchen Asin (oder Aseng). Auch mit diesem Stamme bestand O Sai Tutu glückliche Kämpfe und machte ihn sich zinsbar. Einmal blieb der Tribut aus, daher der König mit Heeresmacht auszog, die Untreue zu strafen. Doch hier fiel er durch Unvorsichtigkeit in einen Hinterhalt und wurde getödtet, während 300 seiner Weiber und Höflinge gefangen wurden. Sein Heer rächte diese Schmach durch einen blutigen Sieg; zwar den Leichnam ihres großen Königs fanden sie nicht mehr, dafür aber fiengen sie eine große Menge von Asinkriegern, die nach Kumase geschleppt und seinen Manen geopfert wurden. — Jener Ueberfall, der bei Kormanti stattfand, lebt noch immer im Gedächtniß der Asante; ihr furchtbar-

---

*) Elmina wurde von den Portugiesen erbaut, denen es die Holländer im Jahre 1637 entrissen. Es ist eine ansehnliche Festung, an welche sich eine Stadt der Schwarzen anschließt, welche, wie kürzlich berichtet (S. 350) am 14. Juni 1878 von den Engländern bombardirt und größtentheils niedergebrannt wurde. Für die Missionsgeschichte hat Elmina einige Bedeutung, sofern der erste Vollneger, der im Dienste der reformirten Kirche Verwendung fand, diesem Platze angehörte. Es ist der frühere Sklave Johannes Capitein, der zum Lohn für seine Treue in Leyden studiren durfte und ums Jahr 1743 Prediger in Elmina wurde. (Kleinknechts zuverlässige Nachrichten der theuer erkauften schwarzen Schaf- und Lämmerheerde. Augspurg 1749 II., S. 257). Sein Portrait in priesterlichem Habit wurde damals weit verbreitet, mit dem angehängten Verse:

Hier könnt ihr einen Mohren schauen,
Die Haut ist schwarz, die Seele weiß;
Er lebt nunmehro Gott zum Preis,
Und wird das schwarze Volk erbauen:
Er will Glaub, Lieb und Hoffnung lehren,
Daß sie auch weiß gemacht mit ihm das Lamm verehren.

Ob und wie weit diese Hoffnung in Erfüllung gieng, scheint kaum mehr ausgemittelt werden zu können.

ster Eid lautet „beim Leben des Königs“ oder „beim Samstag von Kormanti“ (Meminda Cormanti).

Nach dem Tode des Königs folgte eine Periode der Verwirrung und innerer Kämpfe, während welcher viele der unterworfenen Stämme sich wieder frei erklärten, bis endlich der tüchtige Bruder des gefallenen, O Sai Opoku den Thron bestieg. Ihm gelang es bald, die Abtrünnigen zum Gehorsam zurückzuführen und auch die Eroberung des (im Nordosten von Asin gelegenen) Ländchens Akim zu vollenden. Im Innern machte er sich das goldreiche Gaman zinsbar, dessen König er bis ins Kong-Gebirge verfolgte; die Forts an der Küste, britische sowohl als holländische und dänische, sandten ihm regelmäßig ihre Geschenke. Eine Verschwörung, die sich unter seinem Adel bildete, mußte er mit Waffengewalt unterdrücken, kurz vor seinem im Jahre 1742 erfolgten Tode.

Es beschränkt nämlich in Asante die schon öfters als geradezu absolut geschilderte Königsgewalt ein auf seine Vorrechte eifersüchtiger stolzer Adel, der nicht nur in allen äußern Angelegenheiten ein Veto hat, sondern auch in der Gesetzgebung und bei richterlichen Entscheidungen seinen nicht zu übersehenden Rath ertheilt. Den minderjährigen König unterrichten die alten Kronräthe jeden Morgen über die Geschichte des Reichs und die Thaten seiner Vorfahren; damit wird ihm sowohl die stehende Reichspolitik eingeprägt, als auch der Thatenlust ein Sporn gegeben. Dann hängt es von den persönlichen Eigenschaften des einzelnen Herrschers ab, ob er blos den vorgeschriebenen Reichsbrauch zu verfolgen sich bescheidet, oder seine Macht auch etwas auszudehnen vermag. Die Frauen des Palastes singen dem König je und je die Großthaten der Ahnen; darüber wird er oft so aufgeregt, daß es gefährlich ist, ihm zu nahen. Es wird von ihm erwartet, daß er gerecht regiere, stets die Wahrheit sage und sein Wort pünktlich halte. Immerhin hat er eine Menge Vorrechte. Er erhält jährliche Abgaben, in Geschenken, welche den Verhältnissen des Steuernden angemessen sind; weiter beerbt er jeden seiner Unterthanen, wenn nicht in anderem Eigenthum, doch in allem Goldstaub, den derselbe hinterlassen haben mag; daher galt er seiner Zeit für den reichsten Mann in Afrika. Das hauptsächlichste Zeichen seiner Würde ist der Elephantenschwanz; auch wer eine Botschaft vom Könige bringt, trägt einen solchen. Jedem seiner Gesandten gibt er einen Spion bei, der über dessen Benehmen zu berichten hat, wie über-

haupt ein künstliches Spähsystem im ganzen Lande herrscht; die Beamten sind schärferer Controle unterworfen als anderswo und dürfen sich keine Erpressungen erlauben. Zu seinem Hofstaat gehört eine Bande von jungen Dieben, die ungestraft stiehlt, und die Truppe der Okras, seiner Lieblingssklaven, die überall mit ihrem Leben für ihn einstehen und mit ihm begraben werden, hat eine so exceptionelle Stellung, daß sie gar nicht vor Gericht gezogen werden dürfen. Er hat 330 Weiber, von denen je sechs immer um ihn sind; er verschenkt sie aber je und je nach Gefallen. Eine dieser Frauen des Palastes zu sehen, ist ein Kapitalverbrechen für jeden Unterthan. Die Schwestern des Königs wählen ihren Mann beliebig, und die Sitte will, daß dieser bei ihrem Tode ihnen in das andere Leben nachfolgt. Vorrecht des Adels ist es dagegen, die untreue Gattin zu verkaufen oder zu tödten; ebenso dürfen nur vornehme Verbrecher sich selbst den Tod geben. Viele Häuptlinge haben 1000 und mehr Sklaven; außerdem gebieten sie als Patrone über große Massen von Schützlingen.

Doch fahren wir fort mit der Geschichte des wunderlichen Reiches! Auf Opoku folgte sein Bruder Akwasi, welcher Mühe hatte, die eroberten Staaten in Unterwürfigkeit zu erhalten. Seine Regierung zeichnete sich durch Kriege mit dem östlichen Nachbarreich, mit Dahome aus, welches damals verschiedenen Häuptlingen (von Akim, Kwaku ꝛc.), welche das asantesche Joch abzuschütteln trachteten, zum Rückhalt diente. Akwasi überwand das alliirte Heer in einer großen Schlacht am Voltaflusse, überschritt diesen und drang tief ins feindliche Gebiet ein. Doch hier erlitt er eine ebenso schwere Niederlage und mußte nach Kumase zurückkehren, wo er seine gefallenen Treuen durch unzählige Menschenopfer ehrte, ehe er selbst an einer im letzten Gefecht erlittenen Wunde starb (1752).

Sein Neffe Kudscho hatte wieder mit empörten Provinzen zu kämpfen, bevor er sich auf dem Thron sicher fühlte. Er bezwang sie jedoch mit der gleichen Tapferkeit, die seine Oheime ausgezeichnet hatte; die Engländer in Cape Coast hielten es (10 Juli 1765) für das weiseste, in einem Kriege zwischen den Fante und Asante strenge Neutralität zu beobachten. Nicht nur unterwarf Kudscho die Aufstände in den alten Landen, er fügte zu diesen auch neue Eroberungen und hätte diese leicht bis Cap Palmas ausdehnen können. Der König von Dahome beglückwünschte ihn ob dieser Siege und verband

sich mit ihm durch einen engen Freundschaftsvertrag. Auch von England trafen (1780) Geschenke ein, welche aber ihren Zweck, den lang gestörten Verkehr mit dem Innern wieder herzustellen, nicht erreichten. Asin, Akim und Akuapim empörten sich in den letzten Jahren des alternden Herrschers, er mußte sich grobe Beleidigungen gefallen lassen, indem seinen Gesandten sogar die Köpfe abgeschnitten wurden, und über seinen Zurüstungen zur Bestrafung der Aufrührer ereilte ihn der Tod.

Sein Enkel Kwamina (1781—97) schwor, den Palast nicht zu betreten, bis er die Köpfe der Rebellenführer Akombra und Afosu bekommen hätte. Es gelang; noch sollen diese Köpfe unter den gräßlichen Trophäen figuriren, die Kumase aufbewahrt. Allein die Begünstigung des Islam, der nun in Asante viele Proselyten zu machen anfieng und noch heute am Hofe, nicht erfolglos, um Einfluß kämpft, sollte ihn theuer zu stehen kommen. Das Volk setzte ihn ab, und da er sich zur Wehr stellte, auch durch die Könige von Gaman und Kongo mit starker Kavallerie unterstützt, glücklich kämpfte, mußte sein Nachfolger Apoku II alle Kräfte anstrengen, den Thron zu behaupten. Dieser zwang die Moslem in Kumase gegen ihre Religionsgenossen mitzustreiten und gewann endlich einen vollkommenen Sieg, auch aus der Loskaufssumme der vielen muhammedanischen Gefangenen bedeutende Reichthümer. Doch starb er bald darauf an einer Zehrkrankheit (um 1800).

Auf Apoku folgte sein jüngerer Bruder Kwamina II, erst 17 Jahre alt, da er den Thron bestieg, aber bald hochgepriesen um seiner Energie und Tüchtigkeit willen. Die muhammedanischen Fürsten von Ghofan und Ghobago, welche in Banna eingefallen waren und die Hauptstadt dieser Provinz verbrannt hatten, erlitten bei Kaha eine vollständige Niederlage; der König von Ghofan wurde gefangen und starb in Kwaminas Lager an seinen Wunden. Die Unterjochung von zwei muhammedanischen Provinzen war die Frucht dieses Sieges; es hatte sich zum ersten Mal eine afrikanische Macht erhoben, welche es wagte und verstand, Muselmanen zu unterwerfen und zu regieren. Der junge König eroberte auch das Reich Gaman und verstand es seine Macht in allen tributär gewordenen Provinzen zu consolidiren.

In der Reihenfolge der Eroberungen, welche Asante innerhalb dieses Jahrhunderts gemacht hatte, zeigte sich der kühne Unternehm-

ungsgeist des Kriegers mit der ebenso consequenten als beweglichen Politik des Staatsmanns gepaart. Allein unter allen Negern fochten sie in geschlossenen Gliedern; durch Hornsignale wurden die nöthigen Befehle in die Ferne ertheilt; an den Gebrauch der Feuergewehre war das Heer bald gewöhnt. Auf Feigheit steht freilich der Tod; dennoch erregte die Tapferkeit und Disciplin des Asante-Heers wiederholt die Bewunderung der Europäer. Eine gewisse Hochherzigkeit und Todesverachtung wurde durch allerlei Sitten unter den Kriegern befördert. So opfern sich manche Asante auf den Befehl ihrer Fetischmänner mit voller Heiterkeit ihren Göttern; dann gilt es für niederträchtig, wenn einer, den außerordentliches Unglück betroffen hat, sich nicht selbst das Leben nimmt. Ueberhaupt herrschen rohe Bräuche: dem untreuen Weib schneidet man die Nase ab, dem schwatzhaften die Lippen, der Horcherin die Ohren. Dabei aber vergißt man auch im Kampfe der Friedenswerke nicht; Verheerung des Kriegsschauplatzes ist mehr allgemein afrikanische als asantesche Sitte: lieber setzt sich der Asantekrieger in den kaum gewonnenen Pflanzungen nieder und baut geschwind Nahrungsstoffe. Ebenso begegnet man dem überwundenen Feinde gelegentlich mit Großmuth und Milde; die Beherrscher der eroberten Länder wurden gegen Tributzahlung meist in ihren Stellungen belassen, während untergeordnete Agenten die Bewegungen derselben und ihrer Völker bewachten. Durch Ansetzung hoher Strafgelder wurde zugleich für die Füllung des Schatzes gesorgt. Und um Empörungsgelüste niederzuhalten und durch pomphafte Machtentfaltung die Völker mit Achtung für die Majestät zu erfüllen, fand alljährlich in der Hauptstadt eine allgemeine Truppenmusterung statt, bei der zugleich Streit geschlichtet, Gehorsam belohnt, Mißvergnügen gezüchtigt und manchmal auch ein verhaßter oder verdächtiger Häuptling rasch beseitigt wurde. —

Nun aber sollte diese neue Macht mit den Briten in Collisionen verwickelt werden, welche für die letzteren nicht eben ruhmvoll ausfielen. Zwei der tributpflichtigen Häuptlinge von Asin, Apontu und Tschibbu, flüchteten sich um einiger Händel willen ins angrenzende Fanteland und erhielten dort die Zusage vollkommenen Schutzes. Gesandte von Kumase kamen, um in freundlicher Weise ihre Auslieferung zu verlangen, und wurden dafür schmählich getödtet. Darauf überzog der König Fante und Asin mit Krieg, gewann einen vollständigen Sieg und bot beiden Provinzen von neuem Frieden an.

Apontu und Tschibbu giengen scheinbar auf diese Anträge ein, während sie doch nur Zeit gewinnen wollten; und sobald sie sich hinlänglich gerüstet glaubten, tödteten sie auch die zweite Gesandschaft; darauf schwor Kwamina den „großen Eid", nie in seine Hauptstadt zurückzukehren, wenn er nicht die Köpfe dieser Aufrührer mitbringe. Fürchterlich wogte nun der Kampf, das Fanteland wurde erbarmungslos verheert, auch Weib und Kind ohne Unterschied niedergemacht, so daß Alles in die großen Küstenstädte flüchtete, um hinter den Kanonen der Europäer Schutz zu suchen.

Tschibbu und Apontu hatten sich nach Anamabu gerettet, in der Erwartung, bei den Engländern im Fort sicher zu sein. Doch Kwamina folgte ihnen bis ans Thor nach, ließ Tausende der Anamabuer, welche ihn vorwitzig gereizt hatten, vor den Augen des Gouverneurs, der auf der Mauer stand, niederhauen, und griff sogar (15. Juni 1807) das Fort selbst an. Trotz der großen Lücken, welche die Kanonen durch die Reihen der Stürmenden rissen, wäre die Veste wohl in ihre Hände gefallen, wenn die Nacht nicht eingebrochen wäre. Die Artilleristen waren fast alle von Asante-Schützen getroffen worden. Schon traf der König Anstalten, die Mauern in die Luft zu sprengen, als eine weiße Flagge aufgezogen und ein Waffenstillstand vereinbart wurde. Gegen 12000 Todte lagen ums Fort her als Opfer dieses Tages.

Die beiden Flüchtlinge hatten sich nach Cape Coast begeben, dessen Gouverneur, Oberst Torrane, zu Unterhandlungen seine Zuflucht nahm. Der König läugnete, Anamabu angegriffen zu haben, und behauptete, wohl mit Recht, die Engländer haben zuerst auf ihn gefeuert; er weigerte sich eben darum nach Cape Coast zu gehen, daher Torrane sich selbst ins Asantelager zu begeben hatte. Während der Verhandlungen entwischte der eine der Flüchtlinge; den andern Tschibbu Asin mußte Torrane, wenn er Frieden haben wollte, ausliefern. Derselbe wurde (nach dem Einzug in die Hauptstadt) grausam gefoltert und in Stücke gehauen; sein Schädel zierte fortan die Todestrommel des Königs.

Allein auch die Auslieferung der nach Anamabu geflüchteten Fante und Asin verlangte der König, indem sie seine Gefangenen seien. Aller Widerspruch des Gouverneurs blieb unberücksichtigt, die Hälfte der Flüchtlinge wurde nach und nach ausgeliefert, bis endlich Mangel und Krankheit die Asante nöthigten (3. Juli), ihr Lager abzubrechen

und die neugesammelte Macht der Fante aufzusuchen. Nachdem ihnen diese unterlegen war, zog das siegreiche Heer der Hauptstadt Kumase zu.

Diejenige Hälfte der Flüchtlinge aber, welche in englischen Händen geblieben war, wurde nicht etwa frei, sondern vom Gouverneur und den Mitgliedern des Raths — an die Sklavenschiffe verschachert. Das geschah in demselben Jahr, in welchem das britische Parlament endlich den Sklavenhandel als ein Verbrechen verbot und dem Seeraub gleich stellte!

Es gieng nun kraus zu auf der armen Goldküste. Die Elmina Leute, welche es mit Asante hielten, ermordeten 1808 den holländischen Gouverneur. Menschenraub und Blutvergießen herrschten allenthalben; da zog Kwamina wieder einmal ins Land, um Elmina gegen die Fante zu helfen. Doch waren letztere von ihrem Bundesgenossen, dem tapferen Akimfürsten Attah, so geschickt geleitet, daß die Asante den Rückzug antreten mußten, 1811. Attah starb bald darauf; immerhin verharrten Akim und Akuapim in der Empörung, während das Fanteland wieder tributpflichtig wurde.

In einem dritten Krieg 1817 fielen die Asante so rasch über die Fante her, daß diese sich nicht zu helfen wußten. Das Heer des Königs nahte sich dem Fort Cape Coast in so drohender Stellung, daß am Ende die englische Regierung sich herbeiließ, für die unvermögenden Fante, Tribut und Strafgelder an Asante zu zahlen. Zugleich wurde beschlossen, durch eine Gesandtschaft in Kumase selbst einen dauernden Frieden herzustellen.

Bowdich, der Neffe des englischen Gouverneurs, übernahm diese Aufgabe; er wunderte sich hoch über den Goldreichthum und die Machtentfaltung, welche er in der blutgetränkten Hauptstadt zu sehen bekam, und brachte einen anständigen Frieden zum Abschluß (7. September). Die vier Unzen Gold, welche die Briten bisher monatlich an Fante bezahlt hatten, wurden hinfort als dem Eroberer zustehend, an Asante abgegeben; ein englischer Consul, in Kumase stationirt, sollte künftighin über der Befestigung der neuen Freundschaft wachen und für Ausdehnung des Handelverkehrs Vorsorge treffen.

Dieser Consul, Dupuis, war kaum von England her in Cape Coast eingetroffen, als die Nachricht sich verbreitete, Asante habe im Kriege gegen Gaman den Kürzern gezogen. Alsbald erlaubten sich

die vorwitzigen Fante die ausgelassensten Freudenbezeugungen, welche der Gouverneur, obwohl vom Asante Residenten aufmerksam gemacht, in keiner Weise zügelte. Wie sodann der König aus seinem Lager etliche Kinnbacken als Trophäen des Siegs an die Küste sandte, wurden seine Boten mit Hohn empfangen und geschlagen, ohne daß sich die britische Regierung ihrer angenommen hätte. Erst als der König mit Krieg drohte, wurde Dupuis endlich nach Kumase geschickt, das Ungewitter zu beschwören. Vorher hatte man ihn, weil er zu Frieden und Vertragstreue rieth, in jeder Weise bei Seite geschoben.

Als Dupuis nach Kumase kam, wurde er freundschaftlich empfangen und ein für beide Theile ehrenvolles Uebereinkommen in aller Ruhe abgeschlossen. England hatte nur die Oberherrschaft Asantes über Fante anzuerkennen, während den um die Forts her wohnenden Fante gestattet wurde, sich englischen Gesetzen zu unterwerfen, ohne daß sie darum der Tributpflicht gegen Se. Majestät entledigt wären.

So wenig die beiden englischen Unterhändler Bowdich und Dupuis, welche beide ihre Missionen nach Kumase beschrieben haben, in andern Punkten übereinstimmen, darüber legen sie ein fast gleichlautendes Zeugniß ab, daß der Asante-König ein ausgezeichneter Herrscher sei. Würdevoll in seinem äußern Benehmen, unzugänglich für Schmeichelei, mit weiser Mäßigung sich von allen Geschäften zurückziehend, wenn Zorn oder Trunk ihm die nöthige Besonnenheit raubte, entwickelte er, je länger man mit ihm verkehrte, desto unzweideutigere Beweise von hohen Geistesgaben. Beide Gesandte erzählen vielfache Beispiele von seinem Edelmuth und Zartgefühl, wie von seiner immer regen Wißbegierde. Dabei zeigt er sich offen und gerade, dankbar für jeden Dienst, der von Herzen kam; die geschlossenen Verträge hat er gewissenhafter gehalten, und überhaupt mit strengerer Rechtlichkeit gehandelt als der englische Gouverneur. In richtiger Erkenntniß der Ueberlegenheit der Europäer that er Alles, um diese sich dauernd zu befreunden, und bemühte sich, die zeitgeheiligten und darum für unentbehrlich geltenden Menschenopfer in seinem Lande wenigstens zu beschränken.

Die Behörden auf der Goldküste verharrten in ihrer Verblendung, und mit ihnen der Befehlshaber des britischen Geschwaders. Man weigerte dem von Dupuis geschlossenen Vertrag die Zustimmung, erlaubte auch der Asante Gesandschaft, welche den Consul

begleitet hatte, mit nichten sich nach England einzuschiffen. Dupuis ließ noch durch sie den König bitten, sich doch aller Feindseligkeiten zu enthalten, bis die britische Regierung, für die er Geschenke mitnahm, selbst gesprochen hätte, und fuhr eiligst nach London.

Hier war mittlerweile, 1821, im Parlament beschlossen worden, daß die „afrikanische Compagnie“, welche bisher den Handel mit der Goldküste ausschließlich betrieben hatte, ihr Privilegium verliere und alle ihre Forts und Niederlassungen in den Besitz der Krone übergehen sollten. Der ritterliche Sir Charles Mac Carthy, der früher Sierra Leone verwaltet hatte (er ist uns schon im Leben des seligen Miss. Jansen begegnet, — Miss. Mag. 1869 S. 344 u. 349), wurde der erste Generalgouverneur der britischen Besitzungen auf der Goldküste. Im März 1822 langte er in Cape Coast an und fand Alles aus den Fugen.

Der Gesandte des Königs Kwamina hatte umsonst auf Antwort von Dupuis gewartet, — doch harrte er volle zwei Monate über die festgesetzte Zeit hinaus — dann war er heimberufen worden und ein Corps Asante hielt aus einiger Entfernung die Kolonie blockirt. Die Bediensteten der alten Compagnie, meist bedächtige Kaufleute, weigerten sich fast einmüthig, Dienste unter Mac Carthy zu nehmen, daher dieser auf gut Glück seinen eigenen Weg zu suchen hatte. Mit Asante in freundliche Beziehung zu treten, kam dem etwas eiteln, flüchtigen Manne nicht in den Sinn; bereits umschmeichelten ihn die Fante als ihren Befreier und Retter, dessen Name schon die ganze Küste entlang erschollen sei als der Anbruch eines neuen Tags. Er sah sich durch keine der früheren Verabredungen mit Asante gebunden, hörte, das Beobachtungscorps sei abgezogen, und meinte richtig, er habe den König durch sein bloßes Erscheinen eingeschüchtert, daher er seine Anwesenheit nicht mehr für nöthig hielt, sondern nach Sierra Leone zurückkehrte.

In aller Stille rüstete sich nun der umsichtige König zu einem großen Krieg; dann ließ er (1823) einen schwarzen Sergeanten in Anamabu, der unmäßig über ihn geschimpft hatte, durch einen Hinterhalt gefangen nehmen und umbringen. Nun eilte Mac Carthy herbei, nicht um zu unterhandeln, wie einer seiner Offiziere vorschlug, sondern entschlossen, die asantesche Macht zu zermalmen. Dazu schienen ihm die 500 Milizen und Hilfstruppen der enthusiastischen Fante hinreichend: warum noch auf die regelmäßigen Truppen warten, die

Major Chisholm ihm zuführen sollte? Er machte sich auf, die Verheerung des Fantelandes zu verhindern, indem er rasch über den Prah setzte und dort vor einem Bache sein Lager aufschlug.

Schon am folgenden Tage ertönten die Kriegshörner der Asante, welche bis zum Bach vordrangen und die Linie des Feindes wiederholt zu durchbrechen versuchten. Den ganzen Tag währte das Feuer, bis am Abend den Engländern die Munition ausgieng. Noch einen Sturm wiesen sie mit dem Bayonet ab; dann aber wurden sie umgangen und von den Massen erdrückt. Sir Charles mehrfach verwundet, zog sich in ein Dickicht zurück, das der König von Denkera, Kudscho Tschibbu, mit ausgezeichneter Tapferkeit gegen die Asante vertheidigte. Umsonst aber schoß die übrige Kanone in die dichten Reihen der Gegner; wie ein Waldstrom ergoß sich das Heer über die Wahlstatt, die Offiziere fielen, todt oder verwundet; der Gouverneur soll sich zuletzt selbst erschossen haben, um nicht in die Hände der erbitterten Gegner zu fallen. Dann wurden allen Todten die Köpfe abgehauen. Mac Carthys Sekretär Williams wurde gefangen und nach Kumase geschleppt, wo er jede Nacht mit den abgeschnittenen Köpfen in Einem Zimmer zubringen mußte, möglicherweise aus abergläubischen Gründen. Das Herz des Gouverneurs wurde von den Häuptlingen verzehrt, damit sie seines Muths theilhaftig würden; sein Fleisch, getrocknet und ausgetheilt, diente den Unteroffizieren zu gleichem Behuf, und seine Gebeine bewahrte man noch lange in Kumase als Nationalfetische. Noch jetzt soll der König an hohen Festen aus seinem Schädel trinken. Hauptmann Raydon, von der Cape Coast Miliz, wurde dem Stadt-Fetisch geopfert. Das waren die Folgen des Schlachttages von Essamako, 21. Januar 1824.

Wohl führte Major Chisholm 30,000 Krieger aus den verbündeten Stämmen mit sich; ihre Entmuthigung war aber so gründlich, daß er sie nicht zum Widerstand gegen den einbrechenden Feind bewegen konnte. Er beschränkte sich darauf, Cape Coast zu vertheidigen. Die Asante ihrerseits begnügten sich mit dem gewonnenen Sieg und boten durch den niederländischen Gouverneur von Elmina den Briten Frieden an. Nur müsse ihnen der abgefallene Kudscho Tschibbu ausgeliefert werden. Den gefangenen Sekretär ließen sie frei, zum Zeichen, daß es ihnen mit dem Friedenswunsche ernst sei.

Kudscho Tschibbu wartete den Verlauf dieser kitzlichen Unter-

handlungen nicht ab, sondern floh und sammelte neue Streitkräfte, mit welchen er unversehens jenseits des Prah auftrat und den Krieg auf dem eigentlichen Asanteboden erneuerte. Dahin folgten ihm die Engländer, doch ohne viel glücklicher zu kämpfen als das erste Mal. Oberst Southerland mußte sich auf Cape Coast zurückziehen.

Indessen war der König Kwamina gestorben; sein Bruder und Nachfolger Akoto lagerte sich vor Cape Coast und suchte den Frieden durch einen neuen Sieg, am besten durch Vernichtung der Engländer zu erzwingen. Doch gelang ihm kein Sturm auf die britischen Linien, und als (13. Juli) eine Kugel seinen Tragsessel traf, war sein Muth erschöpft. Ruhr und Pocken wütheten in seinem Lager, wie in der bedrohten Stadt; die letztere litt ebenso von Hunger, dem aber eine Schifflabung Reis aus England zur rechten Zeit abhalf. Kartätschen und Raketen bewiesen dem Könige gleichfalls, daß England stärker sei als irgend eine der bisher bekämpften Mächte. Daher befahl er den Rückzug, sehr gegen den Sinn der Asante. Selbst seine Weiber verspotteten ihn; da raffte er sich noch zu einem verzweifelten Anlauf auf, ward aber 26. August 1826 bei Dubowah vollständig geschlagen. Mancher Häuptling, der die Schmach nicht überleben wollte, setzte sich auf ein Pulverfäßchen — angesichts der englischen Truppen — und zündete es mit seiner Lunte an. Die mit dem König Entronnenen aber zogen es vor, sich lieber den Schandreden und Schimpfliedern ihrer Weiber auszusetzen als es nochmals mit den Engländern aufzunehmen.

Vor Verfolgung waren die Asante im eigenen Lande sicher. Sir Neill Campbell erhielt nicht nur die stärksten Befehle von der Regierung, den Krieg völlig abzubrechen, wenn es irgend mit Ehren geschehen könne, — wodurch der dünkelvollen Kampfbegierde der Fante Einhalt gethan ward; — in England beschloß man sogar, diese unnützen und kostspieligen Besitzungen aufzugeben. Doch dem widerriethen die Kaufleute und Beamten. So traten Verhandlungen ein, welche erst Gouverneur Maclean (s. 1830) zu einem glücklichen Ende führte.

Dieser umsichtige und erfahrene Mann, ehemaliger Offizier im afrikanischen Corps, versammelte die Häuptlinge der Fante und legte ihnen den Nutzen eines festen Friedens so überzeugend dar, daß er sie endlich vermochte, ihm beizustimmen. Es wurde ihnen, so wie den Gebieten Asin, Akim, Akuapim volle Unabhängigkeit von Asante

garantirt und britischer Schutz in der Weise gewährt, daß Asante mit ihnen wegen irgend welcher Mißstände nur durch den Gouverneur unterhandeln dürfe. Diesem Protectorat fügte sich Asante gegen Zurückgabe aller Gefangenen, auch der bei Dubowah in britische Hände gefallenen Verwandten des Königs. Dafür hatte dieser zwei Geißeln aus königlichem Blute dem Gouverneur zu übergeben, und im Fort 600 Unzen Goldstaub zu hinterlegen, die ihm nach zehn Jahren zurückgestellt werden sollten, vorausgesetzt, daß während dieses Zeitraums kein Vertragsbruch stattgefunden hätte (April 1831).

Der König, jetzt Kwaku Duah, Akotos Bruder, sandte das Gold mit seinen Neffen Kwanta Missa und Ansah, worauf die Bestätigung des Friedens mit den gewohnten Fetisch-Ceremonien der Häuptlinge erfolgte. Der Goldstaub wurde schon nach sechs Jahren dem Könige wirklich zurückgegeben, ein Beispiel europäischer Ehrlichkeit, das tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben soll. Die Prinzen erhielten passenden Unterricht, und wurden getauft; der eine derselben, „John Ossu Ansah“ arbeitete sogar später als Missionar im Dienst der Methodisten.

Jünglinge, die in der Regierungsschule von Cape Coast die Bibel lesen gelernt hatten, sandten einmal durch einen Bristoler Schiffscapitän eine Bitte um Testamente nach England. Dieser Seemann nahm solchen Antheil an ihrem Anliegen, daß er es selbst der Wesleyanischen Missionscommittee vortrug und sich erbot, einen Missionar unentgeldlich hinauszunehmen. Dunwell war der erste, der diesem Rufe folgte (1835), aber nach wenigen Monaten dem Klimafieber zum Opfer fiel. Doch hatte sein Unterricht auf die Aschante-Prinzen solchen Einfluß geübt, daß sie beide Christen werden wollten und daher zur weiteren Bildung nach England reisten. Und andere Missionare folgten ihm nach, darunter der kräftige Mulatte T. B. Freeman (1838), der zuerst von allen Boten des Evangeliums auch Kumase besuchte.

Dieser Schritt, ermöglicht durch Macleans freundliche Handreichung, wurde im April 1839 ausgeführt; beim argwöhnischen König Kwaku Duah blieb der Eindruck dieses Besuchs ein zweifelhafter, während er in England die größte Begeisterung für eine „Asante

Mission" hervorrief. Freeman flog selbst nach London, wo bald ein Fond für diese neue Unternehmung zusammenkam (im Betrag von 5000 Pf. St.). Freeman erregte die höchsten Hoffnungen, als er berichtete, wie er die beiden Prinzen, mit denen er England verlassen, in Kumase eingeführt (13. Dec. 1841) und dem König den für ihn bestimmten Staatswagen sammt andern Geschenken übergeben habe. Der Transport dieses Ungethüms durch den Urwald und über Berge und Flüsse hatte natürlich ungeheure Kosten verursacht; die Gesellschaft hoffte aber, dieses Geschenk werde, wie kein anderes, den Fürsten in günstige Stimmung versetzen. Der Bau eines Missionshauses wurde gestattet und sogleich in Angriff genommen.

Der von Freeman eingeführte Miss. Brooking begann sogleich Gottesdienste zu halten, denen auch Leute vom Hofe anwohnten; leider beschränkte er sich nach der Sitte jener Mission darauf, mittelst eines Dolmetschers die Wahrheit zu verkündigen, und auch die Schule, die er eröffnete, war nur aufs Englischlernen berechnet. Ob der Unterricht des Volks wirklich wünschenswerth sei, blieb am Hofe eine zweifelhafte Frage; der Thronfolger billigte ihn nicht, und der König selbst fürchtete, derselbe könnte seine Unterthanen rebellisch machen. Der Missionar wurde freundlich geduldet, die Menschenopfer aber (gelegentlich 40 in 2 Tagen, 800 in 4 Monaten) giengen unvermindert fort. Das Werk der Mission schien zu Zeiten einen gedeihlichen Aufschwung zu nehmen, aber die beständigen Wechsel im Personal und bald auch, wie es scheint, der Fall des einen Prinzen (William Kwantamissa) verdüsterten wieder die Aussichten. Gelegentlich mußte auch der Missionar, z. B. Chapman (November 1844) als Unterhändler mit den britischen Behörden dienen, um den bedrohten Friedensstand aufs neue zu befestigen. Aufsehen erregte es freilich, wenn ein Glied der königlichen Familie, Apoku, öffentlich in einer Straße der Hauptstadt unter Trommelschall seinen Fetisch verbrannte und sich als Christ bekannte; aber die nachhaltigen Bekehrungen ließen auf sich warten.

Chapman, der auf Brooking und den frühe hingerafften Miss. Rowland folgte, fand bald aus, daß er nie sein Haus verlassen konnte, ohne von Spionen begleitet zu werden, daß jedes seiner Worte, das irgend Bedeutung hatte, dem König hinterbracht wurde. Nach einiger Zeit konnte er sich freier bewegen, konnte auch dem Könige offen sagen, wie Gott und die von ihm gelehrt sind, seine

[illegible]

[illegible] alle Dörfer, die sie [illegible] man zum Kriege, doch be-

Mission" hervorrief. Freeman flog selbst nach London, wo bald ein Fond für diese neue Unternehmung zusammenkam (im Betrag von 5000 Pf. St.). Freeman erregte die höchsten Hoffnungen, als er berichtete, wie er die beiden Prinzen, mit denen er England verlassen, in Kumase eingeführt (13. Dec. 1841) und dem König den für ihn bestimmten Staatswagen sammt andern Geschenken übergeben habe. Der Transport dieses Ungethüms durch den Urwald und über Berge und Flüsse hatte natürlich ungeheure Kosten verursacht; die Gesellschaft hoffte aber, dieses Geschenk werde, wie kein anderes, den Fürsten in günstige Stimmung versetzen. Der Bau eines Missionshauses wurde gestattet und sogleich in Angriff genommen.

Der von Freeman eingeführte Miss. Brooking begann sogleich Gottesdienste zu halten, denen auch Leute vom Hofe anwohnten; leider beschränkte er sich nach der Sitte jener Mission darauf, mittelst eines Dolmetschers die Wahrheit zu verkündigen, und auch die Schule, die er eröffnete, war nur aufs Englischlernen berechnet. Ob der Unterricht des Volks wirklich wünschenswerth sei, blieb am Hofe eine zweifelhafte Frage; der Thronfolger billigte ihn nicht, und der König selbst fürchtete, derselbe könnte seine Unterthanen rebellisch machen. Der Missionar wurde freundlich geduldet, die Menschenopfer aber (gelegentlich 40 in 2 Tagen, 800 in 4 Monaten) giengen unvermindert fort. Das Werk der Mission schien zu Zeiten einen gedeihlichen Aufschwung zu nehmen, aber die beständigen Wechsel im Personal und bald auch, wie es scheint, der Fall des einen Prinzen (William Kwantamissa) verdüsterten wieder die Aussichten. Gelegentlich mußte auch der Missionar, z. B. Chapman (November 1844) als Unterhändler mit den britischen Behörden dienen, um den bedrohten Friedensstand aufs neue zu befestigen. Aufsehen erregte es freilich, wenn ein Glied der königlichen Familie, Apoku, öffentlich in einer Straße der Hauptstadt unter Trommelschall seinen Fetisch verbrannte und sich als Christ bekannte; aber die nachhaltigen Bekehrungen ließen auf sich warten.

Chapman, der auf Brooking und den frühe hingerafften Miss. Rowland folgte, fand bald aus, daß er nie sein Haus verlassen konnte, ohne von Spionen begleitet zu werden, daß jedes seiner Worte, das irgend Bedeutung hatte, dem König hinterbracht wurde. Nach einiger Zeit konnte er sich freier bewegen, konnte auch dem Könige offen sagen, wie Gott und die von ihm gelehrt sind, seine

Menschenopfer ansehen; allein derselbe beharrte darauf, diese Bräuche müssen fortbestehen, wie sie von den Voreltern überliefert worden seien. Immerhin verbreitete sich ein gewisses Gefühl, daß, wie der Sklavenhandel aufgehört habe, so auch die übrigen uralten Sitten ihrem Ende entgegen gehen. Seit 1845 jedoch finden sich keine europäischen Missionare mehr in der Asante Mission bleibend angesiedelt, der letzte, Hillard, schied 1849; ein Negerlehrer aus Granada, Wharton, führte zunächst die Arbeit weiter. Immer magerer wurden hinfort die Berichte aus Kumase, obgleich in den Verzeichnissen 1000—1200 Asantes als Zuhörer in der Kirche und Besucher der Schule aufgeführt werden, die allgemach auf 250 herabsinken; John Ossu Ansah arbeitete als Hilfsmissionar in Cape Coast.

Ein großer Verlust für die Mission war der Tod des Exgouverneurs Maclean, eines Mannes, der mehr als irgend ein Brite für die Goldküste gethan hatte und im Mai 1847 zu seiner Ruhe eingieng. Eben damals berichtete Wharton, daß die Zahl der erweckten Asante von 6 auf 14 gestiegen sei. Zu gleicher Zeit brach aber auch ein Mißverständniß zwischen Kwaku Duah und den Engländern aus, welches ihre Beziehungen überaus mißlich machte. Der König hatte gehört, daß eine Schwarze in Anamabu ihn gelästert habe, und forderte von der Regierung der Küste, daß sie zum Tode verurtheilt werde. Man hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß einem solchen Verlangen nicht willfahrt werden könne. Tüchtige Gouverneure und Beamten wurden übrigens fortan eine Seltenheit auf der Küste.

Daß der König noch nicht von allen Kriegsgelüsten geheilt war, wurde im März 1853 offenbar. Zwei Häuptlinge von Asin setzten sich mit ihm in Verbindung, um den britischen Schutz gegen den seinigen auszutauschen. Damit sie nun mit ihren Volke aus dem Protectorat übersiedeln könnten, zog ein Corps der Asante über den Prah, vorgeblich um einen Krieger alter Zeiten durch ein Opfer auf seinem Grab zu ehren, in Wirklichkeit aber, um die Auswanderung der pflichtvergessenen Häuptlinge zu decken. Allein das Volk von Asin erhob sich gegen diesen Uebergriff, nahm jene Häuptlinge gefangen und sandte sie nach Cape Coast, wo sie hingerichtet wurden, versicherte sich auch der Personen aller Asante-Kaufleute. Die Asantetruppen zogen sich darauf hin zurück, verbrannten aber alle Dörfer, die sie leer fanden. Auf beiden Seiten rüstete man zum Kriege, doch be-

sann sich der König eines Besseren; und um ihn zu gewinnen, wurde Ansah als Lehrer nach Kumase beordert. Wie es ihm dort ergieng, ist aus den gedruckten Berichten nicht ersichtlich.

Die Mission siechte dermaßen, daß es endlich fraglich wurde, ob Ansah am Hofe seines königlichen Onkels fortleben und etwa als sein Sekretär fungiren solle, oder ob er zum vollen Missionar ordinirt werden könne. In einem Briefe aus Cape Coast (Sept. 1858) spricht er sich reuig aus, ohne daß sich Näheres über seine Erlebnisse finden ließe. „Er könne nicht alles schreiben, was die Welt ihm gethan habe, — das sei nur Schlimmes; noch was Gott für ihn gethan habe, — der habe ihn aus der grausamen Grube, aus dem Schlamm gezogen, seine Füße auf einen Fels gestellt und ein neues Lied in seinen Mund gegeben. Er wünsche also, seinen Landsleuten den Namen Christi zu verkündigen." Sein Wunsch wurde ihm gewährt: nach anerkennenswerthem Dienste in Cape Coast erhielt er 1860 die Ordination.

Superintendent West nahm ihn einmal (März 1862) mit zu einem Besuch in Kumase, bei welcher Gelegenheit der König beiden die Freude machte, ihn in jenem Staatswagen mit zweien seiner Söhnlein eine Viertelstunde weit herumfahren zu sehen; der Wagen war augenscheinlich sehr selten benützt worden und seine Erscheinung hatte keinerlei Straßenbau im Lande zur Folge gehabt. Der Superintendent kam zu der Einsicht, daß es ein hoffnungsloses Unternehmen sei, einzelne Männer nach Kumase zu senden, die ein Jahr lang oder zwei durch unwissende Dolmetscher predigen, und dann das Land auf Nimmerwiedersehen verlassen. Auch das Urtheil des Königs über die Schule: „Was hat denn mein Volk davon, wenn es Englisch lernt?" leuchtete Herrn West völlig ein. Also schlug er vor, mindestens zwei junge Missionare hinzustellen, welche entschlossen wären, die Sprache zu lernen, wenn man nicht wolle, daß eine andere Gesellschaft die vernachlässigte Station besetze. Das verfallende Missionshaus konnte ihn schon damals fast nicht gegen die nächtlichen Regen schützen.

Ein neuer Kriegsausbruch machte allen diesen Planen ein Ende. Ein Asante Häuptling, dessen Leben bedroht war, flüchtete mit seinen Leuten nach Cape Coast und stellte sich unter den Schutz des Gouverneurs. Kwaku Duah verlangte dessen Auslieferung, welche der Gouverneur verweigerte. Nun rüsteten sich die Asante zu einem

dreifachen Einfall — nach Fante, nach Akim und den Volta herunter. Am Charfreitag 1863 schlug sich der Akimkönig mit einem Asanteheer und verlangte den Beistand der Engländer gegen die augenscheinliche Uebermacht, vor der er sich zurückziehen mußte. Die Nachricht brachte eine ungeheure Aufregung auf der ganzen Goldküste hervor; da und dort geschahen Einfälle, Dörfer wurden verbrannt, man griff allerwärts zu den Waffen. Die Engländer brachten diesmal ein ziemliches Heer zusammen und zogen bis an den Grenzfluß Prah, allein kein Feind wollte sich sehen lassen; nachdem sie viele Mannschaft durch Seuchen verloren hatten, und von allen Aerzten nur noch der schwarze Dr. Horton übrig geblieben war, kehrten sie ärgerlich an die Küste zurück; im Parlament berieth man, ob es nicht gerathen wäre, sich dieser Kolonien zu entledigen. Es scheint, daß ein naher Regierungswechsel in Kumase die dortige Politik beeinflußte; sie war wesentlich eine vorsichtig zurückhaltende.

Doch erst im April 1867 starb der alte Kwaku Duah; 3070 Menschenopfer verherrlichten sein Leichenbegängniß. Ihm folgte sein Neffe Karie Kario (oder Koffi Kalkalli), der sichs gefallen ließ, daß wieder ein weslevanischer Lehrer Watts sich in der Hauptstadt aufhielt. Sein Vetter, Prinz Ansah, jetzt „Ermissionar“ betitelt, wohnte meist an der Küste, besuchte aber auch je und je Kumase. Bald aber wachte der König darüber, daß aller Verkehr seines Landes mit den Küstenstämmen, Elmina ausgenommen, abgesperrt wurde.

Es wurde nun sehr stille von Kumase her, bis im Frühling 1869 der Krieg ausbrach, welcher die Asante sowohl gegen die Fante als auch über den Volta führte und die Zerstörung der Basler Station Anum zur Folge hatte. Hier wurden die Geschwister Ramseyer und Kühne gefangen genommen und hatten den schweren Gang nach Kumase anzutreten. Es muß den König sehr ermuthigt haben zu finden, wie wenig die Engländer thaten, ihn an diesem Kriege um ihr Schutzgebiet her zu hindern oder dessen Ausdehnung zu beschränken. Dann griffen die Asante die Bremer Station Wegbe an, die zum Glück von den norddeutschen Missionaren noch zeitig geräumt worden war, und nahmen dort den französischen Kaufmann Bonnat gefangen, der gleichfalls nach Kumase gesandt wurde. Hier hatte mittlerweile Prinz Ansah sich wieder gefaßt und wurde nun ein werthvoller Freund für die Gefangenen. Große Lorbeeren hat übrigens der Asante Feldherr Adubofo im Osten nicht errungen, da einzelne

Völkerschaften, namentlich das kleine Agotime, sich wacker vertheidigten; im August 1871 hielt er, mit sehr verringertem Heere, seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt, worauf die Friedensverhandlungen der britischen Regierung mit dem Hof von Kumase aufs neue begannen.

Während dieser Unterhandlungen kamen die Asante Gesandten auch ins wesleyanische Missionshaus in Cape Coast. Sie ließen dort merken, der König wünsche, daß die Mission in Kumase wieder aufnommen werde. Viel Lust zu einem solchen Wagniß hatte aber keiner der Missionare, denn einmal war die Taufe von Asantes nicht gestattet worden, dann hatte auch der König den letzten Lehrer Watts lange gegen seinen Willen in der Hauptstadt festgehalten, und noch immer ließ er die gefangenen Basler nicht los. Im Juli 1871 aber kam eine feierliche Botschaft des Königs, welche die wesleyanischen Lehrer als seine Freunde einlud, ihr Haus in Kumase wieder zu beziehen, sein Bedauern aussprach, daß er mit seinen Arbeitsleuten dasselbe nicht wiederherstellen könne, und verhieß, er werde keinen Missionar mehr gegen seinen Willen festhalten. Die Missionare erklärten, wenn ihnen der König sein Land wirklich öffnen wolle, haben sie keinen Wunsch dasselbe zu meiden. Und da jetzt Elmina, wo ein bekehrter Asante das erste Glied der sich bildenden Gemeinde war, an die englische Regierung übergieng, hofften die Wesleyaner, es dürfte wohl in nächster Zeit Asante in bisher kaum geahnter Weise für christlichen Einfluß geöffnet werden.

Ein Umstand hatte nämlich bisher die Einwirkung der Briten auf die Politik des Asantekönigs ziemlich erschwert, daß nämlich am Westende der Goldküste die holländische Niederlassung in Elmina einen bedeutenden Stützpunkt für antibritische Plane darbot. Dieses Gebiet, das etwa 110,000 Seelen umfaßte, stand seit Generationen im freundschaftlichsten Verkehr mit Kumase, wo auch gewöhnlich ein niederländischer Consul residirte. Allein die Colonie war für das Mutterland eine Last; denn da keine Steuern erhoben wurden, hatte es jährlich wohl 12,000 Pf. St. für Verwaltungszwecke auszugeben und bezog dafür blos etliche 100 Asante-Sklaven, welche als Rekruten nach Batavia verschifft wurden, die in Java unterhaltenen schwarzen Regimenter zu completiren. Die niederländische Regierung sah sich endlich veranlaßt, im Jahre 1871 dieses Gebiet von Elmina für 23,000 Pf. St. an Großbritanien zu verkaufen. Letzteres war

somit im Besitz der ganzen Küstenstrecke und konnte nach Belieben den Asante jede Zufuhr von europäischen Waaren und namentlich Kriegsbedürfnissen abschneiden.

Es scheint nun aber, daß der Asante=Herrscher nach längerem Schwanken sich doch entschied den Frieden nicht ernstlich zu suchen, daß er vielmehr mit dem Könige von Elmina, den er nach der Landestradition als seinen Vasallen betrachtet, sich heimlich verbündet hat, diese Absperrung zu verhüten. Der niederländischen Regierung erkannte er kein Recht zu, ohne seine Beistimmung Elmina an eine andere Macht abzutreten. Er konnte bereits während der lange hingezogenen Friedensverhandlungen sich überzeugt haben, wie wenig staatsmännische Weisheit und Kraft in Cape Coast ihm gegenüberstehe, wie abgeneigt überhaupt die Briten seien, für die Behauptung der Goldküste ansehnliche Mittel aufzuwenden, wie ihnen bisher auch nicht gelungen sei, die eingebornen Stämme und Häuptlinge zu einer gemeinschaftlichen Aktion zu vereinigen oder irgend etwas, das einer Regierung gleich sähe, zu organisiren; daher er vielleicht die Stunde gekommen glaubte, da sich mit einiger Anstrengung die Briten aus ihren Küstenforts vertreiben oder doch so ermüden ließen, daß ihr Abzug nur noch eine Frage der Zeit wäre. Dann mochte er über die einzelnen Stämme herfallen, sie der Reihe nach mit dem Asante=Reiche vereinigen. Das ungefähr mochte des Königs Gedanke sein, als er im Januar 1873 die sicheren Engländer durch den plötzlichen Einfall seiner Heere überraschte; wir glauben aber, daß in einem anderen Rathe Besseres über Asante und die Goldküste beschlossen ist.

Der regierende König, der jetzt im 36sten Jahre stehen soll (er ist der neunte in der Reihe der Asante=Fürsten) gilt für einen begabten Mann, natürlich aller Schulbildung baar, aber mäßig in seinen Genüssen, gastfreundlich und freigebig. Wie die ganze königliche Familie, zeichnet er sich durch hellere Farbe und eine mehr maurische Gesichtsbildung aus. Seine liebste Frau, die schöne und energische Prinzessin Sappon, ist die Tochter eines Bruders vom früheren König Kwaku Duah. Sie hat ihrem Gatten nur einen Sohn geboren, der vor zwei Jahren zum großen Kummer seines Vaters starb. Die Königin=Mutter, Effna Sawa, eine sehr kluge Frau, steht dem ganzen Palaste vor. Sie allein darf offen und unverschleiert umhergehen, während sonst die Frauen des Königs eifersüchtig abgeschlossen leben. — Sonst scheint es nicht Sitte zu

sein, daß der König sein Heer selbst commandirt; der Umstand, daß er diesmal mit demselben ausgezogen ist, die Briten zu bekämpfen, deutet also an, welche Wichtigkeit Koffi Kalkalli seinem Kriegszuge beilegt. Kenner behaupten, daß er leicht eine Armee von 100,000 Mann aufbringen könne, alle mit langem Schießgewehr und einem gewaltigen Dolche bewaffnet. Die Fahnen desselben bestehen in den Schirmen der Häuptlinge; gienge der Schirm des Königs verloren, so würde das als ein Nationalunglück betrauert, bedeutender als der Tod irgend eines Prinzen.

Für grausam wird der König nicht gehalten; wenn er auch den bei Elmina geschlagenen Feldherrn zur Hinrichtung nach Kumase schickte und seinem bei jenem Zusammenstoß gefallenen Neffen 38 Weiber und 46 Sklaven ins Grab nachsandte, so gehört das einmal zum Asante Brauch. Daß er sich aber für seine Verluste durch harte Behandlung der gefangenen Missionare rächen könnte, ist kaum zu befürchten. Mögen diese indeß getrost fortfahren, durch Geduld im Leiden die Lehre ihres Heilandes in Kumase zu empfehlen!

Von Errichtung einer Asante-Mission unter den jetzt obwaltenden Umstände zu sprechen, wäre eine Thorheit; wird der Friede einmal hergestellt, so gebührt jedenfalls den Wesleyanern der Vortritt. Doch dürfte die Frage, ob die Deutschen nicht auch berufen seien ins Asantereich einzutreten, nicht schlechthin von der Hand zu weisen sein. Miss. Riis, der im December 1839 Kumase besuchte, wurde schon damals vom Gouverneur Maclean aufgefordert, Basler Missionare für Asante zu gewinnen (Miss. Mag. 1850. III. S. 184). Und seither haben sich die Beziehungen der Deutschen zu Asante durch zwei Thatsachen mächtig vermehrt: einmal ist das Otyi durch sie zu einer Schriftsprache erhoben, und die ganze Bibel durch Miss. Christallers treuen Dienst in dieselbe übersetzt und gedruckt worden; sodann haben die gefangenen Missionare Ramseyer und Kühne in vier schweren Jahren daselbst einen Boden für fernere Wirksamkeit errungen, der, wie gering er immer angeschlagen sein mag, für die Aussichten des Gottesreiches seine Bedeutung sicher behält. Dem Herrn seis befohlen!

Aufhebung der Sklaverei in Amerika.

Seitdem der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten der „eigenthümlichen Institution“ den Todesstoß versetzt hat, konnte wohl kein Zweifel mehr obwalten, daß der vor bald einem Jahrhundert von einigen Menschenfreunden in England gegebene Anstoß zur Bekämpfung des Sklavenhandels und der Sklaverei bälder oder später in allen Christenländern siegreich durchdringen werde. Ueberschauen wir einmal, was in dem letzten Jahrzehend nach dieser Richtung erstrebt und errungen worden ist.

Interessant ist hier besonders, was im holländischen Guayana geschah. Am 1. Juli 1863 wurden dort die Sklaven für frei erklärt; das heißt sie waren nicht mehr Eigenthum eines Menschen, gehörten nicht mehr zum Inventar einer Pflanzung, sondern erhielten persönliche Selbständigkeit und eben damit auch die Verpflichtung für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Durch eine heilsame Beschränkung der ungewohnten Freiheit war aber dafür gesorgt worden, daß die Neger nicht alsbald in den ungemessenen Mißbrauch der neuen Gabe verfielen, der auf den westindischen Inseln die Mehrzahl der Emancipirten zu nutzlosen Staatsbürgern gemacht hat. Die Beschränkung bestand darin, daß eine zehnjährige Staatsaufsicht angeordnet wurde, vermöge deren die Neger zwar nicht zum Bleiben auf der Plantage, welcher sie bisher angehört hatten, verpflichtet wurden, wohl aber überhaupt bei der Plantagearbeit bleiben mußten. Jeder Plantageneger mußte mindestens auf ein Jahr einen Arbeitscontract mit dem Herrn der Pflanzung schließen, die er zu seinem Aufenthalt erkor; die Privatneger in der Stadt Paramaribo, die Handwerker und Hausdiener hatten ähnliche Verträge von wenigstens vierteljähriger Dauer einzugehen. Damit war der Zerstreuung, dem Müßiggang und dem großen Zudrang zur Stadt gewehrt.

Daß diese Beschränkung dem Neger gefallen hätte, läßt sich nicht sagen. Er sah sie als drückend an, fügte sich aber in die Nothwendigkeit. Dazu trugen die Ermahnungen der Missionare das Ihrige bei. Der 1. Juli 1863 wurde in großer Ruhe und Freude begangen, Alles strömte in die festlich geschmückten Kirchen, und auch seither ist dieser Tag neun Mal mit Gottesdiensten gefeiert worden.

Ein Aufstand gegen die Herren, wie er von vielen Freunden der Sklaverei seit Jahren geweissagt worden war, fiel nicht vor; von Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung konnte kaum irgend ein sprechendes Beispiel berichtet werden.

Dennoch gestehen die Missionare der Brüdergemeinde selbst, daß sie nicht ohne Bangen dem 1. Juli dieses Jahrs entgegensehen, an welchem die obenerwähnte Staatsaufsicht wegfallen soll*). Im Laufe dieser zehn Jahre haben nämlich die meisten Neger ihre Plantage verlassen und auf anderen gearbeitet, ja dieser Wechsel hat sich mit jedem Jahre wiederholt, oft in so großem Maßstabe, daß die Aufsicht der Missionare vielfach eine blos nominelle wurde. Mit dem unstäten Leben riß allerlei Unsittlichkeit ein; gab es früher einzelne ganz christliche Plantagengemeinlein, denen anderwärts ganz heidnische Plantagen gegenüber standen, wo der Götzendienst und die Zauberei in voller Kraft herrschten, so ist nun allerorten eine Mischung eingetreten, in der viele unbefestigte Gemeindeglieder auf Abwege geriethen, während freilich auch der Einfluß der Bewährten sich weiter ausdehnte. Im Ganzen aber ist die Arbeit an den Gemeinden innerlich und äußerlich schwieriger geworden, womit nicht gesagt sein soll, daß irgend einer der Missionare die Zeit der Sklaverei zurückwünscht Denn „ihren unüberwindlichen Hindernissen" sagen sie, „steht man ohnmächtig gegenüber."

Zugenommen hat jedenfalls die Ordnung des ehlichen und häuslichen Lebens; zugenommen hat noch mehr die Schulthätigkeit auf den Plantagen, welche nach der Umgestaltung aller Verhältnisse immer unentbehrlicher befunden wurde. Aber freilich wird auch über die Ungebundenheit des heranwachsenden Geschlechts, über seine Putzsucht und Spiellust viel geklagt; z. B. das früher ganz unbekannte Kartenspiel hat sich bereits reißend schnell über die Plantagen hin verbreitet. Dazu trägt nicht wenig die Einwanderung der freien Arbeiter oder Kulis aus Asien bei, wie namentlich die in Masse eingeführten Chinesen vielen Negern durch ihr Beispiel geschadet haben. Es bleibt ein müßiger Wunsch, zu hoffen, daß etwa auch das Vorbild der Arbeitslust und des Sammelfleißes, das der Chinese

*) Zu der religiösen Feier des 1. Juli haben sich, wie man jetzt hört, die Kolonisten mit den Negern massenhaft vereinigt, so daß der Tag in schönster Ordnung und Gemüthlichkeit verlief.

gibt, den Negern noch einmal anstecken möge. Am Ende ist es doch nur ein Streben nach höheren geistigen Gütern, was den eingewurzelten Racen- und Nationalcharakter zu überwinden und umzubilden vermag. Möge es der Mission gegeben werden, diesen Umschwung zu erzielen! —

In Chile, in Peru, in allen von Spanien losgetrennten Kolonien Amerika's, bestand die Sklaverei nicht mehr, während sie in Brasilien noch immer weitere Ausdehnung gewann. Nachdem daher hier im Jahre 1850 die Sklaveneinfuhr aufgehoben worden war, machte man sich mit dem Gedanken an die Emanzipation nach und nach vertraut. Doch begriff man, daß dieselbe, wenn sie nicht schaden solle, eine stufenweise sein müsse. In der Hauptstadt allein wurden zwischen den Jahren 1860—1869 nicht weniger als 13,294 Sklaven durch ihre Eigenthümer freigelassen, und kaum vergeht ein Monat, in welchem nicht in der einen oder andern Provinz viele Emanzipationen ohne jede Entschädigung stattfinden. Der Hof selbst gieng darin mit großherzigem Beispiel voran. Der Kaiser, seine Töchter, deren Hofmeisterin (die Gräfin Barral) und die Minister Abrantes, Zacharias, Galvao, Pereira da Silva, Vasconcelles und Lobato stellten sich an die Spitze der zur Beschleunigung der Emanzipation gegründeten Vereine; und schon bei der Vermählung der kaiserlichen Prinzessin Leopoldine im Jahr 1864 ertheilte Don Pedro II einer Anzahl Sklaven die Freiheit. Zwei Jahre darauf beglückwünschte er die Benediktiner zu dem Beschlusse, alle ihre 1600 Sklaven in Freiheit zu setzen, und 1866 gewährte er selbst dieselbe allen in den Militärdienst eintretenden Sklaven. Am 12. Mai 1871 ließ er sodann durch den Minister des Ackerbaus der Deputirtenkammer das die Emanzipation einleitende Gesetz endlich vorlegen.

Die Sklaverei in Brasilien war zwar nie besonders hart. Leichter als anderswo waren hier die Bedingungen der Freilassung; und den Freigelassenen stand jede gesetzliche Laufbahn offen. Das Vorurtheil der Farbe, das in den nordamerikanischen Freistaaten oft sogar durch Schriftstellen bemäntelt wurde, war hier von jeher fremd oder doch nur in geringem Grade entwickelt. Und doch war mit Recht der Jubel ein ungeheurer, als jenes Gesetz, das am 28. August von den Vertretern des Volks mit 61 Stimmen gegen 35 angenommen ward, am 27. September nun auch die Genehmigung des Senats mit 32 gegen nur 4 Stimmen erlangte. Die freudige Aufregung im Hause

läßt sich nicht beschreiben; die Tribüne wurde mit Blumen geschmückt, und von den Gallerien goß man wohlriechende Essenzen auf die Herren herab, die hier mannhaft dem ersten Rechte des Menschen Geltung verschafften. Die Hauptbestimmungen dieser Urkunde lauten:

„Alle Kinder, die vom Datum dieses Gesetzes an innerhalb des Reiches von einer Sklavin geboren werden, sollen für freigeboren erachtet werden. Sie sollen in der Gewalt und unter der Botmäßigkeit der Herren ihrer Mütter bleiben, welche die Verpflichtung haben sollen, sie zu ernähren und zu erziehen, bis sie das achte Jahr vollendet haben. Hat das Kind einer Sklavin dieses Alter erreicht, so hat der Herr der Mutter die Wahl, entweder vom Staat eine Entschädigung von 600 Milreis (790 fl.) anzunehmen, oder die Dienste des Minderjährigen bis zum erfüllten 21. Jahre zu benützen. Die Dienstleistung der Kinder von Sklavinnen hört jedoch auf, wenn durch richterliches Urtheil festgestellt wird, daß die Herren der Mütter sie mißhandeln oder ihnen übermäßige Züchtigung angedeihen lassen. In jeder Provinz des Reichs sind jährlich so viele Sklaven zu befreien, als der jährlich verfügbaren Quote des zur Emanzipation bestimmten Fonds entsprechen. Die Regierung soll eine specielle Registration über alle Sklaven veranlassen mit Angabe von Namen, Geschlecht, Stellung, Arbeitstüchtigkeit und, wenn es möglich ist, von der etwaigen Verwandtschaft. Alle Sklaven, die durch irgend einen Fehler oder absichtliche Auslassung seitens ihrer Besitzer im Lauf eines Jahres nach Schluß des Registers nicht mit eingegeben sind, sollen für frei gelten. Für freigelassen werden alsbald folgende Sklaven erklärt: 1. Die Sklaven der Nation; 2. die der Krone in Nutznießung gegebenen Sklaven; 3. die Sklaven herrenloser Erbschaften; 4. die von ihren Herren aufgegebnen Sklaven. Jene Sklaven, welche den Mönchs- und Nonnenklöstern gehören, werden nach Ablauf von sieben Jahren ohne weiters frei. Die Sklaven, welche kraft dieses Gesetzes in Freiheit gesetzt worden sind, bleiben für eine Zeit von fünf Jahren noch unter der Aufsicht der Regierung. Sie sind verpflichtet, sich um Lohn zu verdingen bei Strafe, daß, wenn sie ein herumschweifendes Leben führen, sie zur Arbeit in öffentlichen Anstalten gezwungen werden."

Der während der europäischen Reise des Kaisers zur Regentin bestellten Donna Isabella, Gräfin von Eu, fiel die schöne Aufgabe zu, am 28. September 1871 diesen Freibrief zu veröffentlichen.

Ueberall wurde derselbe mit Jubel begrüßt. Der Muth, mit dem die Regierung, wie die Volksvertretung an die Sache gegangen ist, verdient alle Anerkennung und läßt auch die Hoffnung zu, daß sie das begonnene Werk siegreich hinausführen wird.

Allerdings aber ist bis jetzt nur erst der Anfang zu der großen Reform gemacht. Die Sklaverei ist durch jene Verordnungen nicht aufgehoben, sondern nur verurtheilt, erschüttert, gemildert, beschränkt. Es wird kein neuer Sklave mehr auf brasilianischem Boden geboren, aber die anderthalb Millionen Männer und Frauen, Greise und Kinder, auf denen jetzt noch das Loos der Knechtschaft lastet, sehen den Tag der Freiheit erst von ferne dämmern. Doch wer weiß, ob ihnen derselbe nicht schon früher anbricht, als er ihnen verheißen ist? Ein Zwitterzustand, der weder volle Freiheit, noch volles Eigenthumsrecht gewährt, kann nicht von langer Dauer sein. Bekannt ist ja die auf den englischen Kolonien gemachte Erfahrung, daß sowohl Herren als Sklaven der gesetzlichen Lehrzeit schon vor deren Ablauf müde waren und die volle Freiheit proklamirt wurde, noch ehe man sie in London dekretirt hatte. Während eine solche Ueberstürzung der Emanzipation durchaus nicht wünschenswerth ist, könnte sie doch gerade in Folge etwaiger Gegenbestrebungen eintreten, welche das Rad der Zeit rückwärts treiben wollten.

Interessante Beitäge zur Beurtheilung des nun von allen Gewissen gerichteten Systems der Sklaverei gibt ein Artikel der Revue des Deux Mondes vom 1. Dez. 1871. Die Zahlen, die wir demselben entnehmen, erscheinen doppelt schlagend, da, wie schon erwähnt, die Sklaverei in Brasilien immer einen besonders milden Charakter trug. Nach den statistischen Arbeiten eines Pereira da Silva, Ferreira Soarez und Perdigao Malheiro lebten, als im Jahre 1851 der gesetzlich verbotenen Einfuhr neuer Sklaven wirklich ein Ende gemacht wurde, deren 2,200,000 innerhalb der brasilianischen Grenzen. Schon in den Jahren 1818—1845, während dieser abscheuliche Handel noch in voller Blüthe stand, hatte sich die massenhafte Sklavenzufuhr nicht hinreichend erwiesen, die durch den Tod entstehenden Lücken auszufüllen. Wenn nun aber nach amtlichen Berichten in den letzten zwanzig Jahren die Zahl der Sklaven von 2,200,000 Seelen auf anderthalb Millionen herabgeschmolzen ist, so bieten hiefür die bis jetzt doch nur in sehr beschränktem Maße durchgeführten Freilassungen keinen genügenden Erklärungsgrund, vielmehr muß

diese ungeheure Abnahme einer ganz unverhältnißmäßig großen Sterblichkeit zugeschrieben werden. Dazu stimmt vollkommen die 1870 von dem französischen Gesandten Gobineau in einer wissenschaftlichen Abhandlung ausgesprochene Ansicht, die Sklaverei werde durch das Erlöschen der geknechteten Race in Kurzem von selbst aufhören. Tod und Auflösung ist somit die Folge eines Systems, das von seinen Vertheidigern als das Mittel gepriesen wird, unbewohnte Gegenden zu bevölkern und zugleich die afrikanische Race zu civilisiren und zu erhalten.

In Brasilien, wie anderswo, hat man aber noch die weitere Erfahrung gemacht, daß durch die Sklaverei die Landwirthschaft in veralteten Geleisen versumpft und die weißen Herren in Müßiggang und Laster versinken. Daß Vernichtung der Schwarzen, Entsittlichung der Weißen und schlechte Benützung des Bodens ihre unausbleiblichen Folgen sind, darf, auf diese Thatsache gestützt, wieder und wieder mit allem Nachdruck hervorgehoben werden. Und es thut dieß wirklich Noth, denn ohne Verlegenheiten, Opfer und Anstrengungen ist einmal der Uebergang von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit, von tief eingewurzelten Gewohnheiten in völlig neue Verhältnisse, von unbezahlter gezwungener zu bezahlter freier Arbeit nicht möglich. Diejenigen aber, deren Interessen die Aufhebung der Sklaverei beeinträchtigt, werden nicht ermangeln, das sogenannte „patriarchalische System", dessen theuer erkaufte Vortheile sie genossen, zu vermissen, zu rühmen, und mit den trügerischsten Farben zu schildern.

Der gleiche Artikel der Revue des Deux Mondes führt uns indeß noch eine andere Zahlenreihe vor, aus der mit mathematischer Sicherheit das Facit gezogen wird, daß der Reichthum sich nach dem Maße der Freiheit richte und wohlverstandenes Interesse schließlich die Sprache der Moral rede, — eine Erfahrung, die wie in den älteren und neueren Geschichte Europas sich auch in den Vereinigten Staaten wiederholen wird, wie neuestens in Brasilien. — In eben dem Maße nämlich, in welchem in Brasilien die Zahl der Sklaven abnahm, wuchs die Aus- und Einfuhr, weil intelligente Grundbesitzer, der von der Regierung ausgehenden Anregung folgend, Maschinen einführten, freie Arbeiter bezahlten und vermehrte Produktion und Absatzwege schafften. „Von den anderthalb Millionen der jetzt lebenden Sklaven sind etwa 400,000 in der Provinz Rio Janeiro, auf dem Lande und sehr Viele als Haussklaven in den Städten zu-

sammengedrängt; in der Provinz Bahia befinden sich 280.000; in Pernambuco 250,000; in Minas 160,000; in St. Paul 75,000 Sklaven, die übrigen sind in dem Rest des Landes zerstreut; der äußerste Norden und Süden des Reiches enthält fast keine mehr. Diejenigen Provinzen aber, aus denen die Sklaven fortgeschafft wurden, weisen eine Zunahme ihrer Produktion auf. So die Provinz Para, deren Ausfuhr in stetem Wachsthum begriffen ist, so besonders aber die Provinz Cerea, deren Gouverneur 1866 berichtete, daß seit 1854 über 4000 Sklaven in andere Gegenden des Landes verkauft wurden, und während desselben Zeitraumes die Einnahmen der Provinz sich vervierfachten, obwohl die Hauptstadt Cerea unter dem dritten Grad südlicher Breite liegt und die Gegend oft von Hitze und Trockenheit leidet. Die statistischen Tabellen eines Soarez gewähren folgende Uebersicht über die ganze Ausdehnung des brasilianischen Reiches.

	Freie.	Sklaven.	Ausfuhr.
1818	1,887,000	2,000,000	50,000,000 Franken.
1866	9,800,000	1,500,000	250,000,000 Franken.

„Zu fürchten haben die Aufhebung der Sklaverei nur diejenigen Herren, die ihre Leute in der Unwissenheit von Thieren dahingehen ließen. Ihre einstigen Sklaven werden sicher die freie Arbeit verweigern und ein ungebundenes Leben in den weiten Wildnissen Brasiliens erwählen. Aber es gibt auch sehr viele Herren, welche die Liebe ihrer Sklaven gewonnen und denselben christlichen Unterricht und ein geordnetes Familienleben gesichert haben. Pflanzungen, auf denen in solcher Weise die jungen Neger auf den rechten Gebrauch der Freiheit vorbereitet wurden, dürften bei dem bevorstehenden Wechsel auf die Länge nichts verlieren. In keiner andern Geschichte der menschlichen Geschlechter tritt die Logik, oder vielmehr die geheime Macht der von einer weisen und gütigen Hand in die Natur der Dinge verwobenen Gerechtigkeit so klar zu Tage, wie in der Geschichte der unterdrückten Stämme. Gutes erzeugt Gutes, Böses gebiert Böses; der Uebergang vom Bösen zum Guten vollzieht sich unter Schmerzen. Brasilien wird genau das ernten, was es gesäet hat; so will es die in der Geschichte eingegrabene und im Evangelium verzeichnete sittliche Weltordnung, die Rio-Branco, der Präsident des Senats, am Schlusse seiner hinreißenden Rede das Gesetzbuch der Gesetzbücher nannte."

Bereits ist die baldige Emanzipation der Erwachsenen bei den einsichtsvolleren Pflanzern Brasiliens eine beschlossene Sache; sie selbst subscribiren am meisten für den Freilassungsfond, der zusammengebracht werden soll. Etliche sind noch viel weiter gegangen: sie haben nicht nur ihre Neger freigegeben, sondern ihnen auch zu einem Anfang von Eigenthum und unabhängiger Existenz verholfen.

Um indessen nichts dem Zufall zu überlassen, will man auch in Brasilien suchen, chinesische Arbeiter in das weite Reich einzuladen, und hofft, daß nach Ablauf eines Menschenalters nur noch wenige Spuren von Sklaverei im Lande übrig bleiben und doch die Arbeitskräfte vermehrt sein werden. Möge bei diesem neuen Versuch die brasilische Regierung sich von der Schlaffheit der peruvianischen Staatslenker rein erhalten, welche die Kuliausfuhr von China nach Callao zu einem fast ebenso schmählichen Handelszweig hat entarten lassen, als der Negerhandel in den Zeiten seiner Blüthe war. Eine neue Nachricht (Revue des deux mondes, Juli 1872), schildert das Loos der Kulis als kein beneidenswerthes. „Es gibt," heißt es dort, „auf den Pflanzungen Brasiliens eine Klasse von Arbeitern, die noch tiefer verachtet wird als die der europäischen Bauern, und das sind die Chinesen, welche man s. 1855 einzuführen begonnen hat. Nach einem brasilianischen Autor ist der Chinese kein Mensch, sondern ein Monstrum; 'er ist Koth, er ist Staub, er ist nichts'. — 'Wiederfährt gelegentlich einem derselben irgend ein Unrecht, gleich erheben sich alle und sinnen auf Rache, und das Endergebniß ist in den meisten Fällen, daß statt selbst nachzugeben, sie den Pflanzer zum Nachgeben nöthigen.'" Man mag sich freuen, daß der Chinese sich nicht willenlos zum Sklaven herabwürdigen läßt, darf aber nicht übersehen, daß er gegenüber der an Sklavendienste gewöhnte Klasse der Besitzenden immerhin einen schweren Stand hat.

Wie es mit den Absichten des Mutterlandes von Brasilien bestellt ist, wissen wir derzeit des Näheren nicht zu berichten. In einer Rede aber, die Sir B. Frere neulich in Bombay gehalten hat (Record 21 May 1873), findet sich der Ausspruch: „Noch drei Jahre: und der Sklavenhandel wird auch in den portugiesischen Kolonieen (Ostafrikas), wo er bisher so allgemein war, sein gesetzliches Ende erreicht haben." Ueber das Aufhören der Sklaverei ist damit natürlich nichts gesagt, doch ist die Verknüpfung von Sklaverei und Sklavenhandel, wie oben gezeigt, eine so wesentliche, daß

das Ende des letzteren auch schon dem Bestande der ersteren das Urtheil spricht. Der portugiesische Generalkonsul in London hat übrigens bei einem Abschiedsessen, das dem Herrn Frere gegeben wurde, erklärt, „daß seine Regierung gesonnen sei, bis zum J. 1878 auch die Sklaverei in allen ihren Kolonien aufzuheben". —

Unter allen civilisirten Völkern hält jetzt blos noch Spanien die Sklaverei fest, und dieß nicht nur den Versprechungen des Gesetzes, sondern merkwürdiger Weise auch den Bitten der Kolonien zum Trotz. Die Bewohner Kubas, der „immer getreuen Insel", halten gegenwärtig ihre Wünsche zurück, um nicht durch unzeitgemäße Verwicklungen die Wiederherstellung der Ruhe zu erschweren; aber der erste Schritt der im Herbst 1871 endlich unter die Cortes aufgenommenen neuen Vertreter Puertoricos war es, in feierlicher Audienz durch Vermittlung Acostas an den König Amadeo das Gesuch um sofortige Aufhebuug der schmähligen Einrichtung zu richten, die auf ihrer Insel unter einer Bevölkerung 650,000 Seelen noch 32,000 Schwarze, welche ohne Schwierigkeit für freie Arbeit zu gewinnen wären, zur Knechtschaft verurtheile. Spanien, das erste Land das in der neueren Geschichte die Sklaverei wieder einführte, ist somit auch das letzte, diesen Schandfleck der Christenheit wieder auszutilgen. Im December 1872 ist endlich das Gesetz durchgegangen, welches verordnet, daß vier Monate nach seiner Veröffentlichung diese 32,000 Sklaven in Freiheit gesetzt und die Eigenthümer (mit 80 Procent des Kaufwerthes) entschädigt werden sollen.

Seither haben der Minister Figueras und andere der Eintagsregenten der unglücklichen Halbinsel wiederholt in starken und schönen Worten die Abschaffung der Sklaverei im Allgemeinen angekündigt; es fehlt aber dort bekanntlich an der Kraft, irgend eine bedeutende (oder unbedeutende) Maßregel wirklich durchzuführen. Schon einmal im Oktober 1865 war ja in Spanien beschlossen worden, binnen fünf Jahren sollen die Neger frei werden; aber trotzdem währte nicht blos die harte Behandlung der Neger, sondern die Sklaveneinfuhr fort, und noch im Jahre 1868 soll der Gouverneur Lersundi für jeden gelandeten Schwarzen 200 Dollar empfangen haben, zum Dank für seine freundliche Nichtachtung des Gesetzes.

Die Zustände auf der Insel Cuba aber wurden kürzlich von einem Correspondenten der Times in ziemlich dunkeln Farben geschildert. Jedermann weiß dort, daß die Emancipation der Neger

nur eine Zeitfrage ist; ebenso zweifelt Niemand, daß sie nur durch eine kritische Durchgangsperiode erreicht werden könne. Die Pflanzer sind tief verschuldet, ihre Güter stark verpfändet, daher kämpfen sie für allmähliche Abschaffung der Sklaverei, für möglichst hohe Entschädigung der Eigenthümer und für ausgedehnte Einfuhr von Kulis. Die herrschenden Klassen sind übrigens selbst gespalten: die reinen Spanier wünschen jedes ihrer zeitgeheiligten Rechte zu behaupten, wie viel Blut oder Gold der Kampf auch kosten mag, und möchten für dieses Ziel selbst der Regierung des Mutterlands Trotz bieten. Die Kreolen dagegen brennen vor Verlangen nach Gleichstellung mit dem Spanier und setzen auch ihr Eigenthum mit leichtem H.rzen aufs Spiel, wenn nur durch den Sturz des Sklavereisystems „Cuba für die Cubaner" gewonnen werden kann. Beide Theile befehden einander so entschieden, daß auch die gemeinsame Gefahr sie nicht zu Compromissen vereinigen kann. In den Distrikten, wohin der Aufstand gedrungen ist, wird schauerlich gehaust: die Insurgenten binden ihre Gefangenen, namentlich Offiziere, mit einem Fuß an Bäume und verbrennen sie mit langsamen Feuer. Auf beiden Seiten wird kein Pardon gegeben. Die Frauen werden auf jede denkbare Weise mißhandelt. Und es ist keine Aussicht da, daß die eine oder andere Partei gewinne; denn genährt von amerikanischer Zufuhr wissen sich die Aufständischen gerade nothdürftig zu halten, vermögen aber gegen die Truppen keinen entscheidenden Schlag zu führen.

Diesem grausamen Kampfe sehen dann die Neger der ruhigen Districte aus der Ferne mit größtem Gleichmuth zu, gewiß, daß irgendwie ein Umschwung ihrer Lage nahe bevorsteht. Noch vor wenigen Jahren hatte die Hoffnungslosigkeit der Zustände auf die Negerweiber dermaßen gedrückt, daß sie sich durchaus keine Mühe gaben, ihre Kinder zu pflegen. Aus diesem Grunde, nicht blos in Folge der erschöpfenden Zwangsarbeit der Erwachsenen, wollte die schwarze Bevölkerung so lange Zeit her sich nur gar nicht vermehren. Alles das ist jetzt anders geworden: die Kinderräume auf den Pflanzungen sind bereits voll von Kleinen, und diese werden mit einer Sorgfalt behandelt, von welcher früher keine Spur zu entdecken war. Die Mütter ahnen, daß ihre Lieblinge Aussicht auf ein besseres Loos als Hunger und Zwangsarbeit haben, und die Wirkung davon ist wahrhaft magisch. Wenn irgend etwas die Verdammung der Skla-

verei vollständig machen kann, so dürfte dazu sicherlich diese neueste Wahrnehmung hinreichen!

(Schluß folgt.)

Missionszeitung.

Die Loyalitätsinseln.

Miss. Macfarlane erzählte am Jahresfest der brit. Bibelgesellschaft (7. Mai 1873), welch tiefe Wurzeln der Bibelglaube in den Herzen der Loyalitätsinsulaner geschlagen habe. „Seit die Franzosen diese Gruppe annectirten, wurde allen Missionaren, die nicht französische Unterthanen waren, das Predigen verboten, jede Schule, in der nicht französisch gelehrt wurde, geschlossen und die Verbreitung anderer als französischer Bibeln verpönt. Was thaten aber die Insulaner? Sie hatten die vier Evangelien und die Apostelgeschichte in ihrer Sprache, und hielten nun ihre Erbauungsstunden mit diesen Büchern. Einmal kam ein französischer Commandant, auf der Rückkehr von der Einweihung einer katholischen Kirche, an einer Hütte vorbei, wo 5 Eingeborene Gottes Wort lasen. Er fragte sie, was sie thun, und ob sie nicht wissen, daß das verboten sei; darauf schickte er die zwei Männer ins Gefängniß und belegte die andern — es waren Frauen — mit einer Geldstrafe.

„Die Priester glauben einmal, der englische Einfluß sei nicht auszurotten, außer man mache die Eingeborenen katholisch; aber mit allen ihren Verfolgungen haben sie das noch nicht erreicht. Viele der Insulaner lernten lange Abschnitte der Schrift auswendig; eine Frau sagte mir das 1. Kap. des Joh. her und lehrte es ebenso ihre Kinder. Wenn man dann den Leuten ihre Häuser verbrannte, beklagten sie mehr den Verlust ihrer Bücher als die Zerstörung aller ihrer Habe, und ihr Hauptanliegen war, sich wieder ein anderes Buch zu verschaffen. So hat denn die Bibel Großes in der Südsee ausgerichtet; sie wird es auch durch jene Insulaner in Neuguinea ausrichten, welches jetzt das Arbeitsfeld von Loyalitäts-Evangelisten geworden ist."

Die zwei Hauptinseln der Loyalitätsgruppe, Lifu und Mare, haben im letzten Jahre Ruhe genossen; das Seminar in Mare blüht unter Miss. Creagh's Leitung heran und der Resident ist demselben freundlich gewogen. In Uea dagegen ist die fanatische Verfolgung der Protestanten wieder heftiger losgebrochen als je, und keine Vorstellungen bei den französischen Behörden sind im Stande gewesen, den Mißhandelten Recht oder Schutz zu verschaffen. — Im April 1871 wurden mehrere Familien hingeschlachtet und andre mit Ermordung bedroht, wenn sie ihre Religion nicht aufgeben. Die Leiter der Londoner Missionsgesellschaft haben sich darum aufs Neue an den englischen Minister des Aeußern gewendet, damit er sich doch bei der französischen Regierung in Paris dieser Verfolgten annehme.



Aegyptischer Kaufmann und Janitschar in Kairo.

Aegyptens Neue Zeit.

Unter diesem Titel erschien vor Kurzem das Werk eines preußischen Theologen Moritz Lüttke, der mehr als sieben Jahre lang die deutsche evangelische Gemeinde zu Alexandrien bedient hatte, und sich bewogen fand, einen Beitrag zur Kenntniß dieses interessanten Landes zu geben.*) Es ist nicht die oberflächliche Mittheilung eines Reisenden, was uns geboten wird, sondern das Ergebniß langer und eingehender Beobachtung. Nach einer Schilderung des Volks und seines ganzen Lebens erzählt der Verfasser die Geschichte von Muhammed Ali, dem Gründer der gegenwärtigen Dynastie, und reiht daran, was seine Nachfolger erstrebt und gewirkt haben. Er überschaut die ganze Politik, das Staatswesen und die Landesverwaltung, und findet, daß auf den meisten Gebieten des öffentlichen Lebens hier „mehr Ordnung, Sicherheit und Verlaßlichkeit" herrsche als in irgend einem einem andern Lande des Orients, verhehlt aber nicht, wie viele dunkle Punkte allerwärts neben den hoffnungsreichen Keimen einer weitern heilsamen Entwicklung sich noch zeigen; das Endergebniß ist ihm doch, daß Aegypten am meisten von allen Morgenländern eine „Zukunft hat". „Die Europäer in Aegypten" werden sodann mit großer Ausführlichkeit und anerkennenswerther Offenheit geschildert. Von größter Wichtigkeit aber ist das letzte Buch „Islam und Christenthum", da eine zusammenfassende und über alle einzelnen Zweige sich verbreitende Darstellung der religiösen Verhältnisse Aegyptens bisher nicht vorhanden war. Mit Recht hofft der Verfasser, daß die eingehendere Besprech-

*) Aegyptens Neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und des Islam. Von M. Lüttke. 2 Bde. Leipzig, Brock 1873.

ung derselben manchen Lesern besonders erwünscht sein werde. Wir suchen aus dieser Fülle des Gebotenen hauptsächlich solche Züge heraus zu nehmen, welche geeignet sind, unsere früheren Mittheilungen aus der ägyptischen Mission zu vervollständigen (vgl. Miss. Mag. 1872, S. 310, die Mission in Aegypten. 1873, S. 327. Englische Schulen in Kairo).

1. Die Aussichten des muhammedanischen Volks.

Was den heutigen Islam betrifft, so charakterisirt ihn im Allgemeinen der Mangel an geistigem Leben und geistiger Kraft; allerorten zeigt sich der Stillstand, die Erstorbenheit, der unläugbare Verfall. So gibt es denn auch unter den Gläubigen in Aegypten keine wissenschaftliche Thätigkeit mehr, obgleich die berühmte Hochschule des Islam, die Moschee El Azhar in Kairo fortvegetirt. Was die dortigen Lehrer aus den Schriften früherer Gelehrten in ihre Hefte zusammengetragen haben, das lesen sie den Studenten einfach vor, produciren aber nichts Neues. Und die Studenten begnügen sich, den Koran und was darüber geschrieben ist, mit ängstlicher Sorgfalt auswendig zu lernen. „Das Selbstdenken ist dem Islam abhanden gekommen." — Von der Kunst ist kaum zu reden: Poesie, Musik und Baukunst liegen völlig darnieder.

Der früherherrschende Fanatismus ist bedeutend abgeschwächt, obwohl der Ausländer namentlich an Festtagen noch je und je etwas von dessen Ausbrüchen beobachten kann. Die manchfaltige Berührung mit dem christlichen Abendlande und der Einfluß einer wachsenden europäischen Kolonie im Lande selbst haben das Ihrige gethan, die Feindschaft gegen Andersgläubige zu mildern, und der religiösen Toleranz Bahn zu brechen. Doch glüht noch immer das unheimliche Feuer unter der Asche. Einem deutschen Photographen, der vor einigen Jahren den Auszug der Mekkakarawane aus Kairo aufnehmen wollte, wurde so übel mitgespielt, daß er nur mit zerbrochenen Gliedmaßen und zertrümmerten Instrumenten davonkam; ein bedeutendes Schmerzensgeld aber, das die Regierung nach heutiger Sitte zahlte, entschädigte ihn für diesen Unfall.

Noch immer währt das Sikr fort, ein gemeinsames Beten des kurzen Glaubensbekenntnisses unter immergesteigerten Bewegungen des Kopfes und Oberleibs nach dem zunehmend rascheren Tempo

der Handpauke. Das treibt man, bis dem schweißtriefenden, stöhnenden Beter die Kraft versagt und er besinnungslos niedersinkt. — Noch immer heulen und tanzen die Derwische bis zum Wahnsinn der Besessenheit; noch immer wirft sich das Volk am Geburtstag des Propheten in den Staub, um sich vom Pferd des Derwisch Schechs überreiten zu lassen. In solchen und andern Auswüchsen offenbart sich allerdings das zähe Leben des Islam.

Natürlich steht auch der manchfaltigste Aberglaube noch heute in voller Blüthe. Viele Volksbelustigungen und unheimliche Kraftthaten, wie Schlangenfressen, Feuerverschlingen, Schlangenbändigung, die Magie des Tintenspiegels erinnern an das altägyptische Heidenthum und beweisen, welch ein zähes Leben auch diesem einwohnt.

Im Ganzen sieht sich Lüttke zu dem Schluß getrieben, daß eine Zukunft für den Islam nicht mehr gehofft werden kann. Wohl möge er gegen das Innere von Afrika seine Grenzen noch immer ausbreiten, aber eine Regeneration desselben stehe nicht zu erwarten. Schon hat in den höheren Kreisen eine große Indifferenz gegen seine Lehren und Vorschriften um sich gegriffen; weil aber diese Erscheinung sich vorwiegend auf französirte Türken beschränkt, die ja dem Lande eigentlich fremd sind, hat sie für die Masse der Bevölkerung wenig zu besagen. —

Muhammed Ali hat nun ernstlich versucht, den Volksunterricht zu heben. Neben den einfachen Lese- und Schreibschulen (Kuttāb), die von Alters her bestanden, wurden etwa 50 „Primärschulen" errichtet, in welchen gegen 5000 Schüler das Schreiben lernten. Von denselben giengen die hoffnungsvolleren in zwei „Vorbereitungsschulen" über, welche in Kairo und Alexandrien bestanden. Endlich versetzte man die geeigneten Jünglinge in „Spezialschulen", welche Uebersetzer, Polytechniker, Artilleristen und andere Offiziere, Mediciner und Thierärzte bilden sollten. Der Unterricht, meist von Franzosen ertheilt (deren einige sich durch Uneigennützigkeit, Eifer und Fähigkeit hervorthaten), gieng im Ganzen doch nicht tief; und da die Resultate der Erwartung nicht entsprachen, schickte man die fortgeschrittensten Schüler nach Paris. Allein die civilisirtesten dieser Jünglinge brachten es nicht so weit, daß sie selbständige Leiter in irgend einem Gebiete wurden; die zurückgekehrten verfielen bald wieder der arabischen Trägheit, Ordnungslosigkeit und Geistesschlaffheit. Sobann entstand bei vielen dieser studirten Staatsmänner, Oekono-

men, Mathematiker ꝛc. bedeutende Verlegenheit, wie sie zum Nutzen des niedergetretenen Landes verwendet werden sollten.

Unter Muhammed Ali's Nachfolgern lösten sich fast alle diese Schulanstalten wieder auf. Erst Ismail Pascha nahm sich des Volksunterrichts wieder an. Die Primärschulen wurden bedeutend beschränkt, dagegen die Specialschulen um eine „Kunst- und Gewerbeschule", eine Rechtsschule, ja eine ägyptologische Akademie vermehrt. Letztere steht unter dem berühmten Alterthumsforscher Dr. Brugsch, der jedenfalls leisten wird, was unter den bestehenden Verhältnissen geleistet werden kann. Doch liegt in allen bisherigen Unterrichtsanstalten der Hauptfehler, daß sie nur Leute für den Staatsdienst und die Armee liefern sollen und die ganze Bildung auf eine bestimmte eng umgrenzte Stellung und Thätigkeit berechnet ist, wobei auch die sittliche Aufgabe der Erziehung kaum beachtet wird. — Das weibliche Geschlecht blieb bisher völlig unberücksichtigt, mit Einer wunderlichen Ausnahme: eine Hebammenschule bereitete 8 bis 10jährige Mädchen auf ihren künftigen Dienst vor!

Aus der ganzen Darstellung dessen, was bisher für den Volksunterricht in Aegypten geleistet worden ist, zieht der Verfasser den Schluß: es fehlt noch unendlich viel, daß das Unterrichtswesen auf die Entwicklung des ägyptischen Volkes in intellektueller, moralischer und socialer Beziehung einen fühlbaren Einfluß ausüben könnte. Etwas günstiger, wenigstens sofern die Jugend von Kairo in Betracht kommt, lautet das Urtheil der Miß Whately (s. S. 329).

Dagegen eröffnet uns ein sachkundiger Recensent des vorliegenden Werkes weit bessere Aussichten. *) Er hat Aegypten nach Lüttkes Abgang bereist und kann von neuen Schritten zu Gunsten des Volksunterrichts wichtige Mittheilungen machen. „Der Schweizer Dor (Verfasser des Werks l'instruction publique en Egypte), der ein deutscher Schulmann im besten Sinne genannt werden darf, ist seit wenig Monden von Ismail Pascha zum Direktor des Cultusministeriums, dem ein Sohn des Chedive als Minister vorsteht, ernannt worden, und gedenkt, das ägyptische Schulwesen zu reformiren. Das Abrichten zu gewissen Stellen soll aufhören, das Allgemeine ins Auge gefaßt, und der Volksunterricht für Knaben und (soweit das thunlich sein wird) für Mädchen über das ganze Land

*) G. E. (Georg Ebers) im Literarischen Anzeiger 19. Juli 1873.

verbreitet werden. Dazu müssen zunächst Schullehrerseminare gegründet werden, in denen theils europäische, theils arabische, in Europa ausgebildete Lehrkräfte thätig sein werden. Wenn nicht eine der im Orient so häufigen „Ueberraschungen" dem begonnenen Werke ein zu frühes Ende macht, so darf man wohl erwarten, daß unter der Hand seines befähigten und besonnenen Leiters der ägyptische Volksunterricht durchaus reformirt und das arme Volk an beiden Ufern des Nils in einer Reihe von Lehrjahren die Fähigkeit gewinnen wird, die reiche geistige Begabung, welche ihm die Natur verliehen, in würdiger und fruchtbringender Weise zu verwerthen."

Während dieser Recensent das Urtheil Lüttkes im Ganzen theilt, verbirgt er nicht, wie lebhaft er gewünscht hätte, „daß sich der Autor gegenüber den confessionellen Fragen weniger einseitig auf den specifisch christlich protestantischen Standpunkt gestellt hätte." — „Wenn der Islam so morsch und hohl und dem Untergange reif ist, woher dann die durchaus verlorene Missionsarbeit unter den Muhammedanern?" Hierauf ließe sich manches erwiedern, daß nämlich die Missionsarbeit unter den Muhammedanern in Indien, ja auch in der Türkei keineswegs fruchtlos geblieben ist, also auch die schwachen Anfänge derselben in Aegypten uns nicht als „durchaus verlorene" Mühe erscheinen. Doch davon zu handeln ist hier nicht der Ort; vielmehr begrüßen wir mit Freuden die eröffnete Aussicht auf einen neuen Aufschwung des ägyptischen Volksunterrichts.

Aehnliche Aussichten wie Ebers eröffnet uns auch das Werk H. Stephan's, von welchem im nächsten Kapitel noch weiter die Rede sein wird. Er schreibt:

„Unter den Regierungen Said-Pascha's und namentlich des jetzigen Chedive ist nun einer neuen Entwicklung des ägyptischen Unterrichtswesens Bahn gebrochen. Insbesondere hat seit dem Jahre 1868 in bemerkenswerther Weise die Einrichtung von Regierungs-Schulanstalten in den größeren Orten des Landes stattgefunden. Sie zählten im Jahre 1870 4000 Eleven, welche Unterricht und Unterhalt, einschließlich der Kleidung, unentgeldlich empfiengen. Diese Schulen umfassen den Elementar- und secundären Unterricht. Der erstere erstreckt sich auf arabisch Lesen und Schreiben, Rechnen, Zeichnen und auf Französisch oder eine andere Sprache nach den Ortsverhältnissen. Aus den Elementarklassen gehen die Schüler in die Secundarschulen über, welche aus präparatorischen und Specialschu-

len bestehen. Die Specialschulen sind die polytechnische Schule, welche 1871 80 Schüler, gegen 60 des Vorjahrs, aufwies; die Rechtsschule, welche in der Formation begriffen, sich mit dem islamitischen, vor allem aber auch mit dem römischen und heutigem abendländischen Rechte befassen wird; die philologische und arithmetische Schule, die Kunst- und Gewerbeschule, die Medicinalschule (75 Eleven), verbunden mit einer Geburtshilfschule (65 Schülerinnen), und die Marineschule in Alexandrien. Neuerdings hat die ägyptische Regierung unsern berühmten Landsmann Professor Heinrich Brugsch aus Göttingen unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Kairo berufen, um dort eine Akademie für Archäologie, besonders ägyptologische Studien ins Leben zu rufen. Die Unterrichtssprachen sind Arabisch, Französisch, Italienisch.

„Der Hauptübelstand bleibt aber immer der Charakter des Unterrichts, seine Methode und sein Geist, oder vielmehr sein Ungeist; der Mangel an künftigen, gebildeten Lehrern; die Armuth an Objekten und die Einseitigkeit in der Behandlung. Deshalb sind alle diese Anstalten nicht entscheidend für die geistige Hebung des Volks im Ganzen, worauf es doch vor allem ankommt. So lange in dieser Beziehung nicht wirkliche Fortschritte durch entschiedene Lossagung von der islamitischen Grundlage geschehen, werden selbst die ernstest gemeinten und bestangelegten Anstalten der Regierung, im Ensemble der ganzen Verhältnisse von Land und Volk betrachtet, in dem Beschauer ungefähr ein ähnliches Gefühl erwecken, wie die Schmucksachen, Brillanten und Perlen in einem mit „Articles de Paris“ überschriebenen Laden. Gerade das Unterrichtswesen würde ein Gebiet sein, auf welchem die Gediegenheit und Erfahrung deutscher Schulmänner und Gelehrter der ägytischen Regierung ohne Zweifel die größten Dienste zu leisten vermöchte. *)“

Dieser Schilderung und Beurtheilung des ägyptischen Schulwesens fügt Stephan noch als neueste Kunde bei: „Soeben geht mir die Nachricht zu, daß auf Veranlassung des Chedive die erste Mädchenschule in der Nähe seines Schlosses Kasr-el-Nil zu Kairo errichtet worden ist. Das kann der Keim zu einem unermeßlichen Fortschritt werden.“ Ja, kann! Aber doch nur unter der von dem

*) Dies natürlich im Gegensatz gegen die aus Paris importirte oberflächliche Bildung.

klar sehenden Verfasser selbst genannten Bedingung „entschiedener Lossagung von der islamitischen Grundlage“.

---

2. Sklaverei und Familie.

Kurz vor dem Lüttke'schen Werke über Aegypten war eine lebensvolle Schilderung des merkwürdigen Landes erschienen, von keiner geringeren Hand als der des deutschen Generalpostdirektors H. Stephan. *) Der hochgebildete Verfasser hatte bei Gelegenheit der Einweihung des Nilkanals Aegyptens Boden selbst betreten, und seine inneren Zustände sorgfältig beobachtet. Seither sammelte und erhielt er durch Verbindungen, wie seine öffentliche Stellung sie ihm ermöglichte, von verschiedenen Seiten her manchfache und gewiß in hohem Grade zuverläßige Mittheilungen, die er überdieß mit strenger Kritik gesichtet hat. Schreibt er nun auch einerseits in der wohlwollendsten Stimmung, so daß er nirgends seine Sympathien mit den Reformbestrebungen des jetzigen Chedive verläugnet, so legt er doch auch die tiefgewurzelten Schäden der ägyptischen Verwaltung bloß und scheut sich nicht nachzuweisen, wie manche von den vielbelobten Reformen des letzten Jahrzehnts nur einer leicht abzuwischenden Schminke gleichen.

Lüttke findet, daß Stephans genaue, reichhaltige Schilderung des Landes der wirklichen Sachlage entspreche, wenn auch „an Einzelheiten“ Ausstellungen gemacht werden könnten; dennoch ließ er sich durch das Erscheinen des Stephanschen Buchs nicht abhalten, auch das seinige zu veröffentlichen, da die beiden Werke sich theils mit verschiedenen Gebieten befassen, theils die gleichen Gebiete aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten behandeln. Er hielt beide für geeignet, einander zu ergänzen, hauptsächlich in dem Sinne, daß der Theologe sich berufen glaubte, die etwas optimistische Auffassung des Staatsmannes durch Zurückgehen auf den tieferen Grund der Zeiterscheinungen, auf das ganze sperrige Wesen des Islams und seine nothwendigen Wirkungen zu berichtigen.

In Einem wichtigen Punkte widerspricht aber Lüttke wesentlich

---

*) Das heutige Aegypten. Ein Abriß seiner physischen, politischen, wirthschaftlichen und Culturzustände. Von Heinrich Stephan. Leipzig 1872.

len bestehen. Die Specialschulen sind die polytechnische Schule, welche 1871 80 Schüler, gegen 60 des Vorjahrs, aufwies; die Rechtsschule, welche in der Formation begriffen, sich mit dem islamitischen, vor allem aber auch mit dem römischen und heutigem abendländischen Rechte befassen wird; die philologische und arithmetische Schule, die Kunst- und Gewerbeschule, die Medicinalschule (75 Eleven), verbunden mit einer Geburtshilfschule (65 Schülerinnen), und die Marineschule in Alexandrien. Neuerdings hat die ägyptische Regierung unsern berühmten Landsmann Professor Heinrich Brugsch aus Göttingen unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Kairo berufen, um dort eine Akademie für Archäologie, besonders ägyptologische Studien ins Leben zu rufen. Die Unterrichtssprachen sind Arabisch, Französisch, Italienisch.

„Der Hauptübelstand bleibt aber immer der Charakter des Unterrichts, seine Methode und sein Geist, oder vielmehr sein Ungeist; der Mangel an künftigen, gebildeten Lehrern; die Armuth an Objekten und die Einseitigkeit in der Behandlung. Deshalb sind alle diese Anstalten nicht entscheidend für die geistige Hebung des Volks im Ganzen, worauf es doch vor allem ankommt. So lange in dieser Beziehung nicht wirkliche Fortschritte durch entschiedene Lossagung von der islamitischen Grundlage geschehen, werden selbst die ernstest gemeinten und bestangelegten Anstalten der Regierung, im Ensemble der ganzen Verhältnisse von Land und Volk betrachtet, in dem Beschauer ungefähr ein ähnliches Gefühl erwecken, wie die Schmucksachen, Brillanten und Perlen in einem mit „Articles de Paris“ überschriebenen Laden. Gerade das Unterrichtswesen würde ein Gebiet sein, auf welchem die Gediegenheit und Erfahrung deutscher Schulmänner und Gelehrter der ägytischen Regierung ohne Zweifel die größten Dienste zu leisten vermöchte. *)“

Dieser Schilderung und Beurtheilung des ägyptischen Schulwesens fügt Stephan noch als neueste Kunde bei: „Soeben geht mir die Nachricht zu, daß auf Veranlassung des Chedive die erste Mädchenschule in der Nähe seines Schlosses Kasr-el-Nil zu Kairo errichtet worden ist. Das kann der Keim zu einem unermeßlichen Fortschritt werden.“ Ja, kann! Aber doch nur unter der von dem

*) Dies natürlich im Gegensatz gegen die aus Paris importirte oberflächliche Bildung.

klar sehenden Verfasser selbst genannten Bedingung „entschiedener Lossagung von der islamitischen Grundlage".

---

2. Sklaverei und Familie.

Kurz vor dem Lüttke'schen Werke über Aegypten war eine lebensvolle Schilderung des merkwürdigen Landes erschienen, von keiner geringeren Hand als der des deutschen Generalpostdirektors H. Stephan.*) Der hochgebildete Verfasser hatte bei Gelegenheit der Einweihung des Nilkanals Aegyptens Boden selbst betreten, und seine inneren Zustände sorgfältig beobachtet. Seither sammelte und erhielt er durch Verbindungen, wie seine öffentliche Stellung sie ihm ermöglichte, von verschiedenen Seiten her manchfache und gewiß in hohem Grade zuverlässige Mittheilungen, die er überdieß mit strenger Kritik gesichtet hat. Schreibt er nun auch einerseits in der wohlwollendsten Stimmung, so daß er nirgends seine Sympathien mit den Reformbestrebungen des jetzigen Chedive verläugnet, so legt er doch auch die tiefgewurzelten Schäden der ägyptischen Verwaltung bloß und scheut sich nicht nachzuweisen, wie manche von den vielbelobten Reformen des letzten Jahrzehnts nur einer leicht abzuwischenden Schminke gleichen.

Lüttke findet, daß Stephans genaue, reichhaltige Schilderung des Landes der wirklichen Sachlage entspreche, wenn auch „an Einzelheiten" Ausstellungen gemacht werden könnten; dennoch ließ er sich durch das Erscheinen des Stephanschen Buchs nicht abhalten, auch das seinige zu veröffentlichen, da die beiden Werke sich theils mit verschiedenen Gebieten befassen, theils die gleichen Gebiete aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten behandeln. Er hielt beide für geeignet, einander zu ergänzen, hauptsächlich in dem Sinne, daß der Theologe sich berufen glaubte, die etwas optimistische Auffassung des Staatsmannes durch Zurückgehen auf den tieferen Grund der Zeiterscheinungen, auf das ganze sperrige Wesen des Islams und seine nothwendigen Wirkungen zu berichtigen.

In Einem wichtigen Punkte widerspricht aber Lüttke wesentlich

---

*) Das heutige Aegypten. Ein Abriß seiner physischen, politischen, wirthschaftlichen und Culturzustände. Von Heinrich Stephan. Leipzig 1872.

der Darstellung, welche der Leiter des deutschen Postwesens von den im Nillande eingeführten Reformen gibt. Stephan schreibt: „Das Jahr 1863 hat die große Maßregel der Abschaffung der Sklaverei in Aegypten gebracht," und fährt fort: „Könnte nicht die Sklaverei des Elends und der Faulheit, in welcher die jetzige Ackerbauverfassung den Fellah erhält, beseitigt werden?" Er wünscht und rathet, daß durch Wiederherstellung des freien Eigenthums Hand in Hand mit vermehrter Bildung des Volks das „Grundübel" in den jetzigen Zuständen beseitigt werde.

Ebenso heißt es an einer andern Stelle, wie eine sorgfältige Erziehung durch Europäer den Chedive Ismail Pascha für die Ideen unserer Zeit zugänglich gemacht habe, so daß er schon während der Regierung des fanatischen Abbas, mit seinem Onkel Said Pascha zur liberalen Opposition gehörte. „Als dann Ismail (1863) zur Regierung gelangte, betrachtete er es als eine seiner ersten Pflichten, die von Said eingeleiteten großen Maßregeln der Abschaffung der Sklaverei, des Monopolsystems und der Frohnen durchzuführen."

Umsonst sucht man nun in der Geschichte der ägyptischen Herrscher, welche wir Lüttke verdanken, eine Nachricht über diese „große Maßregel" des Jahres 1863. Wir hören weder, wie sie von Said eingeleitet, noch wie sie von Ismail durchgeführt worden ist; dagegen belehrt uns ein eigenes Kapitel „Haus und Familie" (I. S. 159 ff.) über den Fortbestand der Sklaverei. Also zehn Jahre nach ihrer Abschaffung steht die ägyptische Sklaverei noch in voller Blüthe! Und wir ersehen aus Sir B. Freres Berichten, daß sie sogar eher zunimmt als ausstirbt, sofern sie ja auch unter den Kopten mehr und mehr Mode wird. (Miss. Mag. S. 402).

Wie war es nur möglich, daß über den Bestand einer so tief gewurzelten, dem muselmanischen Leben fast nothwendigen Institution Zweifel entstehen konnte? Die Sache ist überaus einfacher Art. Auch die Pforte hat bei den Anläufen, die sie in diesem Jahrhundert zu Reformen genommen hat, schon wiederholt so bestimmte Verordnungen gegen die Sklaverei erlassen, daß wenn es nicht eben in der Türkei wäre, die Sklaverei und der Sklavenhandel allerdings nicht mehr existiren würden. Dort aber ist es eben herkömmlich, vortreffliche Verordnungen zu geben, mit denen man vor Europa Parade macht, die aber damit auch ihren ersten Zweck erfüllt haben, den Staats-

archiven einverleibt werden und nur dann wieder ans Licht kommen, wenn man sich ihrer einmal zu irgend welchem Manöver bedienen kann.

„In Aegypten," sagt Lüttke, „ist es in dieser Hinsicht nicht anders bestellt als in den übrigen Pfortenländern. Auch die Verordnungen der viceköniglichen Regierung sollen oft nur vor Europa den Fortschritt des Landes dokumentiren. Für den Sklavenhandel aber bilden gerade die an Aegypten angrenzenden Länder des inneren Afrikas (Abessinien und die Negerländer) die eigentlichen Bezugsquellen, mithin der Nil die natürliche Straße, und Aegypten den natürlichen Markt. So besteht denn trotz der Verbote der Pforte, trotz eigener Verordnungen der ägyptischen Regierung, trotz manchen Versicherungen der Vicekönige Sklaverei und Sklavenhandel in Aegypten immer noch fort." Nicht zwar ungestört, oder officiell anerkannt, natürlich nicht. Die Zollämter, wo die Sklaven gleich jeder andern Waare versteuert wurden, sind 'gesetzlich' aufgehoben; der offene Transport auf dem Nil ist verboten, ohne indeß irgendwie gehindert zu werden; die öffentlichen Sklavenmärkte zu Chartum, Assuan, Kairo, Tantah, Alexandria ꝛc. sind von der Polizei unterdrückt. Aber der abscheuliche Handel besteht nichts destoweniger, ja er befindet sich in hoher Blüthe.

So nämlich: Sklaven passiren jährlich zu Tausenden Chartum und die Regierung erhebt von ihrem Transport auf dem Nil einen Zoll von 50 Fr. per Kopf. „Der Mudir am weißen Nil, wo man kein baar Geld kennt, sondern nur Tauschverkehr, hat vor einiger Zeit eine Summe von 50,000 Pf. St. in baar an die Regierung abgeliefert — lauter Geld, das von den Sklavenhändlern zur Zahlung des Zolls importirt worden war." Ferner übernimmt die Regierung in Chartum einen Theil der Sklaven, um sie in ihre Negerregimenter einzureihen, die bekanntlich aus lauter Freiwilligen bestehen sollen. Ebenso bezahlt sie dort zuweilen ihre Beamten in Sklaven statt in baarem Gelde. „Kurzum die Regierung trägt an der Fortbauer dieses Unwesens sowohl durch Nachsicht als auch durch eigene geheime Theilnahme vielleicht eben so viele Schuld wie die gewissenlosen Spekulanten, welche den Handel betreiben." —

Natürlich ist aber von den unausbleiblichen Greueln des Sklavenhandels die Sklaverei iu ihrem ruhigen Bestande wohl zu unterscheiden. Sie ist im Orient weder das, was sie unter dem har-

ten Gesetz der altrömischen Welt war, noch viel weniger das, was sie bei den Amerikanern geworden ist. Dem Koran gilt ein gläubiger Sklave mehr als ein ungläubiger Freier; er schärft gütige und milde Behandlung dringend ein.

So gilt also der Sklave als Angehöriger des Hauses und wird oft als Familienglied angesehen. Niemand schämt sich, von Sklavinnen abzustammen. Wenige Sklaven wünschen einen Wechsel des Herrn oder eine Veränderung ihrer Lage; am wenigstens leiden sie unter einem Uebermaß von Arbeit. Der Sklave ist nicht wie in Amerika Feldarbeiter (dazu hat man in Aegypten den Fellah) sondern nur Hausdiener, und im Hause gibt es wenig zu thun. Außerdem hält man unverhältnißmäßig viele Diener, da kommt denn auf den einzelnen nur ein sehr geringes Maß von Arbeit. So sind also die trägen Afrikaner mit ihrer Lage in den meisten Fällen überaus zufrieden.

Etwas anders, zuweilen noch günstiger, zuweilen trauriger gestaltet sich die Lage der Sklavinnen, weil nämlich viele derselben von ihren Herren zu Concubinen genommen werden. Solche Sklavinnen kommen meist aus Habesch, in die vornehmen Harems aber auch aus dem Kaukasus über Constantinopel, obwohl dieser Handel zur See gegen früher erheblich abgenommen hat. Durch die Laune ihrer Herren sowie der Gebieterinnen sind sie großen Glückswechseln ausgesetzt, wenn auch ihr Loos im Allgemeinen ein mildes ist. Häufig wird die Sklavin, sobald sie dem Herrn ein Kind gebiert, für frei erklärt und zur rechtmäßigen Gattin erhoben; ihr Kind ist jedenfalls frei. Aber auch das Kind eines Sklaven wird oft als Kind betrachtet und erzogen. Lassen solche Züge die Sklaverei in günstigerem Lichte erscheinen, so deuten sie zugleich an, wie tief in den Islam-Ländern Haus und Familie selber noch stehen.

Eine der traurigen Folgen des Haremswesens ist das Institut der Eunuchen. Galla- und abessinische Knaben werden in Oberägypten entmannt, eine barbarische Operation, welcher die meisten unterliegen, während die Ueberlebenden zu desto höheren Preisen in die Harems der Reichen, bis nach Constantinopel verkauft werden. Ein solcher Eunuch, mit schlaffen Gesichtszügen und widerlichem Fistelton, wird durch besondere Hochschätzung für die verlorene Manneswürde entschädigt. Er bekommt Lehrer und wird mit Vorliebe zu religiösen Verrichtungen beordert, nie aber zu niedrigen Diensten

verwendet. Häufig schwingt er sich zum Vertrauten seines Herrn empor, erhält die Freiheit, erwirbt sich Güter und hält sich sogar einen Harem!

Wer dem Allem weiter nachdenkt, sieht selbst, wie verkümmert das Familienleben sein muß. Die Gattin ist ja auch eine gekaufte Waare, gekauft ohne Kenntniß ihres Werths, durch Werbung von Mittelspersonen, bezahlt durch den Brautschatz, von dem reichen Manne im Harem verschlossen, von dem armen zu jedem Dienst, den er abschütteln möchte, verwendet. Nie ißt der Mann mit der Frau; gehts über Land, so trägt sie ihm etwaige Lasten nach oder läuft, während er reitet. Innerhalb der Ehe ist sie fast völlig schutz- und rechtlos; noch im Jahre 1867 ließ Ismail Pascha 8—9 seiner Frauen und Concubinen wegen eines Verdachts umbringen. Nie werden Mann und Frau in demselben Grabgewölbe bestattet, ohne durch eine Mauer von einander geschieden zu sein. Im Leben scheidet er sich von ihr aufs leichteste, indem er einfach zum Weibe spricht: „Du bist entlassen.“ Wenn darum auch die gleichzeitige Polygamie für die meisten Aegypter nicht besteht, gibt es doch wenige, die nicht im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl von Ehefrauen nacheinander gehabt hätten.

An eine Gleichberechtigung und Veredlung des Weibes ist darum nicht von ferne zu denken; Mädchen zu unterrichten, gilt vielfach für unerlaubt. Das arabische Sprichwort sagt: Ein Weib schreiben lehren ist ebenso wie eine Schlange mit Gift tränken. So versteigen sich auch die besten Mütter nicht zu einer Erziehung der Töchter; und alte wie junge Frauen der ehrbaren Art fühlen sich in ihrer Art glücklich bei stumpfer Geistlosigkeit und Vernachlässigung aller höheren Interessen. „Das Weib ist zufrieden, wenn sie wohlhabend verheirathet ist, wenn sie nicht hinter andern zurückgestellt wird, wenn sie Freundinnen besuchen oder empfangen kann, vor allem: wenn sie Kinder, namentlich Söhne hat.“

Doch herrscht in Aegypten freiere Sitte als irgendwo sonst im Orient. Allein nur so, daß die größere Freiheit stark ausgebeutet wird nach der Seite der ungesetzlichen Verbindungen, der Intriguen und Liebeshändel. In Kairo besonders bewähren die Aegypterinnen den schlechten Ruf, der ihnen schon im Alterthum anhaftete.

Wie die Sachen nun liegen, ist die Sklaverei in das ganze Familienleben dermaßen verflochten, daß kaum von irgend einer Seite

her eine wirkliche Abhilfe zu erwarten ist, weder von der Religion des Korans, noch von der staatlichen Gesetzgebung, noch von der öffentlichen Meinung und Volkssitte. Mit allem Recht hat Montesquieu die Vielweiberei die häusliche Sklaverei genannt. Ohne eine Regeneration von Haus und Familie ist für den Orient keine Reform wahrhaft gedeihlich; eine solche Regeneration aber kann nur auf dem Boden des Christenthums zu Stande kommen.

---

3. Der Zustand der Kopten.

Wenn auch weitaus die meisten Muhammedaner Aegyptens, namentlich die Fellachen des Nilthals, Nachkommen der früher heidnischen, dann christlichen Ureinwohner des Landes sind, werden dieselben doch gewöhnlich Araber genannt, einfach darum weil sie mit dem Islam auch die arabische Sprache angenommen haben. Den Namen der „Aegypter" haben dagegen die Kopten bewahrt, deren Name im Munde des Volks Ghubt lautet; augenscheinlich eine Verstümmelung von Aigyptos, einem Namen, der ursprünglich den westlichen Nilarm (altägyptisch „Ha-ka-ptah" den Fluß von Memphis) bezeichnete, später aber allgemeiner auf das ganze Nilthal übertragen wurde.

Diese Kopten sprachen die koptischen Landesdialekte, daneben aber auch das Griechische, bis ins 15. Jahrhundert; völlig ausgestorben ist das Koptische erst seit etwas mehr als 100 Jahren. Dagegen wird es als gottesdienstliche Sprache noch immer gelehrt und geübt; die Liturgie und die heilige Schrift werden im Allerheiligsten nur koptisch gelesen, im Kirchenraum aber verliest man der versammelten Gemeinde auch Auslegungen und Gebete in arabischer Sprache.

An das ägyptische Alterthum erinnern noch viele Sitten und Gebräuche dieser erstarrten Christen. Sie haben die Beschneidung beibehalten, enthalten sich fast allgemein des Schweinefleisches, hängen ihren Kindern lebendige Käfer (den heil. Scarabäus) als Amulette um, und bedienen sich zu allen möglichen Zwecken der von Priestern oder Mönchen geschriebenen Zauberzettel.

Wie sehr der fortgesetzte Druck der Muselmanen die Zahl der Kopten vermindert und ihren Charakter verschlimmert hat, weist

Lüttke ausführlich nach. Unter den 5 Millionen, die jetzt in Aegypten wohnen, mögen außer 100,000 Ausländern noch 200,000 Kopten begriffen sein. Da sie derzeit über keinerlei Verfolgung zu klagen haben, steht zu hoffen, daß ihre Gemeinschaft sich erhalten werde.

Erhalten hat sie sich bisher allein durch das unverbrüchliche Beharren in dem ererbten Christenglauben. Freilich eine traurige Sorte von Christenglaube, ein Festhalten von religiösen Formen ohne alle Innerlichkeit, das sich eher mit Zähigkeit als mit Treue bezeichnet läßt. Der Unterricht ist bei ihnen etwas besser bestellt als bei den Muselmanen, sofern die Kopten es meist zu größerer Fertigkeit im Lesen, Schreiben und namentlich im Rechnen bringen, daher sie als Schreiber, Agenten, Rechnungsführer und Steuerbeamte, viele auch durch Handel und Gewerbe sich leicht zu größerem Wohlstand aufschwingen. Von sittlich erziehenden und veredelnden Kräften aber ist bei ihnen so wenig zu verspüren, als bei der muhammedanischen Masse der Bevölkerung.

Das Haupt dieser Monophysitenkirche ist der Patriarch (Metran von Alexandrien), der sich für den Nachfolger des heil. Markus hält, übrigens schon seit langen Zeiten in Kairo residirt. Der Gegenwärtige soll der 112te der Reihe sein. Er wird aus den Mönchen des Wüstenklosters zum h. Antonius gewählt und ernennt die 12 Bischöfe, welche gleichfalls aus den Mönchen genommen werden. Die große Macht, die er auch in weltlichen Dingen besitzt, kann er nach Lust entweder zu seiner Bereicherung namentlich durch Häuser und Grundbesitz, oder zur Mehrung seines Ansehens oder im Dienste des Fanatismus verwenden. Der vorletzte Patriarch Kyrillus übte die schlimmsten Erpressungen und trieb sogar Sklavenhandel.

Die Kirchen, meist ärmliche, schmutzige Gebäude, bestehen aus 4—5 Abtheilungen, die durch hohe Holzgitter von einander getrennt sind. Auf der Ostseite ist das Allerheiligste, der Chor mit dem Altar, noch durch einen Vorhang jedem Blicke der gemeinen Leute unerreichbar gemacht. Hieher bringt der Priester, wenn er das Meßopfer feiern will, ein Brot, nennt es, indem er das Kreuz über dem Teller schlägt, das Lamm Gottes und stellt es auf den Altar, um den er sodann, Gebete murmelnd, mehrmals herumgeht. Darnach tritt er heraus ins Heilige und hebt das Brot vor dem Volk in die Höhe, worauf alles niederfällt und den Leib Christi anbetet. Er selbst kehrt zum Altar zurück, wo er das Brot zerbricht und in einen

kann. Darum werden auch die Rechner und Steuereinnehmer von ihrem eigenen Volke mit demselben Haß und derselben Furcht betrachtet, wie einst vom jüdischen Volke die aus seiner Mitte entnommenen „Zöllner".

Es versteht sich wohl ohne weitere Ausführung, daß eine Kirche wie die koptische heut zu Tage ist, keine christianisirende oder auch nur christlich anregende Einwirkung auf den sie umgebenden Islam auszuüben vermag. „Sie kann im Gegentheil nur dazu beitragen, in den Augen der Moslem das Christenthum herabzusetzen und sie in ihrem Widerwillen gegen dasselbe zu befestigen."

(Schluß folgt.)

Die Aussichten Ostafrika's.

Wir fahren fort, von der durch Sir Bartle Frere's Mission in den Vordergrund gerückten ostafrikanischen Frage mitzutheilen, was neuestens (seit S. 327) davon in die Oeffentlichkeit bringt.

Am 8. Juli hielt die britische Gesellschaft für Vernichtung der Sklaverei eine Versammlung mit besonderer Rücksicht auf den kürzlich abgeschlossenen Vertrag zur Abschaffung des Sklavenhandels in Ostafrika. Das Bedeutenste davon war die Rede des nun von seiner wichtigen Mission zurückgekehrten Sir B. Frere, der mit Enthusiasmus begrüßt wurde und dann seinerseits seine Freude darüber aussprach, daß die englische Theilnahme für diesen Gegenstand wieder neu erwacht sei. Er fürchte, sagte er, daß in den afrikanischen Besitzungen Portugals der Sklavenhandel zur See in weit größerem Umfang betrieben werde, als die Schätzung des Parlaments-Kommittees für möglich halte, und obgleich die Greuel im Süden vielleicht nicht so groß seien wie sie es im Norden gewesen, seien sie doch der Art, daß dem Handel ein Ende gemacht werden müsse. Die englische Regierung könne hiezu keine durchschlagenden Maßregeln ergreifen, wenn sie nicht von dem ganzen Gewicht der öffentlichen Meinung unterstützt werde. Er sei weit entfernt davon, den

Nutzen der abgeschlossenen Verträge zu unterschätzen; gewiß seien auch Wenige hier, die das, was geschehen sei, lieber auf gewaltsamere Weise hätten erreicht sehen mögen. Der Vertrag mit dem Sultan von Sansibar sei vor jeder Entfaltung wirklicher Gewalt unterzeichnet worden, aber er sei die Folge der Ueberzeugung gewesen, daß es England mit der Sache Ernst sei, obgleich Viele dieß vorher bestritten und gesagt hatten, es werde wohl bellen, aber nicht beißen. Der Sultan habe den richtigen Eindruck gehabt, daß auf Seiten Englands mehr als bloße Großsprecherei vorliege. Diese Ueberzeugung sei deutlich genug daraus zu ersehen gewesen, daß innerhalb eines gewissen Zeitraums bis zum 20. Mai nur 30 Sklaven in den Hafen eingelaufen seien, statt Tausenden in früheren Jahren.

Diese Errungenschaft aber erscheine unbedeutend, verglichen mit dem, was man nun über die von Sir Samuel Baker erreichten Erfolge wisse, und da einige Leute gesagt haben, Bakers Expedition sei selbst nur ein verkappter Sklavenhandel, möchte er (Frere) bemerken, daß ihm viele Reisende, die Bakers Spur folgten, bezeugt haben, jene Expedition habe wirklich den Sklavenhandel auf dem Hauptarme des Nil vollständig gelähmt. Sowohl protestantische als katholische Missionare haben diese Ansicht getheilt.

In Betreff der Errichtung von Konsulaten an der afrikanischen Ostküste, scheine man bis jetzt außer Acht gelassen zu haben, daß innerhalb der letzten 40 Jahre der dortige Sklavenhandel von einem fast nichtssagenden Betrage zu solcher Ausdehnung gelangt sei, daß jetzt nicht weniger als 4000 ihrer indischen Mitbürger nicht etwa bloß als untergeordnete Agenten, sondern als Theilhaber und Leiter von Handlungshäusern sich daran betheiligen. Zwischen dem Norden und dem äußersten Süden der afrikanischen Ostküste habe er wohl 25 Punkte berührt, und anstatt eines Packes roher Negerpflanzer und Händler und wilder arabischer Krieger daselbst feine indische Kaufleute gefunden, wie diejenigen, denen man in den Straßen von Kalkutta und Bombay begegne. Sie seien es, welche den ganzen Handel des Landes in Händen haben; die Pflicht Englands sei also in Betreff der Sklaverei und des Sklavenhandels etwas mehr, als was Manche vielleicht einen sentimentalen oder romantischen Sparren nennen möchten. Da diese Kaufleute im Falle erlittenen Unrechts sich um Schutz an die englische Regierung wenden

könnten, sei es deren unabweisbare Pflicht, Sorge dafür zu tragen, daß ihre Unterthanen durchaus frei seien von dem Makel der Sklaverei. Als vor etlichen Jahren General Rigby in seiner Eigenschaft als britischer Konsul von allen indischen Unterthanen Englands innerhalb des Gebiets von Sansibar verlangt habe, den Besitz von Sklaven alsbald aufzugeben, sei Anfangs einige Unzufriedenheit darüber entstanden; nachdem die Maßregel aber energisch und schnell durchgeführt worden sei, habe Niemand Schaden davon gehabt. Ebenso haben auch die Kaufleute an verschiedenen Punkten der Küste geäußert: „Wenn der Sultan den Entschluß faßt, die Sklaverei mit Einem Schlage abzuschaffen, so wird es nur um so besser für ihn, für uns, und für jeden ehrlichen Mann in Ostafrika sein."

Hinsichtlich der portugiesischen Niederlassungen bezweifle er nicht im geringsten die vortrefflichen Absichten der Regierung in Lissabon, aber dieselbe sei völlig außer Stand, ihre Absichten durchzuführen, und er sei versichert, daß die Stationirung eines guten englischen Konsuls an dieser Küste von allen redlichen und patriotischen Portugiesen mit Freuden begrüßt würde und sein Einfluß höchst wohlthätig wäre, so schwere Zeit er auch Anfangs wohl hätte.

In Aegypten liege der wachsenden Ausdehnung des Sklavenhandels die überhandnehmende Sitte zu Grunde, daß nun auch Leute, die früher nie Sklaven gehabt, deren halten; vermuthlich sei dieß die Folge von der ungeheuren Vermehrung des dortigen Wohlstandes. Eine Dame habe ihm erzählt, ihre Waschfrau habe zwei Sklavinnen, und auch unter den Kopten, die sich früher kaum je mit der Sklaverei besudelten, reiße nach dem Zeugniß der Missionare jetzt der Gebrauch ein, Sklaven zu halten. Wie diesem Uebel zu begegnen sei, lasse sich schwer sagen, da aus Luxus und Mode entspringende Mißstände immer am schwersten zu bekämpfen seien; er glaube aber, die Ansicht der Engländer werde unter den höheren Klassen Aegyptens viel ausrichten, da diesen sehr daran liege, zu den civilisirten Völkern gezählt zn werden.

Er freue sich, daß der Sultan von Maskat in dem von ihm abgeschlossenen Vertrage sogar noch über dasjenige, was man von ihm gefordert, hinausgegangen sei, indem er eine Bestimmung darein aufgenommen habe, welche jedem in seine Besitzungen eingeführten Sklaven die Freiheit verbürge. Eine ähnliche Uebereinkunft habe auch der Sultan der kleinen, aber fruchtbaren Insel Johanna getroffen.

Sehr viel hänge freilich von dem Fortschritt der Erziehung in Ostafrika ab; in dieser Richtung aber vollbringen Missionare aller Klassen ein Werk, das an die Sagen von den Thaten eines Cadmus und Prometheus unter den alten Griechen erinnere, indem sie die Eingebornen die Sprache, den Gebrauch von Zahlen und verschiedene Künste lehren und sie ebensowohl civilisiren als evangelisiren. Er betrachte das, was die Gesellschaft bereits gethan habe, nur als den Anfang ihrer Arbeit und hoffe, daß in Ostafrika, in der Südsee und wo immer noch Sklavenhandel im Schwange gehe, sie dieselbe Energie und Entschlossenheit entfalten werde, durch welche sie schon so schöne Erfolge erzielt habe. —

Sir Bartle Frere hatte sodann als neu ernannter Präsident der geographischen Gesellschaft in London zum erstenmal den Vorsitz zu führen, bei welcher Gelegenheit er einige hoffnungsvolle Bemerkungen über die Bildungsfähigkeit der Ostafrikaner machte. Namentlich erwähnte er dabei einen Besuch in der Methodistenkirche zu Ribe, wo er 40 Gallas sah, die dem ihr Land besuchenden Missionar hieher gefolgt waren, und von denen einer Satz für Satz die im Negerdialekt gesprochenen Worte des Missionars in die Gallasprache übersetzte.

Bereits hat nun die kirchliche Missionsgesellschaft nach eingehender Berathung mit Hrn. Frere eine Bittschrift an die englische Regierung gerichtet, worin sie die Gründung eines ostafrikanischen Sierra Leone befürwortet und alle Segnungen aufzählt, welche das westafrikanische den dortigen Völkerschaften auf Hunderte von Stunden hin gebracht habe. Sollte die Regierung auf diesen Vorschlag nicht eingehen, so erbietet die Gesellschaft sich, in Mombas so viele der befreiten Sklaven in Pflege zu nehmen, als die Regierung geeignet finden wird, ihr unter folgenden Bedingungen zu übergeben:

1. Die Ueberweisung der nöthigen Ländereien in der Nähe von Mombas, um eine Niederlassung erwachsener Sklaven zu gründen.

2. Voller und genügender Schutz neben der geeigneten Beaufsichtigung dieser Niederlassung, und Freiheit von jeglicher Einmischung arabischer Behörden.

3. Für einen gewissen Zeitraum die nöthige Regierungsunterstützung durch Vorräthe, Ackergeräthe u. s. w., und für jedes in Pflege genommene Kind ein jährliches Kostgeld. Dagegen verpflichtet die Gesellschaft sich ihrerseits zur Aufbringung der rechten Männer und zur

Herstellung der nöthigen Gebäude. Dieses Anerbieten ist ihr dadurch erleichtert, daß sie bereits drei Sendboten für dieses Werk bestimmt hat, worunter zwei ordinirte Missionare. Dann steht in ihrem Dienste in Mombas ja auch der alte Rebmann, der die drei Hauptsprachen des äquatorialen Afrika in eine geschriebene Form gebracht hat. Einer der für die ostafrikanischen Mission bestimmten Männer (Bockstatt) hat sich nicht nur als Vorsteher einer Schule in Sierra Leone schon im afrikanischen Unterrichtswesen Erfahrungen gesammelt, sondern auch die erforderliche Vorbildung erhalten, um die nöthigen Bauten zu leiten. Unter der Leitung der europäischen Missionare könnten ferner auch in Mombas selbst, sowie in der Negeranstalt zu Nasik (Bombay) herangebildete Eingeborne als Lehrer verwendet werden.

Lord Granville, dem die betreffende Bittschrift überreicht wurde, erwiederte sehr freundlich, die Regierung Ihrer Majestät sei sich der Vortheile wohl bewußt, welche die befreiten Sklaven an der Westküste der kirchlichen Missionsgesellschaft verdanken, und versprach ihre Vorschläge in reifliche Erwägung zu ziehen. —

Daß es dem Sultan Burghasch Bin-Said mit seinem Vertrag Ernst ist, hat er neulich gezeigt, indem er am 13. Juni einen seiner Häuptlinge ins Gefängniß werfen ließ, weil er Sklaven verkauft hatte und diese alsdann weiter befördern wollte. Uebrigens hatte Frankreich dem Sultan (noch unter Thiers Präsidentschaft) gestattet, 10,000 Sklaven des Jahres einzuführen, und seinen Schiffen sammt Ladung den Schutz der französischen Flagge zu leihen. Das läßt weitere Verhandlungen, wenn nicht Conflikte zwischen Frankreich und England ahnen; und man hört, der Sultan wolle sich persönlich nach England begeben, um dort Entschädigungsansprüche geltend zu machen. Man habe aber demselben zu wissen gethan, seine Erscheinung in England werde jetzt nicht gewünscht. Immerhin darf gehofft werden, daß die in so gutem Fahrwasser befindliche Sklavenfrage einen befriedigenden Abschluß finden werde. —

Allmählich vernehmen wir auch Näheres über die von Sir B. Frere (S. 401) so hochgerühmte Thätigkeit des Pascha Sir Sam. Baker. Erst meldete ein aus Chartum abgesandtes Telegramm die glückliche Rückkehr des mehrfach todtgesagten Reisenden. Dann hören wir von seinem Schiffbruch im Rothen Meere und seiner Landung auf einer öden Insel, von der er bereits erlöst, am

24. August in Kairo angelangt ist. Bereits aber laufen eingehendere Berichte über die von ihm erzielten Erfolge ein.

Sonntag den 29. Juni war der Pascha in Begleitung seiner heldenmüthigen Gattin, seines Neffen, Lieutenant Baker, und sieben englischer Ingenieure außer seinem persönlichen Gefolge wieder in Chartum eingetroffen. Sie hatten von Gondokoro aus diese Reise auf einem der zur Beschiffung der Seen mitgenommenen Dampfer zurückgelegt und 32 Tage dazu gebraucht. Bakers Errungenschaften übertreffen sogar noch die von seinen besten Freunden gehegten Erwartungen.

Mit Dank gegen Gott kann er sagen, daß ihm beides geglückt sei, die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Unterwerfung des centralen Nils und seines Gebiets unter Aegypten, dessen Gebiet jetzt bis an den Aequator reiche. „Wir kamen durch Verrath in große Schwierigkeiten und Gefahren; im offenen Kriege zu siegen hatte ich nie gezweifelt.“

Er wurde zuerst im Oktober 1871 durch eine Verschwörung seiner Offiziere, welche das Scheitern der Expedition herbeizuführen gedachten, bedeutend aufgehalten; sein Gefolge verminderte sich von 1100 Mann plötzlich auf 502. Mit dieser lächerlich geringfügigen Macht hatte er alles auszurichten, während die Aufrührerischen und Kranken nach Chartum zurückkehrten. In Fatiko (3° nördlicher Breite) stieß er auf eine organisirte Macht der Sklavenhändler, die wohl 1800 Mann stark den Befehlen eines schurkischen Kaufmanns aus Chartum, des Abu Saud folgten. Er befahl ihnen, das Land zu verlassen, gewann die eingeborne Häuptlinge für die ägyptische Oberherrschaft und drang dann südwärts vor bis zu dem Sitze des schon durch Spekes Schilderungen berüchtigten Häuptlings Kamrasi, in Unyoro (Miss. Mag. 1867 S. 389). Dahin waren ihm durch Elfenbein- und Sklavenhändler verbreitete Gerüchte vorausgeeilt, als ziehe er an der Spitze eines ägyptischen Heeres heran, um das Land unter ägyptische Herrschaft zu bringen und mit schweren Abgaben zu belasten. Ihn wo möglich aus dem Wege zu räumen, war bald zwischen den Sklavenhändlern und Negerhäuptlingen verabredete Sache.

Von Unyoro begab sich Baker nach dem 34 Stunden gegen S.W. gelegenen Masindi, einer Hauptstadt von etwa 7000 kampffertigen Männern. Ihr König Kabba Rega unterwarf sich zuerst

dem Sultan, worauf Sir Samuel die Sklaven befreite und die Verhältnisse zu ordnen begann. Allein Kabba Rega wünschte nur, daß Baker erst die Menschenfänger verjage, worauf er selbst den Engländer zu vernichten beschloß. Er versuchte dieß zuerst am 7. Juni 1872 durch ein Geschenk von vergiftetem Bananenmost, den er in Bakers Lager sandte, und an dem alle, welche davon tranken, in einer Viertelstunde heftig erkrankten. Durch die schnelle Anwendung von Gegenmitteln kamen sie jedoch mit dem Leben davon. Zugleich begann Baker sich mit aller Eile zu verschanzen. Die zwei Boten, welche daraufhin Baker zu Kabba Regas Beamten sandte, um Rechenschaft zu fordern, warum er diesen Gifttrank ins Lager geschickt habe, wurden kaltblütig ermordet. Damit war der Krieg erklärt. Der Häuptling ließ seine großen Kriegstrommeln schlagen und 7000 Mann zusammenrufen. Vor dem Schwarm von Feinden, der nun auf ihn einstürmte, blieb Baker keine andere Rettung, als schleuniger Rückzug durch das neun Fuß hohe Grasdickicht mit Verbrennung seines Lagers und seines schweren Gepäcks (14. Juni). Doch hatte er im Verlauf des Kampfes auch ganz Masindi in Asche gelegt.

Auf einem siebentägigen Marsch unter unsäglichen Mühsalen und Gefahren verlor er von seiner bloß aus hundert Aegyptern bestehenden Bedeckung nicht weniger als dreißig Mann. Nun war aber das Gebiet Rewinka's (Rionga's?), eines Häuptlings am Victoria Nil erreicht, der Baker willkommenen Beistand leistete und dafür von ihm zum Schech des Landes ernannt wurde. Kabba Rega war von der Verfolgung der Fliehenden bereits abgestanden, aber es wurde beschlossen, zur Bestrafung dieses Verräthers eine größere Macht unter der Führung von 30 auserlesenen Aegyptern auszusenden. Für den Fall des Gelingens der Unternehmung versprach Baker Rewinka (Rionga) die Statthalterschaft über Masindi unter ägyptischer Oberhoheit. Auf der Weiterreise nach Fatiko hatte Baker von Seiten der Sklavenhändler noch (1. August) einen verrätherischen Ueberfall zu bestehen, der 30 seiner Leute das Leben kostete, aber mit der gänzlichen Niederlage der Angreifer endete; 140 von ihnen blieben todt auf dem Platze, viele wurden gefangen genommen, die übrigen flohen. Die Gefangenen erklärten sämmtlich, ihre Herren und die denselben freundlich gesinnten Häuptlinge haben ihnen befohlen, „den Nazarener“ (damit meinten sie Baker) zu erschlagen, wo sie ihn fänden. Jeder von ihnen hatte darauf seine Aussage zu



Sklavenhandel in Ostafrika.

unterzeichnen und zu versiegeln; dann wurde das Papier der Regierung des Sudan (in Chartum) übersandt als Beweis der Böswilligkeit der Sklavenhändler. Diese Züchtigung säuberte die ganze Gegend um Gondokoro her und bis zu Rewinka's Gebiet hinab.

Den militärischen Leiter der Sklavenfänger, Mahomet Watel Mek, der selbst auch auf Baker gezielt hatte, ohne ihn zu treffen, ließ er nun auf den Koran Treue schwören und bediente sich seiner und eines früheren Bekannten Ali, Truppen für die Regierung anzuwerben. Dieser Ali verband sich sodann mit Rewinka (oder Rionga) und brachte dem elenden Kabba Rega eine Niederlage bei.

Nach einer dringend gebotenen Ruhezeit begann Baker mit der systematischen Organisation der in seinem Besitz befindlichen Gebiete. Nach seiner Ansicht freuten sich die Eingebornen über die Maßen der neugeschenkten Ordnung und Ruhe. „Die Sklaverei hatte ein Ende gefunden, und indem ich Gott für das Gelingen des Werks und seinen Schutz unter allen Schwierigkeiten dankte, verließ ich Fatiko in vollem Frieden und erreichte nach einem raschen Marsch Uganda am 1. April. — Nicht Ein Sklave kann mehr den weißen Nil herabkommen; das Land ist annektirt. — Auch Mtese, der König von Uganda, hat mir einen arabischen Brief und Geschenke geschickt, mich zu bewillkommen. Ich ließ ihn bitten, nach Livingstone sich umzuschauen, und falls er ihn auffinden sollte, ihm Beistand zu leisten. — Unyoro reicht bereits so weit südlich, daß der Aequator überschritten wird, bis dahin also erstreckt sich jetzt Aegypten. Ich habe einen guten Grund für künftige Entwicklung gelegt." Damit schließen wir Sir Baker's Mittheilungen, indem es doch noch geraume Zeit anstehen mag, ehe sich seine Vision von Dampfern auf dem großen Binnensee (dem Albert Nyanza, der mit dem Tanganyika zusammenhängen soll) sowie von andern beabsichtigten Verbesserungen verwirklichen kann.

Wann aber werden Boten Christi ausziehen, um in diese neugeöffneten Länder den Samen der einzig sichern Entwicklung zu tragen?

Ein Blick in die japanische Gedankenwelt.

Das in der Völkergeschichte unerhörte Schauspiel, das sich gegenwärtig in Japan vollzieht, erscheint doppelt wunderbar, wenn wir bedenken, daß die geschriebenen Annalen des Landes, das jetzt mit solcher Energie die Bahn der Reformen betritt, in ununterbrochener Reihenfolge über dritthalb Jahrtausende hinaufreichen, daß der Gründer des bis auf den heutigen Tag regierenden Herrschergeschlechtes der Zeitgenosse eines Nebukadnezar war, und daß der gegenwärtige Kaiser das 122ste Glied einer Dynastie ist, deren leitende Grundsätze 25 Jahrhunderte hindurch unverändert dieselben geblieben waren. Gewiß bedarf es da keiner Entschuldigung, wenn wir hier einige Auszüge aus einem erst jetzt allgemeiner bekannt gewordenen Erlasse mittheilen, durch welchen die Regierung ihren Unterthanen gegenüber die von ihr in Aussicht genommenen Neuerungen begründete.

„Die Einrichtungen des Landes der Götter übertreffen die aller andern Länder. Die himmlischen Ahnherren des Kaisers schufen vor Zeiten dieses Land und regelten die gegenseitigen Pflichten der Bewohner desselben. Seit jenen Tagen ist die kaiserliche Linie nicht verändert worden. Eine Generation ist der andern in der Regierung des Landes gefolgt, und das Herz des Kaisers war immer von warmer Liebe für sein Volk durchdrungen. Seinerseits hat auch das Volk von Geschlecht zu Geschlecht den Kaiser verehrt und ihm gedient. In fremden Ländern haben die Regentenhäuser oft gewechselt, das Volk schuldet seinen Herrschern einen Zoll der Dankbarkeit, der sich über zwei bis drei Generationen erstreckt; die Beziehung zwischen Fürst und Unterthan dauert hundert oder zweihundert Jahre; der gestrige Regent wird heute zum Feind, der gestrige Minister morgen zum Rebellen. In unsrem Lande kennen wir solche Thorheiten nicht. Seit der Erschaffung der Welt sind wir unerschüttert geblieben; seit der Erschaffung der Welt ist die kaiserliche Dynastie unverändert dieselbe, und das Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan ungestört; darum ist auch der Geist der Dankbarkeit immer

inniger und tiefer geworden. Der besondre Punkt, in welchem die Einrichtungen unsres Landes diejenigen der übrigen Welt übertreffen, ist die Religion, welche die himmlischen Ahnen der Kaiser uns hinterließen und welche die gegenseitigen Pflichten von Herr und Diener in sich schließt. Selbst in fremden Ländern, wo Herren und Diener wieder und wieder gewechselt haben, werden ihre gegenseitigen Pflichten als ein Gegenstand von großer Wichtigkeit behandelt. Wie viel mehr ziemt es uns, eine Schuld tiefer und unerschöpflicher Dankbarkeit zu bezahlen, die sich über Jahrtausende erstreckt! ... Gedenket in Ehrfurcht, daß es einst einen Kaiser gab, der in einer kalten Winternacht seine Kleider auszog, um die Leiden der Armen aus eigener Erfahrung nachfühlen zu können.... *)

„Nun ist aber der heutige Geist ein anderer, als der welcher vor Alters herrschte. Die verschiedenen Länder der Erde haben sich zu friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen vereinigt. Unbekümmert um stürmische Wogen und widrige Winde, werden Dampfschiffe rings um die Welt gesandt. Die Verbindungen zwischen tausende von Meilen von einander entfernten Ländern sind die von Nachbarn geworden; ein Land wetteifert mit dem andern in Erfindung von Gewehren, Kanonen und Maschinen; jedes entwirft Pläne zu seinem eigenen Vortheil und Nutzen. Jedes sucht dem andern den Rang abzulaufen; jedes bemüht sich, seine Heeresmacht in gutem Stand zu erhalten; jedes sinnt auf neue kriegerische Einrichtungen. Trotz all dem aber gibt es einen großen, allgemein gültigen Grundsatz, welcher civilisirte Länder vor einem muthwilligen und gesetzwidrigen Angriff schützt; man nennt ihn das (internationale) Völkerrecht. Wie viel mehr würde dann unser göttliches Land, dessen Einrichtungen die aller andern Länder übertreffen, den von den himmlischen Ahnen des Kaisers hinterlassenen heiligen Vorschriften den Rücken kehren, wenn es sich gewaltthätige und gesetzwidrige Handlungen zu

*) Dieß bezieht sich auf folgende Anekdote, die das Kokuschi Riyaku, ein Grundriß der japanischen Geschichte, von dem ums Jahr 1000 nach Chr. regierenden Kaiser Itschidscho erzählt: „In einer kalten Nacht legte der Kaiser voll Mitleib und Erbarmen seine Kleider ab. Verwundert fragte die Kaiserin Jôtô ihn um den Grund davon. Der Kaiser antwortete: „Die Jahreszeit ist jetzt kalt; ich denke an die nackten Armen. Wie könnte ichs ertragen, allein warm und bekleidet zu sein." Dieser Kaiser war berühmt durch seine Gelehrsamkeit und ein Meister in Poesie und Musik.

Schulden kommen ließe! Es wäre dieß gewiß die größte Schmach und Schande für das Land der Götter. Darum hat der Kaiser ein aufrichtiges Bündniß mit denjenigen Fremden geschlossen, welche in gesetzlicher, rechtmäßiger Weise hieher kommen, und ihnen freien und ununterbrochenen Zutritt in dieses Land gewährt. Dem Beispiel des Kaisers folgend, sollten auch seine Unterthanen, wenn ihnen keine Beleidigung von den Fremden wiederfährt, dem gleichen Grundsatze gehorchen und sich der Schlägereien und Händel enthalten. Es ist schwer vorauszusagen, welches die Folgen wären, wenn wir durch irgend einen Vorfall vor den Fremden zu Schanden würden."

Ebenso schwer können wir uns wohl die Ueberraschung ganz denken, welche viele Japaner bei der Veröffentlichung dieses Regierungserlasses empfunden haben mögen, von dem jede Kori oder Bezirksgemeinde der verschiedenen Reichsprovinzen je fünf Exemplare zugesandt erhielt. — Nicht unpassend reihen sich an dieses Aktenstück einige von den siebzehn Punkten an, worüber das auswärtige Amt der japanischen Regierung sich in Betreff des Verkehrs mit den Fremden Klarheit zu verschaffen suchte:

„Seit alten Zeiten bis auf den heutigen Tag ist die Frage über die Oeffnung oder Verschließung des Landes ein Gegenstand häufiger Debatten gewesen. Sind die Barbaren Vögel oder wilde Thiere, mit denen wir nicht in Berührung kommen sollten? Oder sollten wir bei der Einsicht, daß unser Land nicht wirklich reich und stark ist, unsern Mangel von ihrem Ueberfluß decken und sie dann wegfegen? Oder sollen wir unser ganzes Unterrichtswesen nach abendländischem Muster ändern, Schulen eröffnen zur Erwerbung abendländischer Kenntnisse und die Kunst der Kanonengießerei und des Schiffsbaus lernen, um, wenn wir dieß gethan haben, sie ganz aus dem Land zu vertreiben? Oder sollen wir die Barbaren niederhauen? Alle erdenklichen Pläne dieser Art sind schon besprochen worden. Und wenn Japan erschlossen wird, sollen wir dann unsre jetzigen Beziehungen zum Ausland festhalten, oder ihnen eine neue, veränderte Grundlage geben?"

„Der Zweck der Verträge zwischen Japan und den andern Ländern war, Freundschaft und Handel zwischen unsrem Volk und den Fremden zu fördern. In den letzten paar Jahren haben die fremden Länder mit einander in die Wette geeifert, zum Schutze ihrer Unterthanen ihre Flotten und Soldaten nach Japan zu schicken; sollte

irgend eine Verwicklung entstehen, so werden sie im Nu ihre Truppen senden, um die verschiedenen Plätze zu beschützen, an welchen ihre Unterthanen wohnen. Im gegenwärtigen Augenblick sind 3000 britische Soldaten hier. Ihnen am nächsten stehen der Zahl nach die Franzosen. Die Amerikaner und andre Länder haben nur ihre Flotten. Bis jetzt ist unser ruhmvolles und göttliches Land vor den Fremden noch nicht in Verachtung gekommen; die augenblickliche Gefahr ist nur, daß wir selbst Verachtung über uns bringen könnten."

Von dem Parlament, das die Regierung vor einiger Zeit eingesetzt hatte, scheint dieselbe vorerst wieder abgekommen zu sein. Wie interessant die Verhandlungen in demselben aber gewesen sein müssen, läßt sich aus einigen Bruchstücken schließen, die einem englischen Blaubuche beigegeben waren.

Ueber Geschäfts-Verbindungen mit Ausländern z. B. ließ sich ein Redner vernehmen: „Ich bin dafür, aber ich glaube es sollten zuvor genaue Regeln darüber festgesetzt werden, um die Bestrafung betrügerischer Personen zu sichern."

Ein zweiter: „Es ist dieß ein dringend wichtiger Punkt. Wir sollten alsbald japanische Firmen im Ausland gründen und einen blühenden Handel eröffnen. Das ist die Grundlage des Wohlstandes eines Landes."

Ein Dritter: „Ich glaube, die Erlaubniß, ins Ausland zu gehen und Geschäftsverbindungen mit Fremden anzuknüpfen, wäre das Mittel, die zerrütteten Vermögen unsres Landes wieder herzustellen."

Spricht aus diesen Aeußerungen ein überraschender Freisinn in Betreff materieller Fragen, so läßt uns dagegen die Erörterung einer andern Angelegenheit Blicke in die sittliche Auffassungsweise einiger Japaner thun, die um so interessanter sind, als sie ein Gebiet berühren, auf welchem auch im christlich-civilisirten Europa in manchen Kreisen noch eine fast unvertilgbare Begriffsverwirrung herrscht, nämlich das der persönlichen Ehre. Begieng bisher ein Edelmann der bevorzugten Klasse, welche das Recht hat, zwei Schwerter zu tragen, ein Vergehen, so genoß er vor dem gemeinen Verbrecher die Auszeichnung, daß ihm die Erlaubniß zugesandt wurde, durch Aufschlitzen des Bauches sich selbst zu entleiben. Dieser Akt (harakiri oder seppuku genannt) scheint in dem Maße für eine Sühne der begangenen Missethat gegolten zu haben, daß viele ihn vollzogen ohne die kaiserliche Erlaubniß dazu abzuwarten, was als sehr un-

passend betrachtet wurde. Im Oktober 1869 nun beantragte ein Beamter in folgender Weise die Abschaffung dieses Brauches: „Die meisten zwei Schwerter tragenden Männer, welche das seppuku vollziehen, sind Leute von Talent und strengem Ehrgefühl. Es ist selbstverständlich, daß wenn solche Leute in sich giengen und von Reue über ihre Irrthümer getrieben, ihre Gaben der Industrie widmeten, sie ihrem Lande noch nützliche Dienste leisten könnten. Meiner Ansicht nach schneidet aber der Tod für etliche Fehler zweifelhafter Natur ebensowohl dem Einzelnen den Weg zur Selbstprüfung ab, als er den kaiserlichen Planen für das Volkswohl widerspricht. Mir scheint, die gegenwärtige Reform der Regierung sollte zur Abschaffung dieses Brauches benützt werden." — Unter den 209 Mitgliedern der Kammer erhoben sich jedoch nur drei Stimmen für Abschaffung des Selbstmords, so tief wurzelte diese uralte Sitte damals noch in den Gemüthern.

„Es mag auf den ersten Anblick unsittlich erscheinen," ließ einer ihrer Vertheidiger sich vernehmen, „zu sterben ohne den richterlichen Urtheilsspruch abzuwarten, aber es entspringt nicht aus einer Mißachtung der Obrigkeit. Die Vollziehung des seppuku fließt vielmehr aus einem dem Herzen tief eingepflanzten Schamgefühl. Es ist eine nationale Sitte und der Ausdruck dessen, was man dem nationalen Rechtsgefühl und dem japanischen Volke schuldet. Es mag geeignet sein, das seppuku in denjenigen Fällen zu verbieten, in welchen kein gerichtlicher Ausspruch erfolgt ist; würde aber das Gesetz, welches es zur Strafe für die zwei Schwerter tragenden Edelleute macht, nicht aufrecht erhalten, so würde der Unterschied zwischen ihnen und dem gemeinen Volke verwischt." — In noch viel entschiedenerem Tone sprach ein zweiter: „Ein schneller Tod durch das seppuku, der Reue über ein begangenes Verbrechen entstammt, ist ein Mittel, der Schande zu entgehen; wie kann man darin eine Mißachtung des Kriminalgesetzes sehen? Und wie kann man es andrerseits zu einer Sühne für die Schuld stempeln? Durch den Tod erlangt der Verbrecher mit knapper Noth wieder seinen Rang als menschliches Wesen. Bleibt er am Leben, so ist er ein Schurke; stirbt er aber, so zeigt er dadurch zum erstenmal Ehrgefühl. Das seppuku verbieten hieße den öffentlichen Pfad der Ehre verschließen und den Privatweg der Schurkerei eröffnen." — Ein dritter endlich meinte gar: „Der Ursprung des seppuku liegt in der weihevollen Lebenskraft dieses

göttlichen Landes und ist das Heiligthum des japanischen Nationalgeistes. Gewiß sollte es nicht verboten, sondern eher ausgedehnt und dadurch das Ehrgefühl genährt werden. Das seppuku sollte in der ganzen Welt berühmt werden als ein Zeichen der Hingabe an ein Prinzip. Es sollte in unsre Kriminalgesetzgebung Aufnahme finden als Todesstrafe auch für Höherstehende noch, als die zwei Schwerter tragenden Männer."

Trotz dieser vor drei Jahren gefallenen Lobpreisungen des seppuku, scheint indeß neuestens ernstlich an seine Aufhebung gedacht zu werden. —

Nun aber auch noch Bruchstücke aus einigen japanischen Denkschriften, von welchen die eine die vor etlichen Jahren stattgefundene Revolution bespricht, durch welche der Sjogun beseitigt, und der Mikado zum Alleinherrscher gemacht wurde, die andern ein Gutachten über das moderne Verkehrswesen abgeben.

Der ersteren mag die Bemerkung vorausgehen, daß die alte Religion Japans, die Kami-no-mitsi oder die Lehre der Kamis (Götter) ist, die wir unter ihrem chinesischen Namen Schintuismus kennen. Den höchsten Platz in der Verehrung der Japanesen nimmt die Sonnengöttin Ama-terasu-kani ein, deren Nachkomme der Mikado sein soll. Zweck der Abhandlung ist zu beweisen, daß die Wiederherstellung der Macht des Mikado die natürliche Folge eines allgemeinen Verlangens nach einer Reform war, das der unerquicklichen Lage entsprang, in welche die Verwaltung des Sjogun das Land gebracht hatte.

„Man wendet ein," sagt der Schreiber des Pamphlets, „das Reich könne nicht dauernd von dem Mikado regiert werden. Diese Sprache, welche nur von Leuten geführt wird, die unfähig, die Zeichen der Zeit zu verstehen, sich einbilden, der Geist aller Jahrhunderte sei derselbe, verräth einen gänzlichen Mangel an Beobachtung und Nachdenken. Ich werde die historische Seite der Frage kurz beleuchten. Seit dem Beginn der menschlichen Epoche, die auf die Zeiten der Götter folgte, sind bis auf den heutigen Tag 2500 Jahre verflossen. Während 680 Jahren dieses Zeitraums etwa lag die Regierung in den Händen der Militärgewalt. Die übrige Zeit, d. h. beinahe 2000 Jahre hindurch, leitete der Mikado allein, ohne Einmischung der Militärgewalt, die ganze Verwaltung. Und angesichts dieser Thatsachen sagt man uns, der Mikado könne das Reich nicht regieren! Zur Bestätigung dieser Behauptung führt man die Ereig-

nisse unter Genko's Regierung in den Jahren 1331—1336 an. Damals wurde die Herrschaft, nachdem sie dem Mikado zurückgegeben worden war, ihm nach kurzer Unterbrechung (etwa 3 Jahre) durch Aschikaga (einen Kronfeldherrn) wieder abgenommen. Dieß ist aber eine sehr unglückliche Beweisführung, denn damals wurzelte die Rückkehr zum alten System in dem eignen Willen des Mikado und wurde in keiner Weise durch die Ansicht seiner Unterthanen bestimmt. Als darum Seine Majestät einen Augenblick in seinem Beschluß wankend wurde, nahm die Militärgewalt die Regierung sogleich wieder in die Hand, während die jetzige Rückkehr zu dem alten System sowohl ihrem Ursprung als ihrer Wirkung nach das gerade Gegentheil von damals ist. Dießmal gieng der Vorschlag unmittelbarer Abhängigkeit von dem Mikado von dem Volke selbst aus. Es verstand die Lektion, welche in dem Mißlingen Genko's lag. In erster Linie von den Ronins ausgehend, pflanzte die Bewegung sich unter die Kerais fort, von den Kerais gieng sie auf die Karos über, durch die Karos theilte sie sich den Daimios mit. So dem Volke entsprungen, und von ihm energisch geschürt, wuchs sie von Tag zu Tag, bis sie endlich so zu sagen plötzlich mit der Rückkehr zu der alten Regierungsform endete. Wollte darum jetzt auch der Mikado seine Politik ändern, so könnte die Regierung doch nicht wieder in die Hand der Militärgewalt übergehen, da die Volksstimmung nicht im Einklang mit diesem Wechsel stünde. Fasset auch die Lage unseres Landes in neuerer Zeit ins Auge. Genoß es eine gute Regierung oder nicht? Gerieth es nicht täglich in größere Verwirrung? Wiedereinsetzung der kaiserlichen Gewalt durch das Sjogunat ist in der That nur dem Benehmen eines Geschäftsführers zu vergleichen, der durch seine Gleichgültigkeit und Unfähigkeit die Firma in Schulden gestürzt und schließlich keine andere Wahl mehr hat, als die Sache auf seine Chefs zu werfen, nachdem er sie an den Rand des Bankrotts gebracht hat. Die entschlossene Haltung der Daimios gleicht derjenigen von Commis und Verkäufern, welche dem Chef des Hauses das schlechte Verhalten des Geschäftsführers hinterbringen.

„Man kann oft sagen hören, die abendländischen Nationen seien nicht so dumm wie die alten Moko, ihre Geschicklichkeit spotte jeder Vergleichung mit den Japanern, und um sich davon zu überzeugen, dürfe man nur einen Blick auf ihre Kriegsschiffe und auf ihre kunst- und sinnreichen Maschinen werfen. Ich erwiedere: Die nationale

Eigenthümlichkeit der Abendländer ist Fortschritt in der Verfolgung des Gelderwerbs; die der Japaner ist vor allem Andern ein Sinn für Recht, der schon dem Kind in der Kinderstube zum Bewußtsein kommt. Da jedes Land sich in einigen Künsten hervorthut und in andern zurücksteht, kann es gar nicht anders sein, als daß wechselseitige Vorsprünge und Rückstände stattfinden. Die Abendländer besitzen die Kunst, große Kanonen und Kriegsschiffe zu verfertigen; wir dagegen besitzen diejenige, Schwerter und Speere ersten Ranges zu machen. Warum sollten wir deßhalb glauben, daß sie uns irgendwie überlegen seien?"

„Weiter wird gesagt: „Es gibt Leute, welche davon sprechen, den Buddhismus abzuschaffen; seit aber dieses Religionssystem im dreizehnten Jahre des Kaisers Kim-mei eingeführt wurde, sind seine Lehren dreizehn Jahrhunderte hindurch ununterbrochen einer Generation von der andern überliefert worden, und so wird es nichts Leichtes sein, sie über Nacht abzuschaffen." Ich erwiedere: Von Alters her bis auf den heutigen Tag hat es von Zeit zu Zeit Leute gegeben, welche für die Abschaffung des Buddhismus stimmten, da sie aber nur davon schwatzten und nie diese Maßregel auszuführen versuchten, fiel sie schließlich durch. Nun gibt es aber zur Bekämpfung des Irrthums kein besseres Mittel, als die Verbreitung der Wahrheit. Darum will der Kaiser jetzt eine Universität gründen und Professoren ernennen, um Vorlesungen über Humanität, Moral, Etikette, Weisheit, Gehorsam, Demuth, Treue und Aufrichtigkeit zu halten. Ist dieß geschehen, so werden alle Bewohner des Landes dem Irrthum entsagen und die Wahrheit annehmen, und der Buddhismus wird von selbst aussterben. Wenn das wahre System der Weisen (Confucius) nicht weithin gelehrt und verbreitet wird, wird nicht nur der Buddhismus, sondern es werden auch die zwei großen schlimmen Sekten des Katholizismus und Protestantismus schwer zu unterdrücken sein."

Der Verfasser schließt: „In der Nacht auf den ersten des achten Monats schrieb ein zurückgezogener Samurai diese flüchtige Schrift. Die Herbstregen waren noch nicht vorbei, und das Licht seiner Lampe brannte trübe. Seine Lebensgeister waren verstimmt, denn er war ein einsamer Wanderer. Er fürchtet, es werden sich in diese Seiten viele Irrthümer und Mängel eingeschlichen haben, die er den nachsichtigen Leser bittet, übersehen zu wollen."

Ueber die Einführung von Telegraphen und Eisenbahnen äußerte sich eine Stimme aus den Regierungskreisen also: „Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die Zukunft eines Landes in seinen Bewohnern, und das Mittel, diese Letzteren zu bereichern, in der Ermuthigung der Erzeugnisse ihres Gewerbsfleißes liegt. Bei diesen Bestrebungen ist die Vertheilung der Arbeit von größter Wichtigkeit. Dieß ist nur möglich durch die Einführung von Telegraphen und Eisenbahnen. Bedarf es eines Beweises für diese Behauptung, so genügt ein Blick auf die heutige Lage derjenigen Völker, die wir jetzt groß und hochcivilisirt nennen, sage England und Frankreich, und ihre Lage vor hundert Jahren, bevor sie gelernt hatten, die Nachtheile der ausschließlichen Verwendung von menschlichen Kräften zu Arbeiten aller Art zu überwinden. Seit der Einführung der Eisenbahnen und Telegraphen in diese Länder sind noch hunderterlei andre nützliche und gewinnbringende Entdeckungen dazu gekommen, und Entfernungen von tausenden von Meilen werden jetzt im Nu von Pferden, Wagen oder Booten durcheilt. Die Regierung befördert ihre Depeschen nach allen Richtungen hin sicher und schnell.“ — Ein anderes Mitglied der Regierung sprach sich dahin aus: „Wenn eine Eisenbahn gebaut würde, würden die verschiedenen Orte einander nahe gerückt und gewissermaßen nur zu einer einzigen Straße. Alte Männer, Frauen und Kinder könnten mit Leichtigkeit reisen, und der Handel würde immer blühender. Sänftenträger, Pferdeknechte, Bootsleute und Wirthe würden die Früchte des wachsenden Wohlstandes mitgenießen und Mittel finden, auch in Zukunft ihr Brod zu verdienen.“

Das merkwürdigste unter diesen Schriftstücken aber ist eine Petition um Errichtung einer Eisenbahn von einem alten Hofmanne aus Kioto, der letzten Person, aus deren Feder man Auseinandersetzungen erwartet hätte wie diese: „Es ist überflüssig, die Vortheile zu beweisen, welche Japan aus der Errichtung von Eisenbahnen ziehen wird. Unwissende und beschränkte Leute sehen jedoch den ungeheuren Gewinn nicht, welcher daraus entspringen wird, und fürchten den vorübergehenden Verlust, den dieselben wohl Lastträgern und Wirthen bringen könnten; darum scheuen sie keine Anstrengung, ihre Einführung zu verhindern, und es ist kaum verwunderlich, daß sie so handeln. Es gab vor Zeiten einen weisen Herrscher, der einen Straßenauflauf unbeachtet ließ, sich aber nach einer Kuh erkundigte,

die er keuchen sah. Warum sollten wir die Interessen einiger Kulis und Wirthe befürworten, wenn es sich um eine das Wohl des ganzen Landes betreffende Maßregel handelt? Jetzt, da die kaiserliche Regierung wiederhergestellt ist, ist nicht die Zeit, die trostlose Lage des Landes zu verheimlichen. Ihr Diener hat bereits seine unterthänigen Ansichten über die Abschaffung des noch im Umlauf befindlichen abgeschätzten Geldes ausgesprochen, jetzt fügt er noch seine Meinung in Betreff der Eisenbahnen hinzu. Diejenigen, welche nicht wissen, wie einfältig gewissenhaft er ist, sagen, er lasse sich durch die Liebe zum Neuen und Ausländischen fortreißen. Das ist aber weit gefehlt. Er hat seine Muße dazu verwendet, die Verfassung andrer Länder zu studiren. Es ist seine bescheidene Ansicht, daß der alte Geist der Ausschließlichkeit noch immer am Leben, und die schlechte Gewohnheit, oberflächliche Meinungen zu fassen, noch nicht ausgestorben ist. Engherzige Ansichten, wie sie etwa ein in einem Brunnen lebender Frosch hegen mag, werden immer lauter und finden nicht nur ihren Ausdruck in der alltäglichen Unterhaltung, sondern werden auch in officiellen Regionen laut verkündet. Diese Leute halten die Civilisation auf und schädigen den Reichthum und die Macht unsres Landes. Sie merken nicht, daß der Reichthum und die Macht Japans das Hauptmittel sein muß, um uns gegen die von ihnen so sehr verabscheuten Fremden zu vertheidigen. Ihre Beweisführung läuft darauf hinaus, daß Pferde und Ochsen die Lastträger beeinträchtigen; Schiffe und Wagen dem Lande, das sich ihrer bedient, Schaden bringen; sinnreiche Erfindungen einer Politik, welche den Sachen nur so ihren Lauf lassen möchte, in den Weg kommen, und daß der Fortschritt der Civilisation der Entfaltung des Talents hinderlich ist. Solche Leute sind in der That verlangend, zu dem guten alten Stand der Dinge zurückzukehren, da die Menschen gleich Thieren in hohlen Baumstämmen und Höhlen lebten. Nun diese Politik könnte von Erfolg sein, wenn Japan das einzige bewohnte Land in der Welt wäre und keine andre Menschen jenseits der Meere lebten; unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber ist es absolut unmöglich, sie festzuhalten. Es ist die Bitte Ihres Dieners, daß während die großen Prinzipien der Verfassung aufrecht erhalten werden, kleinlichen Interessen oder engherzigen Sentimentalitäten keine Rechnung getragen werden möge, vielmehr ohne Rücksicht auf solche Leute der bestimmte Befehl zur Errichtung von Eisenbahnen ergehe.

Dann wird das japanische Volk die Vortheile dieser Einrichtung vor Augen haben und das alte Sprichwort in Erfüllung gehen, daß einmal sehen besser ist, als hundertmal hören."

Eisenbahnen und Telegraphen sind bekanntlich jetzt in Japan eingeführt; auch Landstraßen, Drahtbrücken &c. sind im Bau begriffen, und Gaseinrichtungen treten da und dort bereits ins Leben. An allen diesen Neuerungen nimmt kein gebildeter Japaner mehr Anstoß; vielmehr freut er sich der Aussicht, nach einer Zeit der Gährung und des Uebergangs sein Land in neuer Weise zu besitzen und zu genießen. Was ihn jetzt darin stört, ist das nothwendige Uebel, Europäern aller Art und, daß wir es offen sagen, gewissenlosen Unternehmern, ja auch Nichtswissern und Großsprechern ein vielfach mißbrauchtes Vertrauen schenken zu müssen.

Daß gebildete Japaner schon bitter geklagt haben, wie schmachvolle Ausschreitungen sich die Europäer in ihrem Lande erlauben, ist bereits mehrfach in diesen Blättern erwähnt worden. Ein Amerikaner, der weit davon entfernt ist, seine eigenen Landsleute von diesen Vorwürfen auszunehmen, schildert die Schwierigkeiten, welche aus einem solchen Nothstande erwachsen, in folgender Weise:

„Gewiß haben die Japaner für viele abendländische Einrichtungen ganz enorme Auslagen gehabt, theilweise aus eigener Schuld. Bald mochte Eitelkeit, bald Argwohn sie veranlassen, sich in Dinge zu mischen, welche sie noch nicht zu begreifen im Stande waren; daher manches Werk zweimal gethan werden mußte. Aber größtentheils sind ihre neuen Unternehmungen durch Betrug und Erpressung so kostspielig geworden, daß das Mißtrauen gegen die Fremden, das sich nun vielfach kundgibt, als ein völlig gerechtfertigtes bezeichnet werden muß. Nie und nirgends ist eine Behörde so ausgebeutet worden, wie das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Die guten Leuten wissen sich kaum zu helfen; sie suchen beständig nach Rath und fürchten sich dann, ihn zu befolgen, denn sie finden sich auf allen Seiten von Fremden verrathen. Die ganze ausländische Kaufmannschaft steht ihnen geschlossen gegenüber, und die Diplomaten schützen dieselbe in ihren oft ungerechten Ansprüchen.

„Dazu kommt, daß die Japaner die Ehrlichkeit ihrer eigenen Staatsdiener zu bezweifeln genöthigt werden. Wenn es nun offenbar wird, daß sie sich in fast unentwirrbare Finanznöthen gestürzt haben, hauptsächlich um die Habsucht von unersättlichen Fremden zu

befriedigen, wird die Stellung der Regierung eine überaus schwierige. Denn unter der Masse der Unzufriedenen gibt es gar Viele, welche irgend einen Anlaß, der Regierung Unannehmlichkeiten zu bereiten, mit Lust und Geschick ergreifen werden, während bis jetzt die Beamtenhierarchie noch nicht das Volk im Großen, ja nicht einmal die Macht der verschiedenen Stämme auch nur annähernd vertritt.

„Sollte nun irgend ein Rückschlag eintreten, so würden die Fremden aus ihren bedeutenden Stellungen verdrängt, und die neuen Unternehmungen müßten halb vollendet hinsiechen. Welche Klagen würde man dann zu hören bekommen über die Undankbarkeit und den Wankelmuth der Japaner; wie sie ihre besten Freunde über Bord werfen, die selbstlosesten Bemühungen für das Wohl des Volkes verkennen, und in die Barbarei — verdientermaßen — zurücksinken! Denn so geht man mit diesem Volke um: erstlich zapft man ihm den letzten Blutstropfen ab, und wenn die Adern vertrocknet sind und der kranke Körper sich zu sichern sucht, schimpft man über ihn als zerrüttet und unheilbar erliegend unter allen erdenklichen Lastern."

Eine merkwürdige Zeitungsverhandlung hat nun (im Mai) gezeigt, in welche neuen Bahnen die höchsten Beamten des Reiches inmitten dieser Verlegenheiten eingelenkt haben. Fürst Satsuma nämlich, der Leiter der jüngsten Revolution, scheint doch mehr Muth und Kraft als Einsicht und Klugheit zu besitzen; sonst würde er sich weniger beeilen, alles was in vergangenen Jahrhunderten versäumt worden ist, nun durch Umguß der Verwaltung, Verbesserungen im Innern, und Ausdehnung des Unterrichts in einem Nu hereinzubringen. Es ist keine Frage, daß die unerhörten Neuerungen die Finanzen des Reichs bedeutend erschöpft und seine Beamten vielfach zu Schlachtopfern gewissenloser und räuberischer Ausländer gemacht haben. Da haben denn die Finanzminister Inoye und Schibosawa sich entschlossen abzutreten, jedoch nicht ohne zu ihrer Rechtfertigung ein Schreiben zu veröffentlichen, welches sehr unjapanisch klingt. Sie behaupten nämlich: „Die Finanzen des Reichs befinden sich in der kläglichsten Lage. Jährlich mehrt sich die bereits auf 25 Millionen Pf. St. angelaufene Staatsschuld, obgleich immer neue Steuern auferlegt werden; das Volk wird immer ärmer und darum unfähiger die Steuern zu zahlen. Fährt man in dieser Weise fort, so muß es zu einem gewaltigen Krach kommen. Die sogenannte Civilisation des Reichs ist etwas Unwirkliches; die Regierung läuft dem

Volke, das sie vertritt, viel zu weit voraus, in ihrem Drange fremde Sitten nachzuahmen." Also empfehlen diese Herrn größere Sparsamkeit; man solle nun auf jede frische Neuerung verzichten, und jede allzutheure Unternehmung fallen lassen oder verschieben. Gewiß ein denkwürdiger Rath, der entweder außerordentlichen Muth in den beiden Beamten, oder eine an sich lobenswerthe, aber unter den obwaltenden Verhältnissen wenig politische Offenheit in den höchsten Kreisen anzuzeigen schien.

Man war begierig zu sehen, wie die Regierung mit diesen widerstrebenden Dienern verfahren werde. Merkwürdiger Weise hat sich der neue Finanzminister einfach damit begnügt, eine günstigere Schilderung der Finanzlage in die Oeffentlichkeit ausgehen zu lassen. Er berechnet die jährlichen Einkünfte des Staats auf 9 1/2 Millionen Pf. St., findet, daß die Ausgaben etwas weniger als diese Summe betragen, und gibt die Staatsschuld zu 6 1/4 Millionen an. *)

Hören wir ihn selbst! Staatsrath Okuma Schigenobu berichtet über den Schritt der beiden Exminister, vor ihrem Rücktritt eine Denkschrift an den Premier aufzusetzen, in folgender Weise: „Die Anschauungen beider Männer sind zweifelsohne von patriotischer Gesinnung eingegeben, aber ihre Beweisgründe sind zu rasch; auch ihre Anschläge der Ausgaben und Einnahmen gründen sich nur auf ungefähre Berechnung aus dem Gedächtniß, daher Eure Excellenz (der Premier) sich bewogen fand, die Schrift zu verwerfen." Er bedauert sodann die unvorsichtige Veröffentlichung jener Urkunde, führt aus, in welcher Weise er den richtigen Sachverhalt erhoben habe, und bittet um die Erlaubniß, denselben der Oeffentlichkeit zu übergeben, damit die Zweifel von Japanern und Ausländern schnellere Lösung finden. Ueber die abgetretenen Minister aber wurde keinerlei Strafe verhängt.

Uebrigens wird nun einigermaßen gespart. Obgleich nämlich Beamte und Kaufleute dem Mikado große Summen geboten haben seinen Palast, der am 5. Mai niederbrannte, wieder aufzubauen, hat er sich doch entschlossen, damit zu warten. Er schrieb seinem ersten Minister, dem Daidscho Daidschin: „Mir ist neulich das Unglück begegnet, daß mein Palast vom Feuer verzehrt wurde. Die Regie-

*) Schon früher soll sie sich (vgl. S. 169) auf 11 Millionen belaufen haben; wie sie auf 6 1/4 geschmolzen sein kann, bleibt ein unlösbares Räthsel; vielleicht ist 16 statt 6 zu lesen.

rung hat gegenwärtig große Ausgaben; darum wünsche ich nicht das Volk durch schnellen Wiederaufbau des Schlosses zu bedrücken. Befolget diesen Befehl."

Dagegen hat der Kaiser das Anerbieten etlicher Kaufleute, 7000 Rios zur Gründung eines Spitals in Jokohama zu geben, dankbar angenommen. Er ließ ihrer jedem einen Silberbecher als Dankeszeichen überreichen und versprach, das Spital später auf Regierungskosten fortzuführen.

Und solche gemeinnützige Beiträge und Schenkungen verlauten nun von verschiedenen Städten und Provinzen. Dr. Berry, ein Missionsarzt, der in Kobe 19 japanische Aerzte weiter bildet, wurde neulich hocherfreut durch einen hochherzigen Entschluß dieser Männer. Sie sahen, wie nothwendig eine Ausdehnung des dortigen Freispitals wäre, und gewannen eine Anzahl ihrer Freunde, die für diesen Zweck wie für die Weiterführung der Anstalt nöthigen Summen durch monatliche Beiträge aufzubringen. Zwei dieser heidnischen Aerzte haben es auch bereits dem Amerikaner abgelernt, die Armen unentgeldlich zu behandeln.

Ein anderes Mittel, unnöthige Ausgaben zu vermindern, wurde gleichfalls ergriffen. Die Zahl der jungen Leute, welche auf Staatskosten in Europa und Amerika studiren, beläuft sich auf 382, worunter 5 Jungfrauen. Die Examination, welche Prof. Veeber in Jedo mit den jüngstzurückkehrenden vornahm, ergab, daß die Studenten nur in der oberflächlichsten Weise ihren Studien obgelegen hatten, meistentheils in Folge der Unkenntniß, welche sie bei ihrer Abreise von Japan in den europäischen Sprachen besaßen. Also wurde beschlossen, die Studenten zurückzurufen und fernerhin nur solche mit Staatsmitteln in die Fremde zu schicken, welche in Jedo selbst vierjährigen Unterricht in den fremden Sprachen genossen hätten.

Ein weiterer Grund, warum man dem bisherigen Plan, tüchtige Lehrkräfte durch Erziehung im Auslande zu beschaffen, so stark mißtraut, scheint folgender zu sein: ein junger Mann, der während eilf Jahren in Paris seinen Studien obgelegen hatte, kehrt nach Japan zurück, kann nun aber kein Wort mehr von seiner Muttersprache und muß dieselbe von neuem lernen. Solche Fälle von Mißerfolgen mahnen freilich zu größerer Vorsicht in der Auswahl der Jünglinge, die Art und Weise aber, wie die Regierung ihre Maß-

regeln anordnet und ändert, läßt noch immer den wünschenswerthen Grad von Stetigkeit und Umsicht vermissen.

Ein Engländer schreibt hierüber: „Ich habe einen dieser jungen Japaner in meinem Hause. Er war vor etwa zwei Jahren mit einigen andern Jünglingen nach England geschickt worden, damit er irgend eine nützliche Kunst, die er liebe, gründlich lerne. Ich kann ihm bezeugen, daß er sich tüchtig ins Geschirr warf und unsere Sprache hinreichend erlernt hat, um den weitern Specialunterricht sich zu Nutzen zu machen, während er auch in seinem Fach es wunderbar weit gebracht hat, wenn man die Schwierigkeiten seines Anfangs bedenkt. Jetzt, da er im besten Zuge ist, zu lernen, was ihm durchs Leben hindurch nützen kann, erhält er vom Gesandten den Befehl, daß er wie alle andern Studenten zurückkehren oder sein Ausgesetztes verlieren müsse.“ —

Was die Empörung betrifft, welche die neuen Verordnungen hervorgerufen haben, so scheint sie zunächst gedämpft. Ihre Unterdrückung in Ono hat etwa 50 Leben gekostet, worunter die Hingerichteten noch nicht begriffen sind. Die 14 Priester, welche man als Anstifter der Unruhen eingefangen hat, werden noch nach alter japanischer Manier durch Folterung zum Bekenntniß gezwungen. Sie müssen auf scharfen dreieckigen Hölzern knieen, werden mit Bambus geschlagen, bis Lähmung eintritt; man häuft ihnen Steine auf die Schenkel, verbrennt ihnen die Haut, zieht und dehnt die Glieder ins Unglaubliche, und hofft damit die Wahrheit zu ergründen. — Hoffnungsvoller nimmt sich dagegen eine Neuerung aus, zu welcher etliche Beamte seit Kurzem ihre Zuflucht genommen haben. Sie halten Volksversammlungen, in welchen sie die neuen Verordnungen eingehend erklären, um den Widerwillen, der sich gegen dieselben erhebt, durch Ueberredung zu beseitigen. (Eine dieser neuen Verordnungen betrifft das Tanzen und Aufspielen bei religiösen Ceremonien. In Zukunft ist diese Beschäftigung nicht mehr blos auf Eine Menschenklasse beschränkt, sondern wer will, darf nach seines Herzenslust in Tempeln und Prozessionen hüpfen und springen, fiddeln und pfeifen. Ja man wird Schulen eröffnen, in welchen das fromme Tanzen und Spielen von jedem, den es gelüstet, gelernt werden kann. — Eine andere Neuerung besteht in dem Gesetz, daß hinfort auch Frauen gültige Urkunden ausstellen und solche mit ihrem Namenssiegel versehen dürfen. Noch eine: die Namen der verstorbenen Kaiser mögen

hinfort als Personennamen gebraucht werden, nur verstümmle man sie nicht! u. s. w.) Es ist sehr bedenklich, daß diese Wuth, neue Anordnungen und Gesetze hinauszusenden, noch immer ihren ungestörten Fortgang hat. Wie viele Erklärungen dieselbe nöthig macht, ahnt auch der europäische Leser, dem beim Lesen solcher Gesetze wohl das Meiste unerklärlich bleibt. Erklärlich aber ist unter solchen Umständen das wiederholte Aufflammen von Unzufriedenheit und Reactionsbestreben.

In Tschikuzen, einer der nordwestlichen Provinzen der Insel Kiuschiu, sind um die Mitte des Juni bedeutende Unruhen ausgebrochen. Die Bauern verlangten nämlich von den Beamten, daß diese wegen der allgemeinen Dürre öffentliche Gebete um Regen anordnen sollten. Dieselben erwiederten, Gebete helfen in unseren Tagen nichts mehr und religiöse Uebungen können nicht befohlen werden; ja wenn man auch mit Kanonen gegen die Wolken schießen würde, möchte das kaum die erwünschte Frucht tragen. Es kam zu hitzigen Verhandlungen, in welchen ein Beamter den ersten Schuß abgefeuert haben soll. Wie dem nun sein mag, die Bauern stürmten die Regierungsgebäude in Fukuoka (am 18. Juni) und verbrannten sie sammt den Archiven, tödteten auch die meisten Beamten (an 40), selbst die, welche mit dem Telegraphen zu thun hatten, dessen Posten sie gleichfalls niederrissen; dann ließen sie ihren Grimm an den Reishändlern aus.

Die Bewegung pflanzte sich durch die ganze Provinz fort: überall wurden Häuser ausgeplündert und zerstört, Beamte und Reisverkäufer verjagt. Es sollen wohl 100,000 Mann in Waffen stehen, d. h. mit Bambusspeeren sich versehen haben; an sie schließen sich aber viele der entlassenen Samurai an, welche auch Büchsen besitzen und sich aufs Kriegsführen verstehen. In ihrer Proclamation erklärten die Bauern, sie seien bereit, zur Tagesarbeit zurückzukehren, wenn man ihre Bitten erfülle; wenn nicht, werden sie für ihre Sache zu sterben wissen. Ihre Bitten lauten:

„1. Solle die Grundsteuer auf die frühere Höhe reducirt werden. 2. Der alte Kalender wieder gelten, denn durch den neuen habe man die Jahreszeiten verwirrt. 3. Die europäische Haartracht einzuführen, ist unerträglich 4. Warum nicht mehr öffentliche Gebete und Ceremonien (mit unendlichem Lärm) anordnen, um Regen zu bekommen? 5. Man hätte die alten Fürsten nicht absetzen, und

6. die Lederarbeiter (Jetas und Banzos) nicht ehrlichen Bürgern gleichstellen sollen. Außerdem wird auch gewünscht, daß wegen der hohen Reispreise die halbjährige Steuer erlassen werden sollte." Nach einigen Berichten soll ganz Kiusiu dem Aufruhr sich angeschlossen haben.

Auch in der Nähe von Hakodate (Jesso) brach ein Aufruhr aus, weil die Fischereien mit einer Steuer von 50 Procent belegt wurden. Und man fürchtet, die ganze Küstenbevölkerung könnte sich leicht einer solchen Bewegung anschließen, weil die Abgabe wirklich unerschwinglich sei.

Das Christenthum ist zwar in diesen letzten Aeußerungen des Volkswillens nicht erwähnt, es bildet aber noch immer den Gegenstand der verschiedensten Beurtheilung und sehr weit auseinandergehender Verordnungen. Am 29. Mai z. B. ergieng ein freisinniges Edikt, welches anordnete, daß die Ortsobrigkeit hinfort aufhören solle, die Leute in regelmäßig wiederkehrenden Zeiten nach ihrer Secte oder ihren Religionsansichten zu befragen. Damit scheint also das alte Spionirsystem abgethan. Allein ein anderes Gesetz (vom 19. Juni) verlangt, daß in Zukunft keine ausländischen Lehrer mehr in den japanischen Schulen lehren sollen, ohne einen Freibrief. „Der Freibrief aber," wird den Unterbehörden erklärt, „kann nur nach einem Examen ertheilt werden. Und dabei steht als erstes Erforderniß für alle Schulen fest, daß kein Lehrer der christlichen Religion in denselben verwendet werden darf." Auszufinden, wie beide Gesetze mit einander zu vereinigen sind, mag der japanischen Subtilität keine schwere Aufgabe scheinen; wir dagegen halten für wahrscheinlich, daß das letzte Gesetz bereits eine gewisse Reaction im Rathe der Regierung andeutet. Man will dem Volke zeigen, daß, wie immer an dem alten Glauben gerüttelt wird, kein neuer dafür eingeführt werden solle.

Man täusche sich also darüber nicht: das Christenthum ist noch immer in Japan eine verdächtige Religion und viel weniger geduldet als in China, wie auch der Missionar nur in den sieben Hafenorten des Inselreichs, und zwar im Fremdenquartier allein, sich aufhalten darf. Es besteht nur Eine organisirte Gemeinde von Bekehrten, die Kirche in Jedo mit 30 Gliedern und höchstens 100 Besuchern des Gottesdienstes; außer dieser Gemeinde gibt es nur da und dort vereinzelte evangelische Christen. Ins Innere dürfen sich Missionare

blos unter der Bedingung wagen, daß sie sich den japanischen Gesetzen unterwerfen, wozu bis jetzt kein Ausländer sich entschließen mag; könnte er doch vorkommenden Falls vor Gericht durch Schläge zum Geständniß irgend welcher Schuld genöthigt werden. Die Verordnung, daß der Sonntag als allgemeiner Ruhetag gelten solle, ist bald genug in Vergessenheit gerathen. Wie man früher wünschte, Missionare an den Schulen anzustellen, so fängt man neuestens an, dieselben wieder hinauszudrücken. Zuerst gebot man ihnen, sie müssen am Sonntag Unterricht ertheilen, gerade wie an andern Tagen; jetzt verbietet man geradezu, sie irgendwo als Lehrer zu verwenden. Den Zöglingen aber wird durch öffentliche Anschläge untersagt, dem sonntäglichen Gottesdienst anzuwohnen oder überhaupt die Missionare zu besuchen. —

Doch nachdem die Presse sich die Freiheit genommen hat, die wichtigsten Fragen ohne Rückhalt zu besprechen, finden auch in christlichem Geiste geschriebenen Artikel Aufnahme in japanischen Blättern. So ließ sich neulich ein Japaner in einer einheimischen Zeitschrift, (Minato Schimbun) die zu Kobe erscheint, über die Rathsamkeit eines Religionswechsels also aus:

„Der Mensch bedarf des Unterrichts. Hat er keinen Unterricht, so gleicht er einem Vogel oder Thiere, hat der Weise gesagt.

„Nun gibt es in verschieden Ländern auch verschiedene Unterrichtssysteme: in China das des Confucius, in Indien das des Buddha, in den Abendländern das von Jesu. Außer denselbigen bestehen noch viele andern, wie in unserem eigenen Lande das des Schintuismus.

„Von Alters her hat man aber den Schintuismus durch die Lehren des Confucius und des Buddha zu vervollständigen getrachtet, und die Menschen haben sich dem einen oder dem andern zugewendet, wie ihre Neigung sie trieb. Die Folge war, daß auf allen Seiten Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten hervorbrachen, daher der Fortschritt des Volks der Einigkeit entbehrte.

„Wird ein neues System angenommen, welches soll es dann sein? Obwohl ich nicht genügend aufgeklärt bin, um ein Endurtheil zu fällen, was der richtigste Weg wäre, ob der von Confucius, von Buddha, Schinto oder Jesu empfohlene, so möchte ich doch meine armen Gedanken über diesen Gegenstand aussprechen.

„Unter den inländischen Systemen steht das des Confucius

als das erste da. Vermittelst der wohlbekannten Grundsätze des Wohlwollens, der Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe und Wahrheit, sucht es die Menschen zur Tugend anzuspornen und vom Laster abzuziehen und darf darum gut genannt werden. Allein während die Menschen bedeutende Geschicklichkeit in der Besprechung dieser Grundsätze an den Tag legen, gelingt es ihnen doch nicht, denselben nachzuleben, vielmehr gerathen sie leicht in Heuchelei und Eigendünkel, bis sie am Ende vergessen, worin die wahre Lehre besteht. Hat auch je und je ein Gelehrter diesen traurigen Stand der Dinge beklagt, und sich angestrengt, die Fluth einzudämmen und die Lehre auf ihre erste Reinheit zurückzuführen, so hat er damit Fiasko gemacht.

„Der Buddhismus sodann lehrt gar wenig, was fürs tägliche Leben der Menschen von Werth wäre; und seine Priester, zufrieden mit einem äußerlichen Gehorsam gegen seine Vorschriften, haben sich selbst und andere betrogen und damit sogar den Weg zum Sündigen gezeigt. Ihre wunderlichen Zickzacklehren und aufschneiderischen Mirakel haben das thörichte Volk nur in seiner Thorheit bestärkt.

„Was nun unsern Schintuismus betrifft, so weiß ich wirklich nicht, wie oder durch welche Bücher derselbe eigentlich gelehrt wird. Abgesehen vom Zeitraum der Götterherrschaft (den er verherrlicht) und vom Buch der Gebete, ist mir nichts zu Gesicht gekommen. Wird aber damit etwas gelehrt? Ich meine, es sei anerkannt, daß der Schintuismus allein gelassen nicht stehen kann.

„In vielen Ländern des Westens gilt die Lehre Jesu. Sie ist gegründet auf die Anbetung des Himmelsherrn und verbietet die Verehrung der hölzernen und steinernen Götzen. Sie unterrichtet über Dinge, welche dem Menschen täglich vorkommen, und arbeitet entschieden auf eine zunehmend genauere Beobachtung ihrer Gebote hin. Ihre Lehrer verkündigen sie in einer Weise, die geeignet ist jedermann zu fördern, den engherzigen Geist zu beschämen und auf breitere und bessere Bahnen zu locken; und dieser Unterricht ist das Geheimniß der Bildung des Abendlandes.

„Seit die Regierung des Tenno sich verjüngt hat, ist die Zeit gekommen, schlimmen Gewohnheiten den Abschied zu geben. Es muß eine Religion geben; wenn man aber den Schintuismus vorschlägt, so wissen wir nicht, wie der zu lehren wäre; wenn den Confucianismus oder Buddhismus, so wissen wir, daß diese dem Bedürfniß nicht genügen.

„Sollte man also die Religion Jesu einführen, unbekümmert um die unverständige Klage über den Wechsel in Nationalgebräuchen und die Befleckung des Landes (durch Neuerungen), so wird das Volk dabei wohlberathen sein. Es wird mit einem solchen Schritte nichts auferlegt, was den Landesbräuchen oder der wahren Ehrerbietung gegen unsre Ahnen widerstrebte. Würde diese Religion geduldet, sie würde sich verbreiten wie ein Feuer im dürren Gras der Ebene, wenn mans an hundert Punkten zugleich anzündet. Wenn aber auch etliche, die diese Religion hassen, in Empörung ausbrechen sollten, so würde eine solche durch die nachdenkliche Vorsorge der Anhänger des neuen Glaubens mit leichter Mühe unterdrückt werden.“ *)

Man nehme hiezu das Urtheil, welches der Exminister Mori über die drei japanischen Religionen fällt. Er schreibt:

„Die Buddhisten glauben an ein zukünftiges Leben, das sich zu diesem verhält wie die Wirkung zur Ursache;

„Die Confucianer an ein gegenwärtiges Leben, geleitet durch menschliche Vernunft;

„Die Schintus an ein vergangenes Leben, sofern sie in steter Furcht vor den Todten und in der Verehrung ihres Andenkens hingehen.“

Weil im Bisherigen die drei Religionen Japans nur vom Standpunkt der Eingebornen geschildert sind, möge hier zur Erläuterung noch beigefügt werden, was ein amerikanischer Missionar nach längeren Studien über dieselben beibringt.

Ihm erscheint der Schintuismus, je länger er sich damit beschäftigt, desto weniger als eine Religion, wenn nämlich Religion mehr bedeutet als Ceremonien, Sittenregeln für den äußern Menschen oder auch ein System der Staatsverwaltung. Seine Verehrer finden darin einen reinen Theismus, der hohe Sittlichkeit empfehle und manche Bestandtheile enthalte, welche zur Wiedergeburt Japans wesentlich beitragen dürften. Dem Missionar dagegen erscheint die dem Schintuismus zu Gunsten liegende Weltanschauung, je tiefer er in sie eindringt, einfach als ein verständiger Atheismus für die

*) Es muß übrigens bemerkt werden, daß dieser junge Autor den Unterricht eines Missionars (Greene) genossen hatte und daß er jetzt seine Studien in Amerika vollendet, nachdem er zum Christenthum übergetreten ist.

Gebildeten, ohne Glauben, ohne eine Offenbarung oder irgend welche Hoffnung; dem gemeinen Volk aber bietet dieses System in seinen niedrigeren Formen nur blinden Gehorsam gegen alle von der Regierung und ihren Priestern ausgehenden Befehle, ohne irgend ein warmes, lebendiges, verständigendes Wort oder Zeichen. Dazu scheint noch zweifelhaft, ob diese Lehre als ein bestimmtes System vor der Einführung des Buddhismus nur auch wirklich bestand; jedenfalls hat sie dem letzteren ihre Weiterentwickelung zu danken.

Der Buddhismus, seit dem 6. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung von Korea und China aus eingeführt, wurde in kurzer Zeit die eigentliche Volksreligion, was er im Grunde noch ist. Er hat vor dem älteren System die Lehre eines zukünftigen Lebens voraus, welches Lohn und Strafe zumißt, auch schärft er wichtige Tugenden, wie Selbstverläugnung, Wohlwollen gegen alle Wesen ꝛc. ein; zugleich aber brachte er neue Götter ins Land und ebendamit den Bilderdienst.

Dreihundert Jahre früher war auch die Weltweisheit des Chinesen Confucius nach Japan importirt worden; seine Lehren bilden nun einen bedeutenden Theil des Unterrichtsstoffs in den Schulen und erfreuen sich hoher Achtung unter den Gebildeten. Da Confucius nur Sittlichkeit ohne jeden Anflug von Religion lehrt, verträgt sich sein System sowohl mit dem Bekenntniß des Schintuismus als des Buddhismus; jedenfalls hat es mächtig dazu beigetragen, die Religionsmengerei in Aufnahme zu bringen.

Aus beiden Systemen wurden nun allerhand wahre und falsche Elemente in den Schintuismus aufgenommen und darein verwoben, vom letzteren namentlich die Ahnenverehrung und die Vergötterung der Kaiser, Weisen und Helden. Die Folge war, daß sich allmählich eine Religion des kaiserlichen Hofs und der Gelehrten bildete, in welcher die göttliche Abkunft des Mikado und seine Verherrlichung die größte Rolle spielte.

Der Schintuismus, wie er nun besteht, erkennt in schwankenden Ausdrücken die Existenz eines höchsten Wesens, des Schöpfers an, von welchem einige Millionen Untergötter ihr Dasein erhalten, Götter, welche dem Herd, der Küche, der Ehe, Geburt, allen Lebensverhältnissen, sowie den Bergen und Thälern, ja allen Gegenständen der äußeren Natur vorstehen. Ihre Namen sind größtentheils Benennungen sichtbarer Dinge, als Sonne, Erde, Luft, Feuer, ꝛc. ꝛc.

Während die Fortdauer der vergotteten Wesen gesichert ist, wird im Schintuismus die Unsterblichkeit der übrigen Menschen weder geläugnet, noch gelehrt.

Diese Hof-Religion ist es nun, welche in den unterrichteten Klassen am meisten kursirt; die Beimischung der Sprüche des Kongfutse hat aber die Mehrzahl ihrer Anhänger so gleichgültig, ja sceptisch gegen jede wärmere Gotteslehre gemacht, daß es zum guten Ton gehört, über alles Höhere sich in kühlster Weise vernehmen zu lassen, etwa mit der einen Ausnahme, daß die göttliche Abkunft des Mikado als patriotischer Glaubenssatz begeisterte Lobpreiser und stumme Anerkennung findet.

Nun hat aber der Kaiser selbst diese seine göttliche Natur und Anbetungswürdigkeit durch die That geläugnet, daher man sich nicht wundern darf, wenn viele Japaner es gegenwärtig offen aussprechen, alle Religion sei nur von Menschen gemacht und höre darum seiner Zeit auf wie anderes Menschenwerk. Darum gibt es doch noch viele Seelen, welche in anderem Sinne als Pilatus fragen und forschen: Was ist Wahrheit? Möge ihnen dieselbe aus Gnaden geoffenbart werden!

Aufhebung der Sklaverei in Amerika.

(Schluß.)

Es handelt sich aber um ein Vermögen von fast 600 Mill. Thlr. das in den 379,000 (nach andern Angaben 650,000) Sklaven von Cuba aufs Spiel gestellt werden soll. Da darf man sich denn nicht wundern, wenn auch eine spanische Kammer sich etwas besinnt, ehe sie die an den 32,000 Sklaven Portoricos vollzogene Emanzipation auf die größere Insel ausdehnt. Frägt man aber weiter, durch welche Mittel nach Aufhebung der Sklaverei die Arbeit auf den Plantagen betrieben werden soll, so weiß man kaum, ob die Freilassung der Neger dem Menschenfreund sehr wünschenswerth erscheinen kann. Entsetzliches berichtet die „New York Times“ über die Lage der Kulis in Cuba. Einem vom vorigen Sommer datirten Briefe aus Havannah zufolge, waren damals in den als Fossos bekannten

Räumen 900 chinesische Kulis zusammengesperrt, von denen die Mehrzahl auf eine Gelegenheit zur Rückkehr nach China wartete, nachdem sie ihren Kontrakt erfüllt und sechs lange Jahre auf den Zuckerpflanzungen gearbeitet hatten. Jedem Schein von Recht zum Trotz wurden über 400 dieser armen Leute, in denen trotz allem Wanderzug, die Liebe zur Heimat vielleicht stärker ist als bei irgend einem andern Volk der Erde, mit Gewalt weggenommen und an verschiedene Pflanzer verkauft, um denselben abermals sechs Jahre lang als Sklaven zu dienen. Das Ungeheure dieses Verbrechens fühlt man erst ganz, wenn man die Leiden, welche diese Unglücklichen zu ertragen haben und die aufreibende Art ihrer Beschäftigung namentlich zu der Zeit bedenkt, in welcher der Zucker bereitet wird, so wie die große Zahl derer, die jährlich den durch die Natur ihrer Arbeit herbeigeführten Fiebern erliegen.

Der deutsche Generalconsul in Havanna, Hr. J. J. Sturz, schrieb kürzlich (3. März 1873) einen Bericht über die Kuli-Auswanderung, worin er sie als geradezu schlimmer denn den afrikanischen Sklavenhandel bezeichnete; denn der chinesische Kuli sei in den meisten Fällen ein Mann vor größerer Bildung als deren die Cubaner und Peruaner sich rühmen können, unter welche er verkauft werde, während man ihn lügnerisch einen Freien nenne. Die portugiesische Regierung schäme sich nicht, von diesem schmachvollen Handel in Makao eine Einnahme zu erzielen, indem sie die zusammengefangenen Kulis durch Durst und andere Qualen nöthige, Verträge zu unterzeichnen, welche sie ihrer Freiheit berauben.

„Mittelst dieser lügnerischen Verträge wird der Kuli dem Wortlaut nach auf acht Jahre, in Wahrheit aber auf Lebenslänge zu 4—500 spanischen Dollars verschachert an französische, cubanische, peruanische und Costarika Pflanzer. Möchten doch diese Regierungen sich unterrichten, wie schändlich die Kuli-Verkäufer zu Werke gehen, und welche thierähnliche Behandlung die Kulis über sich ergehen lassen müssen, wie man sie schlägt bis der Lebensfaden zu reißen droht. Sollten aber irgendwelche dieser armen Geschöpfe die bedungenen acht Jahre überleben und zuletzt frei werden, so nöthigt man sie durch teuflische Mißhandlung, neue Verträge zu unterzeichnen; oder falls sie sich sträuben, verhaftet man sie als Vagabunden, und sperrt sie ein bis sie endlich wieder verkauft werden, um die Kosten ihres Arrests zu bezahlen. Schrecklich, aber wahr! Dies geschieht

unter Mitwissen der spanischen Regierung in Havanna, unter Mitwissen — wie sich von selbst versteht — auch der spanischen Colonieminister!"

Auch die englischen Zeitungen von Hongkong erklären sich in den stärksten Ausdrücken gegen die Kuli-Ausfuhr, wie sie derzeit in Macao betrieben wird, und die britische Colonialregierung thut ihr Möglichstes, derselben entgegen zu arbeiten. Aber der Handel ist allzu gewinnreich, als daß ihm beizukommen wäre, so lange er sich der entgegenkommendsten Unterstützung von Seiten der Macao-Behörde erfreut. Die Kuli-Einfänger bekommen dort für jeden abgelieferten Chinesen mindestens 35 Dollar ausbezahlt; an die Schiffe wird dann ein solcher zu 140—200 Dollar verkauft, und von diesen an die Spanier in Kuba sogar um 1500. Auch das Werbegeld, das die armen Kulis zum Schein erhalten haben, zwingt man ihnen unterwegs wieder für Trinkwasser ab. Kein Wunder, wenn in Folge der barbarischen Behandlung während der Ueberfahrt nach Cuba auf Einem Dampfer 80 von 400 Kulis starben, und drei Empörungsversuche unterdrückt werden mußten. In Cuba wie Peru werden die Gelandeten „ganz öffentlich wie Thiere verkauft". — Im Mai 1873 lagen am gleichen Tag 13 große portugiesische, spanische und französische Dampfer vor Macao, welche 3100 Kulis eingenommen hatten, während noch 2740 auf die Einschiffung warteten. „Allnächtlich kamen Boote von der Nähe und Ferne, die von den Portugiesen 40 und mehr Dollar für den Kopf bezahlt erhielten; ein Viertheil dieses Kopfgeldes aber fällt dem Bisthum von Macao zu!" Dieses Raubnest wird durch solches Treiben der chinesischen Regierung so unerträglich, daß sie damit umgeht, die Portugiesen aus jenem — niemals an sie abgetretenen — Landzipfel mit Gewalt hinauszuwerfen, was ihr hoffentlich keine der christlichen Mächte verwehren oder verargen wird.

Sir Charles Wingfield suchte neulich die Aufmerksamkeit des britischen Parlaments auf diesen Sklavenhandel zu lenken, leider vorerst ohne den gewünschten Erfolg. Er schilderte in lebhaften, durchaus wahrheitsgetreuen Farben die ganze Schändlichkeit dieses Schachers, durch welchen über 25,000 Chinesen aus dem Innern des Landes nach jener portugiesischen Kolonie gelockt, zur Unterzeichnung von unverstandenen Verträgen genöthigt und damit zu unwiderruflicher Knechtschaft verurtheilt worden sind. Schon in Macao

Räumen 900 chinesische Kulis zusammengesperrt, von denen die Mehrzahl auf eine Gelegenheit zur Rückkehr nach China wartete, nachdem sie ihren Kontrakt erfüllt und sechs lange Jahre auf den Zuckerpflanzungen gearbeitet hatten. Jedem Schein von Recht zum Trotz wurden über 400 dieser armen Leute, in denen trotz allem Wanderzug, die Liebe zur Heimat vielleicht stärker ist als bei irgend einem andern Volk der Erde, mit Gewalt weggenommen und an verschiedene Pflanzer verkauft, um denselben abermals sechs Jahre lang als Sklaven zu dienen. Das Ungeheure dieses Verbrechens fühlt man erst ganz, wenn man die Leiden, welche diese Unglücklichen zu ertragen haben und die aufreibende Art ihrer Beschäftigung namentlich zu der Zeit bedenkt, in welcher der Zucker bereitet wird, so wie die große Zahl derer, die jährlich den durch die Natur ihrer Arbeit herbeigeführten Fiebern erliegen.

Der deutsche Generalconsul in Havanna, Hr. J. J. Sturz, schrieb kürzlich (3. März 1873) einen Bericht über die Kuli-Auswanderung, worin er sie als geradezu schlimmer denn den afrikanischen Sklavenhandel bezeichnete; denn der chinesische Kuli sei in den meisten Fällen ein Mann vor größerer Bildung als deren die Cubaner und Peruaner sich rühmen können, unter welche er verkauft werde, während man ihn lügnerisch einen Freien nenne. Die portugiesische Regierung schäme sich nicht, von diesem schmachvollen Handel in Makao eine Einnahme zu erzielen, indem sie die zusammengefangenen Kulis durch Durst und andere Qualen nöthige, Verträge zu unterzeichnen, welche sie ihrer Freiheit berauben.

„Mittelst dieser lügnerischen Verträge wird der Kuli dem Wortlaut nach auf acht Jahre, in Wahrheit aber auf Lebenslänge zu 4—500 spanischen Dollars verschachert an französische, cubanische, peruanische und Costarika Pflanzer. Möchten doch diese Regierungen sich unterrichten, wie schändlich die Kuli-Verkäufer zu Werke gehen, und welche thierähnliche Behandlung die Kulis über sich ergehen lassen müssen, wie man sie schlägt bis der Lebensfaden zu reißen droht. Sollten aber irgendwelche dieser armen Geschöpfe die bedungenen acht Jahre überleben und zuletzt frei werden, so nöthigt man sie durch teuflische Mißhandlung, neue Verträge zu unterzeichnen; oder falls sie sich sträuben, verhaftet man sie als Vagabunden, und sperrt sie ein bis sie endlich wieder verkauft werden, um die Kosten ihres Arrests zu bezahlen. Schrecklich, aber wahr! Dies geschieht

unter Mitwissen der spanischen Regierung in Havanna, unter Mitwissen — wie sich von selbst versteht — auch der spanischen Colonieminister!"

Auch die englischen Zeitungen von Hongkong erklären sich in den stärksten Ausdrücken gegen die Kuli-Ausfuhr, wie sie derzeit in Macao betrieben wird, und die britische Colonialregierung thut ihr Möglichstes, derselben entgegen zu arbeiten. Aber der Handel ist allzu gewinnreich, als daß ihm beizukommen wäre, so lange er sich der entgegenkommendsten Unterstützung von Seiten der Macao-Behörde erfreut. Die Kuli-Einfänger bekommen dort für jeden abgelieferten Chinesen mindestens 35 Dollar ausbezahlt; an die Schiffe wird dann ein solcher zu 140—200 Dollar verkauft, und von diesen an die Spanier in Kuba sogar um 1500. Auch das Werbegeld, das die armen Kulis zum Schein erhalten haben, zwingt man ihnen unterwegs wieder für Trinkwasser ab. Kein Wunder, wenn in Folge der barbarischen Behandlung während der Ueberfahrt nach Cuba auf Einem Dampfer 80 von 400 Kulis starben, und drei Empörungsversuche unterdrückt werden mußten. In Cuba wie Peru werden die Gelandeten „ganz öffentlich wie Thiere verkauft". — Im Mai 1873 lagen am gleichen Tag 13 große portugiesische, spanische und französische Dampfer vor Macao, welche 3100 Kulis eingenommen hatten, während noch 2740 auf die Einschiffung warteten. „Allnächtlich kamen Boote von der Nähe und Ferne, die von den Portugiesen 40 und mehr Dollar für den Kopf bezahlt erhielten; ein Viertheil dieses Kopfgeldes aber fällt dem Bisthum von Macao zu!" Dieses Raubnest wird durch solches Treiben der chinesischen Regierung so unerträglich, daß sie damit umgeht, die Portugiesen aus jenem — niemals an sie abgetretenen — Landzipfel mit Gewalt hinauszuwerfen, was ihr hoffentlich keine der christlichen Mächte verwehren oder verargen wird.

Sir Charles Wingfield suchte neulich die Aufmerksamkeit des britischen Parlaments auf diesen Sklavenhandel zu lenken, leider vorerst ohne den gewünschten Erfolg. Er schilderte in lebhaften, durchaus wahrheitsgetreuen Farben die ganze Schändlichkeit dieses Schachers, durch welchen über 25,000 Chinesen aus dem Innern des Landes nach jener portugiesischen Kolonie gelockt, zur Unterzeichnung von unverstandenen Verträgen genöthigt und damit zu unwiderruflicher Knechtschaft verurtheilt worden sind. Schon in Macao

kümmert man sich so wenig um ihr Leben, daß in kurzer Zeit die Zahl der in den Straßen gefundenen Leichname sich auf 400 belief. „Ihre Behandlung an Bord der Sklavenschiffe zeichnet sich genugsam durch folgende Thatsachen: Von 600, welche ein Fahrzeug mitnahm, starben 207 unterwegs, 18 sprangen über Bord und 50 wurden sterbend in Honolulu gelandet. Dann wechselte dasselbe Schiff seinen Namen, fuhr unter peruanischer Flagge und gerieth in Brand; die 600 Kulis aber, die es führte, verbrannten alle bis auf 50.“ In Peru nöthigt man sie dann, in den Guanogruben zu arbeiten, wohl die ungesundeste aller Beschäftigungen.

In Cuba insbesondere werden diese „freien Arbeiter“ ganz und gar als Sklaven behandelt. „Man kauft und verkauft sie öffentlich, gibt ihnen elende Nahrung und übermäßige Arbeit, straft sie nach Gutdünken und läßt ihre Barracken Nachts von Soldaten bewachen. Je näher die Aussicht auf ein Emancipationsgesetz an den Sklavenbesitzer herantritt, desto außerordentlicher werden seine Anstrengungen, seinen Besitzstand zu vermehren, desto verzweifelter die Hoffnungen des Chinesen auf Rückkehr in seine Heimat. Ein tückisches Gesetz der Kolonie schreibt jedem Kuli vor, 40 Tage nach dem Ablauf seiner Vertragszeit Cuba zu verlassen oder aber einen neuen Vertrag einzugehen. Zu wessen Gunsten dieses Gesetz erlassen ist, erhellt aus der Art und Weise, in welcher es gehandhabt wird. Neulich warteten 600 Kulis in einem Hafen der Insel auf das Schiff, welches sie nach China zurückführen sollte; am bestimmten Tage wurden ihrer 400 von den spanischen Behörden ergriffen und auf eine lange Reihe von Jahren an Pflanzer verkauft.“

So bleibt es denn völlig fraglich, ob hier irgend eine Regierung mit irgend welchem Gesetze Hilfe schaffen kann, so lange die Geschicke dieser Insel einer Nation anvertraut sind, die weder sich selbst noch ihre Schutzbefohlenen zu beherrschen versteht. Am Ende muß Cuba erst in andere Hände kommen, wenn der ganze Welttheil vom Fluch der Sklaverei befreit werden soll.



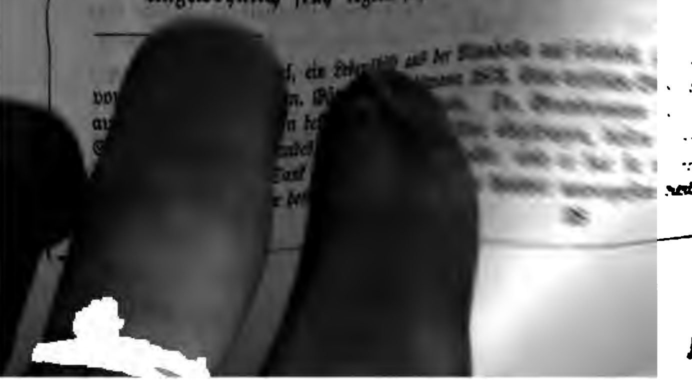
Johann Friedrich Riedel.*)

1. Jugend und Bekehrung.

Johann Friedrich Riedel, der reich gesegnete Missionar, den man nicht mit Unrecht schon den Apostel der Alifuren genannt hat, war der Sohn eines durch seine Wohlthätigkeit allgemein geachteten Kaufmanns, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Erfurt starb, ohne seiner jungen Wittwe irgendwelche irdische Schätze zurückzulassen.

Als das jüngste von sechs Geschwistern, wuchs der schon in der Wiege verwaiste Knabe an der Seite seiner wackern Mutter heran, die im Hause ihrer schlichten, gottesfürchtigen Eltern vor drückender Noth geschützt war und an dem treuen Vater eine tüchtige Stütze bei der Erziehung ihrer Kleinen fand. Ernst und Milde verbindend hielt derselbe streng auf Ordnung und Pünktlichkeit. [illegible] Gesellschaft wurden die Kinder nicht geduldet, sondern so viel als möglich unter Aufsicht gehalten; zeigte sich Ungehorsam, so war das Rohrstöckchen unfehlbar zur Hand. Abends und Morgens mußten die älteren Kinder ein Kapitel aus der Bibel vorlesen; jeden Sonntag aber führte der wackre Alte die ganze Schaar in die Kaufmannskirche. Auch Fritzchen durfte nicht mehr zu Hause bleiben, nachdem er das vierte oder fünfte Lebensjahr zurückgelegt hatte.

Ungewöhnlich früh regten sich in dem Knaben Spuren [illegible]



[illegible]

Lebens. „In meinem zehnten Jahre," schreibt er in seinem bei der Niederländischen Missionsgesellschaft in Rotterdam niedergelegten Lebenslaufe, „befiel mich eine schwere Krankheit, welche der Herr als ein Mittel benutzte, mich näher zu sich zu ziehen, und durch den h. Geist kräftig an meinem Herzen zu arbeiten. Mein verderbter Zustand wurde mir klar. Ich erkannte, daß ich ein Sünder war und als solcher unmöglich selig werden könnte. Doch gieng ich nicht zu dem rechten Quell, zu Jesu Christo, sondern suchte durch eigne Werke meine Schuld gut zu machen und verfiel so in eigene Gerechtigkeit, die mein Herz dem Geiste Gottes nur unzugänglicher machte."

Es war ein Leben unter dem Gesetz, aber das Gesetz wurde ihm schließlich doch zum Zuchtmeister auf Christum. Mit seltener Gewissenhaftigkeit bemühte er sich auch die kleinsten Dinge untadelhaft zu thun. Des Großvaters Ermahnung, er solle ein frommer und tugendsamer Mensch werden, stand ihm immer vor der Seele, und tief senkte sich ihm der Wunsch ins Herz, einmal auch solch ein frommer Mann zu werden wie der ehrwürdige Urgroßvater, dessen Bild unter Glas und Rahmen an der Wand hieng — eine edle Gestalt im vollen geistlichen Ornat, das milde aber charaktervolle Gesicht eingefaßt von den schwellenden Locken der Allonge-Perrücke.

Die Zeit der Confirmation nahte heran. So wenig auch der Unterricht darauf angelegt war, erwachte in dem wegen seiner Bescheidenheit und seinem Fleiß allgemein geliebten Knaben in jenen Tagen doch wieder ein inneres Sehnen nach dem, was dem Herzen Frieden geben kann. Lange gieng er stille hin unter dem innern Drucke, den er beim Gedanken an seine gänzliche Unwürdigkeit zum erstmaligen Genuß des h. Abendmahls empfand. Endlich faßte er einmal das Herz, bei seinem Seelsorger Rath zu suchen. Der aber verstand es meisterlich, die Flamme zu dämpfen. „I Fritz", sprach er, „was sind das für thörichte Gedanken! Jedermann kennt dich als den trefflichsten, tugendhaftesten und liebenswürdigsten Knaben, deine Lehrer loben dich, deine Mutter und deine Großeltern haben ihre Freude an dir, uud du plagst dich mit Gedanken über deine Unwürdigkeit! Natürlich, so heilig wie die Engel können wir in dieser Welt noch nicht sein; das kommt erst später. Hier haben wir Alle unsre kleinen Schwachheiten und Fehler an uns. Aber meinst du, daß der große Gott im Himmel sich um solche Kleinigkeiten kümmern wird? Oder sollte der Allgütige mit uns in solchen Dingen keine Nachsich

haben? Drum sei nur gutes Muths; werde ein braver Mensch und setze dir keine schwärmerischen Gedanken in den Kopf!"

Seiner Sorgen ledig, wurde nun der junge Riedel um so zufriedener mit sich selbst, als er es mit manchen sogenannten Kleinigkeiten viel ernstlicher nahm, als jener Pastor es für nöthig hielt. Obgleich er bei der Einsegnung sehr gerührt war, war bei ihm die Stimme des Gewissens jetzt doch für lange Zeit eingelullt. — Auf die Schuljahre folgten die Lehrjahre. Die Wittwe hatte nicht die Mittel, ihren Kindern eine höhere Ausbildung geben zu lassen. Die Söhne mußten ein Handwerk lernen. Zwei derselben waren schon als Färber auf der Wanderschaft. Fritz wurde zu einem Schneider in die Lehre gebracht. Nach dreijähriger, wohlbestandener Lehrzeit nahm auch er, der letzte Sohn, Abschied von der Mutter, um hinauszuziehen in die weite Welt. „Fritz, halt' dich brav und geh' auf Gottes Wegen," ermahnte ihn da nochmals, wie schon so oft, der inzwischen zum Greise gewordene Großvater.

Bald sind die Thränen getrocknet, die sich aus den Augen des Jünglings stehlen, und rüstigen Schrittes wandert er mit seinem Gefährten, dem Seifensieder Fils, dahin über Berg und Thal. Der Weg führt durch Franken, Schwaben, Baiern und Tyrol nach Steiermark. Herz und Augen stehen überall offen für die Herrlichkeit der Werke Gottes in der Natur und für die Sehenswürdigkeiten in den Städten. In dem lieblich gelegenen Grätz, der Hauptstadt Steiermarks, wird ihm die unverhoffte Freude, mit seinem daselbst in Arbeit stehenden Bruder zusammenzutreffen. — Dort dachte er nun länger zu weilen. Eine Zeitlang gieng alles gut. Aber bald wurden die evangelischen Gesellen von den katholischen Meistern und Kameraden gedrängt, zu der alleinseligmachenden Kirche überzutreten. Um diesen sich steigernden Plackereien sowie dem unsittlichen Treiben zu entgehen, das in jener streng katholischen Stadt an der Tagesordnung war, nahmen die Brüder wieder den Wanderstab zur Hand und kamen nach Ungarn, wo sie unter evangelischer Bevölkerung und bei so günstigen Verhältnissen Arbeit fanden, daß sie beschlossen, einige Zeit dort zu bleiben.

Doch hier ergriff unsern Riedel plötzlich ein Uebel, von dem zu genesen, wie man ihm sagte, er keine Aussicht hatte, so lang er in Ungarn blieb. Der Bruder wollte den schönen Verdienst nicht fahren lassen, so mußte denn der Kranke allein den Rückweg antreten.

Mit siecher, gebeugter Gestalt schleppt er sich nach Schlesien hinein, aber Niemand will den kränklichen Burschen in Arbeit nehmen. Seine Baarschaft geht endlich auf die Neige, sein Zustand wird immer trostloser. Zuletzt in Liegnitz erbarmt sich ein Meister und nimmt den Gesellen. Aber nun bricht erst recht die Macht der Krankheit hervor. Nur mit großen Schmerzen kann er seine Arbeit verrichten, deren Verdienst nicht einmal zureichen will, die Arznei anzuschaffen, die der Doktor verordnet hat. — „Schreib' an die Mutter," flüstert ihm eine Stimme zu, „sie schickt dir Geld, um deinen Zustand zu erleichtern." „Nein, die Schande mache ich mir noch nicht," lautet aber die eigensinnige Antwort. „Lieber will ich mich zu Tode quälen."

„Aber wenn es nun wirklich zum Tode gienge und du offenbar werden müßtest vor dem Richterstuhl Christi?" durchschauerte es seine matten Glieder. Zum dritten Mal in seinem Leben klang durch seine Seele wie Posaunenton die Stimme des Gewissens: „Du bist ein Sünder, du bist verloren." Und dießmal war Niemand da, der sie beschwichtigte. „Herr, mein Gott," rief er in seiner Seelenangst, „wenn du mich dieses Mal vom Tode errettest und mir wieder Gesundheit schenkst, so will ich dir dienen und mein ganzes Leben sammt allen Kräften dir allein weihen." — Vierzehn Wochen dauerte der elende Zustand, in dem Riebel zwischen Furcht und Hoffnung schwebte. Nach langem Harren wandte sich die Krankheit; er fühlte, daß es zur Besserung gehe. Von der Zeit an gieng nun sein ganzes Bemühen auf die Erfüllung seines Gelübdes.

Damit aber begann erst eine Reihe innerer Kämpfe, die ihn noch lange nicht zur Ruhe kommen ließen. Unmäßig war er nie gewesen, und rohe Lustbarkeiten hatte er immer gemieden; von nun aber wollte er die Schwelle eines Wirthshauses nicht wieder überschreiten. Mit unerschütterlicher Festigkeit widersteht er den Lockungen seiner spöttelnden Kameraden und drückt je und je einen ansehnlichen Theil des Wochenlohnes, den sie in der Kneipe verprassen, verstohlen einem armen blinden Bettler in die Hand, ohne auf dessen nachgerufenen Dankesworte zu hören. „Also wieder ein verlorener Tag," seufzt er dann, wenn er sich wieder und wieder über einer Zornesregung ertappt wegen der Sticheleien seiner Kameraden. Seine auswendig gelernten Gebete hersagend, sinkt er in seiner engen Schlafkammer auf die Kniee nieder, aber ohne Ruhe und Frie-

den zu finden. „Was kann ich thun, um meine sündliche Natur zu überwinden, damit mir die Uebung in der Gottseligkeit und ein heiliger Wandel besser gelinge?“ ist die Eine Frage, die fortwährend seine Gedanken bewegt. Es fallen ihm Stellen der h. Schrift ein, in denen vom Fasten und Beten die Rede ist. „Ja, das fehlt mir noch, fasten will ich, dann wirds auch mit dem Beten besser gehen,“ spricht er bei sich selbst. Und nun beginnt er, den kaum genesenen Körper ein oder mehreremal in der Woche mit Fasten zu plagen, obgleich ihm gerade ein besonders kräftige Kost nöthig gewesen wäre. — Auch das Knieen bei dem Beten war eine Kasteiung für die kraftlosen Glieder, trotzdem aber übte er es halbe Stunden hinter einander, wobei die mit Fleiß auswendig gelernten Gebete hergesagt wurden. Im Gottesdienste fehlte er nie, obgleich die seichten Moralpredigten seiner dürstenden Seele keine Labung boten. Dabei bemühte er sich redlich, seinen Kameraden keinen Anstoß zu geben, die aber um so eifriger Gelegenheit nahmen, den übergeschnappten Erfurter zu verhöhnen. So verlief sein Leben in Liegnitz bis zum Anfang des Septembers 1818.

Um jene Zeit finden wir ihn wieder auf der Wanderschaft, und zwar nach Breslau. Dort endlich sollte sein Sehnen gestillt werden, wenn auch in ganz anderer Weise als ers bisher gedacht hatte. Bald nachdem er im Breslau Arbeit gefunden, hörte er von einer Gesellschaft eifriger Christen, die sich außer den kirchlichen Gottesdiensten zu ihrer Erbauung zu versammeln pflegten. Schüchtern suchte er an einer solchen Versammlung theilzunehmen. Man führte ihn freundlich in den einfachen Saal. „Hier sind Leute, die dasselbe fühlen wie du,“ muthet es ihn gleich beim Eintritt in denselben an. Der Gesang des Liedes „Jesus nimmt die Sünder an,“ das mit ungekünstelten Worten knieend gesprochene Anfangs- und Schlußgebet sowie die Predigt, die man dazwischen vorlas, und worin in klaren Zügen die Gerechtigkeit aus Gnaden der verfehlten Werkgerechtigkeit gegenüber gezeichnet war — all das griff, wie noch nichts zuvor, in die Tiefen seiner Seele. Von dieser Stunde an begann für ihn ein neues Leben, und jener 22. September ist ihm bis an sein Ende unvergeßlich geblieben.

Im Vollgefühle des Heils, das ihm selbst zu Theil geworden, hätte er Alle, die desselben noch ermangelten, nun zu Dem führen mögen, der die Sünder selig machen kann. Diesem großen Gedan-

ken gegenüber blieb er sich zwar immer seiner Geringheit bewußt, fühlte es aber als eine heilige Pflicht, jede Gelegenheit wahrzunehmen, dem Herrn Jesu Seelen zu gewinnen. Auf die Heidenwelt wurde sein Blick durch einen jungen Mann gelenkt, der von Berlin kommend sich in Breslau dem Kreise anschloß, in dessen mildem brüderlichem Umgang sich der Friede, den Riebel in der Gnade seines Heilandes gefunden, immer mehr befestigte. Was er da von Vater Jänickes Thätigkeit für die Mission hörte, weckte in ihm den Wunsch, sich selbst diesem Dienste zu weihen. Bedenken erregten ihm weniger die dem Missionar bevorstehenden Gefahren und Entbehrungen, als die Erwägung seiner eigenen Untüchtigkeit; dennoch aber wurde es ihm immer klarer, daß dieß der Weg wäre, auf dem er sein Gelübde, sich ganz dem Dienste des Herrn zu ergeben, am besten erfüllen könnte. Durch selbstgewählte Werke wollte er dieß ja nicht mehr thun, um so mehr aber durch treue Hingabe an die Liebe seines Heilandes. Nach langer, ernstlicher Erwägung im Gebet reifte in ihm der Entschluß, nach Berlin zu gehen. So verließ er nach dreijährigem Aufenthalt Breslau, begleitet von der Fürbitte der dortigen Freunde.

---

2. In Berlin und Rotterdam.

Mit pochendem Herzen über der bevorstehenden Entscheidung, durch die seine Zukunft entweder für die Schneiderwerkstatt oder für die Predigt des Evangeliums unter den Heiden bestimmt werden sollte, trat Riebel am 22. September 1821 bei Vater Jänicke ein. So herzgewinnend die milden Züge und das liebestrahlende Auge des 73jährigen Greises waren, wurde die Unterhaltung doch bald zu einem tiefgehenden Examen über den Herzenszustand des Jünglings und seine Beweggründe zum Eintritt in die Mission. Obwohl Jänicke zu dessen Antworten manchmal beifällig genickt hatte, sprach Riebel doch zum Schluß: „Hochehrwürdiger Herr, ich fühle es jetzt mehr als zuvor, wie arm und schwach ich im Glauben bin. Ich tauge doch wohl nicht, im Weinberg des Herrn zu arbeiten.“ „Ich kann Sie nicht abweisen, junger Mann,“ entgegnete Jänicke, „denn ich sehe, der h. Geist hat sein gutes Werk in Ihrem Herzen. Aber sogleich können Sie nicht in die Missionsschule eintreten, da dieselbe vollständig besetzt ist. Ich rathe Ihnen, fürs Erste Arbeit in Ihrem

Handwerke hier zu nehmen und ruhig abzuwarten, ob der Herr nicht eine Thüre für Sie aufthun wird." Dann nannte er ihm einen Bruder S. . . und dessen Wohnung, der werde ihm wohl selbst Arbeit geben oder solche bei einem andern Meister verschaffen.

„Hier ist gut sein, hier will ich bleiben, wenn ich auch niemals in die Missionsschule aufgenommen werde," sprach Riedel bei sich selbst, als er am nächsten Sonntag die lebenskräftige Predigt Jänickes und ein Gebet voll so wunderbarer Inbrunst hörte, wie er noch nie eines vernommen. Hier war nichts von der gekünstelten und geschraubten Darstellung wie sie damals bei vielen Kanzelrednern beliebt war, und die ihn immer kalt gelassen hatte, weil sie seinem innersten Wesen zuwider lief; hier wurde die schmachtende Seele so schlicht und einfach zu den erquickenden Lebensbächen des Wortes Gottes geleitet, daß die Rede ganz zurücktrat hinter dem großen Gegenstand, dem sie galt. Montag Abends wurde dann regelmäßig Wiederholungsstunde gehalten im Betsaale des Pfarrhauses, wobei Jänicke in der kindlichsten Weise seine Predigt vom vorigen Tage durchsprach, indem er oft auch die Zuhörer mit in die Unterredung hineinzog. Ebenso fleißig besuchte Riedel die Bibelstunden, die Donnerstags dort stattfanden. In diesen zeigte Jänicke sich als Meister im schlichten Erzählen erbaulicher Geschichten, die er reichlich in seine Betrachtung verflocht. An der Schmach, mit der die Welt den frommen Prediger und die, welche sich zu ihm hielten, überschüttete, hat auch Riedel reichlich Theil genommen, aber er ließ sichs nicht anfechten. Er war froh wie die Schwalbe, die ihr Nest gefunden hat. Jänicke aber erkannte immer deutlicher, daß der Herr diesen Jüngling zu einem tüchtigen Kämpfer für sein Reich zubereite.

Am 1. Oktober 1822 trat Riedel in die Missionsschule ein, die damals bereits über 22 Jahre bestanden hatte. Sie war die erste in der evangelischen Kirche gewesen, ein Glaubenswerk des von Vielen verlachten und verspotteten, von Vielen geliebten und verehrten, von Manchen als ein unverstandener Sonderling bewunderten Predigers der armen böhmischen Gemeinde, der mit solcher Innigkeit von der Liebe des Sünderheilandes zeugte, mit so heiligem Ernste die verderbte Welt strafte, in so wunderbarer Demuth und Selbsthingabe Werke der Barmherzigkeit vollbrachte, daß er, der alle Ruhmsucht verabscheute, doch ein weit und breit berühmter Mann wurde. Früher hatte Jänicke den Unterricht großentheils selbst ertheilt; da-

mals gestattete ihm seine Kraft bei der vielen Amtsarbeit nur eine geringe Zahl von Stunden in der Missionsschule. Doch unterhielt er mit jedem der jungen Leute einen lebendigen, geistlichen Verkehr, der für ihre Entwicklung reichen Segen brachte. Die Unterredungen auf seiner Studierstube, die immer mit einem Gebet auf den Knieen beschlossen wurden, waren wohl ein größeres Bildungsmittel, als der wissenschaftliche Unterricht. Letzterer wurde jedoch keineswegs vernachlässigt; auch Uebungen im Predigen wurden im letzten Jahre des Kursus angestellt. Außerdem leitete Jänicke seine Zöglinge zur Seelsorge an und schickte sie zu manchem Kranken zu geistlicher und leiblicher Hilfeleistung.

Es war ein reiches Leben im Glauben und in der Liebe, in welches Riebel hier eintrat. Viele tüchtige Männer waren bereits aus der Anstalt hervorgegangen, die im Dienste englischer Missionsgesellschaften im Segen wirkten und unter denen sich Namen finden, wie Nyländer, Albrecht, Schmelen, Rhenius u. a., die unverlöschlich in der Geschichte der evangelischen Mission verzeichnet stehen. Früher waren es gewöhnlich sieben, später etwa die doppelte Zahl von Zöglingen. Zugleich mit Riebel trat Johann Gottlieb Schwarz, der Sohn eines Königsberger Schuhmachers ein. Mit ihm schloß er bald eine innige Freundschaft fürs ganze Leben. Während ihres fünfjährigen Aufenthalts in der Anstalt, befestigte sich beiden mehr und mehr der innere Beruf, dem Herrn zur Bekehrung der Heiden zu dienen. Es war vielleicht eines der letzten Geschäfte, welches Jänicke besorgte, daß er dem Vorstande der holländischen Missionsgesellschaft auf seine Bitte um zwei Männer für die Mission Riebel und Schwarz vorschlug. Kurz darauf hauchte der müde Greis in Riebels Armen den Geist aus unter dem Gesange des Verses: „Erscheine mir zum Schilde", welchen die versammelten christlichen Freunde angestimmt hatten. Das war am 21. Juli 1827. Bei der unter ungeheurer Theilnahme stattfindenden Beerdigung, schritt Riebel, auf einem Kissen die h. Schrift tragend, vor dem Sarge einher, der abwechselnd von 12 Studenten, 12 Jünglingen aus Jänickes Gemeinde und 12 Missionszöglingen getragen wurde.

Am 13. November 1827 verließen Riebel und Schwarz Berlin. Jeder suchte noch einmal seine irdische Heimath auf, um ihr auf immer Lebewohl zu sagen. Riebel blieb einige Wochen in Erfurt.

Für seine Mutter war es eine große Freude, nach zehnjähriger Abwesenheit den Sohn wiederzusehen. Ob er die Großeltern noch am Leben traf, ist in seiner Biographie nicht erwähnt. Eine Schwester war mit seinem alten Freunde und Reisegefährten Fils verheirathet. Auch einige seiner Brüder lebten in Erfurt. Seine eigenen Herzenserfahrungen möglichst nutzbar zu machen suchend, verlebte Riebel in diesem Familienkreise noch das Weihnachtsfest und saß zum letzten Mal in der Kirche, wo er so oft als Kind neben dem Großvater gesessen hatte.

Am dritten Feiertage trat er die Reise nach Holland an. Von Erfurt nach Rotterdam zu reisen, war damals keine kleine Sache, besonders im Winter. Oft wollte die Postkutsche in dem zusammengetriebenen Schnee kaum vorwärts. Hörte dann der mit den übrigen Passagieren vor Frost klappernde Riebel den vergeblich auf die Pferde einhauenden Postillon draußen fluchen, so unterließ er nie, das mit Eisblumen bedeckte Wagenfenster ein wenig zu öffnen und hinauszurufen: „Hört mal Schwager, das Fluchen müßt Ihr unwegs lassen, wenn Ihr nicht in die Hölle fahren wollt.“ Das wurde manchmal der Anlaß, daß auch im Postwagen Riebel den Orden der Schmach des Herrn zu tragen bekam, von dem der alte Jänicke so oft geredet hatte; zuweilen aber siegte auch die Neugierde der Reisegesellschaft, die gerne etwas von den fernen Heidenländern hören wollte, welche das Ziel dieses sonderbaren Reisegefährten bildeten.

Eine mehrtägige Rast im Wupperthale war süße Erquickung auf der kalten Reise. Manches Neue und Lehrreiche trat Riebel hier im Kreise der Brüder entgegen; auch wurden ihm nützliche Winke für die weitere Reise gegeben. — Der nächste Aufenthalt war in Zeyst, wohin Riebel von seinen Berliner Bekannten aus der Brüdergemeinde Empfehlungen hatte. Auch hier hatte bald die Liebe zu dem Einen Herrn die Herzen nahe gebracht. Die Einführung in die holländischen Zustände, die ihm hier zu Theil ward, kam ihm für die nächste Zeit sehr zu statten. — Noch zwei Tagereisen durch das holländische Flachland, und das langersehnte Rotterdam war erreicht. „Gott sei Dank,“ dachte Riebel, als er in die Stadt einfuhr, „wieder ein Schritt näher zu dem herrlichen Ziele!“

Die niederländische Missionsgesellschaft ist die älteste unter denen des europäischen Kontinents. Im Jahr 1797 besonders durch

die Bemühungen des edlen Dr. van der Kemp ins Leben gerufen, lehnte sie ihre Wirksamkeit zuerst an die schon zwei Jahre länger bestehende Londoner Gesellschaft an, in deren Dienst auch Letzterer als Missionar nach Südafrika gieng. Einen weiteren Schritt der Entwicklung that die niederländische Gesellschaft durch Errichtung der Missionsschule in Berkel, nicht weit von Rotterdam, aber auch die dort ausgebildeten Zöglinge wurden auswärtigen Missionsgesellschaften zugewiesen. Erst einige Jahre später (1819) fieng die genannte Gesellschaft an, eigne Missionen in den niederländischen Besitzungen in Indien zu errichten, da die Kolonialregierung fremden Missionaren die Arbeit immer mehr erschwerte. Nachdem 1823 die Missionsschule in Berkel eingegangen war, suchte der Vorstand der Gesellschaft nun nach Leuten, die bereits eine bestimmte Ausbildung für den Missionsberuf empfangen hatten, und die sich dann zu ihrer weiteren Vorbildung noch einige Zeit in Rotterdam aufhalten mußten, namentlich um mit den holländischen Verhältnissen näher bekannt zu werden und die holländische Sprache zu erlernen.

In dieser Weise waren auch Riedel und Schwarz berufen worden. Die Aufnahme, die Ersterer bei dem Mitgliede des Vorstandes, bei dem er sich zu melden hatte, einem Hr. Ledeboer, fand, bewies aufs Neue, wie der lebendige Glaube alle Unterschiede der Nationalität, des Standes und wie sie weiter heißen mögen, als Geringfügigkeiten überwindet und die Herzen einander alsbald näher bringt, als ein langjähriger Umgang in weltlichen Beziehungen. Ebenso schnell befreundete sich Riedel mit der Familie, bei welcher ihm und seinem nachfolgenden Bruder Schwarz die Wohnung angewiesen wurde. Es war der Spiegelmacher Oudshoff, ein schlichter, frommer Mann, mit gleichgesinnter Gattin, bei dem man die beiden Deutschen einquartierte, die sich allenthalben, im Hause und auf den Straßen, wie in der Kirche gleichsam in eine neue Welt versetzt sahen.

Es ist bezeichnend für das neu erwachte christliche Leben der evangelischen Kirche während der ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts, daß es sich weit über alle confessionellen Schranken erhob. Man fragte nicht, ob lutherisch oder reformirt, sondern ob wiedergeboren oder Weltkind. Insbesondere war die Missionssache frei von allem Nachdruck, der auf die Confession hätte gelegt werden können. In diesem Sinne waren alle Zöglinge des Vaters Jänicke für ihren

Beruf ausgebildet. Daher fügten sich denn auch Riebel und Schwarz, die Beide aus lutherischen Kreisen stammten, bald in die Formen ihrer reformirten neuen Umgebung, um so mehr, da ihnen der frische Hauch lebendigen Glaubens aus denselben entgegenwehte, den sie in den lutherischen Formen oft vergebens gesucht hatten.

Mit allem Eifer machten sich die Beiden nun an die Erlernung der holländischen Sprache, die sie auch alsbald im täglichen Leben zu gebrauchen versuchten. Manches Mißverständniß mag dabei vorgekommen sein, und der brave Oudshoff hat wohl bedenklich den Kopf geschüttelt, als Riebel „blos ein wenig spazieren gehen wollte", und diese Worte ziemlich buchstäblich ins Holländische übertrug.*) Auch die Unbekanntschaft mit mancher Landessitte, wie etwa der außerordentlichen Sauberkeit, gegen die Riebel anfangs, wenn er seine Pfeife ausklopfte, manchmal verstieß, hätte ihre Hausgenossen ein wenig irre an ihnen machen können, aber alle diese Schwierigkeiten wurden durch die Gemeinschaft im Glauben überwunden, indem man den Fremdlingen mit sanftmüthigem Geiste zurechthalf.

In dieser Zeit schlossen sich die beiden angehenden Missionare womöglich noch inniger als zuvor an einander an, so verschieden sie auch ihrem Temperament nach waren: Schwarz, eine milde, feine Johannes-Seele, Riebel eine feurige, derbe Petrus-Natur. Recht charakteristisch für Beide ist ein Vorfall aus ihrem Rotterdamer Aufenthalt. Beide trafen einst einen ihn noch völlig fremden Herrn, den Riebel gleich ohne weiteres mit der Frage anredete: „Haben Sie den Herrn Jesum lieb?" „Aber Riebel, das ist doch rücksichtslos, wenn man so mit der Thür ins Haus fällt!" sagte ihm nachher der Gefährte. „Ach, mit den vielen Rücksichten wird fürs Reich Gottes nichts ausgerichtet," war die Antwort.

Anderthalb Jahre weilte Riebel mit seinem Gefährten in Rotterdam, nicht nur mit sprachlichen, sondern auch mit theologischen Studien eifrig beschäftigt. Es ist wunderbar, wie Missionare bei ähnlicher Laufbahn, obgleich ihnen anfänglich jede gründlichere Vorbildung gefehlt, durch solch ein doppeltes Studium in verschiedenen Ländern auf eine Stufe der Bildung gekommen sind, wie man sie kaum hätte erwarten sollen. Auch in diesem Fall wäre wohl Niemand im Stande, aus ihren späteren in gutem Holländisch ge-

*) Bloot bedeutet nackt.

schriebenen Briefen die ehmaligen Schuster und Schneider zu erkennen.

Der Juli des Jahrs 1829 gieng zu Ende, als der Missionsvorstand sie für befähigt erklärte, nun der Kommission für Angelegenheiten der protestantischen Kirche in niederländisch Indien zur Prüfung und Ordination empfohlen zu werden. Die Prüfung fand am 21. September in Haag statt. Sie wurde glücklich bestanden und wahrscheinlich folgte die Ordination gleich am nächsten Tage, dem für Riedel nun durch ein drittes Ereigniß so wichtigen 22. September. Mit Lob und Dank im Herzen kehrten die Brüder, die sich nicht ohne Bangigkeit der gestrengen Prüfungskommission vorgestellt hatten, nach Rotterdam zurück. Dort wurden am Abend des 5. Oktober in der monatlichen Missionsbetstunde die neuen Sendlinge der Missionsgemeinde vorgestellt und dann durch den Prediger Dort feierlich zu ihrem Berufe eingesegnet. Die Abreise wurde jedoch noch um mehrere Wochen verzögert, da sich keine passende Schiffsgelegenheit gefunden hatte. Erst am 21. November schieden die Brüder von den lieben Wirthsleuten und dem Freundeskreise in Rotterdam. Manches Auge schaute von Thränen feucht der stattlichen Barke nach, die den breiten Strom hinabgleitend die Heidenboten hinwegtrug. Mit Wehmuth, und doch voll Lob und Preis riefen die Reisenden dem vaterländischen Welttheile, der bald vor ihren Augen verschwand, das letzte Lebewohl zu.

---

3. Hinaus in die Heidenwelt.

Die Reise gieng ungemein schnell und glücklich von statten, schon nach nicht vollen zwei Monaten lag das Schiff auf der Rhede von Batavia vor Anker. Am 19. Jan. 1830 betraten die Brüder zum ersten Mal indischen Boden, das Land des ewigen Sommers mit seiner stetigen Blüthenpracht und seinem bunten Völkergemisch, aber seufzend unter dem Fluch des Götzendienstes und des Islam. In Batavia bestand ein Hilfsverein der Rotterdamer Missionsgesellschaft. Der bei diesem betheiligte Prediger Busch empfieng die Brüder zunächst; bald aber nahmen sie ihren Aufenthalt bei Missionar Medhurst, der in dem nahegelegenen Weltevreeben wohnte. Von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesandt und seit 1821 auf Java thätig, hatte er auf mehrfachen Missionsreisen die ganze Insel durch-

zogen, viele Bücher in die Landessprache, sowie ins Malaiische übersetzt, und einen kleinen Kreis bekehrter Javanen, Malaien und Chinesen um sich gesammelt. Der Aufenthalt bei ihm schien den Brüdern so gewinnbringend, daß sie denselben länger ausdehnten, als es anfänglich bestimmt worden war.

Unter Medhursts Anleitung machten sie sich frisch an die Erlernung der malaiischen Sprache; durch ihn wurden sie auch in sehr förderlicher Weise in die Missionsarbeit eingeführt, von der man sich zu Hause so leicht der Wirklichkeit wenig entsprechende, ideale Vorstellungen macht. Mußten die neuen Ankömmlinge dabei auch manche ihrer bisherigen Ansichten berichtigen, so wurde doch dadurch ihr Muth und ihre Freudigkeit keineswegs gedämpft; vielmehr stählte sich namentlich Riedels Eifer noch an der Betrachtung der bisher unbekannten Schwierigkeiten.

Erst am 10. Juli giengen die jungen Missionare weiter nach Surabaya, dem Hauptplatze im Osten der Insel, wohin sie sich nach dem ursprünglichen Plane bald nach ihrer Ankunft hatten begeben sollen, da dort das Leben weniger kostspielig war als in Batavia. Herbergsvater für alle dieses Weges kommenden Missionare war dort mehrere Jahrzehnte hindurch der originelle Uhrmacher Embe, ein geborner Waldecker. Er besaß ein eigenes Häuschen, dessen obere Stübchen er zur Aufnahme der Missionare eingerichtet hatte, die hier gewöhnlich längere Zeit auf Schiffsgelegenheit zur Weiterreise warten mußten. In diesen „Prophetenstübchen", wie er sie nannte, fanden wohl auch Riedel und Schwarz sammt ihrem holländischen Genossen Douves während ihres vierteljährigen Aufenthalts freundliche Aufnahme. Es war das abermals eine Umgebung, in der sich manches lernen ließ für den Dienst am Reich, denn Vater Embe war selbst ein eifriger Menschenfischer, der seine Netze auswarf unter Weißen und Schwarzen. Brachte ihm ein Offizier seine Uhr zum Repariren mit der Äußerung: „Die ist verteufelt schmutzig," so konnte er mit aller Ruhe antworten: „Ja, mein Herr, die Uhr will ich Ihnen wohl rein machen, wenn ichs nur auch mit Ihrem Herzen könnte, das vielleicht noch schmutziger ist." Und nun war er bei seinem Texte und legte dem sichtlich betroffenen Herrn in schlichten Worten das Eine, was noth ist, dar. — Für die Eingebornen hatte er mit Hilfe seiner javanischen Frau und seiner Tochter Wilhelmine verschiedene Traktate übersetzt und auf eigene

Kosten drucken lassen. Mit einem Pack von diesen pflegte er dann sich in das bunte Menschengedränge auf dem Markte zu mischen und sie zu vertheilen mit der Bitte, daß diejenigen, die malaiisch verstünden, des Abends in das Pandopo kommen möchten, wo sie noch mehr von dieser wichtigen Sache hören sollten. Dort, in dem offnen Schuppen mit Blätterdach, fanden die angefaßten Seelen sich zusammen, und bei den Seufzern und Thränen, welche die Gebete begleiteten, fühlte Riedel sich unter den gelblichen, gebräunten Gesichtern und den meist noch unverständlichen Lauten der malaiischen Sprache lebhaft in die Erbauungsstunden von Breslau und Berlin zurückversetzt.

Noch heimischer war ihm in den holländischen Versammlungen zu Muthe, zu denen eine kleine Anzahl von Freunden sich bald bei Embe, bald in einem andern Hause vereinigte. Von dem Hohn und Spott, mit dem die Welt die Frommen verfolgt, konnte er hier auch manches Pröbchen sehen. Wenn sie bei Embes beteten, erhob sich vor dem Hause zuweilen ein satanisches Geheul. Die Thüre wurde mit Koth beworfen u. s. w. Die Ruhe aber, mit welcher der Alte das Alles hinnahm, war für die jungen Missionare stärkend und erquickend. Hätte Riedel nicht seine Bestimmung nach Celebes gehabt, so wäre er vielleicht gerne bei Vater Embe geblieben.

Doch der Tag des Abschieds nahte, eine Schiffsgelegenheit nach Amboina war gefunden. Zuvor aber trennten sich die deutschen Brüder von ihrem holländischen Gefährten, der schon früher nach Timor abreiste. Fast beneideten sie denselben, wenn überhaupt von Neid die Rede sein kann. Auf Timor war nämlich damals die Mission unter Le Bruin und Terlinden im blühendsten Zustande. Auf Celebes dagegen durfte man nicht viel mehr als einen schweren Anfang erwarten. Doch wie wunderbar sind die Wege des Herrn! Das nördliche Celebes ist jetzt ein Stern erster Größe unter den Missionsgebieten, während Timor mit getäuschten Hoffnungen in den Hintergrund getreten ist!

Am 19. Oktober nahmen die beiden deutschen Landsleute Abschied, nachdem am Abend zuvor die versammelten Freunde sie in herzlichem Gebet dem Schutz und Schirm des Herrn empfohlen hatten. Frau Embe und ihre Tochter Wilhelmine packten am frühen Morgen ein paar Körbchen mit Pisang und Mango, zur Erquickung für die Reisenden; der Vater geleitete sie nach dem eine halbe Meile

entfernten Anlegeplatz der Schiffe und sprach noch den Segen über sie, als sie ins Boot stiegen.

Die Reise gieng zunächst längs der Küste der benachbarten Insel Madura hin, vor deren Hauptstadt Sumanap das Schiff fünf Tage verweilte. Riebel und Schwarz benützten diese Gelegenheit, sich dem Sultan vorstellen zu lassen, der sie in seinem Palast freundlich empfieng, eine sie überraschende Bekanntschaft mit dem Christenthum zeigte und ihnen guten Erfolg für ihre Arbeit wünschte. Die weitere Fahrt war sehr ungünstig; erst am 30. November tauchten endlich die Gipfel von Amboina aus den Fluthen auf. Dankbar athmeten die Reisenden auf, als das Schiff, sicher eingelaufen, in der schönen Bai der gleichnamigen Hauptstadt der Insel die Anker fallen ließ. Bald war es umgeben von einer Anzahl von Böten, in denen Riebels Auge verlangend einen unbekannten und doch bekannten Mann zu entdecken suchte.

Der vergeblich Erwartete war der holländische Prediger Joseph Kam, ein Mann von außergewöhnlicher Bedeutung. Erst im Mannesalter in den Missionsdienst eingetreten, war er 1813 durch die Londoner Missionsgesellschaft ausgesendet worden. Der wackere Embe und etliche Andere waren die Frucht seines kurzen Aufenthaltes in Surabaya. Von dort war Kam nach Amboina gekommen, das sich von 1810—1817 zum zweiten Mal vorübergehend unter englischer Herrschaft befand. Im Jahr 1605 hatten die Holländer dort die Portugiesen vertrieben, welche unter ihrer fast hundertjährigen Herrschaft äußerlich die katholischen Formen eingeführt hatten. Unter holländischer Herrschaft wurde das reformirte Bekenntniß eingeführt; doch wandte sich ein Theil der Bevölkerung wieder dem Islam zu. Bei Kams Ankunft befanden sich die kirchlichen Verhältnisse dort im tiefsten Verfall; seit Jahren war nur selten ein Prediger zu einem kurzen Besuch auf die Insel gekommen. Er war es nun, der in den verkommenen Christengemeinden neues Leben zu wecken begann. Später, nachdem die Insel wieder den Holländern zurückgegeben war, wurde er als Regierungsprediger angestellt. Der Einzige in dem ganzen weiten Gouvernement der Molukken, deren Hauptplatz Amboina ist! Auf vielen hundert Inseln waren ähnliche, ja schlimmere Zustände, lauter verlassene Heerden ohne Hirten. Da entfaltete Kam denn eine Thätigkeit, die weit und breit Segensspuren zurückgelassen hat. Wo er den Grund gebrochen hatte, tra-

ten später andere Arbeiter ein. Eine ganze Reihe derselben wurden von ihm selbst eingeführt; seine dringenden Bitten waren auch die Veranlassung zu Riedels und Schwarzens Aussendung nach Celebes geworden. Für seine Missionsreisen hatte er ein eigenes Schiff bauen lassen, das er, obgleich ein Sechziger, fleißig benützte. Mit diesem Schiffe war der Domine gerade wieder einmal auf Reisen gegangen, als die beiden Brüder landeten.

Ein Diener, der sie in Empfang nehmen sollte, hatte sie indeß bald herausgefunden und führte sie nach dem freundlichen, von einem Garten umgebenen Hause, wo Frau Kam alles zu ihrer Aufnahme bereit hielt und, sobald sich unter ihrer mütterlichen Pflege ihre Gäste etwas erholt hatten, Anstalten traf, ihnen den Aufenthalt so nützlich als möglich zu machen. Nicht nur sorgte sie ihnen für einen malaiischen Sprachlehrer, sondern wußte selbst auch ihre holländische Unterhaltung immer wieder ins Malaiische zurückzulenken, indem sie nachhalf, wo es stockte, und die Fehler verbesserte. Eine ächte Missionsfrau, die etwas von dem Eifer und der Energie ihres Mannes besaß, leitete sie in dessen Abwesenheit die Erbauungsstunden, zu denen sich die Erweckten aus der holländischen und malaiischen Gemeinde versammelten. Besondere Sorgfalt aber widmete sie ihrer Schule, in der sie inländische Mädchen in Handarbeiten und in den christlichen Heilswahrheiten unterwies. — Anregender noch als ihre Bekanntschaft, war für die angehenden Missionare die ihres Mannes, der nach einigen Wochen zurückkehrte. Mit ihm machten sie öfters Besuche bei den entfernten Christengemeinden der Insel, zu denen der Weg durch die herrlichsten Landschaften führte. Hatten sie in Java im Islam die eine große Schwierigkeit kennen gelernt, welche auf den ostindischen Inseln der Mission hindernd im Wege steht, so sahen sie hier die zweite, nämlich das verkommene Namenchristenthum aus alter Zeit, das weithin den Christennamen anrüchig machte.

Von so großem Werthe aber auch der Umgang des erfahrenen Mannes für Riedel und Schwarz sein mochte, wurde ihnen die Wartezeit doch zu lang. Fast fünf Monate vergiengen, bis sich die Schiffsgelegenheit fand, mit der sie, begleitet von dem Domine, die Reise nach Celebes machen sollten. Fast wollte sich die Ungeduld einstellen, so sehnten sich die Gäste nach dem eignen Arbeitsfelde. Riedel aber sollte im Kam'schen Hause die treue Gefährtin seiner

künftigen Wirksamkeit finden. Ein stilles, junges Mädchen, die Tochter des früheren Residenten einer benachbarten kleinen Insel, kam oft zu Frau Kam auf Besuch, der sie in ihrer Nähschule treulich half. Wie alle dort gebornen Kindern von Europäern, war sie der holländischen Sprache weniger mächtig, als der malaiischen, doch sprach und schrieb sie auch jene. Ihr sanftes Wesen, sowie ihr Eifer im Dienste des Herren machten auf Riebel einen tiefen Eindruck und bewogen ihn, sie nach reiflicher Erwägung im Gebet um ihre Hand zu bitten. Sie willigte ein. Im Mai 1831 war die Hochzeit. Fünf Tage später erfolgte die Abreise nach Manado.

Mit bewegtem Herzen nahmen die Reisenden Abschied von dem Orte, an dem sie so viele Liebe erfahren hatten. Kam konnte seine Absicht, die jungen Freunde auf das Feld ihrer Wirksamkeit zu begleiten, nicht ausführen. Seinem Herzen aber entströmten für die Scheidenden heiße Segenswünsche, die eine herrlichere Erhörung fanden, als der treue Jünger, der drei Jahre darauf zu seiner Ruhe eingieng, es damals ahnte. Wehmüthig sah Riebels junge Gattin die letzten Bergesgipfel der Heimat, in der sie ihren greisen Vater nnd ihre Verwandten zurückließ, hinter dem weißen Schaum der Wellen verschwinden. Es war die letzte Seereise, die er zu machen hatte, und auch die schwerste. Ein heftiger Sturm entfesselte seine bedrohlichen Mächte. Auf javanisch und chinesisch, malaiisch und bugginesisch hörte man durcheinander schreien und zanken, jammern und fluchen. Nirgends war auf dem gedrängt vollen Schiffe ein Plätzchen, wo man seine Gedanke sammeln, sich ungestört zum Gebet hätte vereinigen können. Nur stille Seufzer stiegen auf zu Dem, dem Wind und Meer gehorsam sind.

Nach 14 Tagen war die Höhe von Ternate erreicht. Ein herrlicher Anblick! Am Fuße des grünen Berges breitet sich die Stadt aus, über die sich der prächtige Palast des Sultans erhebt. Auf der andern Seite erblickt man die Insel Tibore, während im Rücken Djilolo mit seiner vielgebuchteten Küste und seinen stattlichen Bergen die Bai einrahmt.

Dort in der Stadt wohnte ein deutscher Landsmann, der auch einst zu Jänickes Füßen gesessen, der Sachse Jungmichel. Er hatte da ein hartes Arbeitsfeld und konnte nichts andres thun als der holländischen und malaiischen Gemeinde (etwa 700 Seelen) treulich das Evangelium predigen. Eigentliche Missionsarbeit an den

muhammedanischen Ternatanen war durch die Rücksichten des holländischen Residenten auf den streng muhammedanischen Sultan gänzlich verhindert. — Sobald er Kunde bekam, daß sich zwei Missionare auf dem eben angekommenen Schiffe befanden, eilte er an Bord. Wie groß war seine Freude, nicht nur den seltenen Besuch deutscher Landsleute zu erhalten, sondern Brüder und Schüler des geliebten Vaters Jänicke zu begrüßen. Er nahm sie sogleich mit in sein Haus, wo sie während eines neuntägigen Aufenthalts die herzlichste Gastfreundschaft genossen.

Mit innigem Danke wurde Abschied genommen. Aber nochmals mußten die Brüder, durch ungünstige Winde hingehalten, des Herrn harren lernen — eine gute Vorübung für den Beruf, in den sie nun eintreten sollten. Fast eine Woche lang kam man kaum vorwärts. Endlich zeigten sich im Westen die Bergspitzen von Celebes. Einen Tag lang mußte das Schiff vor der Straße von Banka*) kreuzen, ehe es einlaufen konnte. Die Nacht aber blieb man dort vor Anker. Da zeigte, so nahe am Ziel, sich noch eine Gefahr, an welche die Reisenden wohl kaum gedacht hatten. Man gewahrte in der Ferne einige verdächtige Prahus. Der sonst nicht zaghafte Kapitän wurde alsbald besorgt, denn er wußte, daß sich hier fast alljährlich von Mindanao kommende Seeräuber sehen ließen. Da die Zahl der Prahus sich mehrte, entstand auf dem Schiff große Unruhe. Man suchte Alles in Vertheidigungszustand zu setzen; Pistolen, Flinten und die Schiffskanonen wurden geladen. Dieß schienen die Seeräuber zu bemerken, und da sie solchen Widerstand nicht erwartet hatten, zogen sie sich zurück. Mit freudigem Herzen dankten die Reisenden dem Herrn, der auch diese Gefahr so gnädig abgewendet. Am Abend öffnete sich vor ihren erwartungsvollen Blicken die herrliche Bai von Manado.

4. Eintritt in die Arbeit.

Wem ist nicht von der Karte her die sonderbare Gestalt der Insel Celebes mit ihren langen, dünnen, spinnenartigen Gliedern bekannt? In ihrer nordöstlichen Ecke, die sich auf einer gewöhnlichen Karte mit der Spitze des kleinen Fingers bedecken läßt und in Wirklichkeit etwa den Flächenraum Nassau's enthält, war unsern

*) Insel bei Celebes; nicht zu verwechseln mit der bekannteren bei Sumatra.

Glaubensboten ihr Arbeitsfeld angewiesen. Minahassa (Bundesgenossenschaft) heißt von alten Zeiten her das Ländchen. weil seine Bewohner, die Alifuren *), sich frühe zusammenthaten, um ihren Feinden erfolgreich Trotz bieten zu können. Dadurch gelang es ihnen auch, lange Zeit ihre Unabhängigkeit zu bewahren, während das übrige Celebes zahlreichen kleinen Despoten anheimfiel. So gut wie die letzteren freilich mußte sich auch die Bundesgenossenschaft fügen, als die Europäer in jenen Gewässern ihre Macht entfalteten. Doch blieb die Herrschaft derselben lange auf einige Küstenplätze beschränkt und bestand zum guten Theil nur dem Namen nach. Erst in neuerer Zeit haben die Holländer, welche ums Jahr 1640 die Spanier aus der Minahassa verdrängt hatten, ihre Macht daselbst wirksamer ausgedehnt und eine ihrer schönsten Kolonialbesitzungen geschaffen. Die Spuren der katholischen Spanier waren bald verschwunden. Die Eingebornen, die sich von Mönchen äußerlich in den Schooß der katholischen Kirche hatten aufnehmen lassen, wechselten in ebenso äußerlicher Weise ihren neuen reformirten Beherrschern zu Liebe ihren Glauben, wenn man von solchem überhaupt reden darf bei Leuten, die mit den christlichen Namen und Formen noch ihre früheren abergläubischen Vorstellungen verknüpften und deren sittlicher Zustand sich kaum über den der Heiden erhob. Aber nur an den größeren Küstenplätzen und in einigen Binnenstädten gab es überhaupt Christen. Weit überwiegend herrschte in der Minahassa das alte Heidenthum unerschüttert fort bis in unser Jahrhundert.

Besehen wir uns nun diese heidnischen Alifuren ein wenig. Hellbraune kräftige Gestalten, mit schlichtem pechschwarzen Haar, das hinten in einen Knoten zusammen gebunden wird, treten vor uns, nur mit einer Binde von Bast oder buntem Kattun um die Hüften bekleidet, während ein breiter, spitzzulaufender Hut gegen die Sonnenstrahlen schützt. Ihn tragen selbst die Frauen neben einem Stück Zeug, das um die Brust befestigt in schlichten Falten bis auf die

*) Ueber die Bedeutung dieses Namens wird von den Gelehrten noch gestritten. Im Allgemeinen gilt er als Bezeichnung der heidnischen Einwohner des Binnenlandes gegenüber den muhammedanischen Ansiedlern an der Küste, und zwar durch die ganze Osthälfte des indischen Archipels (Haraforas, Halfuren, Alfuren ꝛc.); in Minahassa wird er Alifuru ausgesprochen, und muß hier, da der Buchstabe f der Volkssprache fremd ist, von außen eingeführt sein (s. Mededeelingen Nederlandsche-Zendelinggenootschap 1872, S. 55).

Füße reicht; wenige haben außer diesem Sarong noch eine Jacke. Ihre Häuser stehen auf 12—16′ hohen Pfählen; Fußboden und Seitenwände werden aus neben einander gefügten Baumstämmen gebildet; die etwas überragenden Dächer sind von Palmblättern. Eine einfache Treppe, aus einem Baumstamme mit eingekerbten Stufen bestehend, führt zu dem niedrigen Eingang, durch den man nur kriechend ins Innere gelangen kann. Jede Nacht wird diese Leiter hinaufgezogen, damit die Feinde nicht hinein können und die Menschen ermorden. Zuweilen sind die hohen Pfähle auch mit Dornen umwunden und rings um die Häuser zugespitzte Bambustöcke eingerammt. Denn wie auf vielen jener Inseln gieng unter den Alifuren die Sitte im Schwange, nicht nur Feinden, sondern auch Unbekannten den Kopf abzuschlagen, blos um in den Besitz von Siegeszeichen zu kommen. Ein junger Mann fand kaum eine Frau, bevor er eine solche Heldenthat verübt hatte und den Beweis davon seiner Erwählten zu Füßen legen konnte; auch um einem Häuptlinge ein ehrenvolles Begräbniß zu veranstalten, pflegte man aus einem andern Stamme einige Köpfe zu holen, wofür dann von Seite der Angehörigen der Erschlagenen blutige Rache zu erwarten war.

Und doch waren diese Alifuren keine grimmigen Wilden. In ihrer weichen Sprache spiegelt sich vielmehr eine sanfte Gemüthsart, die auch im Heidenthum schon vielfach zu Tage trat. Freundlich, gefällig, hilfreich und gastfrei zeigte der Alifure sich fast immer, aber alle diese guten Seiten verschwanden unter dem Schmutze der Unsittlichkeit, mit dem auch äußerer Schmutz Hand in Hand gieng. Ehescheidungen waren an der Tagesordnung, und Vielweiberei galt als ein Beweis von Reichthum. Trägheit und Unlust zur Arbeit, welch letztere eigentlich nur gethan wurde, wenn ein Zwang da war, stellte sich jenem Schaden des Volkslebens an die Seite. Man lebt hauptsächlich von Reis und pflanzt diesen, indem man da und dort den Urwald ausrottet. Zum Getränke dient, frisch und gegohren, der Palmwein Sagower.

Ein jetzt unbedeutendes Dorf Kenilo (Kastanienbaum) gilt für den Mittelpunkt der alten Religion Minahassas. Westlich von demselben erhebt sich nämlich der mächtige Lokon, der Götterberg, um den die manchfaltigsten Sagen spielen. Empung ist der Name, mit dem man die Götter bezeichnet; eigentlich bedeutet er nur Großvater, wie denn die ganze Religion sich aus dem Ahnencultus ent-

wickelt hat. Es gibt aber auch böse Geister, sakit, vor denen man sich sehr fürchtet. Der Priester nun, Walian genannt, versteht sich darauf, die Hilfe der Schutzgeister anzurufen und den Zorn der Dämonen abzuwenden, indem er jenen fosso (poso) oder Opfer darbringt. Ein Opferplatz wird meist im Walde bereitet, indem man einen Fleck unter mächtigen Bäumen von Gesträuch und hohem Gras befreit und eine leichte Hütte aufschlägt. Unter diesem Dach sitzt der Walian, kocht Reis und rupft ein Huhn, während er sich ab und zu mit einem Trunk Sagower aus dem nebenstehenden Bamburohre stärkt. Die Mahlzeit gilt den Göttern, doch läßt der Walian sich das Meiste davon schmecken. Ein kleines Gestell von Bambustäben, dessen vier Ecken mit Palmbüscheln verziert sind, dient als Opferaltar. Kleine Proben der Speise werden darauf niedergelegt; und an der Guirlande, welche vom hohen Baum an den Altar reicht, sollen die Götter herniedersteigen, um ihr Labsal zu empfangen. Der Walian ruft ihnen zu: „Mächtige Götter! kommt, eßt und trinkt; flink, nehmt Betelnuß! Wehrt Krankheit ab, und beschützt uns wie mit einem steinernen Schild, und laßt unser Alter reichen bis an die drei Lokon!" Die im Umkreis gelegten Steine sind gleichfalls heilig, wie die Bäume und der ganze Opferplatz.

Von kleinen Anfängen haben sich im Verlauf der Zeit die Opfer- und Volksfeste vervielfacht und verderbt, bis sie eine wahre Pest für die Sittlichkeit des Volks geworden sind. Saufgelage und nächtliche Tänze, die in die ausgelassensten Bachanalien übergehen, zeichnen namentlich das Erntefest aus. Die Walian aber, welche eigentlich die Geschichte der Götter erzählen sollten, begünstigen vornämlich jeden Aberglauben, der ihnen Gewinn bringt; darum unterhalten sie die Angst vor Dämonen und allerlei Vorbedeutungen, und machen sich jedermann für die geringste Unternehmung unentbehrlich.

Hätte die holländische Regierung gleich Anfangs für eine ausreichende Zahl von Predigern gesorgt, so hätte das Evangelium allmählich doch wenigstens die Masse der Namenchristen durchsäuert. Allein dieser Prediger waren so wenige, daß sie oft kaum in mehreren Jahren einmal alle ihre Gemeinden besuchen konnten. Dann wurden nur die inzwischen gebornen Kinder und diejenigen Erwachsenen, welche aus den Heiden übertreten wollten, getauft, die Ehepaare, welche sich dazu meldeten, eingesegnet, und das heil. Abendmahl gefeiert. Christliche Schullehrer sollten zwar Sonntags mit

Vorlesung einer malaischen Predigt Gottesdienst halten, allein sie selbst waren oft Leute von sehr zweifelhaftem Werthe, und so ist es nicht zu verwundern, wenn diese sogenannten Christen nahezu auf der Stufe des Heidenthums blieben. Es wird sogar einmal von solchen berichtet, die die Sitte des Kopfabschnellens beibehalten hatten. Oft wurden sie noch schlimmer als die Heiden durch den Hochmuth, in dem sie sich durch ihre Religion den herrschenden Holländern gleich wähnten und sich Manches herausnahmen, was sie früher nicht gewagt hätten. Im vorigen Jahrhundert wurden selbst die spärlichen Besuche der Prediger immer unregelmäßiger; zuletzt hörten sie ganz auf. Volle 28 Jahre waren seit der letzten Anwesenheit eines solchen in der Minahassa verflossen, als im Jahre 1817 der eifrige Kam wieder einen Besuch dort machte und nun seine Heroldsstimme erhob, um Arbeiter in den verlassenen Weinberg zu rufen.

Jetzt trat die niederländische Missionsgesellschaft von Rotterdam in den Riß. Ihre zwei ersten Sendboten starben nach wenigen Jahren, und abermals entstand eine Pause, während deren der inzwischen als Prediger der holländischen und malaischen Gemeinde in der Hauptstadt Manado angestellte Miss. Hellendoorn auch die übrige Minahassa nach Kräften mit der Predigt des Evangeliums zu bedienen suchte. Da endlich landeten im Juni 1831 die beiden Brüder Riedel und Schwarz, denen es beschieden war, reichste Früchte ihrer Arbeit zu sehen.

Mit Freudenthränen hieß Hellendoorn die neuen Mitarbeiter im Namen des Herrn willkommen. Wohnungen für Fremde waren damals in Manado nicht zu vermiethen, so öffneten denn Hellendoorns den Ankömmlingen ihr Haus, in dem sie sich schnell heimisch fühlten und die nächste Zeit zur Orientirung in den Verhältnissen der Minahassa benützten. Hellendoorn konnte ihnen viele nützliche Winke ertheilen; besondere Aufmerksamkeit wurde bei den gemeinsamen Berathungen der Errichtung christlicher Schulen zugewendet, womit Hellendoorn bereits begonnen hatte, und für die er mit vielem Eifer Jünglinge zu Lehrern heranbildete. Die Regierung gewährte ihm dafür eine Unterstützung. Er hatte seine Zöglinge (murid) bei sich im Hause, und die christliche Erziehung trug gute Früchte. Auch seine Frau hatte einige junge Mädchen zu sich genommen, Anakh Piyara nach dortigem Sprachgebrauch, an denen das Leben im christlichen Hause gesegnete Wirkungen zeigte.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Manado unternahmen die beiden Brüder unter Hellendoorns Führung eine Reise ins gebirgige Innere, von der sie nach mancherlei Mühsalen wohlbehalten zurückkehrten mit dem Eindruck, daß das Arbeitsfeld hoffnungsvoll, wenn auch nicht leicht zu bebauen sei. Für Riedel wurde das dichtbevölkerte Tondano ausgewählt, dessen Bewohner seit Jahrhunderten für die widerspenstigsten unter den Minahassern galten, für Schwarz das noch höher gelegene Langowan, wo er unter den weit abgelegenen Dorfschaften (dort Negereien genannt, vom indischen Nagar, Stadt) beständig hin und her zu reisen hatte. Die Uebersiedlung dahin wurde jedoch noch um einige Monate verzögert, während deren die jungen Missionare unter Hellendoorns Anleitung sich einige Kenntniß der alifurischen Sprache aneigneten.

Endlich kam für Riedel der lang ersehnte Tag des Aufbruchs. Es war der 13. Oktober. Am Morgen machte der junge Missionar sich allein auf den Weg, weil keine Träger für die Frau zu haben waren. Der junge Amos, einer von Hellendoorns Zöglingen, folgte ihm mit einem gemietheten Diener. Der letztere war nur mit Mühe zu erlangen gewesen, da man aus den Alifuren damals noch keine brauchbaren Dienstboten bekommen konnte. Oft mußten die Europäer in Manado froh sein, wenn sie einen Jüngling aus der Zahl der Sträflinge, die von andern Inseln dorthin gebracht wurden, in Dienst bekommen konnten. So hatte auch Riedel durch die Güte des der Mission gewogenen Residenten einen um irgend einer Missethat willen aus den Sangir-Inseln Verbannten erhalten. Ein paar Träger sollten mit dem Gepäck bald nachkommen. Da diese aber vermöge der gewöhnlichen Trödelei ausblieben, beschloß Riedel, unterwegs zu übernachten, statt noch am gleichen Abend nach Tondano weiter zu ziehen.

Darüber entstand große Freude im Hause des Beamten von Tomohon, der schon auf ihrer Untersuchungsreise die Brüder freundlich beherbergt und sie gebeten hatte, es möchte doch auch in seinem Dorfe sich einer von ihnen niederlassen. Als Riedel Abends mit seinem Gastwirth in der erleuchteten Veranda saß, sammelte sich unten an der Treppe ein Schaar Neugieriger um Amos und bestürmte ihn mit allen möglichen Fragen. Einer aber hatte die Kühnheit, sich aus dem Haufen hervorzudrängen, mit dem Begehren, den Pandita (Lehrer) selbst zu sprechen, wozu ihn seine Bekanntschaft mit

dem Malaiischen vor Andern zu berechtigen schien. Es war ein alter Soldat mit narbigem Gesichte, der hier das Amt des Schulmeisters versah. „Mein Herr," hob er an, „ich weiß sehr wohl, daß ihr Weiße ein Buch habt, aus dem ihr alle eure Kenntnisse schöpft. Oder eigentlich sind es zwei Bücher. Das Neue Testament habe ich selbst gesehen und darin gelesen. Aber das Alte Testament muß noch viel merkwürdiger sein, denn ich habe gehört, daß darin geschrieben steht, wie die Welt gemacht worden ist. Seitdem ich auf Java gewesen bin, glaube ich nicht mehr an unsere Geschichten, aber ich möchte gerne wissen, wie denn die Erde und die Menschen entstanden sind?" Hoch erfreut über diese Gelegenheit zur Verkündigung des Wortes nahm Riedel eine malaische Bibel, las daraus die Schöpfungsgeschichte vor und wiederholte sie, so gut es gieng, auf alifurisch. Daran knüpfte er Bemerkungen über den lebendigen Gott und seine vollkommenste Offenbarung in Jesu Christo. Nicht blos der alte Soldat, sondern auch die ganze Versammlung unter der Veranda hörte lautlos schweigend zu. Jener war sehr erfreut, als er zum Schlusse die Bibel geschenkt bekam. Die andern bekannten mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens: „So etwas haben wir noch nie gehört."

Am andern Morgen wurde Tondano erreicht. Der Resident hatte dem Missionar vorläufig das Regierungsgebäude zur Verfügung gestellt. Dort richtete Riedel sich mit seinen beiden Jungen ein, so gut es gehen wollte; um eine kleine Mahlzeit zu bereiten, mußte er selbst Hand anlegen.

Bald verbreitete sich im Dorfe die Kunde, der Pandita sei gekommen. Nicht lange, so erschienen die Häuptlinge und Gemeindevorsteher zur Begrüßung und sprachen in feierlicher Rede ihre Glückwünsche aus. Als dann nach etlichen Tagen, von Hellendoorn geleitet, Riedels Gattin eintraf, wurde letzterer feierlich in sein Amt eingeführt. Hellendoorn fragte die Häuptlinge, ob sie mit ihren Frauen und Kindern sich wollen in der christlichen Religion unterweisen lassen? Ob sie darauf halten wollen, daß die Getauften Sonntags die Kirche besuchen? Ob sie die Kinder, und zwar auch die der Heiden, in die Schule schicken wollen? — Sie antworteten alle bejahend und dankten Riedel, daß er gekommen sei, bei ihnen zu wohnen und sie zu belehren.

Es nahte der Sonntag, an dem der Missionar seine öffentliche

Wirksamkeit beginnen sollte. Mit innigen Gebeten für das Heil der Seelen, unter denen er nun zu arbeiten anfieng, begrüßte er den Tag des Herrn. Aber das Dorf bot keinen sonntäglichen Anblick. In früher Morgenstunde ertönten die dumpf hinzitternden Töne der Reisstampfe unter den Häusern, wie an jedem andern Tage, und die Leute giengen mit ihren Körben und Geräthschaften hinaus auf das Feld wie gewöhnlich. — Die Stunde des Gottesdienstes kam. Das Zeichen zur Versammlung wurde mit einer kleinen Trommel gegeben. Aber wie enttäuscht war Riedel, als sich in der kleinen Holzkirche außer den Häuptlingen und ihren Frauen nur ein paar Leute einfanden; es mochte kaum der zehnte Theil der Getauften sein. Man sang sehr dünn und unsicher einige malaiische Verse. Die Predigt wurde zwar mit Aufmerksamkeit angehört, doch mehr aus Neugierde als Heilsbegierde, wie dieß deutlich auf den Gesichtern zu lesen war. Es war ein schwerer Anfang. Desto inbrünstiger betete Riedel zum Schluß des Gottesdienstes, daß der Herr doch in den todten, trägen Herzen neues Leben wecken möchte. — Als er nachher fragte, wie es denn zugehe, daß so wenige Christen in die Kirche gekommen, wurde ihm gesagt, die meisten werden es wohl nicht gewußt haben, ob Sonntag oder ein andrer Tag sei. Viele wohnten auch noch draußen in den Feldern, da die Reisernte noch nicht beendet war.

Noch schwerer aber, als die Erfahrungen jenes Sonntags, drückte Riedel vieles, was er alltäglich um sich sah und hörte. Die Tondaner waren übel berüchtigt wegen ihrer Dieberei und Trunksucht. In schamloser Unsittlichkeit standen sie hinter andern Alifuren nicht zurück. Wie der Ton der Reisstampfe an jedem Morgen, so ließ sich der wüste Lärm Betrunkener oder das lautgellende Geschrei junger Leute fast an jedem Abend vernehmen und störte die Andacht des kleinen Kreises im Missionshause. Schmutz, Streit und Zank war in den Häusern, da verschiedene Familien zusammen lebten, an der Tagesordnung. Einige Ausländer, die sich unter der alifurischen Bevölkerung befanden, trugen keineswegs zur Hebung der Sittlichkeit bei. Es waren dieß einige schlaue chinesische Kaufleute; Muhammedaner, deren einer sich von getauften Eltern für etliche Stücke Zeug die Tochter erhandelte, und ein paar Mischlinge mit europäischem Blute, von denen ein sechszigjähriger Mann sich eine fünfzehnjährige Frau für eine alte Flinte und zehn Flaschen

Arak kaufte. Und dabei wucherte der schrecklichste Aberglaube unter Christen wie unter Heiden. Aeußerlich kam man jedoch dem Missionar freundlich entgegen, den Viele glaubten, wenn sie von ihm lernten, so würden sie so ziemlich dasselbe wie Holländer. Von dem eigentlichen Wesen der Religion hatte Niemand eine Ahnung.

Auch die Schule, welche Riedel zumeist ins Auge faßte, war in trauriger Lage. Der von der Regierung angestellte Schulmeister hatte keine Anstalten gemacht, die alifurische Volkssprache zu lernen, und die Kinder waren nicht so weit gefördert, daß sie das Malaiische hätten verstehen können. Da griff denn Riedel kräftig ein, indem er den Unterricht theils selbst übernahm, theils dem Lehrer die Kenntnisse beizubringen suchte, die er den Kindern mittheilen sollte. Daß das Malaiische die Kirchen- und Schulsprache sein müsse, glaubte freilich auch Riedel, obgleich er sich die Erlernung und Anwendung der Volkssprache sehr angelegen sein ließ. Die alifurische Sprache zerfällt nämlich in verschiedene, auf kleine Gebiete beschränkte Dialekte; da wäre schwer zu entscheiden gewesen, welchem derselben zur einheitlichen Verkündigung des Evangeliums in der Minahassa der Vorzug gegeben werden sollte. Und wie lange würde es gewährt haben, bis man auch nur einige Theile der Bibel in angemessener Uebersetzung in dieser Sprache gehabt hätte? Dagegen lagen im Malaiischen Bibel, Gesangbuch und Schulbücher vor. Ueberdieß blieb durch dasselbe die Mission auf diesem Gebiete im Zusammenhang mit dem gesammten Missionswerk im indischen Archipel und dem Einfluß europäischer Bildung. Das waren alles gewichtige Gründe. Und doch kann man sich des Gedankens nicht enthalten, ob das Evangelium in der Minahassa nicht noch tiefere Wurzeln geschlagen hätte, wenn es Gott gefallen hätte, damals einen Mann dorthin zu senden, der mit dem Genie eines Luther die Bibel ins Alifurische übersetzt und damit eine Schriftsprache für das Volk geschaffen hätte, der sich die Dialekte schnell gefügt hätten?

Die Liebe und das Zutrauen der Schulkinder war bald gewonnen, den Erwachsenen aber war schwer nahe zu kommen. Obgleich alles Werthvollere wohl bewacht werden mußte, wenn ein Alifure im Hause war, sah es Riedel doch gerne, wenn er besucht wurde, und suchte Christen und Heiden dazu zu bewegen; allein eine gewisse Scheu hielt die Meisten zurück. So kam die Adventszeit heran. Alles sproßte auf den winterlosen Fluren und Bergen, und die jungen Reis-

selber am Ufer des Sees legten ihr herrliches, lichtgrünes Kleid an. Dort sah man oft die lange, hagere Gestalt des Missionars einsam spazieren gehen. Nachdenklich schweiften seine Blicke ins Weite. „Wie fängst du es an, diesen Leuten beizukommen?" Das war die Frage, die ihn fortwährend beschäftigte und sich oft in ein inbrünstiges Gebet für die in dieser blühenden Natur allein im Winterschlafe liegenden Seelen verwandelte. „Ich hab' es gefunden!" rief er eines Tages, mit fröhlichem Antlitz nach Hause kommend. „Wir müssen sie mit List fangen, liebe Frau. Das Weihnachtsfest ist nahe. Dazu mußt du deutschen Weinachtskuchen backen, der soll die Lockspeise werden." Die gute Frau war dazu von Herzen bereit, wenn ihr Mann ihr nur Anweisung geben wolle, wie sie's zu machen habe. Doch bald stellte sich die Unmöglichkeit heraus, denn in ganz Tondano war kein Mehl aufzutreiben. So buck Frau Riedel denn süße Reiskuchen, wie sie bei den Eingebornen der indischen Inseln als Leckerbissen gelten. Sie rechnete nicht, wie der unvorhergesehene Aufwand in die beschränkte Wirthschaftskasse einschneiden mußte, sondern freute sich der Hoffnung, daß an dieser Angel vielleicht ein und das andere Fischlein gefangen werde für das Reich Gottes.

Am heiligen Abend versammelten die Schulkinder sich vor dem Missionshause. Sie standen im Halbkreise, Riedel in der Mitte. Eine große Schaar Neugieriger hatte sich gleichfalls eingefunden. Nun wurde von den Kindern das fleißig eingeübte Weihnachtslied angestimmt; dann erzählten einige in malaiischer Sprache die Festgeschichte, und darauf folgte eine Katechisation, bei der die Kinder gute Antworten gaben. Manche Eltern waren erstaunt über die Gelehrsamkeit ihrer Kinder, die hier zu Tage trat. Riedel wies in einer kurzen Ansprache die ganze Versammlung hin zu dem Sohne Gottes, der auch den Alfuren zu Liebe Mensch geworden sei und auch ihr Heiland sein wolle. Zum Schluß forderte er sie auf, am andern Tage in die Kirche zu kommen, wo sie mehr darüber hören könnten.

Wirklich war auch die Kirche ziemlich voll. Noch größer aber war der Zubrang am Nachmittage, für den eine allgemeine Einladung zu Kuchen und Kaffee ergangen war. Christen und Heiden fanden sich ein, so daß die Veranda zu Hilfe genommen werden mußte. Riedel saß höchst gemüthlich mitten in der Gesellschaft und erzählte von seiner fernen Heimat: wie die Felder in Deutschland jetzt mit Schnee bedeckt seien, wie die Bäume die Blätter verloren

hätten, wie die Flüsse und Seen eine Eisdecke hätten, daß man darauf gehen könne, wie man die Oefen in den Stuben heize, wie die Tagen nun so kurz seien u. s. w. Alles dieses schien Vielen zu wunderbar, als daß sie es hätten glauben können. Einer der Anwesenden aber bestätigte diese Berichte; er habe auf Java oft mit Europäern geredet, und die hätten immer dieselben Dinge erzählt. Dadurch wurde die Spannung der Zuhörer nur vermehrt. Riedel beschrieb die Saatfelder, die von Frost erstarrt des Frühlings harren, und was dann weiter mit denselben werde; er erkundigte sich nach dem alifurischen Ackerbau, verglich ihre Sitten und Gebräuche mit denen der Europäer und kam zuletzt ganz ungesucht auf die christliche Religion zu sprechen, wobei er ihnen die Bedeutung des Weihnachtsfestes klar zu machen suchte. Ehe man es vermuthete, brach die Dunkelheit herein, und die Versammlung gieng höchst befriedigt auseinander. Bald darauf wurde in allen Häusern Tondanos von der Gesellschaft bei dem Pandita mit allgemeiner Anerkennung gesprochen. Riedel und seine Frau aber waren voll Lob und Dank. Fast glaubte der Missionar bei der todten Masse der Namenchristen schon den Anfang einer Wendung zum Bessern erkennen zu dürfen, als auch am Neujahrstage die Kirche wieder recht besucht war. Doch es folgte eine schmerzliche Enttäuschung, da Abends sich der wüste Lärm der Betrunkenen mit dem gellenden Gekreisch der ausgelassenen Tänzer mischte, und wie kurz zuvor die Christen am Feste der Heiden, so jetzt die Heiden an der Feier des angeblichen christlichen Festes theilnahmen.

Am folgenden Sonntage war die Kirche wieder so leer wie früher; aber Riedel ließ sich nicht entmuthigen. Gelang es ihm vorerst auch nicht, mit der Predigt des Evangeliums unter den Erwachsenen Eingang zu finden, so begann er nun, nach Hellenboorns Vorbild sich eine kleine Hausgemeinde heranzuziehen. Gegenüber dem kläglichen Familienleben, wie es sich in den alifurischen Häusern fand, war diese Maßregel von hoher Wichtigkeit. Die Pfleglinge erhielten ihre Nahrung und Kleidung von Riedel, mußten dafür aber auch alle häusliche Arbeit verrichten, so daß die Hausfrau an ihnen eine wesentliche Hilfe hatte. Außer ihnen waren keine Dienstleute vorhanden, da der Sangir-Junge bald hatte entlassen werden müssen und Amos nun zum Schullehrer in einem andern Dorfe befördert wurde. Die Mädchen mußten waschen, bügeln, nähen, stricken rc.;

in der Küche waren die Knaben der Hausfrau zur Hand. Außerdem mußten sie Reis und Mais stampfen, Holz aus dem Walde holen, Baumblätter für das oft zu reparirende Hausdach schneiden, im Garten arbeiten, das Vieh besorgen u. s. w. Auch dabei fehlte es nicht an schweren Geduldsproben. Der Verkehr mit diesen Zöglingen war nicht immer leicht, so viel Mühe sich auch die Hauseltern mit ihrer Unterweisung und ihrem Unterricht gaben, und der kleine Gehalt, den Riedel bezog, machte bei solch erweiterter Familie manch drückende Einschränkung nöthig. Eine schwere Prüfungszeit war es, als noch im ersten Jahre Riedel durch ein hitziges Gallenfieber lange auf's Krankenlager geworfen wurde. Seine stille, sanfte Frau hielt aber in fröhlichem Glaubensmuthe aus und verkaufte, wenn das baare Geld fehlte, zu Zeiten selbst etwas von ihren Sachen, um zu den Werken christlicher Liebe die nöthigen Mittel zu erlangen. Noch manchen Gulden gab sie für Nadeln, Faden, Fingerhüte aus, um die Nähschule zu unterhalten, zu der sie zweimal wöchentlich die Frauen und Mädchen des Dorfes um sich sammelte; noch manchmal hat sie Reiskuchen gebacken, um die Tonbaner zu den Sonntag-Nachmittagsbesuchen herbeizulocken, bevor die ausgestreute Saat zu keimen begann.

Doch endlich kam diese Zeit. Aus den Versammlungen mit Kuchen und Kaffee wurden nach und nach Erbauungsstunden, bei denen die leiblichen Erfrischungen wegblieben, der Charakter der freien Unterhaltung aber gewahrt wurde. Die, welche bei diesen Zusammenkünften am Worte Gottes Geschmack gefunden hatten, fehlten dann natürlich auch nicht in den Gottesdiensten, so daß die Zahl der Kirchenbesucher sich allmählich mehrte und Riedel etliche Gemeindeglieder an der Feier des heil. Abendmahls theilnehmen lassen konnte. — Zu den Heiden fand sich immer weiterer Zugang durch die liebende Handreichung, die er den Kranken brachte. Ob er viel medicinische Kenntniß besaß, weiß sein Biograph nicht zu sagen, unter den Alifuren aber erlangte er schnell den Ruf eines großen Arztes. Das gab ihm dann die beste Gelegenheit, auf den rechten Arzt und Heiland hinzuweisen, und die Erzählungen von ihm und seinen Heilwundern machten am Krankenlager einen tieferen Eindruck, als wenn sie in der Schule gelernt worden wären. Dadurch wurden auch die Betrügereien der heidnischen Priester mehr und mehr bekannt, während andrerseits der Einfluß, den Riedel und seine Gattin in weiten

Kreisen übten, den Eingebornen den Unterschied des lebendigen Christenthums von dem bloßen Namenchristenthum zum Bewußtsein brachten. Wirkliches Leben aus Gott war indeß noch nirgends zu spüren. „Mit unsrer Macht ist nichts gethan," das wurde Riedel bei all seiner Arbeit inne; desto mehr aber legte er sich auf's Beten für die ihm anvertrauten Seelen.

---

5. Der Frühling bricht an.

Nicht umsonst pflegte Riedel eine kleine Bambuhütte, die inmitten seiner Maispflanzung verborgen lag, so häufig zu besuchen. Es war sein Betkämmerlein. Schon 1835 durfte er mit dankerfülltem Herzen schreiben: „Was ich in der kurzen Zeit meines Hierseins nimmer erwarten konnte, das hat der Herr durch seine Gnade ausgeführt. Schon das Neujahrsfest war ganz anders, man hörte keinen Lärm, sah keine Betrunkene. Menschen, mit denen ich noch vor drei Jahren über die Verkehrtheit des Aberglaubens sprechen mußte, kamen und baten um die h. Taufe, nachdem sie von Schulkindern das Glaubensbekenntniß und das Lesen gelernt hatten. Christen, die in offenbarer Unzucht lebten, beschlossen eine christliche Ehe anzufangen, und acht solche Paare ersuchten mich um kirchliche Trauung. Ich habe das erste Paar getraut, da der Jüngling seine Braut **ohne** Kauf erhielt! Vier erwachsene Kinder von zwei der angesehensten Priester kamen zu mir und baten um Aufnahme in die Gemeinde Christi. Ein alter Priester, der seit 40 Jahren durch seine Betrügereien ganze Dörfer verführt und sich dafür hat gut bezahlen lassen, flehte mit Thränen in den Augen, ihn doch nicht länger von der Taufe zurückzuhalten, weil er durch dieselbe die Ruhe seiner Seele zu finden hoffe."

Im Jahr 1836 kamen zwei neue Missionare für die Minahassa an, beide in der (von Rückert fortgeführten) Jänickeschen Missionsschule gebildete Deutsche. Traugott **Herrmann** bekam auf seiner Station Amurang wohl den schwersten Stand von allen Brüdern, da nicht bloß die Heiden und Namenchristen, sondern auch ein feindlicher Beamter ihm die Arbeit erschwerten. Adam **Mattern**, der auch die Druckerei erlernt hatte und eine Presse mitbrachte, ließ sich mit derselben in Tomohon nieder, und leistete der Minahassa durch die Herstellung der bisher so sehr vermißten Schulbücher einen wich-

tigen Dienst. Riedel selbst war nun in steigendem Maße in Anspruch genommen durch die Vorbereitung von Taufbewerbern und solchen, welche die Aufnahme in die Abendmahlsgemeinschaft begehrten. Schon 1836 gehörte die Taufe Erwachsener nicht mehr zu den Seltenheiten; 1838 stieg die Zahl derselben nach der Bekehrung des Oberpriesters auf 60, 1839 auf 144. In gleichem Maße wuchs die Zahl der Kirchenbesucher; 1836 betrug dieselbe 80—90; ein Jahr später dagegen drängten sich an jedem Sonntage 2—300 in das Kirchlein, und oft mußten manche vor der Thüre stehen bleiben. Die Nachmittagsversammlungen wurden jetzt immer mehr zu Predigtwiederholungen, wie Vater Jänicke sie hielt, nur daß in Tondano die Form der freien Unterhaltung vielleicht noch mehr vorwaltete, als einst im Betsaal in der Wilhelmsstraße zu Berlin. Als Vorsaal und Veranda die Theilnehmer nicht mehr fassen wollten, wurde der Raum zwischen den Pfosten, auf welchen das Haus ruhte, zu einem Saale ausgebaut, in dem der Pastor sich unter seiner Heerde frei hin- und herbewegen konnte.

Zu weiterer Unterweisung in der h. Schrift richtete Riedel nun auch zwei wöchentliche Bibelstunden ein. Hiezu war natürlich nur die Abendzeit übrig. Da erhob sich aber die Schwierigkeit mit der Beleuchtung. Sollte den Theilnehmern zugemuthet werden, Kerzen mitzubringen, wenn sie müde von des Tages Arbeit in den Gärten und auf dem See, sich vom Worte Gottes noch anziehen ließen, zur Stunde zu kommen? Nein, diese Last wollte Riedel den schwachen Anfängern nicht auflegen. Lieber übernahm er sie selbst, so knapp es auch mit seiner Kasse bestellt war, aus der er schon die Baukosten bestritten hatte. In frohem Glaubensmuthe wurden die Stunden begonnen, und bald zeigte sich, daß ein großer Segen auf ihnen ruhte. Darüber wurden die daran hängenden Geldsorgen bald vergessen. Doch soll hiemit nicht verhehlt werden, daß Riedel seine Lage oft drückend war. Sein Gehalt betrug gegen 800 Thaler; darnach aber war der ganze Haushalt mit seiner weitgehenden Wohlthätigkeit nicht bemessen. Trotz der größten Einschränkung, die von andern Europäern theils bewundert, theils bespöttelt wurde, entstanden somit oft ernstliche Verlegenheiten, namentlich wenn die Geldsendungen sich durch unzuverlässige Schiffsgelegenheit noch verspäteten. Bei aller Opferfreudigkeit für seine eigene Person, zeigen sich in Riedels Briefen darum hie und da doch Spuren von Verstimmung

über den Mangel an Mitteln. Gebete in besondern Nothzeiten wurden aber auch öfters in recht deutlicher Weise erhört.

Wie im Ganzen an der stets wachsenden Gemeinde, die sich enger um das Wort Gottes schaarte, so zeigte sich auch an einzelnen Seelen Grund genug zum Loben und Danken. Ungemein ergreifend war 1837 die Taufe von acht Katechumenen, die sämmtlich schon in einem Alter von 50—70 Jahren standen, und unter denen sich auch der Oberpriester von Tondano befand. Zum ersten Mal wurde dabei in der Kirche die alifurische Sprache gebraucht. Als die alten Männer, vor dem Taufbecken knieend, mit ihren Frauen das Bundessiegel empfiengen, entstand ein solches Weinen, daß Riedel mit Sprechen innehalten mußte, und Viele bekannten nachher, so etwas noch nie gehört, gesehen und gefühlt zu haben. — Ein kaum minder festlicher Tag war es, als Riedel zum ersten Mal sechs Mitglieder, die er längere Zeit zusammen unterrichtet hatte, zur Abendmahlsgemeinschaft aufnehmen konnte. „O, welche Vorrechte und welche Seligkeit schmeckt ein Missionar schon hier, selbst unter Heiden und auf seiner beschwerlichen Laufbahn!" schrieb er damals. „Ich verkündige den Tod des Herrn mit Menschen, die noch vor drei Jahren Heiden waren und dem Teufel opferten. Einige hatten von meiner Frau die ersten Buchstaben gelernt. Bei solchen Gelegenheiten zeigt uns der Herr zur Ermuthigung, daß unsere Arbeit nicht ganz und gar vergebens ist." — So sehr Riedel vermied, die Grenzen für die Ertheilung der Taufe zu eng zu ziehen, so streng gieng er bei der Zulassung zum h. Abendmahl zu Werke, um, so weit dieß Menschen gegeben ist, Unkraut und Weizen zu scheiden.

Die Verbreitung von Schulkenntnissen nahm gleichfalls über Erwarten zu, indem viele Erwachsene von den Kindern lesen lernten. Anfangs war an den nöthigen Schulbüchern großer Mangel gewesen, nun wurden dieselben zwar von der Presse zu Tomohon geliefert, aber die Bitte um Neue Testamente mußte Riedel noch manchmal mit blutendem Herzen abschlagen, bis endlich eine große Kiste mit mehreren hundert Exemplaren der h. Schrift ankam. Die Nachricht von diesem Ereigniß verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Tondano. Von allen Seiten eilten Alte und Junge herbei, das Wort Gottes zu kaufen. Manche hielten Kupfermünzen in der Hand, dort kam ein alter Mann mit einem Sacke Reis, hier ein Mädchen, einen Korb mit Eiern auf dem Kopfe; da wieder eine Frau, die ein paar

widerspänstige Hähne an den Flügeln hielt. Hie und da einige Worte der Ermahnung beifügend, gab Riebel in aller Ruhe die Bibeln und Testamente hin. Vor gar manchem Hause bildete sich an jenem Abend eine Gruppe um einen Knaben oder Jüngling, der beim flackernden Lichte der Harzfackel aus dem heiligen Buche vorlas.

Für die von 30 bis aufs zehnfache gestiegene Schülerzahl wurde nun auch ein neues Schulgebäude nöthig. Der Distrikt von Tondano unternahm 1837 diesen Bau aus eigenen Mitteln, ohne Beihilfe der Regierung. Im Februar des folgenden Jahres fand dessen feierliche Einweihung statt, zu der Riebel die nahezu 400 sauber gekleideten Kinder im Zug aus dem alten Hause herüber führte. Gerade ein Jahr nach der Einweihung der neuen Schule konnte die der neuen Kirche stattfinden, die unter Riebels unmittelbarer Leitung glücklich vollendet worden war, um die zu klein gewordene und ohnedieß baufällige zu ersetzen. Welch' ein Unterschied zwischen der Versammlung in dem auf 800 Sitzplätze berechneten neuen Gebäude und jenen 10—20 Menschen, die vor sieben Jahren Riebels ganze Zuhörerschaft ausmachten!

Von da an gewann der Sonntag in Tondano eine ganz andre Gestalt, selbst von vielen Heiden wurde er jetzt als Ruhetag gefeiert. Schon am frühen Morgen ruhte die Reisstampfe unter vielen Häusern. Zur Zeit der Reisernte, während deren viele Familien draußen in ihren Feldhütten wohnten, sah man sie früh Morgens hereinkommen, um sich vom Staub der Wochenarbeit zu reinigen und in sauberer Kleidung dem Gottesdienste beizuwohnen. Außerdem kamen Schaaren von andern Dörfern herangewandert oder in ihren Kähnen über den See gerudert, angezogen von der lebenskräftigen Verkündigung des Evangeliums, deren Wirkung in dem verbesserten sittlichen Zustand der Bevölkerung unverkennbar war. Das wüste Treiben, das man sonst allabendlich hörte, verschwand von Jahr zu Jahr mehr; heidnische Feste wurden nur noch selten veranstaltet und fanden keine allgemeine Betheiligung mehr; der ganze Einfluß der Zauberer war untergraben, der Aberglaube in der Wurzel erschüttert. Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit nahmen in auffallender Weise zu. Es entgieng dieß auch den weltlichen Beamten nicht und wurde bei Gelegenheit hoher Besuche, wie des Gouverneurs der Molucken und des Prinzen Heinrich der Niederlande rühmend anerkannt. Nament-

lich merkte der Opziener (Inspektor) zu Tondano, dem hauptsächlich die Ueberwachung der Arbeit auf den Kaffeepflanzungen oblag, wohl, welchen Vorsprung er vor seinen Kollegen in heidnischen Distrikten hatte. Unstreitig hatte die Mission gerade in Tondano, wo sie zuerst und am kräftigsten wirkte, großen Antheil an der für Holland so willkommenen Hebung der Kaffeekultur in der Minahassa, in Folge deren der Manadokaffee auf dem europäischen Markte bald ein gesuchter Artikel wurde. Die Regierung legte daher hier der Mission nicht nur keine Hindernisse in den Weg, wie z. B. in Java, sondern ließ ihr vielmehr manchfache Unterstützung angedeihen. Dieses günstige Verhältniß änderte sich zwar später eine Zeitlang sehr mit den Persönlichkeiten der Beamten, aber das Christenthum hatte bereits zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß die Regierung ein demselben feindliches Verhalten auf die Dauer hätte gestatten können.

Wie seine Amtsthätigkeit, so war auch Riedels häusliches Leben gesegnet. Fünf Kinder, Fritz, Maria, Sabina, Sophie und Hermina, die ihm in schneller Reihenfolge bescheert wurden, wuchsen wohlbehalten heran. Die Strenge des Vaters, der wie Großvater Müller in Erfurt zur Strafe des Ungehorsams das Stöckchen immer bei der Hand hatte, wurde aufs Schönste ergänzt durch die Sanftmuth der Mutter. Wie durch ihre blühende Gesundheit, so erregten die Kleinen auch durch ihre Folgsamkeit oft die Verwunderung andrer Europäer. Neben ihnen gehörten zum Hausstande gewöhnlich noch sechs Murids und vier Anakh Pijara, deren Erziehung viel Langmuth und Geduld erforderte. Es bedurfte eines ziemlichen Maßes von Energie, um überall die Hausordnung aufrecht zu erhalten; zuweilen kamen auch recht betrübende Erfahrungen vor; überwiegend waren jedoch die erfreulichen Früchte des christlichen Einflusses.

Aus den Murids giengen nach und nach tüchtige Schullehrer hervor, die ihrem väterlichen Erzieher eine treue Anhänglichkeit bewahrten und meistens unter dem Einfluß der bei ihm empfangenen tieferen christlichen Eindrücke ihr Amt versahen. Mehr und mehr dehnte so Riedels Thätigkeit sich durch Anlegung von Schulen auch auf andere Negereien aus. Die meisten derselben lagen jenseits der Berge. Sie zu besuchen waren immer mehrere Tage, später eine ganze Woche nöthig. Weil die Leute von dort seltener nach Tondano kommen konnten, wurde in der Schule gleich auch ein vollständiger Gottesdienst gehalten, und wo sich schon aufgenommene Mit-

glieder befanden, das h. Abendmahl gefeiert. Kam der Pandita über das Gebirge, so regte sich in jenen Negereien am Strande bei Vielen herzliche Freude, und wenn es auch nicht an Gleichgültigen fehlte, kam Riedel doch nie von solch einer beschwerlichen, oft sogar gefährlichen Reise nach Hause, ohne dem Herrn zu danken für neue Erfahrungen von der Wirksamkeit seines Geistes.

---

6. Die Erntezeit.

Bei Riedels Ankunft vor zehn Jahren hatte Tondano einer im harten Frost erstarrten Flur geglichen, jetzt waren wie vom Frühlingswehen aller Orten liebliche Knospen und Blüthen erweckt: ein neues Leben nach dem festen Winterschlaf. Wie aber erst unter der Glut des Sommers die edlen Früchte reifen, so war es auch unsrem Missionar aufbehalten, unter der Trübsalshitze seine Garben einzusammeln. Hellenboorns Heimgang im August 1839 und eine eigne schwere Krankheit 1840 waren noch leichte Heimsuchungen verglichen mit dem am 14. August 1841 erfolgten Tode seiner trefflichen Gattin, die, nachdem sie von den Freunden und Kindern Abschied genommen, noch zu ihm sprach: „Riedel, wir haben immer geglaubt, Du würdest vor mir zum Herrn gehen. Doch ich hätte es nicht ertragen, daß Du mich mit den fünf Kindern allein ließest. Deßhalb habe ich zu dem Herrn gefleht, daß Er mich vor Dir zu sich nehme. Sei nicht betrübt und weine nicht. Ich sterbe nicht, ich gehe Dir nur voraus. Im Himmel treffen wir uns wieder und sind vor dem Throne Gottes ewig beisammen."

Wie wars nach diesem Scheiden doch dem vereinsamten Gatten zu Muthe! „Nun sitze ich hier allein," schrieb er, „und habe fünf unerzogene Kinder, nach deren Essen, Trinken, Schlafen, Baden, Wäsche und Kleidung ich sehen muß. Ich muß in die Küche, ins Bad- und Waschhaus und überall herum gehen und sehen, daß ich alles in Ordnung halte. Ich muß meine und der Kinder Kleider zuschneiden und oft auch nähen, damit wir nicht zerrissen gehen. — Die Thränen rollen noch vom Kuß meines himmlischen Vaters über meine Wangen. Aber ich fühle, daß es der Vater ist; darum beneide ich nicht das Glück und die Seligkeit meiner lieben Frau, sondern bin stille." — Wollte er jetzt auf Reisen gehen, so mußte er alle seine Kinder mitnehmen, weil niemand daheim war, der sie hätte versor-

gen können. Kam er dann nach einigen Tagen ermüdet zurück, so blickte ihn alles im Hause verödet an und stimmte ihn wehmüthig. Doch die Bitten der hungernden Kinder ließen ihn solchen Gedanken nicht nachhängen, er mußte in die Küche, um Speise zu bereiten. Es war eine schwere Lage, von der man hätte meinen sollen, sie müsse ein Hinderniß für das ganze Missionswerk in Tondano werden.

Aber nein! Gerade mit dem Heimgang der vielgeliebten Missionsfrau, zu deren Begräbniß sich Heiden wie Christen mit Zeichen der innigsten Theilnahme einfanden, begann eine neue Epoche in der Geschichte Tondanos. Alles sprach von der Geduld auf dem Krankenlager und dem sanften, seligen Ende der Entschlafenen. Es entstand eine Erweckung, in Folge deren die Zahl der Taufwerber sich so erstaunlich mehrte, daß es schon 1847 nur noch wenige Alifuren gab, die nicht den Wunsch gehabt hätten, getauft zu werden. Die Erntearbeit gieng weit über die Kräfte des Schnitters, obgleich dieser bereits vielfach unterstützt wurde von seiner Gemeinde.

Es hätte sonderbar zugehen müssen, wenn so außerordentliche Erfolge des Evangeliums nicht den Haß und die Feindschaft der Welt erregt hätten. Schon zu Anfang der vierziger Jahre drohten die oberflächlichen Berichte von Reisenden, von denen einige nicht einmal die malaiische Sprache verstanden, die Mission in der Minahassa in ein sehr ungünstiges Licht zu stellen. Es war die Rede von Massentaufen, von unchristlichem Wandel der Getauften, von Streitigkeiten der Missionare unter einander u. s. w., lauter Anklagen, welche Riedel im Verein mit den andern Brüdern gründlich widerlegen konnte. Nur in Bezug auf die Schließung christlicher Ehen bat er, den Verhältnissen Rechnung zu tragen. „Wäre die Einsegnung derselben eine rein kirchliche Sache wie unter Indianern, Grönländern u. s. w. so würden in Tondano Wenige sein, die sich dieser Handlung nicht gerne unterzögen. Sollte man aber 40—60 Jahre alte Männer, die 20—30 Jahre mit einer Frau gelebt und schon Kinder, Enkel, ja selbst Urenkel haben, noch zwingen, bei der weltlichen Behörde die Erlaubniß zur christlichen Trauung nachzusuchen, wenn sie ihre Ehe auf Alifurenweise geschlossen hatten? Die Kosten dafür könnte wohl jeder noch aufbringen, aber die Mühe und Scham, vor der bürgerlichen Verwaltung zu erscheinen, hält viele

davon zurück; von jungen Leuten dagegen verlangen die Missionare unbedingt die christliche Trauung."

Schlimmer als die in Europa verlautenden Angriffe gegen die Mission waren diejenigen, welche dieselbe an Ort und Stelle von Seiten ungläubiger Beamten zu erfahren bekam. So lange der Resident von Manado der Mission günstig war, hatte man von dieser Seite nichts zu fürchten gehabt. Jetzt aber wurde die Praxis der Sonntagsarbeit eingeführt und christliche Inspektoren zwangen die Getauften, trotz ihres Wunsches den Gottesdienst zu besuchen, auf die Plantagen zu gehen. Wo die Dorfhäuptlinge noch Heiden waren, wurde dieser Zwang oft mit Grausamkeit durchgeführt. Manche wurden dabei zu Märtyrern und ließen sich lieber in den Block schlagen, als daß sie die Predigt des Evangeliums daran gegeben hätten. Die Missionare wandten sich in dieser Angelegenheit, wie es scheint, mit Erfolg an den Gouverneur, dennoch aber haben sich derartige Angriffe später noch mehrfach wiederholt. Es fehlte sogar nicht an Versuchen, unter dem Vorwand einer Pflege nationaler Eigenthümlichkeiten die alten heidnischen Feste mit aller daran hängenden Unsittlichkeit wieder zu beleben und dadurch dem Christenthum in der gehässigsten Weise entgegenzuarbeiten. Auch der christlichen Schule wurden Hindernisse in den Weg gelegt. Es hieß, die unter Mitwirkung der Regierung errichteten Schulen seien lediglich dazu da, um lesen, schreiben und rechnen zu lernen und das Denkvermögen der Jugend zu entwickeln, darum solle der Religionsunterricht wenigstens von den festgesetzten Schulstunden ausgeschlossen sein. Die von der Missionsgesellschaft allein gegründeten und unterhaltenen Schulen blieben allerdings einzig unter der Aufsicht der Missionare, da aber die in Tondano zu den Regierungschulen gehörte, zog Riedel sich schließlich ganz von derselben zurück. Gelegenheit zu anderweitiger Einwirkung auf die Jugend hatte er deßhalb ja doch; die aus jenen religionsfeindlichen Maßregeln hervorgegangenen Mißhelligkeiten sind aber bis auf den heutigen Tag nicht ganz beigelegt.

Trotz aller Angriffe wuchs jedoch das Werk Gottes mächtig. Der Kirchenbesuch in Tondano nahm so zu, daß ganze Schaaren nicht mehr in das Gebäude gelangen konnten, sondern vor den geöffneten Thüren und Fenstern stehen mußten. Für die Predigt-Wiederholungen war der Betsaal unter dem Hause längst zu klein geworden; sie wurden jetzt auf dem Rasenplatze vor Riedels Hause

gehalten, dem die schnell groß gewordenen Bäume einen erquickenden Schatten verliehen. In der Mitte befanden sich einige Bänke, auf denen die Alten Platz nahmen; die Jungen standen rings umher. Die gemüthliche Unterhaltung wie früher war bei einer Versammlung von tausend oder mehr Personen natürlich nicht mehr möglich. Die geförderteren Gemeindeglieder wurden jetzt aber abwechslungsweise zu Ansprachen aufgefordert, in denen die dem Alifuren angeborne Beredtsamkeit sich ebenso deutlich zeigte wie die Ergriffenheit der Sprecher von ihrem Gegenstand. Vater Riedel schritt dann im Hausrock zwischen den Gruppen der Zuhörer hin und machte nur dann und wann einige Bemerkungen dazu. Den Schluß bildete der Gesang eines Liedes.

Da auch für die Bibelstunden der Raum im Saal nicht mehr reichte und die Kirche nicht dazu gebraucht werden konnte, weil die Vorrichtung zur Beleuchtung fehlte, blieb nichts andres übrig, als sich in verschiedene Lokale zu vertheilen. Hier versammelten sich Männer, dort Frauen, hier Jünglinge, dort Jungfrauen, und überall lasen die Geförderteren etwas aus der hl. Schrift vor, erklärten es so gut es gieng, oder besprachen noch einmal einzelne Punkte der Predigt und beteten mit einander. Oft bildeten sich solche Versammlungen ohne daß Riedel es wußte. Eine Kohle entzündete sich an der andern, und so zog das Feuer des h. Geistes in immer weiteren Kreisen durch die Massen. Selbst Jünglinge, die noch nicht getauft waren, hatten solche Vereinigungen, um sich gemeinsam zur Aufnahme in den Taufunterricht vorzubereiten. Erst 1849 wurde das Bedürfniß nach einem größeren Saal zu gemeinsamer Erbauung gestillt. In den darin stattfindenden Versammlungen war Riedel ganz nur der Vater unter seinen Kindern und der Bruder unter christlichen Brüdern und Schwestern; denn von den für ihn so wichtigen Versammlungen in Breslau her bewahrte er bis an sein Ende treulich den Charakter des deutschen Konventikelchristen. Daneben aber wußte er auch als Hirte die Heerde mit unwiderstehlicher Autorität zu leiten. Von dem Einfluß, den er auf Christen und Heiden übte, nur Ein Beispiel.

Es waren Grenzstreitigkeiten ausgebrochen zwischen Tonbano und Tomohon. Nicht bloß Heiden, sondern auch viele Getaufte legten den alten Kriegerschmuck an und rüsteten sich mit Speer und Schild. Schon standen die feindlichen Schaaren einander kampf-

bereit gegenüber, als die lange, hagere Gestalt des Missionars erschien. Furchtlos tritt er zwischen ihre Reihen und redet sie mit derben Worten an. Das wilde Geschrei, das soeben noch die Luft erfüllte, verstummt; Riedel schilt die zornerfüllten Männer aus wie ein Schulmeister die ungezogenen Buben und befiehlt ihnen, nach Hause zu gehen. Und wirklich schleicht sich einer nach dem andern kleinlaut und beschämt von dannen.

Die Nachrichten von den bedeutenden Erfolgen Riedels zogen mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde in Holland auf sich. In Deutschland erfuhr man lange nur wenig von dem von Gott so reichgesegneten Landsmanne, der von Hause aus schon kein Freund von Berichten war, und dem es bei der sich häufenden Arbeit immer schwerer wurde, hiefür Zeit zu finden. Nur Pflichtgefühl bewog ihn zu den unumgänglichsten Mittheilungen an seine Gesellschaft. „Ich bin erstaunt und beschämt," schrieb er so einmal, „über den Segen, den Gott auf meine geringe Wirksamkeit legt, wenn ich die gründliche Bibelkenntniß in meiner Gemeinde sehe und die mit Thränen abgelegten Bekenntnisse und das ernstliche Beten höre." Im Ganzen war sein Wahlspruch: „Je weniger in der Welt bekannt, selbst bei Christen, desto besser. Wenn uns nur der Herr als seine (wiewohl schwachen) Knechte erkennt."

Während Riedel schon im ersten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit nicht nur den ausgestreuten Samen hatte grünen sehen, sondern auch manche Erstlingsfrüchte einsammeln dürfen, war seinem alten treuen Freunde Schwarz eine viel längere Wartezeit beschieden gewesen. Volle zwölf Jahre meinte dieser fast vergeblich gearbeitet zu haben, als 1843 auch auf seine Thränensaat endlich eine Freudenernte folgte. Es erwachte nun in dem ganzen Distrikt von Langowan ein aufrichtiges Fragen und Suchen; auch die in vielen Negereien errichteten Schulen trugen jetzt ihre Früchte. Nachdem in Tondano und Langowan gleichsam die Schleusen aufgezogen waren und das Volk der Alifuren sich mit vollem Strome in die christliche Kirche ergoß, verbreiteten sich die Wellen dieser Bewegung allmählich über die ganze Minahassa. „Das Feld ist weiß zur Ernte," das war der Eindruck, den jeder erhalten mußte, der mit einigem Verständniß durch das Land reiste, und es fehlte auch nicht an innigen Gebeten, daß der Herr der Ernte mehr Arbeiter senden möge.

Diese kamen denn auch nach und nach, namentlich seit 1847

der Missionsinspektor van Rhyn die Minahassa besucht und die hohe Bedeutung dieses gesegneten Arbeitsfeldes den Missionsfreunden Hollands an das Herz gelegt hatte.

---

7. Riedels Lebensabend.

Schon 1845 hatte Riedel erstmals die Bitte um einen Mitarbeiter für Tondano ausgesprochen; erst 1850 sollte sie jedoch erfüllt werden. Bis dahin hatte er 9341 Personen die Taufe ertheilt und 3851 als Kommunikanten angenommen. Man denke sich die Masse von Arbeit, welche bei seiner Gewissenhaftigkeit die Vorbereitung dieser Seelen in sich schloß, und man wird begreifen, wie der treue Mann, dessen Kräfte schon fühlbar zu schwinden begannen, sich nach einem Gehilfen sehnen mußte. Wohl hatte er noch nicht lange das fünfzigste Lebensjahr überschritten, allein Indiens Klima bringt dem Europäer das Greisenalter frühzeitig, besonders wenn er zwanzig Jahre gearbeitet hat wie Riedel. Mit so ungewöhnlicher Energie dieser auch der zunehmenden Körperschwäche widerstand, war es doch hohe Zeit, daß er einen Mitarbeiter erhielt, als in dem Holländer Hendrik Willem Rooy ihm endlich ein solcher zugesandt wurde. Es war dieß ein Bruder ganz nach Riedels Herzen: demüthig, gläubig und treu. Mit Freuden führte Letzterer ihn in sein Amt ein und übertrug ihm bald darauf die Pflege der ferner gelegenen Gemeinden, während er selbst seine Kräfte auf Tondano beschränkte.

Am selben Tage, an dem Rooy in der Minahassa landete, wurde in Tondano die Hochzeit von Riedels ältester Tochter Maria mit dem Häuptling von Kema gefeiert. — Dieß führt uns auf das Familienleben des alternden Missionars zurück. Fünf Jahre lang hatte derselbe nach dem Tode seiner Frau mit Hilfe seiner Zöglinge den ganzen Haushalt selbst besorgt, zuletzt aber war ihm neben seiner weitverzweigten Amtsthätigkeit diese Arbeit doch über den Kopf gewachsen: auch bedurften die heranwachsenden Töchter mehr Zucht und Anleitung, als er selbst ihnen gewähren konnte. So lebendig auch das Bild seiner trefflichen entschlafenen Gattin noch in seiner Seele war, entschloß er sich darum doch zu einer zweiten Ehe. Seine neue Gehilfin, eine Beamtentochter, wird als eine liebe, sanfte, etwas schüchterne Frau geschildert, die ihm die Sorge für das Hauswesen und die Kinder bedeutend erleichterte. Das älteste derselben, Riedels

einziger Sohn Fritz, jetzt Assistent-Resident in Gorontalo, war damals bereits nicht mehr im elterlichen Hause. Zuerst hatte ihn der Vater selbst unterrichtet, dann war er in die Schule zu Manado, und von da, erst 14 Jahre alt, als Schreiber zu einem Regierungskommissär Francis gekommen, der ihn auf eine Rundreise durch die Molukken mitnahm und dann behilflich war, ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Europa zu senden.

Die älteste Tochter Maria stand bis zu ihrer Verheirathung der oft kränkelnden zweiten Mutter in der Führung des Haushalts treulich bei. Es ist ein gutes Zeugniß für die Fortschritte der christlichen Kultur in der Minahassa, daß ein Missionar es wagen konnte, seine Tochter einem Eingebornen zur Frau zu geben. Die Ehe wurde eine sehr glückliche. Ein europäischer Reisender war höchlich erstaunt über die Bildung des trefflichen Häuptlings von Kema und das ganze Leben in seinem Hause. — Nach nur vierjähriger Verbindung gieng auch Riedels zweite Gattin ihm in die Ewigkeit voran. Es war dieß ein schwerer Schlag für ihn, der im Gefühl seiner abnehmenden Kräfte weit mehr an seinen eigenen Heimgang dachte. Von nun an führten ihm seine drei jüngsten Töchter den Haushalt. Um Sabina, die älteste unter diesen, warb 1852 der treue Rooy, in dessen Hand der Vater die ihre mit Freuden legte.

Jetzt schien wirklich Riedels Ende zu nahen. Ein immer stärker werdender Husten zehrte an seinem Lebensmark. Zwar konnte er noch einige Zeit seine Wirksamkeit fortsetzen, da die dicht gedrängten Schaaren lautlos harrten, bis er wieder fortfahren konnte, wenn er, während der Predigt von einem Hustenanfall betroffen, eine längere Pause machen mußte; allmählich aber nahm seine Schwachheit so zu, daß er sich oft an der Kanzel festhalten mußte. Voll Sterbensgedanken schrieb er zu Anfang des Jahrs 1853 mit zitternder Hand an seine Gesellschaft: „Ich wundre mich nicht, daß der Vorstand hohen Werth auf das Leben seiner Missionare legt, besonders wenn der Herr ihre Wirksamkeit mit seinem Segen gekrönt hat. Aber ich denke und fühle in Bezug auf mich etwas anders, nämlich:

Was ich gelebt, das decke zu,
Was ich noch leb', regiere Du!

„Und kann es beim Hingang aus dieser Welt nicht geschehen, dann soll dort oben meine erste Bitte sein:

Hier kommt ein armer Sünder her,
Der gern aus Gnade selig wär!"

Schon stand unten im Hause der Sarg bereit; aber das Warten sollte noch lange dauern. — Nicht mehr wie sonst zu seiner geliebten Gemeinde sprechen zu können, wollte Riebel oft recht schwer werden; doch erquickte er sich dann daran, von seiner Wohnung aus den Kirchengesang zu hören und nachher manch' lieben Besuch zu bekommen, mit dem er sich über das Eine, was Noth ist, unterhielt. Und weidete doch sein lieber Sohn Nooy die Gemeinde mit dem Wort des Lebens! Wie war's ihm da zu Muthe, als der Herr am 21. Dezember 1854 diese junge frische Kraft abrief, und ihn, den gebrechlichen, gebückten Alten da ließ! „Ach, ach!" schrieb er darüber, „obschon unser lieber Herr mir manches Kreuz aufgelegt und geholfen hat, es zu tragen, so hat mich doch noch keines so getroffen und niedergedrückt wie dieses." Ich ergebe mich in den Willen des Herrn; aber mein Herz ist sehr gebeugt und die Augen gewöhnlich voll Thränen. Nicht so sehr meinetwegen, denn wie lange noch? so folge ich meinem lieben Nooy nach. Auch nicht so sehr meiner Tochter wegen, obgleich sie eine junge Wittwe, kaum 18 Jahre alt ist, die nur ein Jahr und neun Monate mit ihrem Gatten glücklich vermählt war. Aber die arme Gemeinde, die sich kaum von mir entwöhnt und an Nooy gewöhnt hatte, die von ihm geliebt wurde, für die er alles that und alles daran gab, sie ist nun in der That ein Waisenkind!"

Nooy hatte während einer im November ausgebrochenen Epidemie die Gemeinde bei Tag und Nacht bedient, bis er selbst erkrankte. Seine letzten Worte zu Riebel waren gewesen: „Papa, ich gebe dir meine geliebte Sabina, deine Tochter, wieder zurück. Du wirst wohl für sie und das, was sie unter dem Herzen trägt, sorgen." — Fast ein Jahr lang blieb nun die Gemeinde zum großen Schmerz ihres alten Seelsorgers verwaist. Dann und wann kam Freund Schwarz herüber um zu predigen, oder Br. Willem aus Tomohon; beide aber waren in ihren eigenen Gemeinden so in Anspruch genommen, daß dieß nicht oft geschehen konnte. An einigen andern Sonntagen mußten Schullehrer den Gottesdienst leiten. In die Versammlungen schleppte sich Vater Riebel noch an seinem Stabe, unterstützt von seinen treuen Helfern. Es schnitt ihm durchs Herz, in Folge des Mangels an regelmäßiger Bedienung eine gewisse Lau-

heit in der Gemeinde einreißen zu sehen. Um derselben entgegenzuarbeiten, raffte er seine gebrochenen Kräfte zusammen und richtete eine Klasse zum Taufunterrichte ein, die er mit Hilfe frommer Gemeindeglieder zwei Monate lang jeden Abend unterwies.

Endlich erhielt Tondano wieder einen treuen Hirten an Hessel Rooker, einem Zögling des Rotterdamer Missionshauses, der seit 1852 in Süd-Celebes gearbeitet hatte. Vater Riedel fand in „seiner Gesinnung und Denkweise viel Aehnlichkeit mit dem sel. Rooy" und gewann ihn darum bald herzlich lieb. Auch die Gemeinde schloß sich vertrauensvoll an ihren neuen Seelsorger an, so daß Riedel sich für seine eigene Person nun ruhiger in den Feierabend schicken lernte. Trotz großer körperlicher Beschwerden hörte man ihn nie klagen. Höchstens konnte er dann und wann sagen: „Daß das Warten und Nichtsthun mir schwer fällt, läßt sich denken, da ich von Jugend auf bis in die Fünfziger immer thätig gewesen bin. Aber auch dazu schenkt der Herr Gnade und Ergebung, und ich bitte täglich: Dein Wille geschehe! und: Bewahre mich vor Ungeduld." Gewöhnlich aber sprach er herzlich dankbar von seinem Ergehen, da er doch meistens einen Theil des Tages erträglich frei von Schmerzen war. Der lieblichen Entfaltung des Töchterleins seiner Tochter Sabina, das seinen Vater nie gesehen hatte, folgte er mit Freude; ein weiterer Freudenstrahl in seinem Lebensabend wurde die Wiederverheirathung der jungen Wittwe mit Rooys Nachfolger Rooker. — Bald darauf reichte Riedels dritte Tochter dem Missionar Tendeloo zu Amurang die Hand; die jüngste blieb zunächst noch bei dem Vater. Man hätte denken sollen, sie sei ihm zu seiner Pflege unentbehrlich gewesen, dennoch aber ließ er sie bald nach Kema, bald nach Amurang zu ihren Schwestern zur Aushilfe ziehen. Später heirathete sie Miss. Graafland, dem wir die beste Schilderung der Minahassa verdanken. *)

Nachdem die eignen Kinder sämmtlich das väterliche Haus verlassen hatten, umgab der Greis sich noch einmal mit einigen Alifurenkindern, wie er deren im Leben so viele um sich gehabt. Sie suchte er dem Heiland zuzuführen, als er an den Alten kaum mehr wirken konnte. Zwei kleine Waisenmädchen waren seine Anakh Pijara; ein kleiner und ein etwas älterer Knabe seine Muribs. Die ersteren stopften und flickten seine Kleider; die letzteren schliefen bei ihm auf dem Fuß-

*) De Minahassa. Door N. Graafland. Rotterdam 1867.

boben, daß er nicht allein sei, wenn ihm etwas zustoße. Einer von ihnen mußte auch seine Stube in Ordnung halten und das Haus bewachen. Sonntags giengen alle Kinder bis auf eines in die Kirche; dann lauschte der Greis am offenen Fenster den feierlichen Klängen des Gemeindegesangs. Nach dem Gottesdienst füllte Riedels Vorsaal sich mit Leuten, von denen Viele ihren alten Hirten nur wenigstens sehen wollten, wenn er auch nicht sprechen konnte. Gerne sangen sie ihm dann auch eines seiner Lieblingslieder vor. Nachher mußten seine Kleinen ihm Rookers Predigt erzählen, woran er weitere Erklärungen knüpfte. Schlief der Vater, von Mattigkeit überwältigt, Abends früh ein, so blieben sie mit ihrer Bibel noch bei der Lampe sitzen. Am andern Morgen befragten sie ihn dann über das, was sie nicht verstanden hatten. Sein letzter Brief nach Europa ist datirt vom 3. März 1858, war aber schon von fremder Hand abgeschrieben, da der müde Pilger die Feder nicht mehr führen konnte, sondern ihn nur mit Bleistift aufgesetzt hatte. Noch dritthalb Jahre sollten jedoch verfließen, bis am 12. Oktober 1860 endlich die lang ersehnte Stunde schlug. Wie mag es Riedel gewesen sein, als 1859 ihm auch noch sein lieber, alter, verhältnißmäßig rüstiger Freund Schwarz vorauseilte! Zwei Tage weiter, und Riedel hätte vor seinem Heimgang noch einmal den Gedächtnißtag seiner Ankunft in Tondano begehen können. Auf dem Sterbebette, als eine Schaar tiefbewegter Gemeindeglieder im Kreise um ihn herstand, hat er wohl noch einmal auf die 29 Jahre zurückgeblickt, die er unter diesen Leuten verlebte, und sein letzter Gedanke war gewiß: „Es ist alles, alles Gnade.“

Tondano ist jetzt nicht mehr, wie Vater Riedel es traf, ein wirrer Haufe von langen hölzernen Burgen, in denen je ein Schwarm von Menschen in allem Schmutze lebte. Eine halbe Meile lang ziehen sich schnurgerade Straßen hin, in denen von Rosenhecken umzäunt sich Garten an Garten reiht. In jedem dieser Gärten steht unter schattigen Bäumen ein nettes Familienhaus auf mäßig hohen Pfählen mit Treppe und Veranda. Die Straße ist trocken und reinlich: wie anders als ehemals der von hundert Schweinerüsseln durchwühlte Boden! Nur abseits von den Hauptstraßen, nach dem Flusse zu, finden sich noch Ueberreste der alten Zeit. — Die Einwohner sind größtentheils gut und reinlich gekleidet. Ein Bischen Eitelk eit

mag bei den jungen Leuten wohl mit im Spiele sein, doch tritt sie nur selten in jener lächerlichen Nachäfferei europäischer Moden zu Tage, die Vater Riedel mit so scharfer Satire zu geißeln pflegte, wenn sie ihm je und je begegnete. — Auf den Straßen herrscht reges Leben. Auch Reiter und Wagen fehlen nicht. Die letzteren nehmen der Mehrzahl nach ihren Weg zu dem großen Kaffeepackhaus, dessen massenhafte Vorräthe Zeugniß geben von dem Aufschwung, den die Kaffeekultur hier, wie überhaupt in der Minahassa genommen hat. — Daß Tondano innerhalb weniger Jahrzehnte aus einer verkommenen heidnischen Negerei eine schmucke Christenstadt geworden ist, war unter Gottes Gnade hauptsächlich Vater Riedels Werk.

Fragen wir nun aber nach den geistlichen Resultaten seines Wirkens, so wird wohl Niemand erwarten, daß sie heute noch in derselben Weise zu Tage treten, wie in der Zeit der ersten Liebe. Um den Kern des lebendigen Christenthums hat sich allmählich die Schale des Gewohnheits- und Namenchristenthums in nicht geringem Maße angesetzt. Wo fänden wir dieß aber anders? Ja, man wird wohl kecklich sagen dürfen, daß noch immer Tondano gar viele europäische Christenstädte beschämt. Wenn Sonntags die Zeit des Gottesdienstes naht, füllen die Straßen sich mit festlich gekleideten Schaaren, die unter dem Glockenklange zur Kirche gehen. Es ist immer noch die alte, jetzt dem Verfalle nahe Nothkirche von 1845, mit der man sich behilft. Von den 7000 Bewohnern Tondanos finden sich etwa 1500 regelmäßig dort ein, um in tiefer Stille und Andacht Rookers Worten zu lauschen. Ein Drittheil der Kirchgänger etwa nimmt nach dem Schlusse des Gottesdienstes den Weg in den Betsaal, in dem noch ganz in derselben Weise, wie in Vater Riedels Tagen, die Predigtwiederholung in alifurischer Sprache stattfindet. Abends versammelt sich dann nochmals der Kern der Gemeinde, mit dem Rooker als Bruder unter Brüdern verkehrt; außerdem bestehen auch kleine Kreise Solcher fort, die Sonntags in ihren Häusern selbstständig gemeinsame Erbauung aus Gottes Wort schöpfen. So werden auch in jedem Monate in 16 Häusern Missionsbetstunden gehalten, bei denen in einem Jahre 258 fl. kollektirt wurden. *)

*) Im Jahre 1865 beliefen sich die Missionsbeiträge des ganzen Tondanodistrikts (mit 19 Gemeinden) auf 781 fl. Vgl. Ein Ueberblick über die Mission in Minahassa, Miss. Mag. 1869 S. 13.

Andrerseits sieht man allerdings gerade an den Sonntagen auch viel Weltsinn, Genußsucht und unchristliches Treiben. Ganz wie bei uns glaubt gar mancher seinen Pflichten als guter Christ nachgekommen zu sein, wenn er dann und wann den Hauptgottesdienst besucht; im übrigen ist ihm der Sonntag nur ein Tag der Erholung, und ernstere Bedürfnisse und Gedanken sind ihm fremd. Ja, es kommt noch weit Schlimmeres vor. In einem und dem andern Hause sitzt wohl auch eine Gesellschaft beim Kartenspiel zusammen, das mit einer manche Familien zu Grunde richtenden Leidenschaftlichkeit getrieben wird, oder versammelt man sich um eine Arackflasche, aus der sich alle Anwesenden halb, wo nicht ganz berauschen. Je größer aber auf der einen Seite der Haufen der Spreu wird, desto deutlicher tritt auf der andern auch das gute Korn hervor. Und so hat das Wort Gottes, gepredigt von einem treuen Jünger, in Tondano also dennoch in wenigen Jahrzehnten eine Umwandlung hervorgebracht, für die in Deutschland doppelt so viele Jahrhunderte nöthig waren.

Von den 110,000 in der Minahassa lebenden Alifuren sind jetzt 80,000 Christen, darunter über 14,000 Kommunikanten. In mehr als 140 Gemeinden wirken 12 Missionare, 17 Hilfsprediger und 120 Lehrer. In der seit einigen Jahren in Tondano eingerichteten Missionsdruckerei erscheint ein christliches Volksblatt, das sich schnell einen weiten Leserkreis gewonnen hat. Zur Ausbildung der Lehrer hat eine Reihe von Jahren ein Seminar in Tanawangko bestanden, vortrefflich geleitet durch Riedels Schwiegersohn Graafland. Leider ist dasselbe seiner Auflösung nahe, weil die Regierung ein Seminar einrichtet, mit dem das der Missionsgesellschaft nicht wird konkurriren können, und es droht dem lieblichen Missionswerke eine große Gefahr dadurch, daß das holländische Gesetz, nach welchem der Volksunterricht ein religionsloser sein soll, nun auch auf die Kolonien übertragen worden ist.

Bücherschau.

Die iroschottische Missionskirche des 6. 7. und 8. Jahrhunderts, und ihre Verbreitung und Bedeutung auf dem Festlande. Von Dr. J. H. A. Ebrard. Gütersloh, Bertelsmann 1873. 555 S.

Es ist eine wirklich spannende, fesselnde, für die Missionsgeschichte des Mittelalters überaus wichtige Untersuchung, in welche der gelehrte Kirchenhistoriker uns hineinzieht, eine streng kritische, neuestens durch keltische Quellen erleichterte Forschung nach den Anfängen des Christenthums in Deutschland. Das Ergebniß derselben lautet einfach also: Wir Süddeutsche haben das Evangelium von einer vorrömischen und romfreien Kirche erhalten, von den Culdeern (cele De = Mann Gottes) wie die Boten der iroschottischen Kirche genannt wurden. In der Zwölfzahl zogen sie aus, gründeten — verheirathet oder ledig — Niederlassungen unter den Heiden und sammelten die Bekehrten um sich zu Klostergemeinden. Was sie überall den Heiden brachten, das war die evangelische Heilslehre, in der Volkssprache verkündigt, und die treuste Beschäftigung mit der Bibel. Vom Dienst der Heiligen, der Engel, der Reliquien ist keine Rede; ebensowenig von einer strengen Hierarchie. Der Abt jedes Klosters, ein presbyter, steht unter der Oberleitung der Väter auf dem stillen Eiland Jona oder Jowa; in neugegründeten Gemeinden setzt er Bischöfe ein. Das Kloster aber ist ungefähr, was wir eine Missionsstation nennen würden, das gerade Gegentheil von den strenggesetzlichen Anstalten der Benediktiner, welche seit Gregor dem Großen jene ursprünglichen Sitze evangelischer Zucht und Freiheit allmählich bedrängt, überlistet, erobert und verwandelt haben. Das Frankenreich unter den Merovingern verdankte diesen Boten aus der jenseitigen Inselwelt sein geistliches Leben, bis ein Bündniß des Römerknechtes Winfrid mit den Karolingern dem Papste die geistliche Herrschaft über die Franken und ihre Nachbarn und Unterthanen diesseits des Rheines verschaffte. — Gewiß wäre es erwünscht und eben jetzt besonders zeitgemäß, wenn die Resultate dieses gelehrten Werks in populärer Fassung den Deutschen, Evangelischen wie Katholiken, geboten würden, damit wir alle uns zurückbesinnen auf die Ursprünge unseres geistigen Lebens. Wer in der üblichen Tradition der Kirchengeschichte herangewachsen ist, hat es wahrlich von Nöthen, die Gestalten eines Patrik und Columba näher kennen zu lernen und mit denen eines Amandus oder des „Apostels der Deutschen" zu vergleichen. Wer hat sich nicht schon gewundert, wenn er las, wie Bonifaz in etlichen Monaten „viele Tausende von Heiden" bekehrte? Wer staunte nicht über solche Riesenerfolge, wenn er sie mit der langsamen Wirkung

Andrerseits sieht man allerdings gerade an den Sonntagen auch viel Weltsinn, Genußsucht und unchristliches Treiben. Ganz wie bei uns glaubt gar mancher seinen Pflichten als guter Christ nachgekommen zu sein, wenn er dann und wann den Hauptgottesdienst besucht; im übrigen ist ihm der Sonntag nur ein Tag der Erholung, und ernstere Bedürfnisse und Gedanken sind ihm fremd. Ja, es kommt noch weit Schlimmeres vor. In einem und dem andern Hause sitzt wohl auch eine Gesellschaft beim Kartenspiel zusammen, das mit einer manche Familien zu Grunde richtenden Leidenschaftlichkeit getrieben wird, oder versammelt man sich um eine Arackflasche, aus der sich alle Anwesenden halb, wo nicht ganz berauschen. Je größer aber auf der einen Seite der Haufen der Spreu wird, desto deutlicher tritt auf der andern auch das gute Korn hervor. Und so hat das Wort Gottes, gepredigt von einem treuen Jünger, in Tondano also dennoch in wenigen Jahrzehnten eine Umwandlung hervorgebracht, für die in Deutschland doppelt so viele Jahrhunderte nöthig waren.

Von den 110,000 in der Minahassa lebenden Alifuren sind jetzt 80,000 Christen, darunter über 14,000 Kommunikanten. In mehr als 140 Gemeinden wirken 12 Missionare, 17 Hilfsprediger und 120 Lehrer. In der seit einigen Jahren in Tondano eingerichteten Missionsdruckerei erscheint ein christliches Volksblatt, das sich schnell einen weiten Leserkreis gewonnen hat. Zur Ausbildung der Lehrer hat eine Reihe von Jahren ein Seminar in Tanawangko bestanden, vortrefflich geleitet durch Riedels Schwiegersohn Graafland. Leider ist dasselbe seiner Auflösung nahe, weil die Regierung ein Seminar einrichtet, mit dem das der Missionsgesellschaft nicht wird konkurriren können, und es droht dem lieblichen Missionswerke eine große Gefahr dadurch, daß das holländische Gesetz, nach welchem der Volksunterricht ein religionsloser sein soll, nun auch auf die Kolonien übertragen worden ist.

Bücherschau.

Die iroschottische Missionskirche des 6. 7. und 8. Jahrhunderts, und ihre Verbreitung und Bedeutung auf dem Festlande. Von Dr. J. H. A. Ebrard. Gütersloh, Bertelsmann 1873. 555 S.

Es ist eine wirklich spannende, fesselnde, für die Missionsgeschichte des Mittelalters überaus wichtige Untersuchung, in welche der gelehrte Kirchenhistoriker uns hineinzieht, eine streng kritische, neuestens durch keltische Quellen erleichterte Forschung nach den Anfängen des Christenthums in Deutschland. Das Ergebniß derselben lautet einfach also: Wir Süddeutsche haben das Evangelium von einer vorrömischen und romfreien Kirche erhalten, von den Culdeern (cele De = Mann Gottes) wie die Boten der iroschottischen Kirche genannt wurden. Zu der Zwölfzahl zogen sie aus, gründeten — verheirathet oder ledig — Niederlassungen unter den Heiden und sammelten die Bekehrten um sich zu Klostergemeinden. Was sie überall den Heiden brachten, das war die evangelische Heilslehre, in der Volkssprache verkündigt, und die treuste Beschäftigung mit der Bibel. Vom Dienst der Heiligen, der Engel, der Reliquien ist keine Rede; ebensowenig von einer strengen Hierarchie. Der Abt jedes Klosters, ein presbyter, steht unter der Oberleitung der Väter auf dem stillen Eiland Jona oder Jowa; in neugegründeten Gemeinden setzt er Bischöfe ein. Das Kloster aber ist ungefähr, was wir eine Missionsstation nennen würden, das gerade Gegentheil von den strenggesetzlichen Anstalten der Benediktiner, welche seit Gregor dem Großen jene ursprünglichen Sitze evangelischer Zucht und Freiheit allmählich bedrängt, überlistet, erobert und verwandelt haben. Das Frankenreich unter den Merovingern verdankte diesen Boten aus der jenseitigen Inselwelt sein geistliches Leben, bis ein Bündniß des Römerknechtes Winfrid mit den Karolingern dem Papste die geistliche Herrschaft über die Franken und ihre Nachbarn und Unterthanen diesseits des Rheines verschaffte. — Gewiß wäre es erwünscht und eben jetzt besonders zeitgemäß, wenn die Resultate dieses gelehrten Werks in populärer Fassung den Deutschen, Evangelischen wie Katholiken, geboten würden, damit wir alle uns zurückbesinnen auf die Ursprünge unseres geistigen Lebens. Wer in der üblichen Tradition der Kirchengeschichte herangewachsen ist, hat es wahrlich von Nöthen, die Gestalten eines Patrik und Columba näher kennen zu lernen und mit denen eines Amandus oder des „Apostels der Deutschen“ zu vergleichen. Wer hat sich nicht schon gewundert, wenn er las, wie Bonifaz in etlichen Monaten „viele Tausende von Heiden“ bekehrte? Wer staunte nicht über solche Riesenerfolge, wenn er sie mit der langsamen Wirkung

neuerer Missionen verglich? Nun entdeckt man endlich, wie auch die Culdeer gar behutsam und vorsichtig tauften, während freilich der Römer rasch fertig wurde und statt die Einzelnen zu gewinnen und zu überzeugen, durch Gewalt und Machtwort die Massen sich unterwarf. Er schnitt, wo er nicht gesät hatte. Was wir Deutsche vom biblischen Christenthum auch im Mittelalter behalten haben, bleibt darum doch das Werk jener wahren Männer Gottes, deren Bestrebungen noch in Werken wie Otfrids Krist, der Evangelienharmonie &c. und im Heliand fortwirkten, nachdem die Hierarchie bereits jene erste bessere Form des Christenthums niedergetreten hatte.

Dr. Friedrich Ribbentrop. Aus dem Leben eines Missionars von W. Krüger, Pastor in Langenberg. Bremen. C. E. Müller 1873. 197 S.

Neben der voranstehenden Schilderung eines reichgesegneten Missionslebens nimmt sich das Bild eines Arbeiters wie Ribbentrop, der sein Lebenlang auf Entsagung und Stillewerden angewiesen war, etwas bescheiden aus. Die Welt will Erfolge sehen, augenfällige Erfolge. Ist dann durch einen Jünger Christi etwas Tüchtiges geleistet worden, so kann auch ein Globus von ihm Notiz nehmen, wie das dem sel. Ellis widerfuhr. Dort liest man nämlich die köstliche Beurtheilung: „Der Miss. Ellis ist 77 Jahre alt gestorben. Der Wissenschaft hat er erhebliche Dienste geleistet durch seine polynesischen Untersuchungen, sodann durch drei sehr lehrreiche Werke über Madagaskar. Es war seine Lebensaufgabe geworden die Madagassen zu bekehren, und, soweit dergleichen überhaupt angeht, hat er nicht ohne Erfolg gearbeitet." Unser Ribbentrop hätte der Wissenschaft erhebliche Dienste leisten können, hat es aber unterlassen; und viele Hindus hat er auch nicht bekehrt. Was er gethan hat ist im Missionsmagazin seiner Zeit in Kürze geschildert worden (Jhrg. 1864, S. 250) und hat auch unter englischen Christen eine freundliche, wir hoffen, zündende Aufnahme gefunden Einen „apostolischen Missionar" nennt ihn mit vollem Recht die englische Bearbeitung. Pf. Krüger stellt uns nun dieses großartige innere Leben eines Gott geheiligten Jüngers ausführlich vor die Augen, und wer sich selbst einigermaßen kennt, wird sie vor diesem Bilde beschämt niederschlagen. Er wird sie aber auch zu Gott erheben und ihm danken, daß er in dieser Zeit der Lauheit und Selbstzufriedenheit noch solche Seelen aus der wissenschaftlichen Welt herauszieht und in seinen ausschließlichen Dienst nimmt. Wie wünschten wir, daß jeder junge Theologe dieses Büchlein sich zu Nutz machte; jungen und alten Missionaren wird es ohnehin als ein Wecker dienen. Gewiß arbeitet der Selige noch immer mit Erfolg weiter, freilich in anderer Weise, als er in seiner Demuth sichs je gedacht hatte.



Bauern in Oberägypten.

Aegyptens Neue Zeit.

(Schluß.)

4. Die orientalische und die römische Kirche.

Neben den Kopten begegnet uns in Aegypten die griechische Kirche mit den aus ihr hervorgewachsenen Abzweigungen der griechisch-unirten, der armenischen und der maronitischen Kirche.

Die Kirche von Byzanz hat auf die Zugehörigkeit Aegyptens zu ihrem Gebiet immer großes Gewicht gelegt und wenigstens ihre nominelle Herrschaft über das Land aus allen Kräften zu wahren gesucht, als ihr dieselbe zuerst durch die sektirerische Absonderung der Kopten und später durch die Ausbreitung des Islam in Wirklichkeit fast ganz entrissen wurde. Niemals hat sie aufgehört, Alexandrien unter ihre Patriarchate zu zählen, und wenn dieß auch lange mehr nur geschah, um alte Rechte nicht aufzugeben, so hat doch in unsern Tagen das ägyptische Patriarchat wieder einige Bedeutung erlangt, indem in den letzten Jahrzehnten die Zahl der einwandernden Griechen außerordentlich zunahm und dieselben über beträchtliche Geldmittel verfügen. Ihrem Wesen nach ist die orthodox-griechische Kirche Aegyptens von der des übrigen Morgenlandes kaum verschieden: allenthalben nur Stillstand und Abstumpfung, starres Festhalten am Hergebrachten, Gewohnheitsdienst, Formelwesen und Aberglaube. Was von geschichtlichen Vorgängen sich bemerkbar macht, beschränkt sich auf Händel über die Besetzung des Patriarchats, wie im Falle des (1870 verstorbenen) Würdenträgers Nikanor, da die Unterlassung eines Tributs an den ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel zur Ernennung eines Gegenpatriarchen und zu einer wüthenden Schlägerei in Kairo führte. Wohl befinden sich unter den höheren Geistlichen, welche den Patriarchen umgeben, immer einige Männer von

theologischer und allgemeiner Bildung, und die unmittelbare Nähe des Patriarchats übt auch auf den niedern Klerus einen einigermaßen hebenden Einfluß, unter dem Volke aber herrscht dessen ungeachtet die größte Unwissenheit in religiösen Dingen. Religiosität und Frömmigkeit erscheinen den Meisten gleichbedeutend mit Beobachtung der äußeren kirchlichen Bräuche, worunter Fasten, Heiligendienst und Bilderverehrung die Hauptstelle einnehmen. Bei den prunkenden Gottesdiensten wird zwar nicht nur die griechische, sondern auch die arabische Sprache gebraucht, allein gepredigt wird nur selten, auch von den vorzulesenden Bibelabschnitten und Liturgien wird kein einziges Wort gesprochen, sondern alles recitirend gesungen. Der eigentliche Kirchenraum gehört nur den Männern; die Frauen befinden sich auf den Emporen, von wo höchstens die vordere Reihe alle von dem Priester vollzogenen Ceremonien sehen kann. — Anerkennende Erwähnung verdient von evangelischer Seite das griechische Hospital in Alexandrien, das den deutschen Diakonissen sammt etwa 12—15 Kranken mehrere Wochen lang Gastfreundschaft gewährte, als dieselben ihr altes Hospital verlassen mußten, ohne das noch nicht ganz vollendete neue beziehen zu können — ein Liebesdienst, den das große römisch-katholische Spital, das zuerst darum angegangen worden war, verweigert hatte. — Die in Verbindung mit der griechischen Kirche stehenden Schulanstatten in Alexandrien und Kairo werden sehr zahlreich, aber nur von Angehörigen der griechisch-kirchlichen Gemeinde besucht. In Alexandrien gibt es ihrer drei, eine höhere Schule, die sich den Namen Lyceum beilegt, mit gegen 70 Schülern, und zwei Elementarschulen, eine für Knaben mit etwa 200, und eine für Mädchen mit etwa 150 Zöglingen.

Die mit Rom unirten Griechen sind der Mehrzahl nach aus Syrien eingewandert. Rom hat dieser Kirchengenossenschaft zwar einige Zugeständnisse machen müssen, wie die Priesterehe in den niedern Graden des Klerus und die Austheilung des hl. Abendmahls in beiderlei Gestalt; auch ihre gottesdienstlichen Formen sind noch die der orthodox-griechischen Kirche; der Lehre und Verfassung nach aber hat sie sich dem römischen Vorbild anbequemt. Ihr von den Bischöfen gewählter Patriarch bedarf der doppelten Bestätigung von Rom und Konstantinopel.

Die armenische Kirche, deren Bekenner in Aegypten ziemlich zahlreich sind, hat sich von der allgemein morgenländischen schon im

fünften Jahrhundert abgelöst, indem sie gleich den ägyptischen Christen die monophysitische Lehre annahm. Wie sie Jahrhunderte hindurch sich durch ihr wissenschaftliches Streben vortheilhaft vor den übrigen orientalischen Kirchengemeinschaften auszeichnete, so besitzt sie auch jetzt noch tüchtige Bildungsanstalten für ihren Klerus. Ihr Oberhaupt ist der „Katholikos“ in dem altberühmten Kloster Etschmiadzin bei Eriwan, der die Patriarchen zu Konstantinopel und Jerusalem, sowie die Erzbischöfe und Bischöfe ernennt. — Wo die Armenier im Auslande leben, sind sie gewöhnlich Kaufleute und zwar Kaufleute von solcher Geriebenheit, daß man im Orient von ihnen zu sagen pflegt: Drei Juden leisten so viel wie ein Grieche, aber drei Griechen erst so viel wie ein Armenier. Die meisten von ihnen sind daher vermöglich, viele sogar sehr reich. Die einflußreiche Stellung, die ihr Wohlstand ihnen fast überall sichert, wird in Aegypten noch dadurch erhöht, daß schon mehrere vielvermögende Minister Armenier waren, wie Boghos Bey unter Muhammed-Ali, Artim Bey und der umsichtige Nubar-Pascha unter seinen Nachfolgern. — Die armenischen Gemeinden Aegyptens sind nicht nur wohlhabend, sondern durch den Eifer ihrer Mitglieder auch reichlich mit Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten versehen. Die etwa 5000 Glieder zählende Gemeinde in Alexandrien z. B. besitzt ein Armenhaus, in dem nothleidende armenische Familien Wohnung und Unterhalt finden; sie sorgt in Krankheitsfällen für unentgeldliche ärztliche Behandlung ihrer Armen in den Häusern, sie hat eine Freischule für Knaben und Mädchen gestiftet, und endlich auch eine Art Herberge, in welcher durchreisende bedürftige Armenier Unterkunft und Nahrung finden, ja im Nothfall sogar die Mittel zur Weiterreise. 52 Glieder dieser Kirche haben sich im Sept. 1872 dem Protestantismus zugewendet.

Auch die maronitische Kirche des Libanon, die seit 1182 sich dem Papst unterworfen hat, ist in Aegypten vertreten. Sie hat sich immer durch besondere Ergebenheit gegen Rom ausgezeichnet, das ihr übrigens ähnlich wie der unirt-griechischen Kirche einige Besonderheiten zugestand. Die in Aegypten lebenden Maroniten sind alle aus Syrien eingewandert und nicht zahlreich; doch besitzen sie in Kairo und Alexandrien je eine Kirche. — Noch kleiner ist die Gemeinschaft der katholischen Surianer, d. h. aus Syrien einge-

wanderter Katholiken, die meist vermögliche Leute, in den Hauptstädten ihre Kirche haben und unter sich zusammenhalten.

Wie sehr es aber diesen orientalischen Kirchen sammt und sonders an wahrer Lebens- und Geisteskraft fehlt, das zeigt sich recht deutlich auch darin, daß keine von ihnen es je als ihre Aufgabe erkannte, Mission zu treiben.

Anders steht in dieser Beziehung die römisch-katholische Kirche da, obwohl sie in Aegypten vergleichungsweise noch jungen Datums ist. Einzelne römisch-katholische Gemeinden bestanden zwar schon im Mittelalter in verschiedenen unterägyptischen Städten; eine in das Volksleben eingreifende Macht ist die katholische Kirche aber erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts geworden. Nachdem Napoleons Feldzug das Land erschlossen hatte, begann unter Frankreichs mächtigem Protektorat die immer wachsende Einwanderung von Franzosen und Italienern, durch welche die Zahl der Katholiken sich unaufhörlich mehrte. Jetzt mag dieselbe sich auf 40—50,000 Seelen belaufen. Man findet sie fast in allen größeren Orten Unterägyptens, hauptsächlich aber in Alexandrien und Kairo, sowie in den Städten und Niederlassungen am Suezkanal. In Alexandrien und Kairo haben die Katholiken je zwei Kirchen, außerdem bestehen in verschiedenen Orten Kapellen oder Bethäuser. Alexandrien ist der Sitz eines „apostolischen Delegaten des heiligen Stuhles für die lateinischen Christen in Aegypten und Arabien“, ein Amt, das gegenwärtig von dem Italiener Msgr. Ciurcia bekleidet wird. Der zahlreiche Klerus besteht größtentheils aus Italienern und Franzosen; da die katholische Bevölkerung jedoch Angehörige der verschiedensten Nationen umfaßt, wird Sorge getragen, daß alle hauptsächlichen europäischen Sprachen vertreten sind.

Da Geistlichkeit und Laienschaft vorwiegend aus Süd-Europäern besteht, trägt der Katholizismus in Aegypten vorherrschend ein romanisches Gepräge. Daß Oberflächlichkeit, Unwissenheit und Aberglaube nicht noch krasser zu Tage treten, als dieß wirklich geschieht, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß das französische Element doch die Oberhand hat über das italienische, und ein Theil der Ordensgeistlichen speciell für das Unterrichtswesen bestimmt und ausgebildet ist. Wie in den italienischen Kirchen herrscht auch hier während des Gottesdienstes ein fortwährendes Kommen und Gehen; die Kirche scheint mehr eine Art rendez-vous, wo man einander sieht und spricht und

Toiletten entfaltet und bewundert, als ein Ort der Erbauung. Daß ziemlich regelmäßig, und zwar zu verschiedenen Stunden in verschiedenen Sprachen (französisch, italienisch, deutsch, maltesisch und arabisch) gepredigt wird, ändert für den Eindruck des übrigen Gottesdienstes nicht viel. Je feierlicher die Veranlassung, desto weniger würdevollen Ernst zeigt derselbe; zur besondern Auszeichnung gereicht den hohen Festen ein unaufhörliches Schießen mit Böllern, die so unmittelbar vor der Kirchthüre aufgestellt sind, daß so zu sagen aus der Kirche selbst heraus geschossen wird. Lärmender noch als bei jeder andern Gelegenheit gieng es bis zum Jahr 1870 bei der Feier des Napoleonstages zu, wo nach dem feierlichen Hochamt der Generalkonsul ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte, in welches die ganze Versammlung dreimal einstimmte, so daß es dröhnend die Wölbungen der Kirche erfüllte. Alles aber, was die Kirche sonst bei kirchlichen Festen oder bei Illuminationen zu Ehren des Sultans zu leisten pflegt, wurde weit überboten durch den bei der Feier des 25jährigen Pontificaljubiläums Pius IX und des neuen Dogmas der Unfehlbarkeit entfalteten Pomp. Drei Abende hintereinander strahlte da im Juni 1871 die Kathedrale in Alexandrien bis zu den Thurmspitzen hinauf sammt den Palmenreihen ihres Gartens und den Umfassungsmauern ihres Kirchenterrains im Glanze bunter Lampen; ein Musikchor und die übliche Böllerkanonade thaten außerdem das ihrige, um neben dem Auge auch das Ohr zu vergnügen.

Wie überall im Orient, so arbeitet auch in Aegypten der römische Katholizismus seit einigen Jahrzehnten mit neuem Eifer und Geschick daran, seine Macht und seinen Einfluß zu erweitern. Ein wirksames Mittel hiezu sind ihm in ihrem Theile die von verschiedenen religiösen Genossenschaften gegründeten Pensionate und Schulen, wie die sehr zahlreich besuchten Anstalten der französischen Schulbrüder und der barmherzigen Schwestern des Vincenz von Paula, der Schwestern vom guten Hirten und der Clarissen in Alexandrien und Kairo. Die weiblichen Anstalten in Alexandrien umfassen nicht nur gleich denen für die männliche Jugend Pensionat und Externat, sondern auch eine Kleinkinderschule, sowie ein Waisenhaus nebst Findelhaus. Die letzteren eingeschlossen zählen sie durchschnittlich 400—450 Zöglinge. In Alt-Kairo, Port-Said und Suez haben diese Frauenorden der schwächeren europäischen Bevölkerung entsprechend nur einfache Schulen mit durchschnittlich 50

Schülerinnen. In sämmtlichen Anstalten ist die Unterrichtssprache das Französische; an oberflächlicher Effekthascherei verfällt wenigstens die große Anstalt der Schulbrüder in Alexandrien dem scharfen Tadel, den Lüttke über das seitherige Unterrichtswesen in Aegypten ausspricht, soweit nicht evangelische Missionsschulen in Betracht kommen. Bei der jährlichen Preisvertheilung, wobei jeder Zögling einen Preis erhält, ist von Abhaltung eines Examens keine Rede, sondern die dem möglichst zahlreich und glänzend versammelten Publikum vorgeführten Leistungen der Schüler bestehen einfach in der Deklamation auswendig gelernter Stücke in verschiedenen Sprachen und schließen mit einer theatralischen Aufführung mit allem Zubehör von Coulissen, Costümen u. s. w. Soll die Auszeichnung eines Zöglings gesteigert werden, so ist sein Preis von einem Lorbeerkranz aus grünem Papier begleitet, zu dessen Empfangnahme der Betreffende mit einer einstudirten Verbeugung sein zu krönendes Haupt darbieten muß.

Zwar nicht von der Kirche als solcher gegründet, aber ausschließlich von ihr bedient und zum größten Theil von ihr geleitet, sind die katholischen Hospitäler Aegyptens. Das älteste und bedeutendste derselben ist das 1846 in Alexandrien gegründete, das den offiziellen Namen „Hôpital européen" führt. Dem allgemein europäischen Charakter gemäß, den die Anstalt vor der Oeffentlichkeit hat, werden in ihr Kranke aller Nationalitäten und auch aller Konfessionen aufgenommen. Freibetten hat sie jedoch nicht; die geringste der vier verschiedenen Verpflegungstaxen beträgt zwei Franken täglich; ihre Zahlung muß für gänzlich Unbemittelte durch das betreffende Konsulat garantirt werden. Die Pflegerinnen sind französische barmherzige Schwestern vom Orden des Vinzenz von Paula, denen mehrere Krankenwärter und das nöthige Dienstpersonal zur Seite stehen; die Seelsorge liegt in den Händen der katholischen Geistlichkeit, doch haben auch die evangelischen Geistlichen und Missionare freien Zutritt. Es ist dieß ein Beweis von der konfessionellen Verträglichkeit, die im Gegensatz zu Syrien und Palästina in Aegypten herrscht, sei es weil hier keine heiligen Orte sind, die Anlaß zu Zank und Hader geben könnten, sei es weil der Zusammenfluß so vieler Menschen und Nationalitäten, die größtentheils nur materielle Interessen verfolgen, den Boden geeigneter macht für religiöse Toleranz. — Kleinere Spitäler, gleichfalls ganz katholisch

und vorwiegend französisch, bestehen in Kairo und Suez. Das erstere wurde 1865 von einem Damenverein ins Leben gerufen und steht unter dem abwechselnden Präsidium der europäischen Konsuln; das letztere wurde 1867 hauptsächlich in Rücksicht auf die französischen Truppentransporte nach Cochinchina gegründet und wird darum von den französischen Ministerien des Auswärtigen und der Marine unterstützt. In Kairo gehören die Pflegerinnen der Congregation des „St. Joseph de l'Apparition", in Suez der vom „guten Hirten" an.

Als im eigentlichen Missionsdienst wirkend, dürfen genau genommen die bisher genannten Orden nicht betrachtet werden, obwohl die katholischen Berichte Alexandrien, Kairo, Bulak, Port Said, Ismailia, Suez u. s. w. als ebenso viele Missionsstationen aufzählen. Es sind dieß einfach die Mittelpunkte der europäischen Bevölkerung Aegyptens, unter der jene Orden Zwecke der öffentlichen Wohlthätigkeit und der Erziehung verfolgen, allerdings nicht ohne dabei, so weit möglich, Propaganda für die Kirche zu machen. Auch unter den übrigen unterägyptischen Stationen wird kaum eine einzige sein, deren Gemeindeglieder nicht größtentheils aus eingewanderten Katholiken beständen. Dessen ungeachtet hat die katholische Kirche schon seit Jahrhunderten mit anerkennenswerther Ausdauer in Aegypten zu arbeiten gesucht. Daß ihre Missionsthätigkeit sich mehr auf die Kopten als auf die Moslems richtet, kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn auch die evangelische Mission hat im Orient ja dem furchtbaren Bollwerk des Islam gegenüber ihre Wirksamkeit bisher vorzugsweise auf die Belebung und Wiedererweckung der vorhandenen alten christlichen Kirchen beschränken müssen, und wie berechtigt es ist, wenn die abendländische Kirche sich der Kopten anzunehmen sucht, kann im Blick auf deren Zustand keinem Zweifel unterliegen. Nur das wäre hier, wie allerwärts zu wünschen, daß die katholische Mission mehr den Zweck verfolgte, durch Verkündigung des Evangeliums Christen, als durch Verfassung, Ceremonien und Satzungen Römlinge zu machen.

Die erste katholische Missionsstation wurde 1250 in Damiette, die zweite 1298 in Rosette, die dritte 1320 in Kairo, eine vierte 1530 in Alexandrien gegründet. Die übrigen jetzt in Unterägypten bestehenden Stationen gehören erst den letzten drei Jahrzehnten an. In Mittel- und Oberägypten dagegen wurden im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts eine Anzahl von Stationen gegründet, zu

denen in neuester Zeit nur zwei, die in Schellal (bei Assuan) und in Keneh hinzukamen. Von hier aus suchte man in den vierziger und fünfziger Jahren auch nach Centralafrika vorzubringen und gründete Stationen in Chartum, Hellet-Naka (im Lande der Schilluk), Dingolo (ebendaselbst), Heiligenkreuz (im Lande der Kyk) und Gondokoro (im Lande der Bari). Mit alleiniger Ausnahme von Chartum wurden jedoch alle diese Stationen in den sechsziger Jahren wieder aufgehoben. Die meisten derselben wurden von dem Franziskanerorden gegründet, der in der Folge auch die von den Jesuiten errichteten übernahm und mit den Propagandisten, die seit 1867 in Alt-Kairo ein Seminar für Negerzöglinge haben, jetzt noch allein direkte Missionsarbeit in Aegypten treibt. Von jenem interessanten Negerseminar aber wird eine Mittheilung aus den „Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens" (Jan. 1872) dem Leser willkommen sein.

Es ist der Miss. Comboni, der auf den Rath des Papstes im Dez. 1867 die „apostolische Pflanzschule" von Negern in Alt-Kairo errichtete, die Anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, sich aber bereits zu einiger Bedeutung emporgerungen hat. Man sah, daß zunächst mit kranken Sklaven, die wegen Unbrauchbarkeit von ihren Herrn verstoßen waren, und mit ausgesetzten (unehlichen) Kindern die Arbeit begonnen werden müsse, wenn man nicht mit der öffentlichen Meinung in Conflikt gerathen wolle. Diese war so stark, daß koptische Gebieter ihre schwarzen Sklaven, sobald diese um die Einwilligung baten, (römische) Christen werden zu dürfen, lieber an Muselmanen verkauften. Die kranken Neger aber an das Institut in Alt-Kairo abzugeben, wurde bald allgemeine Sitte. Ihrer viele starben, weil die Herren sie erst dann verstießen, wenn ihre Krankheit unheilbar geworden war. Die andern aber zeigten sich sehr fügsam und gelehrig; sie kehrten zum Theil getauft zu ihren Herren zurück, und wirken nun unter der Dienerschaft für die Ausbreitung des Glaubens, zum Theil bleiben sie im Institut und bilden sich zu Lehrern und Lehrerinnen für die Negerländer aus. So arbeiten dort acht italienische Priester und vier Laienbrüder unter 21 Negern, während sechs Ordensschwestern an 18 schwarzen Lehrerinnen und 42 Negerinnen ein fruchtbares Feld der Thätigkeit gefunden haben. Der Vice-Superior Carcereri ist im Okt. 1871 bereits nach Kordofan abgereist, um dort die Wege für eine zahlreiche Missionskarawane vorzubereiten.

5. Die protestantischen Gemeinden.

Die protestantische Kirche kann sich in Aegypten mit der orientalischen und der römischen weder an Seelenzahl messen, noch an Glanz und Macht, wohl aber an gedeihlichem Wirken und an der ihr gezollten Achtung. Vertreten ist sie durch eine anglikanische und eine schottische presbyterianische Gemeinde in Alexandrien und zwei deutsche Gemeinden in Alexandrien und Kairo.

Die älteste unter ihnen ist die anglikanische. Während Muhammed Ali in seiner Vorliebe für die Franzosen und seinem nicht ganz unberechtigten Mißtrauen gegen die Engländer die Anerbietungen der letzteren ablehnte, Eisenbahnen in Aegypten zu bauen, erwies sein Nachfolger Abbas Pascha sich dem politischen Einflusse Englands zugänglich und zog durch den Beginn von Eisenbahnbauten, die er englischen Compagnien übertrug, sofort eine große Zahl von Engländern nach Aegypten. Wie überall, wo sich Engländer in größerer Zahl im Ausland zusammenfinden, war es auch hier eine ihrer ersten Sorgen, eine Gemeinde zu organisiren, die durch die Beiträge ihrer Mitglieder und die Zuschüsse der englischen Regierung bald einen Geistlichen anzustellen und sich ein gottesdienstliches Lokal zu verschaffen vermochte. Durch Vermittlung des englischen Generalkonsulats erhielt sie sodann von dem ägyptischen Vizekönig für ihren Kirchenbau ein schönes Grundstück in überaus günstiger Lage zum Geschenk.

Die ägyptischen Vizekönige haben in dieser Beziehung nach verschiedenen Seiten hin eine dankeswerthe Liberalität geübt: die großen Grundstücke der römisch-katholischen Kirche und des katholischen Hospitals sind ein Geschenk Muhammed Ali's, das der englischen Kirche ein Geschenk Abbas-Pascha's, das der deutschen ein Geschenk Said-Pascha's. Je früher, desto größer und besser gelegen waren diese Schenkungen, da ein bedeutender Theil der heutigen Stadt damals noch wüst und unbebaut als Regierungseigenthum dalag, während seitdem fast alles in die Hände von Privatbesitzern übergegangen ist, so daß es immer schwerer wird, für irgend einen Zweck Grund und Boden von der Regierung zu erlangen. Das der englischen Gemeinde überwiesene Terrain ist so groß, daß sie durch die Verpachtung eines bedeutenden Stückes desselben eine schöne Einnahmsquelle hat. — Seit einer Reihe von Jahren ist auch in Kairo

eine englische Gemeinde in der Bildung begriffen, die sich zuerst an die früher dort arbeitende englische Mission, und später an die Londoner Judenmission anschloß, jetzt aber einen Kirchbau begonnen hat und vielleicht bald einen ständigen Geistlichen wird berufen können. Eine zweite Gemeinde englischer Zunge ist die schottisch-presbyterianische in Alexandrien. Sie ist erst in den letzten zehn Jahren dadurch entstanden, daß ihr jetziger Geistlicher, Dr. Yule, der ursprünglich als schottischer Judenmissionar dorthin gekommen war, die Angehörigen der schottischen Kirche in eine Gemeinde sammelte, deren Pflege nun seine Hauptaufgabe geworden ist, während ihm für die Arbeit unter den Juden ein anderer Missionar zur Seite steht.

Alle nicht englisch redenden Protestanten Alexandriens halten sich zu der 1857 gegründeten deutschen Gemeinde. Bis dahin waren sie sämmtlich ohne Gemeindeverband und Prediger gewesen und hatten entweder die Dienste des englischen Geistlichen oder diejenigen zeitweilig anwesender Missionare in Anspruch nehmen müssen. Als die Zahl der Deutschen wuchs und doch die vorhandenen Kräfte zur Herstellung eines geordneten Gemeindewesens und regelmäßigen Gottesdienstes nicht genügten, wandte man sich mit der Bitte um Beistand an den König von Preußen. Dieses auch von Franzosen, französischen Schweizern, Italienern und Holländern mitunterzeichnete Gesuch fand freundliche Aufnahme. Der evangelische Oberkirchenrath in Berlin wurde vom König ermächtigt, der Gemeinde den Anschluß an die evangelische Kirche Preußens zu gewähren, ihr den Schutz der preußischen Regierung zuzusichern, ihr zeitweilig eine jährliche Geldunterstützung zuzuwenden und sofort einen Geistlichen für die neue Gemeinde nach Alexandrien zu senden. Das freie, aber doch offiziell geregelte Verhältniß, in das diese hiemit zu der evangelischen Landeskirche Preußens trat, ist ihr seither schon in den manchfachsten Beziehungen nützlich gewesen. Außer dem in Alexandrien selbst aufzubringenden Haupttheil der jährlichen Kosten und dem vom Staate gewährten Zuschuß gibt auch die Gustav-Adolph-Stiftung und der Berliner Jerusalemsverein einen Jahresbeitrag für diesen Zweck.

Obwohl der bei weitem größte Theil der Gemeinde aus Deutschen oder doch Deutschredenden besteht, wird der allsonntägliche Gottesdienst doch abwechselnd in deutscher und französischer Sprache gehalten, weil nicht nur so ziemlich alle nicht deutschredenden Protestanten Alexandriens sich unter dieser Sprache vereinigen lassen,

sondern auch die meisten Deutschen derselben mächtig sind, den französischen Gottesdienst also gleichfalls besuchen können. Diese Einrichtung bringt natürlich sowohl für die Gemeinde, als auch für den Geistlichen mancherlei Uebelstände mit sich, ist vor der Hand aber kaum zu umgehen. Als gottesdienstliches Lokal mußte mehrere Jahre hindurch eine gemiethete Räumlichkeit benutzt werden, bis durch Vermittlung des preußischen Generalkonsuls König der Vizekönig Said-Pascha den Bauplatz gewährte, auf dem sich nun die geschmackvolle Kirche erhebt, deren feierliche Einweihung am 22. März 1866 stattfand. Die bedeutenden Kosten, mit denen ein solcher Bau in Aegypten verbunden ist, half in sehr liberaler Weise sowohl Said-Pascha, als auch sein Nachfolger Ismael-Pascha durch beträchtliche Geldgeschenke decken; auch der König von Preußen ließ der Gemeinde ein schönes Geschenk aus seiner Privatschatulle zukommen.

Der deutsche Gottesdienst, welchen die Missionare von St. Chrischona in Kairo einrichteten, wurde der Anstoß, daß auch dort sich etliche Jahre nach der Gründung der Gemeinde in Alexandrien die Protestanten zu sammeln begannen. Sie schlossen sich 1863 als eine Art Filiale an die Gemeinde von Alexandrien an und traten damit wie diese in ein näheres Verhältniß zu der evangelischen Kirche Preußens. Den regelmäßigen Sonntagsgottesdienst und die Seelsorge versah der vorstehende Missionar der Station, die Oberleitung der Gemeindeangelegenheiten ruhte in den Händen des Geistlichen von Alexandrien, der zur Vollziehung von Amtshandlungen monatliche Reisen nach Kairo machte. Eine Reihe von Jahren hindurch gewährte die St. Chrischona-Mission der Gemeinde in Kairo einen ebenso wesentlichen materiellen wie geistlichen Halt, indem sie gegen einen Anfangs kleinen, später größeren Beitrag, welchen die Gemeinde ihr entrichtete, dieselbe bediente und in den Räumen des Missionshauses zum Gottesdienst versammelte. Der warmen Verwendung des norddeutschen Generalkonsuls Theremin gelang es sodann, der Gemeinde bei Ismael-Pascha das Geschenk eines Grundstückes zur Erbauung einer Kirche auszuwirken und in Deutschland die nöthigen Gelder zum Anfang des Baus zusammenzubringen. Der Kronprinz von Preußen, der gerade damals nebst andern fürstlichen Gästen zur Eröffnung des Suezkanals nach Aegypten gekommen war, übernahm am 5. Dez. 1869 selbst die feierliche Grundsteinlegung, und noch am gleichen Tage traf aus Berlin die telegra-

phische Mittheilung ein, daß der König die Summe von 20,000 Fr. zum Kirchenbau schenke.

Während aber diese neuen Stützen sich darboten, zog sich diejenige zurück, an die bis dahin sich das ganze Werk gelehnt hatte. Vorläufig schon 1868, definitiv dann aber 1871, erklärte nämlich die Chrischona-Mission, daß sie sich durch verschiedene Gründe genöthigt sehe, gleich ihren übrigen Stationen in Aegypten, Nubien und Abessinien auch die in Kairo aufzuheben. Die Gemeinde in Kairo war dadurch in eine kritische Lage versetzt; doch konnte ja der kaum erst so feierlich begonnene Kirchenbau, für den schon ein so beträchtlicher Fonds vorhanden war, unmöglich abgebrochen und unvollendet gelassen werden. So wendete man sich also an den evangelischen Oberkirchenrath in Berlin, an die Centralleitung der Gustav-Adolph-Stiftung, an den Berliner Jerusalemsverein und auch an kirchliche Vereine in der Schweiz. Obgleich nicht von allen diesen Seiten, namentlich nicht von der letzteren, den Bitten so entsprochen wurde, wie man es gehofft, gelang es doch, durch die zeitweilig bewilligten Unterstützungen die Summe, welche die Gemeinde selbst jährlich aufzubringen entschlossen war, so weit zu ergänzen, daß zunächst wenigstens für einige Jahre die Mittel zur Unterhaltung einer selbständigen Pfarrei gesichert sind. So erhielt die Gemeinde denn 1872 einige Monate nach der Abreise des Missionars (Stamm) ihren eigenen Geistlichen, der sie in der nun vollendeten Kirche mit der Predigt des Evangeliums bedient.

In großem Segen wirkt in Alexandrien das 1858 von dem seligen Fliedner gegründete Diakonissenhospital. Anfangs unter kleinen und beschränkten Verhältnissen arbeitend, hat sich die Anstalt allmählich so erweitert, daß sie gegenwärtig mit dem großen französischen Spital fast auf gleicher Linie steht. In noch weitherzigerem Geiste als in den andern Hospitälern gilt auch in dem der Diakonissen der Grundsatz, daß Kranke aller Nationalitäten und aller Konfessionen Aufnahme finden, und es ist erfreulich zu sehen, wie auch unter den Muhammedanern das Vertrauen zu dieser Anstalt mehr und mehr wächst. Von Aerzten fungiren ein Deutscher und zwei englische. Der deutsche evangelische, sowie der englische und schottische Geistliche machen regelmäßige seelsorgerliche Besuche, doch haben natürlich auch die katholischen und griechischen Priester volle Freiheit, die Kranken ihrer Konfession zu besuchen. Was die materiellen Subsistenz-

mittel betrifft, so ist die Anstalt wie so viele ihresgleichen, immerfort in der Lage, von der Hand in den Mund zu leben, und es will ihr oft schwer werden, die nicht unbedeutenden Kosten zu bestreiten, da sehr häufig mittellose Kranke gratis aufgenommen und verpflegt werden. Von der Gründung eines deutschen Hospitals in Kairo ist seit längerer Zeit wenigstens die Rede, und das Bedürfniß darnach macht sich um so mehr geltend, als zu der deutschen Kolonie Kairo's ziemlich viele Arbeiter und andere unbemittelte Leute gehören; nach Herstellung der Kirche und Schule wird wahrscheinlich auch das Hospital nicht mehr lange auf sich warten lassen. Alles zusammengenommen ist in Aegypten fast in gleichem Maße eine allmähliche Ausbreitung und festere Begründung deutschen evangelischen Wesens wahrzunehmen, wie in dem hierin so bevorzugten Palästina und Syrien. Es ist dieß um so erfreulicher, da sich in Aegypten der Begründung und weiteren Entfaltung von Gemeinden sehr bedeutende Hindernisse in den Weg stellen: Alles ist mehr oder weniger beweglich und in Fluktuation begriffen; die Leute, der Mehrzahl nach unverheirathet, kommen und gehen, sie wollen hier nur möglichst schnell ein möglichst großes Vermögen erwerben und dann das Land verlassen, um das Erworbene anderswo in Ruhe zu genießen. Dieser Gesammtcharakter macht natürlich auch in Bezug auf religiöse und kirchliche Angelegenheiten seine Wirkung geltend. Andrerseits empfindet aber auch die deutsche evangelische Kirche des Morgenlandes, eine wie viel gesichertere Stellung sie jetzt der warmen Theilnahme des preußischen Königshauses und den großen Ereignissen von 1870 und 1871 verdankt, die demselben auch im Orient hohe Bewunderung eingetragen haben.

---

6. Evangelische Missionsbestrebungen.

Sehen wir ab von den bald wieder abgebrochenen Versuchen der Brüdergemeinde im vorigen Jahrhundert (die doch volle dreißig Jahre 1752—1783 unterhalten wurden), so ist die älteste der evangelischen Missionen in Aegypten die englische, deren Thätigkeit durch die fast vierzigjährige Arbeit Dr. Liebers bezeichnet wird. Der Preuße Lieber wurde von der englisch-kirchlichen Gesellschaft im Jahre 1826 nach Aegypten gesandt, wo sein Landsmann Kruse lange (1832—1853) mit ihm zusammen arbeitete. Ihr Wohnsitz war

Kairo, ihr Arbeitsfeld aber umfaßte die Kopten ganz Aegyptens. Um sie zu erreichen, machten sie häufige Reisen, wobei sie namentlich die kirchlichen Feste der Kopten zu besuchen pflegten. Princip der Gesellschaft und darum leitender Grundsatz für ihre Arbeit war, nicht Proselyten zu sammeln aus den Kopten, nicht Propaganda zu machen für die evangelische oder speciell für die anglikanische Kirche, sondern dahin zu wirken, daß die koptische Kirche in sich selbst und von innen heraus durch das sich ausbreitende Verständniß des göttlichen Wortes belebt und erneuert werde, — „gewiß das richtigste und verständigste Prinzip, das gerade gegenüber der koptischen Kirche, die von so fanatischem Mißtrauen gegen alle andern erfüllt ist, befolgt werden konnte." Diesem Urtheil Lüttkes ist nur die Erfahrung entgegenzuhalten, daß der Widerstand der orientalischen Kirchenhäupter noch auf jedem Punkte, wo diesem Grundsatz gemäß gewirkt wurde, denn doch schließlich zur Sammlung protestantischer Gemeinden geführt hat. — Die in diesem Sinn geübte Arbeit Lieders war theils eine direkte, theils eine indirekte. Die direkte Arbeit bestand in religiösen Gesprächen, die er in Kairo selbst, wie auf seinen Reisen, mit den Kopten und besonders mit den Priestern anzuknüpfen suchte. Eigentlichen und öffentlichen Gottesdienst zu halten vermied er und gab daher auch den Sonntagsversammlungen in seinem Hause einen durchaus privaten oder gesellschaftlichen Charakter. Wichtiger und umfassender als diese direkte, war die indirekte Seite von Lieders Arbeit.

Dieselbe bestand in der Eröffnung einer großer Schule in Kairo. Die niedere Abtheilung dieser Schule umschloß Knaben und Mädchenklassen und war von durchschnittlich etwa 400 Kindern besucht. Ihr Zweck war, nur ganz im Allgemeinen einen guten Elementarunterricht zu ertheilen nach den Anforderungen, wie sie durch die Umstände gestellt wurden; doch wurde auch das Neue Testament gelesen. Die höhere Abtheilung der Schule dagegen war ein Art von Seminar mit dem Zwecke, erwachsenen jungen Männern zwar auch eine allgemeine Bildung angedeihen zu lassen, hauptsächlich aber sie in das Verständniß der hl. Schrift und in die Erkenntniß der christlichen Glaubenswahrheit einzuführen und womöglich sie zu Priestern der koptischen Kirche zu erziehen und als solche zu placiren.

Von der größten Bedeutung war, daß der damals regierende Patriarch Boiros (Petrus) ein Mann von weitherziger Gesinnung

und zugleich von einer gewissen Einsicht in die Verkommenheit seiner Kirche und seines Klerus war. Er ließ Lieder nicht nur gewähren, sondern begünstigte dessen Unternehmen so viel er konnte, stellte manche der von ihm ausgebildeten jungen Leute an, ernannte sogar einen von ihnen zum Abuna von Abessinien, beförderte die Verbreitung der hl. Schrift in arabischer Sprache und war bemüht einzelne Mißbräuche in der Kirche abzustellen. Seiner persönlichen Freundschaft und Hochachtung für Lieder gab er noch auf seinem Todtenbette dadurch Ausdruck, daß er ihm seinen Patriarchenstab vermachte. Leider aber steht Botros mit seiner Richtung vereinzelt da in der Reihe der koptischen Patriarchen.

Die Erfolge von Lieders Thätigkeit können der Natur der Sache nach nicht durch Tabellen nachgewiesen werden, weßhalb sie auch schon vielfach unterschätzt worden sind. Manches von ihm ausgestreute Samenkorn mag verloren gegangen, manches andre mag in der Stille aufgegangen sein, ohne sein Dasein zu verrathen, viele aber haben auch sichtbar gewordene Früchte getragen. Zu diesen letzteren gehört u. a., daß die Lieder'sche Schule den ersten Anstoß zu einer Hebung des eignen Schulwesens der Kopten in Kairo gegeben hat, sowie daß einer von Lieders Schülern Abuna von Abessinien wurde und als solcher dem Werke der Chrischona-Missionare nicht nur niemals (?) entgegentrat, sondern es auf mancherlei Art förderte. Zu diesen Früchten Lieder'scher Arbeit sind auch diejenigen zu rechnen, welche die amerikanische Mission, die später seine Arbeit aufgenommen hat, noch gegenwärtig erntet: Sie findet an vielen Orten von ihm vorbereitete Anknüpfungspunkte, und ihre Gemeinde in Kairo z. B. besteht zum Theil aus Kopten, in denen durch Lieders Schule zuerst ein Verlangen nach evangelischer Wahrheit erweckt wurde. *)

*) Neben diesem anerkennenden Urtheil ist auch eine kritische Bemerkung Lüttkes zu erwähnen, die übrigens nicht Lieder allein, sondern die im Orient im Dienste englischer Gesellschaften arbeitenden deutschen Missionare überhaupt trifft: daß es nämlich gewiß nur der Ausdruck eines berechtigten Selbstgefühls wäre, wenn sie ihr deutsch-nationales und deutsch-kirchliches Wesen wenigstens für sich persönlich festzuhalten und so weit es angeht zur Geltung zu bringen suchten. Statt dessen aber müsse man in vielen Fällen das gerade Gegentheil sehen. Die Missionare wenden sich mit Vorliebe der englischen Kirche, der englischen Sprache, englischen Sitten, englischem Umgange zu, werden mithin nicht etwa durch die Gewalt der Umstände anglisirt, sondern suchen sich zu anglisiren, ja setzen einen gewissen Ehrgeiz darein, möglichst englisch zu erscheinen. Verheirathen sie sich mit Englände-

Noch zu Liebers Lebzeiten begann die St. Chrischona-Mission eine Arbeit unter Muhammedanern und Kopten. Obgleich ihre Absicht ursprünglich mehr auf Arbeit der innern Mission gerichtet war, war es doch zugleich ein Lieblingsgedanke des Gründers und Vorstehers der Gesellschaft, des „alten Spittlers“ zu Basel, auch im heiligen Lande und in den angrenzenden Gebieten zu wirken. So arbeiteten denn bereits einige Chrischona-Missionare unter der Leitung des Bischofs Gobat in Jerusalem, als dieser die gesegnete Missionsarbeit, die er selbst früher in Abessinien geübt hatte, durch Aussendung englischer und deutscher Missionare weiter zu führen wünschte. Da in Abessinien damals für die Mission ein besonders günstiger Boden war, sowohl wegen der dem Evangelium geneigten Richtung des aus Liebers Schule hervorgegangenen Abuna, als auch wegen des reformatorischen Eifers, der den König Theodoros zu jener Zeit beseelte, wurde vom Jahre 1854 an eine ganze Anzahl Chrischona-Missionare dorthin gesandt. Eine Eigenthümlichkeit dieser Spittler'schen Mission war es, daß sie in den Dienst der Mission auch Handel und Gewerbe hineinzog, um einerseits der Mission eine materielle Stütze zu schaffen und sie wo möglich in den Stand zu setzen, sich selbst zu erhalten, andrerseits aber zugleich mit dem christlichen Glauben auch die Anfänge christlicher Civilisation zu verbreiten — ein Versuch, der in Abessinien und Aegypten aus verschiedenen Gründen sich nicht bewähren wollte.*) Nachdem durch die Mission in Abessinien auch in Afrika ein Weg für die Chrischona-Missionare eröffnet war, faßte Spittler den größeren Plan, in Aegypten und durch Aegypten hindurch nach Abessinien, den Gebieten der Gallastämme und den Ländern am weißen Fluß eine zusammenhängende Kette von Missionsstationen zu gründen, die unter dem Namen der „Apostel-

---

rinnen, so sei die Anglisirung der ganzen Familie unfehlbar. So sei es auch bei Lieber gewesen, der mit so viel Vorliebe sich der englischen Sprache bedient, daß er die deutsche halb vergessen und sie darum nur ungern und selten gesprochen habe. — Lieber starb 1865 zu Kairo. Er hatte sich schon seit einiger Zeit von der Arbeit zurückgezogen, wollte aber den Ort, der ihm durch seine vieljährige Wirksamkeit zur zweiten Heimat geworden war, nicht verlassen.

*) Lüttke sagt: Ohne in eine Erörterung dieses Princips einzutreten, sei nur bemerkt, daß eine seiner übelsten Konsequenzen die zu geringe Ausbildung und geistige Erziehung ist, welche manche dieser Missionare besitzen, und welche natürlich für ein gedeihliches Wirken oft ein sehr wesentliches Hinderniß bildet.

straße" bekannt geworden ist, weil man 12 Stationen, jede mit einem Apostel- oder Evangelistennamen, zu errichten gedachte.

Die erste dieser Stationen (St. Markus) wurde 1861 in Kairo gegründet; eine zweite erstand 1862 in Matammah (St. Paulus), eine dritte 1863 in Chartum (St. Thomas), eine vierte 1865 in Alexandrien (St. Matthäus), und im gleichen Jahre eine fünfte in Assuan (St. Petrus). Mit der Station in Chartum war eine Handelsstation verbunden; die in Alexandrien richtete zwar auch zuerst, wie alle andern, ihr Augenmerk auf eigentliche Missionsarbeit, beschränkte sich aber dann nachher auf die allgemeinere Thätigkeit, die sie in der von 100—120 Knaben und Mädchen besuchten deutschen Schule noch immer in erfreulicher und fruchtbarer Weise ausübt. So gedeihlich aber auch dieses ganze Werk sich anließ, konnte es doch nicht dauernd aufrecht erhalten und fortgeführt werden. Das Klima Aegyptens, noch mehr aber das des für den Europäer geradezu tödtlichen Sudan, forderte so viele Opfer, daß aus den Jahren dieser Arbeit ein ganzes Todtenregister von Chrischona-Missionaren aufgestellt werden kann. Eine noch größere Zahl mußte mit gebrochener Gesundheit nach Europa zurückkehren. Zudem stand der Erfolg der Arbeit in keinem Verhältniß zu den großen Opfern an Menschenleben und Geld. Unter den Muhammedanern mußte sich die ganze Thätigkeit auf die Kolportage arabischer Bibeln beschränken; unter den Kopten, auf die man durch Predigt, Kolportage und Schulen zu wirken suchte, wurden zwar hie und da Früchte wahrgenommen, aber die Arbeit der Chrischona war hier in gewissem Sinne unnöthig, weil inzwischen die amerikanische Mission ihr Werk mit viel bedeutenderen Mitteln begonnen hatte, als sie der Chrischona zu Gebot standen. Endlich erwies sich auch der weitere Zweck, auf der Apostelstraße aus Aegypten ins Innere Afrikas vorzudringen, als unerreichbar: Missionar Stamm war mit mehreren andern bestimmt worden, unter den Gallanegern zu arbeiten, wurde aber durch immer gefährlicher werdende Fieberanfälle und die nicht zu überwindende Feindseligkeit der Negerhäuptlinge zur Umkehr gezwungen.

So lange die Gefangenschaft so vieler Chrischona-Missionare in Abessinien unter Theodoros grausamer Hand fortdauerte, konnte die Gesellschaft die für die Verbindung mit den Gefangenen nöthigen Stationen nicht eingehen lassen, seit deren glücklicher Befreiung aber gieng man, wenn auch mit schwerem Herzen, entschieden an die Auf-

lösung. Zunächst wurden alle Stationen südlich von Kairo entweder aufgehoben oder der amerikanischen Mission übergeben. Auch Chartum, die Hauptstation des Sudan, sollte eingehen; auf die Bitte des dort arbeitenden Miss. Blessing, der eine Schule und kleine Gemeinde gegründet hatte und das dortige Arbeitsfeld nicht für hoffnungslos hielt, gewährte man aber der Station noch eine Frist von etlichen Jahren. Als jedoch im Sommer 1871 auch Blessing, wie so mancher der andern Missionare, dem verderblichen Klima unterlag, war das Schicksal von Chartum besiegelt. Nachdem im Frühjahr 1872 auch Kairo aufgegeben wurde, ist von der ganzen Reihe der ägyptischen Stationen jetzt also nur noch die in Alexandrien übrig, die man in Betracht ihrer fruchtbringenden Wirksamkeit noch weiter zu befestigen und auszudehnen denkt.

In Abessinien hat indessen die Chrischona ihre Arbeit jetzt wieder aufgenommen. Zwei der Missionare, die früher dort gewirkt hatten, sind schon vor längerer Zeit dahin zurückgekehrt. Und von den acht Afrikanern, die in Deutschland erzogen wurden, sind soeben (Okt. 1873) drei tüchtig ausgebildete Abessinier mit dem Judenmissionar Flad nach Aegypten abgegangen, um einen Eingang in ihr schwer zerüttetes Vaterland zu suchen.

„Der hauptsächlichste Theil evangelischer Missionsarbeit in Aegypten wird nun gegenwärtig und seit geraumer Zeit durch die amerikanische Mission ausgeübt. Sehr richtiger und verständiger Weise legen diese Missionare auf die Schulthätigkeit ein vornehmliches Gewicht. Der Unterricht wird gratis ertheilt, die Unterrichtssprache ist arabisch, doch wird daneben auch englisch gelehrt; wer außerdem noch andre Sprachen lernen will, findet Gelegenheit dazu, muß aber dann dafür zahlen. Daß sie durch diese Schulen nicht die Eingebornen zu Europäern zu erziehen suchen, sie vielmehr möglichst in ihrer eignen Lebensart, Sitte und Sprache erhalten, kann gleichfalls nur durchaus verständig genannt werden. Ebenso bringen sie principiell keine jungen Leute nach Europa oder Amerika, sondern vollenden ihre Bildung in Aegypten selbst, zu welchem Ende sie auch eine höhere Lehranstalt gegründet haben. Auf diese Weise verknüpft sich ihre Arbeit viel mehr mit dem Lande und muß für dasselbe so viel fruchtbarer werden. Diese Schularbeit hat neben den direkten Er-

folgen in ganz ähnlicher Weise wie das Wirken Lieders den indirekten Erfolg gehabt, daß die Kopten selbst ihre Schulen zu verbessern und zu vermehren begonnen haben. Der 1870 verstorbene, sehr fanatische Patriarch Demetrius II hatte die amerikanische Mission und ihre Schulen mehrmals öffentlich verflucht und in den Bann gethan; die Kopten Kairo's aber stellten ihm so zu sagen die Alternative: Entweder du erlaubst uns, die Kinder in die Schule der Amerikaner zu schicken, oder du richtest selbst tüchtige Schulen ein. Daher sind dort im Anschluß an die koptische Kirche ziemlich große Schulanstalten, zusammen etwa 300—400 Kinder umfassend, eingerichtet worden, die, wenigstens dem Vorgeben nach, auch ihrerseits den höheren Anforderungen entsprechen, welche die Amerikaner stellen und erfüllen."

Ueber die Miss. Mag. 1872, S. 343 und 344 nur kurz erwähnten Verfolgungen, welche die amerikanische Mission schon zu bestehen hatte, berichtet Lüttke eingehender und theilweise etwas abweichend von der dortigen Darstellung:

„Im Jahr 1861, also in der Zeit jener tiefen Erregung, welche damals im ganzen Orient gährte und in Dschidda, besonders aber in Damaskus und im Libanon zu so blutigem Ausbruche kam, gelang es den fanatischen Lokalbehörden und den Ulemas leicht, in Siut die Wuth der Menge in dem Grade gegen den Missionsagenten und gegen die Christen überhaupt zu erregen, daß nicht nur der Agent eingekerkert und wiederholt aufs entsetzlichste mißhandelt, sein Bücherladen geplündert und seine Schule geschlossen wurde, sondern daß diese fanatische Bewegung auch über die Stadt hinaus sich zu verbreiten drohte. Dank der entschiedenen Haltung des nordamerikanischen Generalkonsulats erhielt aber die amerikanische Mission nachher eine so vollständige Genugthnung, daß es nunmehr den Kopten sogar vortheilhaft erschien, mit ihr in Beziehung zu stehen und sie zahlreicher als zuvor ihre Schule benützten. Allerdings zeigte gerade dieser letzte Umstand, wie sehr sich manchmal die Kopten in ihrem Verhalten gegenüber der Mission durch Gründe des bloßen äußern Vortheils bestimmen lassen. Als kurz darauf die Regierung für Kanal- und Dammreparaturen wie gewöhnlich aus Stadt und Land Arbeiter requirirte, verlangten die Eltern, welche ihre Kinder in die amerikanische Schule schickten, die Mission solle mit dem großen Einflusse, den sie bei der Regierung habe, ihre Befreiung von

jenen Arbeiten auswirken. Da man dieses Ansinnen von der Hand weisen mußte, zogen die Eltern ihre Kinder in so großer Anzahl aus der Schule zurück, daß man sich genöthigt sah, dieselben für einige Zeit zu schließen! Nichtsdestoweniger ist später gerade Siut eine der bedeutensten und wichtigsten Stationen geworden.

„Eine zweite und ausgedehntere Verfolgung erlitt die Mission unter den Kopten 1866. Sie wurde von dem damals regierenden Patriarchen Demetrius II selbst ins Werk gesetzt, der den protestantischen Bestrebungen mit dem ganzen Fanatismus eines in seiner Herrschaft bedrohten Hierarchen gegenüberstand. Sämmtliche evangelisch gesinnte Kopten that er in den Bann, mehrere ließ er ins Gefängniß werfen, andre schlagen und mit Geldstrafen belegen, um ihre Rückkehr zur Kirche zu erzwingen. Die von den Missionaren verkauften arabischen Testamente und sonstigen Schriften befahl er bei strenger Strafe ins Wasser zu werfen, zu verbrennen oder überhaupt zu vernichten, wobei er behauptete, die Evangelien, Testamente u. s. w. seien verfälscht.

„Die von dem Oberhirten angewandten kräftigen Mittel verfehlten nicht, ihre unheilvolle Wirkung auszuüben. Manche kehrten in den Schooß der koptischen Kirche zurück, und die meisten leisteten dem Gebote betreffs der Vernichtung der Bücher Folge. Die einen warfen sie in den Nil, andre behielten den Einband (weil sie den noch glaubten verwerthen zu können; ein ächt koptischer Zug), rissen aber die Blätter heraus und verbrannten sie; mancher gieng auch mit seiner Bibel in ein Kaffeehaus und bat dort, „das Buch der Protestanten“ zu verbrennen, und so wurde (wie ein Berichterstatter sich ausdrückte) „mit Gottes Wort Kaffee gekocht.“ Die wenigen, welche standhaft genug waren, dem Vernichtungsgebote nicht nachzukommen, wagten nicht, die Bücher im Hause zu behalten, sondern giengen ein bis zwei Stunden weit in die Wüste und vergruben sie im Sande. Die Muhammedaner begannen über die Christen zu spotten und meinten, wenn dieselben ihre eignen heiligen Bücher vernichteten, so sei das ein deutlicher Beweis, daß ihre Religion falsch sein müsse. Bei alledem ließ sich der harte Kirchenfürst seinerseits recht wohl sein. Wiewohl allenthalben auf seiner Rundreise mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen und durch Musik, Umzüge und Veranstaltung von Festlichkeiten aller Art gefeiert, ließ er sich daran noch nicht genügen, sondern benützte zugleich die Gelegenheit, um sich

zu bereichern; er forderte Geld, und sogar viel Geld, von einer Gemeinde wie die zu Esneh, zum Beispiel, 80 Pfund Sterling. Und wo man zögerte, ihm dasselbe zu entrichten, oder wo es im Augenblick nicht zusammenzubringen war, da mußte ihm irgend ein reicherer Kopte die ganze Summe vorschußweise zahlen und sie nachher seinerseits wieder von der Gemeinde eintreiben. Bei der Vertheilung dieser Abgabe auf die Einzelnen wußte man es dann so einzurichten, daß die Protestanten den Hauptthеil der Last zu tragen hatten.

„Der Patriarch hat damals eine arge Verwüstung angerichtet auf den Arbeitsfeldern der Mission, nicht nur durch die direkte Zerstörung der bestehenden kleinen evangelischen Gemeinschaften, sondern namentlich dadurch, daß den armen unwissenden Leuten eine entsetzliche Furcht eingejagt wurde, und daß der niedere Klerus nun seinerseits um so lebhafter seinen Einfluß gegen die Ausbreitung evangelischer Gesinnung aufwendete. Es war stellenweise so weit gekommen, daß die Priester den Leuten vorredeten, Protestanten seien gar keine Christen, und zum Islam gehen sei noch besser als Protestant werden. Endlich aber kam den Bedrängten durch die Verwendung des amerikanischen und englischen Generalkonsulats doch Hilfe und Schutz gegen diese gewaltthätige Behandlung.

„Im Ganzen kann man sagen, daß auch diese Verfolgung keinen nachhaltig zerstörenden oder lähmenden Einfluß auf das Werk ausgeübt hat, daß dasselbe vielmehr, wenn freilich auch langsam, wie bei der Gesammtlage der Dinge gar nicht anders möglich, so doch ununterbrochen mit gutem Muthe und mit steigenden Aussichten für die Zukunft seinen Gang verfolgt."

Der frühere Chrischona-Missionar Schlotthauer, der in den Dienst der Amerikaner übergetreten ist, beschreibt ausführlich in den Mittheilungen der Pilgermission 1872. 5. 6., wie nun von diesen im Segen geerntet werde, was Deutsche früher gesät haben. „Nachdem ein plötzlicher Tod den verfolgungssüchtigen Patriarchen ereilt, kamen manche eingeschüchterte Christen wieder zum Vorschein und machten dem Herrn und dem Wort seiner Wahrheit durch ihren Wandel Ehre. Durch die Schule aufgeweckt, lernen selbst ältere Leute noch lesen. Alle Abend versammeln sie sich um Gottes Wort, haben Gebetsstunden aus eigenem Antrieb und wirken als ein Salz und Licht, ja als ein Sauerteig in ihrer Umgebung. Gottes Wort führen

sie mit auf Reisen und strafen die Sünden und Thorheiten der koptischen Kirche. Häufig war ich Augenzeuge, wie in Märkten oder Straßen eine Anzahl Leute versammelt waren, in deren Mitte ein Protestant mit einer Bibel in der Hand stand." Aber freilich je weiter die Leute von den Priestern entfernt wohnten, je mehr fand sich Eingang und Hunger für Gottes Wort.

Auch Lüttke's gelehrter Recensent G. E. (s. Miss. Mag. Okt. 1873, S. 388) bekräftigt und vervollständigt dieses Urtheil über die protestantischen Kopten, indem er schreibt:

„Die Gewaltsmaßregeln des 1870 verstorbenen Patriarchen Demetrius II gegen die zum Protestantismus übergetretenen Kopten sind der amerik. Mission in Oberägypten eher förderlich als schädlich gewesen, da sich jetzt auf dem weiten Gebiete von Siut bis Esneh mehr Kopten denn je, und gerade die besseren unter ihnen, dem Protestantismus zuwenden. Ich lernte mehrere der Bekehrten kennen und unter ihnen den ehrwürdigen Priester von Khus, der mit seiner ganzen Gemeinde das evangelische Christenthum annahm, und, dessen Beispiel und Ermunterung heute noch viele seiner Glaubensgenossen veranlaßt, zu der neuen Lehre, die er zu der seinen gemacht, überzutreten. Dieser schöne Greis ist weitaus der best unterrichtete Kopte, mit dem wir zu verkehren hatten. Er versteht das Koptische, das seine früheren Glaubensgenossen kaum lesen können, und hat uns bei unseren Studien über die Aussprache dieses Idioms nützliche Dienste geleistet."

Die Mission unter den in Aegypten ziemlich zahlreichen Juden wird von der englischen Judenmission in London und der schottischen in Edinburgh betrieben. Die englische sandte 1856 Miss. Reichardt nach Kairo, der dort acht Jahre lang wirkte, berief aber schon 1865 seinen Nachfolger ab, weil die Arbeit ungemein wenig Aussicht auf Erfolg bot. Nach einer sechsjährigen Pause ist die Gesellschaft jedoch wieder auf das ägyptische Arbeitsfeld zurückgekehrt, indem sie 1871 Miss. Reichardt, der inzwischen in Korfu und Ankona gearbeitet hatte, nach Alexandrien sandte. — Die schottische Judenmission, die in Alexandrien über der Sammlung der schottischen Gemeinde ihr eigentliches Ziel eine Zeit lang einigermaßen außer Augen setzte, hat jetzt wieder mehr auf die Arbeit unter den Juden zurückgelenkt; auch ihre Schule wird nun vorzugsweise von jüdischen Kindern besucht.

Wie in aller Welt, so hat auch in Aegypten die Judenmission

mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen. Es steht ihr ebensowohl die Zähigkeit und Hartnäckigkeit der Altgläubigen im Wege, als die religiöse Indifferenz der „emanzipirten“ Juden. Von Früchten in dem Sinne, daß Juden wirklich aufrichtige Christen würden, kann nur in sehr seltenen Fällen die Rede sein. Die Missionare haben allen Grund zu klagen über die Unzugänglichkeit der Juden, über ihre leere Disputirsucht, über den Zwang, den diejenigen, welche sich dem Evangelium geneigt zeigen, von ihren Glaubensgenossen erfahren. Da sie hauptsächlich mit den ärmeren Juden zu thun haben, werden sie von denselben vielfach um materielle Hilfe angegangen oder bekommen die Klage zu hören, daß man sich dem „Forschen in der Schrift“ nicht hingeben, seine Zeit nicht auf Gespräche mit den Missionaren verwenden könne, weil man dadurch zu viel Einbuße am Geschäft erleide. Um diesen Klagen zu begegnen, wird möglicherweise die englische Mission in Alexandrien ebenso, wie sie es in Jerusalem gethan, ein sogenanntes „house of inquirers“ einrichten, wo „die im Suchen nach der Wahrheit Begriffenen“ eine Zeitlang unentgeldlich Aufnahme und Unterhalt finden. Mehr noch als bei aller andern Mission, ist die Arbeit in der Judenmission ein „Säen auf Hoffnung“.

„Dieß ist,“ so schließt Lüttke, „auch der Gesichtspunkt, unter den überhaupt die Mission in Aegypten gestellt werden muß. Es ist nicht zu leugnen, ihre Erfolge sind bis jetzt gering. Allein die eigentliche Bedeutung der Missionsthätigkeit ist nicht zu suchen in den Erfolgen, die durch äußere Thatsachen nachzuweisen und durch Zahlen zu belegen sind, sondern in ihrer bahnbrechenden Vorbereitung für die Zukunft. In dieser Beziehung aber ist in Aegypten ganz gewiß Aussicht auf Erfolg vorhanden.

„Was die Kopten betrifft, so zeigt es bereits die Gegenwart, daß die Arbeit früherer Jahrzehnte nicht verloren, sondern vielmehr in der That eine Aussaat gewesen ist. Was den Islam betrifft, so ist hier dem Christenthum bereits auf indirekte Weise mächtig vorgearbeitet worden. Europäische Staats- und Rechtsanschauungen, sowie allgemeine, dem Christenthum entsprungene Kultur- und Humanitätselemente sind auf tausend Wegen in Aegypten eingeführt worden und haben hier mehr als irgend sonstwo im Orient ihre Wirksamkeit entfaltet. Es ist dadurch zunächst eine Bresche gelegt worden, ein Zugang gewonnen in die bis dahin abgeschlossene und

starr in sich beruhende Geistes- und Kulturwelt des Islam. Es sind in diese Welt Keime einer Bewegung hineingeworfen, welche nothwendigerweise eine immer fortschreitende Veränderung in den staatlichen wie religiösen Anschauungen und Institutionen zur Folge haben muß." (Englische Reisende haben sich schon je und je verwundert, mit welcher Anhänglichkeit auch Muhammedaner solchen eingebornen Christen sich anschlossen, die für ihren Glauben mit ganzem Herzen einstanden und für denselben Leiden erduldeten.)

„Es ist zwar richtig, was man oft behauptet, daß das Christenthum unter unkultivirten Völkern leichteren Eingang finde und bessere Früchte erziele, als unter solchen, die schon mit weit vorgeschrittener Kultur in zu nahe Berührung gekommen seien, weil diese letztere nur demoralisirend zu wirken, nicht aber für das Evangelium zugänglich zu machen pflege. Die Geschichte in alter wie in neuerer Zeit zeigt aber doch auch Beispiele genug von dem umgekehrten Gange: man denke nur an die erste Ausbreitung des Christenthums kurz nach der Zeit seiner Stiftung. Die muhammedanische Welt in ihrer gegenwärtigen Lage bietet nach verschiedenen Seiten merkwürdige Analogien mit der Lage der römisch-griechischen Welt jener Zeit, und sie wird, was ihr Verhältniß zum Christenthum angeht, voraussichtlich einen ganz ähnlichen Prozeß durchmachen wie jene. Das erste wird sein fortschreitende innere Zersetzung, religiöser Indifferentismus und Skepticismus, sittliche Fäulniß und staatliche Auflösung, und dieß alles ist schon gegenwärtig in ausgedehntem Maße eine Thatsache geworden. Daraus wird sich bei den heller blickenden Geistern oder edler und tiefer angelegten Naturen eine Art von Verzweiflung an dem Vorhandensein sittlicher Erneuerungskräfte im Islam herausbilden. Und dann, wenn es so weit gekommen, wenn der Islam nicht allein in sich selber morsch und thatsächlich zur Auflösung reif geworden ist, sondern auch in den Augen seiner eignen Anhänger überlebt und verbraucht erscheinen muß, dann wird das Christenthum freie Bahn haben einzudringen, und wird seinerseits die in ihm liegenden Kräfte religiöser und sittlicher, socialer und staatlicher Wiedergeburt auf diesem weiten Todtenfelde entfalten, — ganz wie es im Alterthum zu Rom und Byzanz und in ihren großen Reichen geschehen ist.

„Wenn aber irgendwo in der muhammedanischen Welt für diesen geistigen Proceß ein zubereiteter Boden, ein durch positive und

negative Kräfte bearbeitetes Feld vorhanden ist, so ist es in Aegypten, und der Same, der fortwährend da hineingestreut wird, kann nicht ohne Frucht bleiben. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr um Jahrhunderte, sondern nur noch um Jahrzehnte entfernt, wo auch in dieser Hinsicht der Boden Aegyptens den Samen in ebenso reichem Maße zurückgeben wird, wie der natürliche Boden es schon durch die Jahrtausende hin gethan hat."

Bücherschau.

Die **Missionsgeschichte der christlichen Kirche** in Cultur- und Lebensbildern aus dem Heidenthum und Christenthum. Von G. Leonhardi, Stadtpfarrer in Mügde. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. II. Band. Die Missionsgeschichte des Mittelalters. Leipzig. E. Bredt 1873. 413 S.

Der Verfasser schildert uns die bedeutendsten Partieen der Missionsgeschichte des Mittelalters in ähnlicher, populärer Weise, wie er vor drei Jahren die Missionsgeschichte der Alten Kirche erzählt hat. In zehn Kapiteln behandelt er die Gründung der englischen Kirche, dann die Mission in Deutschland und Scandinavien, unter Slaven und an der Ostsee. Mehr als die Hälfte seiner Arbeit dreht sich um das was in Deutschland und durch Deutsche im Osten geschah. Das enthält nun Vieles was für unser Volk erbaulich und lehrreich ist, und wir danken dem Verfasser von Herzen dafür. Dennoch regt sich auch beim Lesen solcher populären Bearbeitungen der Wunsch, daß dem wirklichen historischen Thatbestand, so weit er irgend ermittelt ist, noch schärfer nachgespürt werde. Deutsche Alterthumskunde und Etymologie mögen ja Nebensachen sein; doch wird das Auge des Kritikers verletzt, wenn es auch nur in Noten Erklärungen begegnet wie S. 85 „Bojer vom Französischen bois", ein „deutscher Völkerbund"! oder S. 180 „(West-) Falen identisch mit varen, angels. waras, goth. vairos" (so ist wohl statt oviros zu lesen). Warum nicht J. Grimm, Zeuß rc. consultiren? —

In jetzigen Zeitläufen aber dürfte es sich besonders empfehlen, die Kirchengeschichte des Vaterlandes aus den Banden der traditionellen Romanisirung, der sie nur zu lange anheim gefallen war, endlich

nach Kräften herauszuwickeln. Schon das hohe Lob, welches am Anfang der Schrift dem Papst Gregor d. Gr. gespendet wird, dürfte durch Berücksichtigung so vieler seiner Aussprüche bedeutend ermäßigt werden. „Herrschsucht lag seinem Charakter fern;" aber wie kommt er dann dazu, alle Bischöfe der britischen Kirche, die bis dahin frei von Rom gewesen waren, seinem Sendboten Augustin unterzuordnen? Soll er nicht mit Augustin die Verantwortlichkeit theilen für alle Vergewaltigung, welche die britische Kirche von dieser seiner Mission erfuhr? — Noch stärkere Bedenken regen sich bei der Schilderung von Winfrids Thätigkeit. Hier hat seiner Zeit der vorsichtige Blumhardt (in seiner Missionsgeschichte II 2) bei aller Hochachtung vor dem „Apostel der Deutschen" doch der Erkenntniß sich nicht verschlossen, daß „in Winfrids natürlichem Charakter Ehrgeiz und Herrschsucht lag" und daß er die kirchlichen Verordnungen „mit unbilliger Strenge" durchzusetzen versuchte. Freilich hat auch Blumhardt es nicht über sich vermocht, „dem trefflichen Schröckh" so weit zu folgen, daß er die „unzüchtigen Priester", gegen welche Winfrid alle Waffen Roms anwendet, einfach für verehlichte Missionare gehalten hätte. Dagegen hat die vorliegende Schrift die dunkleren Seiten in Winfrids Thätigkeit einfach übergegangen, ja sie rechtfertigt den Dienst, welchen er der römischen Hierarchie geleistet hat, mit Worten, welche von irgend einem Jesuiten zur Verdammung auch der gegenwärtigen evangelischen Missionsmethode leicht mißbraucht werden können. „Ein Blick auf die Rohheit und Zügellosigkeit der damaligen Völker, auf die Sittenverwilderung der Geistlichen und die freche Willkühr der Mächtigen läßt erkennen, wie das noch hie und da schwankende Schiff der Kirche nur durch eine feste Leitung und strenge Zucht, wie sie die Macht und Würde der römischen Hierarchie in ihren Einrichtungen darbot, durch Sturm und Wellen hieher geführt und gerettet werden konnte."

Das Schifflein der Kirche schwankt auch heute noch hie und da; an Rohheit und Zügellosigkeit von unten, wie an frecher Willkühr von oben fehlt es auf keinem Missionsgebiet; „feste Leitung und strenge Zucht" könnten vielleicht noch helfen und retten. Rom ist noch so bereit wie damals, sie uns anzubieten und uns unter die Arme zu greifen. Wollen wir? Ich schweige davon, daß wir besser wissen, als Winfrid, wohin uns solche Leitung führen würde.

Alles dieß sieht sich doch ganz anders an, seit Dr. Ebrard in

seiner Schilderung der Culdeer Missionskirche die Art und Weise, wie Winfrid ihr in ganz Austrasien ein Ende gemacht hat, näher beleuchtet und für eine wahrhaft protestantische Darstellung dieser Geschichte die Bahn gebrochen hat. Selbstverständlich soll damit dem Verfasser kein Vorwurf gemacht werden: Ebrards „iroschottische Missionskirche“ ist nach seinem Werk erschienen, und wir andern Protestanten, so viele schon über jene Periode geschrieben haben, sind alle mehr oder weniger in gleicher Verdammniß. Wir haben uns treulich angestrengt, die Anfänge der deutschen Kirche so zu schildern, daß die Ultramontanen ihre Freude daran haben können. Aber Zeit ists, daß wir aufhören den Römern zu dienen und ihnen ihre Waffen zu schärfen.

Geschichte der Mission auf den Sandwich-Inseln. Nach dem englischen Original frei übersetzt. Basel, Missionscomptoir. 1872. 207 S. (Pr. 28 kr.).

Der Hauptinhalt von Dr. Anderson's History of the Sandwich Islands Mission, Boston 1870, ist bereits im Miss. Mag. 1871 unter dem Titel: „Eine abgeschlossene Mission“ unsern Lesern mitgetheilt worden. Es dürfte aber auch ihnen erwünscht sein, die einzelnen Kämpfe, durch welche im Reich Hawaii das Ziel der Mission erreicht wurde, zu verfolgen und den Erfolg der dortigen Arbeit in all seiner Fülle und seinen Mängeln zu überschauen. Wie Inspector Josenhans in der Vorrede andeutet, dürfte es kaum eine lehrreichere Schrift für den Missionsfreund geben als eben diese. Leider wird das Aussterben jener interessanten Inselbevölkerung gerade jetzt durch eine rasch um sich greifende Seuche, den Aussatz, in mysteriöser Weise beschleunigt.

Geschichte der indischen Religion, im Umriß dargestellt von Paul Wurm, theol. Lehrer am Missionshaus in Basel. Basel, Bahnmaier 1874. 303 S.

Das Bedürfniß des Unterrichts hat den Verfasser gedrängt, in Ermanglung eines Handbuchs, welches den ganzen Entwicklungsgang der indischen Religion übersichtlich darstellte, selbst Hand anzulegen, um seine Zöglinge in dieses Fach einzuführen. Selbstverständlich

hat er kein Werk geschrieben, welches den eigentlichen Fachgelehrten viel Neues bieten könnte, außer daß er über die südindischen Religionsformen, z. B. den Lingaismus, aus Mittheilungen der Missionare werthvolle Beiträge einfügt. Ebensowenig hat er eine Darstellung des indischen Religionslebens geliefert, welche von jedem beliebigen Missionsfreunde sich leicht weglesen ließe; mancher derselben wird vielleicht eher seufzen, wenn er die Reihen von mundzerbrechenden Namen überschaut, die oft auf einer Seite sich zusammenhäufen. Denn wie viel Zeit und Mühe, wird ihm scheinen, muß da auf die Erkenntniß des manchfaltigsten Irrthums verwendet werden; und die Frage mag sich ihm nahe legen, ob wohl auch ein Paulus die griechische oder römische Religion je so gründlich durchforschte, wie hier den künftigen Evangelisten Indiens zugemuthet wird. Zweifelsohne eignet sich nicht Alles für Alle; aber bei welchem Lehrbuch wäre das der Fall? Darum bleibt es doch von hohem Werth, daß der angehende Missionar aus seiner Eigenart heraustrete und sich liebend versenke in die Gedanken- und Gefühlswelt des fremden Volkes; und auch der, welcher im indischen Element heimisch geworden ist, wird noch oft Gelegenheit haben, in diesen Blättern sich umzusehen, und das ihn umringende Jetzt mit dem Einst zu vergleichen, um es sich noch besser zu deuten. Aber auch anderen Studirenden wird mit dieser Arbeit ein wesentlicher Dienst geleistet, sofern sie in einen mäßigen Band zusammengedrängt finden, was sie sonst aus vielen Büchern zusammensuchen mußten.

Der Inhalt des Buches mag hier kurz angegeben werden. Nach einer geographischen und ethnographischen Uebersicht wird zuerst die Religion der Weda Lieder geschildert; der Hauptgegenstand der jetzigen indologischen Forschungen, der aber namentlich in der südindischen Mission geringeren praktischen Werth hat. Es folgt die Darstellung des älteren Brahmanismus, in welchem auch die volksthümlichen Götter Vischnu und Shiwa ihre Stelle finden. Wurm muthmaßt, daß letzterer ursprünglich eine dravidische von den Ariern annectirte Gottheit sein dürfte. (Dafür ließe sich auch eine südindische Etymologie finden, indem çiva, das im Sanscrit „gütig, heil“ bedeutet, mit einem dravidischen çiva, tscheva „roth“ zusammengeworfen sein könnte, wie ja auch R. v. Roth in dem entsprechenden Gottesnamen Rudra einen Anklang an rudhira für möglich hält). Der dritte Abschnitt beschreibt den Buddhismus, der vierte den neueren Brah-

manismus, wozu noch ein Anhang über Mischreligionen und Dämonendienst kommt. — Von einzelnen Ausstellungen kann hier füglich abgesehen werden. Doch möge ein Wort über das vielumstrittene Nirwana hier angehängt werden. Dasselbe bedeutet bekanntlich „Ausblasen, Erlöschen", und bildet den Gegenstand alles Sehnens der Buddhisten, der Weisen wie der Unweisen. Wurm glaubt nicht, daß Buddha selbst dabei an eine völlige Vernichtung dachte. Es ist aber sehr erklärlich, daß seine Lehre, sobald sie zur Religion wurde, für Seligkeit und Jenseits andere Ausblicke eröffnen mußte; darum bleibt es doch das einfachste, anzunehmen, daß Buddha als ein klarer Denker seine Worte einfältig gewählt und sich für seine Person mit der Aussicht auf Vernichtung, als der philosophischen Consequenz seiner Weltanschauung, nicht blos begnügt, sondern am Ende wirklich getröstet und vergnügt hat.

Die evangelische Missionsarbeit in Südafrika. Eine Uebersicht über die Arbeiten sämmtlicher evangelischer Missionsgesellschaften in Südafrika. Mit einer Uebersichtskarte und vielen Bildern von Dr. Wangemann. Berlin, Missionshaus 1872. 374 S. (Pr. 1 Thlr.).

Diese Schrift ist der erste Band einer Geschichte der Berliner Mission und ihrer Arbeiten aus der Feder des unermüdlichen Missionsdirektors. Derselbe dürfte für das Missionspublikum im Allgemeinen der interessantere Theil des ganzen Werkes sein, sofern er ein anschauliches Bild von der in jenem Lande bisher ausgerichteten Gesammtarbeit der evangelischen Mission gewährt. Wir erfahren zuerst das Wesentlichste über die Gründung der Kapkolonie, die Art des Landes und die Mischung und Lebensweise der Stämme, die es bevölkert haben. Dann folgt die Schilderung der vornehmsten Bahnbrecher, hinter welchen die Reichsarmee in Schlachtordnung aufzieht, d. h. die Arbeiter von 15 Missionsgemeinschaften. Freilich wird denselben Raum und Licht nicht eben gleich vertheilt; eine ausführlichere Behandlung fällt nur den beiden Berliner Gesellschaften zu. Die Kämpfe und Siege der Reichsarmee schildert die letzte Abtheilung und zwar in sechs Missionsgebieten, von welchen das Betschuanische als das hoffnungvollste am eingehendsten geschildert wird. Nicht blos die Bilder und die große, pünktlich gearbeitete Karte helfen zur

hat er kein Werk geschrieben, welches den eigentlichen Fachgelehrten viel Neues bieten könnte, außer daß er über die südindischen Religionsformen, z. B. den Lingaismus, aus Mittheilungen der Missionare werthvolle Beiträge einfügt. Ebensowenig hat er eine Darstellung des indischen Religionslebens geliefert, welche von jedem beliebigen Missionsfreunde sich leicht weglesen ließe; mancher derselben wird vielleicht eher seufzen, wenn er die Reihen von mundzerbrechenden Namen überschaut, die oft auf einer Seite sich zusammenhäufen. Denn wie viel Zeit und Mühe, wird ihm scheinen, muß da auf die Erkenntniß des manchfaltigsten Irrthums verwendet werden; und die Frage mag sich ihm nahe legen, ob wohl auch ein Paulus die griechische oder römische Religion je so gründlich durchforschte, wie hier den künftigen Evangelisten Indiens zugemuthet wird. Zweifelsohne eignet sich nicht Alles für Alle; aber bei welchem Lehrbuch wäre das der Fall? Darum bleibt es doch von hohem Werth, daß der angehende Missionar aus seiner Eigenart heraustrete und sich liebend versenke in die Gedanken- und Gefühlswelt des fremden Volkes; und auch der, welcher im indischen Element heimisch geworden ist, wird noch oft Gelegenheit haben, in diesen Blättern sich umzusehen, und das ihn umringende Jetzt mit dem Einst zu vergleichen, um es sich noch besser zu deuten. Aber auch anderen Studirenden wird mit dieser Arbeit ein wesentlicher Dienst geleistet, sofern sie in einen mäßigen Band zusammengedrängt finden, was sie sonst aus vielen Büchern zusammensuchen mußten.

Der Inhalt des Buches mag hier kurz angegeben werden. Nach einer geographischen und ethnographischen Uebersicht wird zuerst die Religion der Weda Lieder geschildert; der Hauptgegenstand der jetzigen indologischen Forschungen, der aber namentlich in der südindischen Mission geringeren praktischen Werth hat. Es folgt die Darstellung des älteren Brahmanismus, in welchem auch die volksthümlichen Götter Vischnu und Shiwa ihre Stelle finden. Wurm muthmaßt, daß letzterer ursprünglich eine dravidische von den Ariern annectirte Gottheit sein dürfte. (Dafür ließe sich auch eine südindische Etymologie finden, indem çiva, das im Sanscrit „gütig, heil" bedeutet, mit einem dravidischen çiva, tscheva „roth" zusammengeworfen sein könnte, wie ja auch R. v. Roth in dem entsprechenden Gottesnamen Rudra einen Anklang an rudhira für möglich hält). Der dritte Abschnitt beschreibt den Buddhismus, der vierte den neueren Brah-

manismus, wozu noch ein Anhang über Mischreligionen und Dämonendienst kommt. — Von einzelnen Ausstellungen kann hier füglich abgesehen werden. Doch möge ein Wort über das vielumstrittene Nirwana hier angehängt werden. Dasselbe bedeutet bekanntlich „Ausblasen, Erlöschen", und bildet den Gegenstand alles Sehnens der Buddhisten, der Weisen wie der Unweisen. Wurm glaubt nicht, daß Buddha selbst dabei an eine völlige Vernichtung dachte. Es ist aber sehr erklärlich, daß seine Lehre, sobald sie zur Religion wurde, für Seligkeit und Jenseits andere Ausblicke eröffnen mußte; darum bleibt es doch das einfachste, anzunehmen, daß Buddha als ein klarer Denker seine Worte einfältig gewählt und sich für seine Person mit der Aussicht auf Vernichtung, als der philosophischen Consequenz seiner Weltanschauung, nicht blos begnügt, sondern am Ende wirklich getröstet und vergnügt hat.

Die evangelische Missionsarbeit in Südafrika. Eine Uebersicht über die Arbeiten sämmtlicher evangelischer Missionsgesellschaften in Südafrika. Mit einer Uebersichtskarte und vielen Bildern von Dr. Wangemann. Berlin, Missionshaus 1872. 374 S. (Pr. 1 Thlr.).

Diese Schrift ist der erste Band einer Geschichte der Berliner Mission und ihrer Arbeiten aus der Feder des unermüdlichen Missionsdirektors. Derselbe dürfte für das Missionspublikum im Allgemeinen der interessantere Theil des ganzen Werkes sein, sofern er ein anschauliches Bild von der in jenem Lande bisher ausgerichteten Gesammtarbeit der evangelischen Mission gewährt. Wir erfahren zuerst das Wesentlichste über die Gründung der Kapkolonie, die Art des Landes und die Mischung und Lebensweise der Stämme, die es bevölkert haben. Dann folgt die Schilderung der vornehmsten Bahnbrecher, hinter welchen die Reichsarmee in Schlachtordnung aufzieht, d. h. die Arbeiter von 15 Missionsgemeinschaften. Freilich wird denselben Raum und Licht nicht eben gleich vertheilt; eine ausführlichere Behandlung fällt nur den beiden Berliner Gesellschaften zu. Die Kämpfe und Siege der Reichsarmee schildert die letzte Abtheilung und zwar in sechs Missionsgebieten, von welchen das Betschuanische als das hoffnungvollste am eingehendsten geschildert wird. Nicht blos die Bilder und die große, pünktlich gearbeitete Karte helfen zur

Veranschaulichung des Reichskriegs, der dort geführt wird; auch die ganze Art der Erzählung sucht Lebensbild an Lebensbild in solcher Weise zu reihen, daß manches Kapitel für sich schon den Stoff zu einer anregenden Missionsstunde darbietet.

Die Berliner Mission im Koranna-Lande, mit Bildern, von Dr. Wangemann. Berlin, Missionshaus 1873. 273 S. (Pr. 20 Sgr.).

Aus dem halbchristlichen Gürtellande, welches sich im Anfang dieses Jahrhunderts um die Kolonie her bildete, hebt diese Schrift ein wesentliches Stück, den kurzlebigen Staat der Griqua hervor, unter deren Herrschaft der verkommende Stamm der Koranna Gegenstand einer überaus mühseligen Missionsarbeit wurde. Bethanien und Pniel sind die Hauptstationen, um deren Gedeihen mit unendlicher Geduld unter den wechselvollsten Schicksalen gerungen werden mußte. Die Erzählung wird hier eine zusammenhängendere als im ersten Theil, auch ist der Ueberblick durch das beschränkte Missionsgebiet, das doch eine Gemeinde von 560 Gliedern getragen hat, bedeutend erleichtert. Merkwürdig ist der Rechtsstreit, welcher nach der Auffindung von Diamanten um den Bodenbesitz von Pniel geführt werden mußte, und der auf Grund der wunderlichsten Intriguen 1872 vorläufig von der Kolonialregierung zum Nachtheil der Berliner Mission entschieden wurde.

Die Berliner Mission im Kafferlande, mit Bildern, von Dr. Wangemann. Berlin, Missionshaus 1873. 382 S. (Pr. 1 Rthl.).

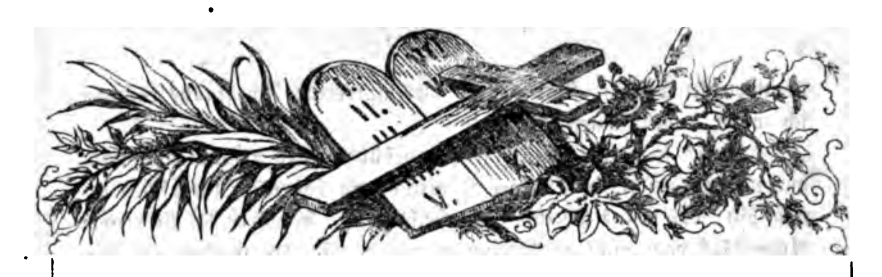
Die Geschichte einer 36jährigen Arbeit im Kafferlande, unter einem rohen, harten, aber kernigen Volke, das sicherlich eine Zukunft vor sich hat. Zwar sind der Getauften erst etwa 500, aber unter ihnen finden sich begabte, tüchtige Erstlinge, wie Stefan, die selbst schon das Evangelium predigen. Es ist eine Lust, Männer heranwachsen zu sehen, wie den strebsamen Masiko, der deutsche Bücher so geläufig liest, wie englische und holländische. Freilich auch viele sind rückwärts gegangen, darunter einer, dessen Fall zu den bejammernswürdigsten gehört, der des Fürstenenkels Bunge, für welchen die späte Bekehrung seines älteren Bruders kaum einen Ersatz bildet. Allerhand Kriegsscenen, die Ermordung des Miss. Scholz, die Nieder-

lassung einer deutschen Legion unter General Stutterheim, die traurigen Geschicke deutscher Auswanderer ꝛc. tragen dazu bei, dieses Gemälde zu dem bewegtesten unter denen zu machen, welche Dr Wangemann vor uns entrollt hat. Noch ist uns ein letztes verheißen, das die Zulumission veranschaulichen soll.

Die Ausbildung der evangelischen Heidenboten in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung des Berliner Missionsseminars und einem Anhang über evangelische Missionsanstalten außerhalb Deutschlands. Von P. A. Petri, Inspector am Berliner Missionshause. Berlin, Missionshaus 1873. 192 S. (Pr. 15 Gr.).

Die Berliner Mission hat ein neues Haus bezogen; zum Umzug in dasselbe hat der zweite Inspector diese Denkschrift herausgegeben, welche eine ausführliche Geschichte des Missionsseminars seit dem Jahre 1828 enthält. Um dieselbe aber gruppirt sich eine aus den Quellen geschöpfte, verläßliche Darstellung der übrigen sieben (mit Einschluß des in Abgang gerathenen Jänickeschen Instituts 8) Missionsanstalten unseres Vaterlandes, woran sich noch allerlei Mittheilungen über ihre Leistungen, und interessante Tabellen über den gegenwärtigen Stand der deutsch evangelischen Mission reihen. Nach Petri zählte dieselbe Ende 1871 beinahe 500 ausgesandte Missionare, über 1400 eingeborne Arbeiter, und auf etwa 300 Stationen 129,000 Getaufte resp. Katechumenen mit einem Wachsthum von ca. 5000 Seelen gegen das Vorjahr 1870. Ein Anhang belehrt uns noch über die evangelischen Missionsanstalten außerhalb Deutschlands. Daß die deutsche Mission im Ganzen den richtigen Weg zur Gewinnung und Vorbereitung ihrer Sendboten gefunden hat, kann nun als erwiesen betrachtet werden; möge ihr der Herr immer mehr die rechten, geisterfüllten Persönlichkeiten schenken, welche doch die Grundbedingung für ein gedeihliches Wirken bleiben!

Register.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1873.

Sie werden von Gott gelehrt sein.

1. Die heilsbegierige Kranke.

Nahe bei einem Hause, das ich auf meinen Reisen in Schottland zu besuchen pflegte, — erzählt ein christlicher Freund, — fand sich eine alte und sehr kranke Frau, seit mehreren Jahren durch eine sich in die Länge ziehende Wassersucht an's Bett gebunden. Ich wurde von einer Dame, bei der sie früher als Magd gedient hatte, zu ihr geführt und dieselbe sagte mir, diese arme Person sei in ihrem Geiste mit peinlichen Zweifeln über ihr Heil geplagt.

Ich wurde beim Anblick dieser Unglücklichen, die vor Enge und Schmerz keuchte, und deren entstelltes Antlitz bewies, seit wie lange sie schon den Weg der Leiden betreten habe, auf's lebhafteste gerührt.

Nach einigen tröstenden Worten fragte ich sie, ob sie vor dem Kommen des Herrn, der sie bald scheine aus dieser Welt abholen zu wollen, Furcht habe.

„Ich sollte sein Kommen nicht fürchten," antwortete sie mir mit ziemlicher Zuversicht, „da ich hoffe, er werde mich zu seiner Ruhe aufnehmen; er ist ja ein Gott großer Erbarmungen."

Ich fragte, warum nur sie sage, daß sie hoffe, von ihm ange-

nommen zu werden, statt einfach auszusprechen: Ich glaube es, daß ich werde angenommen werden.

„Ach!“ sagte sie demüthig, „es gebührt einer armen Sünderin, wie ich bin, nicht, eine solche Zuversicht zu haben. Obwohl ich gewiß bin, daß Jesus Christus der Heiland ist, so würde ich in diesem Augenblick doch nicht zu behaupten wagen, ich sei gerettet und sein Heil gehöre mir vollständig.“

„Warum?“ sagte ich; „zweifeln Sie an Gottes Wahrhaftigkeit?“

„Ich zweifle keineswegs daran,“ antwortete sie lebhaft; „und Gott bewahre mich davor! Aber wie wollen Sie, daß eine erbärmliche Sünderin, die so viel Flecken in ihrem Herzen hat, kühn auszusprechen wage, sie sei erlöst und gerettet. Gibt es irgend einen hienieden, der sagen dürfte, er sei so rein, daß er sich ohne Furcht vor den Heiligen über alle Heiligen stellen dürfe? O, mein Herr, ich werde mich sehr vor solchem Hochmuth hüten.“

Ich merkte jetzt, daß diese Seele nicht auf das Opfer des Heilands in seiner Allgenugsamkeit schaue, sondern die Vorstellung eines provisorischen und bedingten Loskaufs habe, statt auf die freie und unendliche Gabe Gottes zu sehen.

Ich suchte also zuerst den Blick dieser mich anziehenden Kranken auf den Tod des Heilands zu richten und ihr zu zeigen, daß weil Jesus ein vollkommener Erlöser ist, er auch durch sich selbst für seine Gemeinde das volle Heil vollbracht hat; und daß diese folgerichtig nichts mehr zu thun hat, um sich zu retten, wohl aber sehr viel, weil sie gerettet ist.

Folgendes war der Verlauf unserer Unterhaltung.

„Sie halten also dafür,“ sagte ich ihr, „es sei Anmaßung und sogar Hochmuth, seines Heils gewiß zu sein?“

Sie: Sicherlich! da es keinen Menschen gibt, so fromm er sonst sein möge, der nicht jeden Tag sich einer Sünde schuldig macht. Wie dürfte er also sagen, er sei des Himmels würdig?

Ich: Aber glauben Sie denn nicht, daß der Herr Jesus unsere Sünden an seinem Leibe auf dem Holz getragen hat (1 Petr. 2, 14), daß er um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen worden, daß die Strafe auf ihm lag, damit wir Frieden hätten und wir durch seine Wunden geheilt werden? (Jes. 53, 5).

Sie: Ohne Zweifel glaube ich das, denn so steht es in der Bibel geschrieben.

Ich: Nun denn! die gleiche Bibel sagt auch, der Heiland sei für die Missethat seines Volkes geplagt worden (Jes. 53) und so habe Jesus durch die Darbringung seiner selbst dieses sein Volk in Ewigkeit vollendet und eben die Gemeinde, für die er sich als Sühnopfer dargegeben, von allem Fluch erlöst. (Hebr. 9, 28. 10, 14. Gal. 3, 13. Röm. 3.)

Die Kranke schien ein wenig überrascht. Sie blieb einige Augenblicke in Stillschweigen versunken; dann sagte sie mir: „Würden Sie mir doch die Stelle wiederholen, die davon handelt, wie der Sohn Gottes sich selbst geopfert hat? Es ist da etwas, das ich nicht gut verstehe."

Ich wiederholte ihr die Stelle und machte ihr die Stärke des Ausdrucks bemerklich: Christus ist einmal geopfert, wegzunehmen Vieler Sünden (Hebr. 9, 28). Ich drang auf das Wort „einmal", um ihr fühlbar zu machen, daß durch diese einige Darbringung des Sohnes Gottes die Gemeinde vollkommen erkauft sei, indem die Strafe, die sie ganz hätte tragen sollen, ganz auf ihn gelegt worden, als auf das unschuldige und unbefleckte Lamm, zuvor versehen, ehe der Welt Grund gelegt war.

Die Kranke schien immer erstaunter und sagte mir, aber zögernd: „Heißt es nicht darum, es sei nun nichts Verdammliches mehr an denen, die in Christo Jesu sind" (Röm. 8, 1)?

Ich war erfreut, sie diese passende Stelle anführen zu hören, und indem ich die Erklärung der Grundwahrheit, daß Jesus wirklich und wahrhaftig seine Gemeinde erlöst habe und darum der Erlöser genannt werde, fortsetzte, sagte ich ihr: „Das Heil der Kirche ist für immer von unserm Seligmacher vollbracht worden. Er ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung (1 Cor. 1, 50), das heißt zu Allem, was zum Heil gehört. — So hat die Gemeinde, an der als seinem Leibe er das Haupt ist, zu glauben, daß sie in ihm die ewige Erlösung und das völlige Heil besitze." Ich erkannte immer deutlicher, daß meine Kranke durchaus nicht Christi Gerechtigkeit oder sein Verdienst verwarf; aber sie verstand die Kraft und Ausdehnung des Werkes Christi nicht. Ich zeigte ihr darum die ver-

schiebenen Stellen, worin gesagt wird, daß Jesus sich zum Lösegeld für sein Volk gegeben uud daß er also denen, die der Vater ihm gegeben, Heil und ewiges Leben erworben habe (Joh. 17, 1. 2).

Die Kranke hörte mir mit einer Aufmerksamkeit zu, die mir zeigte, wie sehr dieses Wort der Wahrheit ihrer Seele angenehm war, und sagte mir endlich mit Thränen in den Augen: „Der Heiland hat also viel mehr für uns gethan, als ich bis dahin geglaubt hatte. Ich hatte gemeint, sein Tod habe uns nur auf gewisse Weise erkauft, etwa so, daß er uns nun in den Stand gesetzt habe, das Heil selbst zu erwerben. Aber nun sehe ich," sagte sie mit rührendem Ausdruck, „hat dieser liebe Heiland wirklich Alles für seine Gemeinde gethan und sie durch sich selbst, durch das Opfer seines Leibes auf dem Holz erkauft!"

Ich: Was Anderes könnte sonst die Erklärung des Heilands am Kreuze bedeuten, da er sprach: „Es ist vollbracht." — Darum sagt auch der Apostel den gläubigen Corinthern: Ihr seid theuer erkauft (1 Cor. 6, 20) und bezeugt ein anderer Apostel an die Gemeinde des Herrn, sie sei erlöst, nicht mit vergänglichem Silber oder Gold, sondern mit dem theuren Blute des Lammes (1 Petr. 1, 18). Verstehen Sie nun diese Stellen?

Sie: Ja, ich denke, daß ich sie nun verstehe.

Ich: Das muß Ihnen auch begreiflich machen, warum die Kirche immer und mit so viel Freude das Opfer des Herrn Jesu verherrlicht, wie Sie in den Propheten werden gesehen haben und wie Sie in der Offenbarung Johannis lesen. Die Gemeinde schreibt Jesu die ganze Befreiung von dem Fluche zu, den sie selbst hätte tragen sollen und den er, als Erlöser, auf sich genommen hat, uud freut sich darüber.

Sie: O, sie hat auch alle Ursache sich zu freuen; denn es ist ein ewiges Heil.

Ich wollte nun die zarteste Frage an sie thun, und eine, die ihr Gewissen am meisten rühren sollte, und ich gestehe, daß ich mit einer gewissen Unruhe erwartete, welche Wirkung sie hervorbringen würde. „Sie denken also nicht," sagte ich ihr, „die Gemeinde schreibe sich selbst die Vollbringung des Heils zu, wenn sie sich dessen freut."

„Keineswegs!" erwiderte sie mit einer Festigkeit, die mir ein wahres Vergnügen bereitete, „die Gemeinde empfängt Alles von

ihrem Gott; sie weiß also wohl, daß sie keinen thätigen Antheil an der Erwerbung dieses Heils hat, sondern, daß ihr Erlöser es ihr ganz und gar erworben hat. Sie freut sich darüber, wie man sich über eine empfangene Gabe freut und nicht wie über etwas, das man sich selbst erworben und verschafft hat. Hier gehört aller Ruhm dem Herrn, und der Kirche nur das Glück, also durch ihn erkauft zu sein."

Dieses Glück empfand ich selbst, als ich sah, wie die Wahrheit in dieser Seele immer mehr durchdrang. Darum fügte ich hinzu: „Sie denken also, daß wenn die Gemeinde sich nicht freute, wenn sie an dieser Wohlthat zweifelte, oder wenn sie sich einbildete, sie habe kein Recht darauf, sondern müsse es vorher durch irgend welche Leistung des Gehorsams oder der Heiligkeit erwerben....."

Sie (mit starker Betonung): Das wäre Unglaube oder Hochmuth. Da unser Seligmacher sich für die Gemeinde dargegeben und sie von der Verdammniß losgekauft hat, indem er den Fluch auf sich selbst nahm, so muß die Gemeinde, wenn sie dies glaubt, sich dessen durchaus auch freuen. Ich sage sogar: Je fester und freudiger sie es glaubt, desto mehr Ehre bringt sie dem Herrn Jesus dar. Sie ist in der Lage eines Gefangenen, der sich vor den Augen dessen freut, der eben das Lösegeld zu seiner Befreiung bezahlt hat.

Ich: Sie vergleichen also Gottes Volk mit Gefangenen, für die der Herr das Lösegeld bezahlt hat?

Sie: So wird es, glaub ich, in den Propheten genannt, besonders an einer Stelle, an die ich mich jetzt erinnere, wo unser lieber Heiland sagt, Gott habe ihn gesandt, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung und den Gebundenen eine Oeffnung.

Ich: Die Stelle findet sich Jes. 61, 1 und im 35sten Capitel desselben Propheten wird gesagt, daß er, der Herr dieses Lösegeld bezahlt hat und darum die befreiten Gefangenen mit Jauchzen zurückkommen (Jes. 35, 10).

Sie: Das kann auch gar nicht anders sein. Jeder aus der Sklaverei befreite Gefangene, jede gerettete Seele, jedes Kind Gottes muß vor seinem Erlöser vor Freude zittern.

Ich: Könnte man aber diesen Gefangenen nicht des Hoch=

muths und der Anmaßung zeihen, wenn er sich nun dessen rühmt, aus der Sklaverei befreit zu sein?

Sie: Keineswegs; da ja der Gefangene sich nicht rühmt, sich selbst losgekauft zu haben. Im Gegentheil: er schreibt Alles dem Erlöser zu, der das Lösegeld für ihn bezahlt hat.

Ich: Was würden Sie davon halten, wenn Einer dieser Gefangenen zwar glaubte, daß der König das Lösegeld bezahlt habe, aber doch dessen nicht gewiß sein wollte, daß er wirklich losgekauft ist, und immerfort sagte: Ich bin noch nicht dankbar genug, um gewiß zu sein, daß mein Lösegeld bezahlt ist.

Auf diese Frage, die ein direkter Ruf an das Gewissen der Kranken war, deckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und blieb ziemlich lange in dieser Haltung. Ich vermuthete wohl, daß sie anfing, ihren Irrthum einzusehen, aber ich wußte nicht, bis zu welchem Grad, und ich bereitete eben eine neue Frage vor, als sie mir mit einem Blick voll Bewegung und Ueberraschung sagte: „Hab' ich in der That bis auf diesen Tag verkannt, was der Herr Jesus für meine Seele gethan hat? Wäre es möglich, daß ich das Opfer dieses liebreichen Heilands so schlecht verstanden habe, und daß ich darin Hochmuth und Anmaßung sah, worin im Gegentheil die tiefste Demuth ist, und der Ruhm dem Herrn gegeben wird? Ich bin darob ganz bekümmert."

Ich: Was wollen Sie damit sagen, ich bitte Sie?

Sie: Sie sehen es doch wohl; da ich Ihnen vor wenigen Augenblicken antwortete, daß ich es für einen Beweis von viel Hochmuth ansehe, wenn man sich für wirklich gerettet halte und daß ich das von mir nicht sagen könnte, weil ich nicht heilig genug dazu sei, so ist doch klar, daß ich, indem ich so sprach, ganz vergaß oder nicht wußte, ja nicht wußte, daß das Heil durch den Heiland vollbracht ist, und daß die, die es empfangen haben, sich dessen freuen sollen. Denn, um es kurz zu sagen (und wie ist mir das so neu!), wenn sie sich dessen nicht freuen, so kommt es daher, daß sie's entweder nicht glauben, oder sich einbilden, sie müßten es selbst vollbringen.

Ich: In der That sagt das Wort Gottes an mehreren Stellen, daß die so befreiten Gefangenen, das heißt die Kinder Gottes und Jünger Christi, sich in ihrem Heiland freuen und rühmen sollen. Der Herr Jesus nennt diese Freude vollkommen oder völlig,

und der Apostel Petrus sagt von ihr, sie sei unaussprechlich und herrlich (Joh. 15, 11. 16, 20. 1 Petr. 1, 8). Aber wem wird diese Freude zu Theil? Dem scheuen Kinde, oder dem Kinde, das dem Worte seines Vaters glaubt und sich darauf verläßt?

Die Kranke wurde immer gerührter und sagte mir dann mit dem süßesten Ton der Ueberzeugung: „Ich versichere Sie, daß ich glaube, bis auf diesen Tag im Irrthum gewesen zu sein!"

„Warum?" fragte ich mit Theilnahme.

Sie: Ich will es Ihnen erklären. Ich glaubte wohl, daß das Heil eine Gnade, eine pure Gabe Gottes sei und keineswegs der Lohn für die Werke unserer Gerechtigkeit, und ich glaubte auch, daß uns Jesus durch das Vergießen seines Blutes losgekauft habe; aber ich fürchte, ich mischte da meine Werke oder Gefühle mit der Gnade Gottes durcheinander; denn ich sah in dieser Loskaufung nur ein dargebotenes Mittel, um Gott meinen Gehorsam darzubringen, um behufs desselben mir das Verdienst des Erlösers zuzueignen. Es schien mir, ich könne mir die Gabe des Heils in Christo nicht aneignen, es sei denn, ich sähe zuvor in mir mehr Selbstverleugnung, mehr Demuth und Heiligkeit, mehr Hingabe an den Herrn.

Ich: Aber muß sich denn doch diese Heiligkeit nicht in uns finden?

Sie: Ohne Zweifel; aber es scheint mir, ich stellte sie nicht an den rechten Platz. Ich kann nicht gut ausdrücken, was ich empfinde; aber ich bin gewiß, daß ich in dieser Hinsicht eine Verwirrung in meinem Geist angerichtet habe. Ob ich schon sagte, ich glaube, daß uns Jesus vom Fluche losgekauft habe, so glaubte ich es doch in Wirklichkeit nicht; denn ich trug immer den Gedanken in mir, ich müsse mich so betragen, um am Ende das Heil zu erwerben oder der Verdammniß zu entrinnen.

Ich: Ist nun dieser Gedanke nicht mehr der Ihrige?

Sie: Was ich soeben gehört habe, hat mich ganz bewegt, ich versichere Sie. Es scheint mir, ich sehe eine neue Hoffnung, die ich nicht kannte, ein vollbrachtes Heil, eine fertige Vergebung, von der ich bis dahin keinen, ganz und gar keinen Begriff hatte.

Diese interessante Person trat dann in mehrere Einzelnheiten ein über die Vorstellung, die sie sich bis dahin von dem Heil gemacht hatte, das uns der Herr Jesus erworben hat. Jesus, so hatte sie gedacht, habe uns wohl das Heil verdient, aber nicht voll-

bracht. Dieses Heil war ihr nur als ein Vorrecht erschienen, das der Heiland dem menschlichen Geschlecht erworben habe und dessen sich der Mensch durch sein gutes Betragen würdig zu machen vermöge, so daß dann der Sünder, der den Bedingungen dieses Akkords zwischen Gott und Mensch nicht nachkäme, seinen Antheil am Genuß dieses Vorrechts verlöre.

Dieser Irrthum war groß, weil er dem Tode des Sohnes Gottes seinen sühnenden Charakter raubte. Nun war es auch erklärlich, warum diese sonst fromme Person eine Art Schrecken und Widerwillen empfand, wenn erleuchtete und in der Einfalt stehende Christen freudig sich vor ihr rühmten, daß sie durch das Opfer der Versöhnung vom Fluche losgekauft seien, und dem die Ehre brachten, der ihr Heil ganz und völlig vollbracht hatte. Diese Freude kam ihr wie Anmaßung und Prahlerei vor, da sie sich eingebildet hatte, sie dürfe höchstens die Hoffnung auf ein solches Heil hegen und nur die bereits verherrlichten Heiligen hätten das Recht, seiner froh zu werden.

Ich war begierig zu erfahren, auf welche Aussprüche der Schrift sich diese Seele bis dahin gestützt habe, um ihre Irrthümer zu behaupten. Sie antwortete mir, es habe ihr geschienen, das ganze Evangelium und besonders alle Briefe der Apostel stellten als nothwendige Bedingung zur Erlangung des Heils die guten Werke und die Heiligung hin.

Ich machte ihr darauf bemerklich, daß diese Ermahnungen zur Heiligkeit an Kinder Gottes und solche gerichtet seien, die Christo, der sie mit seinem Blut erkauft hat, angehören. Ich zeigte ihr, daß diese allerdings aus Liebe und Dankbarkeit für den, der sie zuerst geliebt, heilig zu leben verpflichtet sind und daß darum allen diesen Ermahnungen bald die Liebe Christi, bald die Barmherzigkeit Gottes, oder der theure Preis, um den sie erkauft sind, oder die ihnen geschenkte Gnade und die Versöhnung mit Gott ihrem Vater als Beweggrund vorausgeschickt werde.

Wenn z. B., sagte ich ihr, der Christ betet: Unser Vater, der du bist in den Himmeln, so wendet er sich nicht an einen Richter, von dem er hofft, er werde ihn wohl einst zum Vater haben, auch nicht an einen vorgeblichen Vater, sondern an den, den der Geist der Kindschaft mit dem süßen Vaternamen anreden lehrt, und

diesem festen und unwandelbaren Freunde sagt er, wie ein Kind: Vergib mir meine Sünden; und meint damit, Gott möge ihn nicht wie einen Schuldigen und Verdammten behandeln, auch nicht wie einen Fremden, sondern wie ein versöhntes und angenommenes Kind, wie einen in Christo geliebten Sohn oder Tochter, und so mit ihm verfahren, wie ein guter Vater gegen Glieder des Hauses verfährt, die etwas verfehlt haben.

Diese Bemerkung über das Gebet des Herrn machte einen Eindruck auf die Kranke und sie sagte mir: Ich hatte bis dahin diese Bitte des Unservaters nicht in diesem Sinne des Friedens und der Liebe verstanden, sondern immer gedacht, es handle sich um den ewigen Fluch; um dem zu entgehen, bitte der Christ: vergib uns unsere Schulden.

Ich: Sie hatten also nicht beachtet, daß sich das Gebet, wie ich Ihnen sagte, nicht an einen Richter, sondern an einen Vater wendet.

Sie: So ist es! Ich bin von dieser neuen Entdeckung ganz betroffen und empfinde eine unsagbare Freude darob.

Ich: Diese Kindschaft ist auch der Grund, weßhalb die Apostel des Herrn Jesu ihre Brüder als Geliebte Gottes beschwören, sich der Ehrerbietung zu befleißen, die Kinder gegenüber ihrem Vater haben. Sie sollen eine Ehrfurcht haben, die keine knechtische Furcht ist, sondern ein ehrerbietiges Zutrauen, wie man es gegenüber einem Wohlthäter hat, den man als Freund kennt, wenn er schon dem Range nach weit über einem steht.

Sie: O süße und liebe Gewißheit! Wie gar muß sie unser Verhalten gegen Gott ändern: denn nicht mehr aus Furcht vor Strafe enthält sich nun das Kind Gottes des Bösen, sondern aus kindlicher Ehrfurcht, um seinem Vater und seinem Erlöser nicht zu mißfallen.

Ich: So drückt sich auch der Apostel Petrus aus, wenn er im ersten Capitel seines ersten Briefes den Gläubigen sagt: Da ihr wiedergeboren seid und durch den Glauben das Heil besitzet und Gott als Vater anrufet, so seid gehorsame Kinder; und da euer Vater, wie sehr er auch Vater für euch ist, dennoch sein Haus richtet und, obwohl väterlich, seine eigenen Kinder straft, so bewahrt euch zeitlebens ihm gegenüber in dieser demüthigen und ehrerbietigen Furcht. Dazu fügt er noch als neuen Beweggrund: wisset,

daß ihr theuer erkauft seid, nämlich mit dem Blute des Lammes Gottes.

Sie: Ich danke Ihnen und danke besonders dem Herrn, der mir heute zeigt, was ich noch nie gewußt, daß der Friede der Gotteskindschaft der Hauptantrieb zu einem heiligen Lebenswandel ist. O wie schlecht habe ich doch bis dahin das Evangelium gelesen! Wie ferne bin ich von der Erkenntniß gewesen, daß der Gehorsam eines wahren Jüngers Christi die Wirkung des Geistes der Gnade ist, mit dem ihn Gott versiegelt hat.

Ich: Betrachten Sie nur einmal den Untrrschied zwischen dem kindlichen Geist und der knechtischen Gesinnung. Ich bin Hausvater. Nehmen wir an, ich hätte bis dahin einen meiner Söhne als Knecht erzogen und behandelt, um durch dieses Verhalten das stolze hochfahrende Herz dieses Kindes zu brechen. Er wußte nie, daß er mein Sohn war, sondern diente mir, wie ein Knecht seinem guten Meister dient; zwar nach Kräften, aber doch immer als ein Knecht, der, wenn er einen Fehler begeht, Strafe fürchtet und den Gebieter als seinen Richter fürchtet.

Nun geschieht es, daß ich ihm diesen Morgen offenbare (denn errathen konnte er es nicht!), daß er mein Sohn sei und ihm meine volle väterliche Liebe zeige. Was wird nun in seinem Herzen vorgehen? Eine völlige Aenderung; denn sein Verhältniß zu mir ist fortan ein von dem bisherigen ganz verschiedenes. Nun hat er Ehrfurcht mit voller Liebe, Zutrauen, sogar Zutraulichkeit, Freude, Frieden, Zärtlichkeit gegen mich: Sein aufrichtigster Wunsch ist, sich meinen Befehlen zu unterordnen und wenn er sie vergißt (muthwillig übertritt er sie nicht mehr!), so ist seine Reue kindlich, seine Thränen sind die eines Kindes, und als seinen Vater, nicht mehr bloß als seinen Meister bittet er mich um Vergebung..... Sagen Sie mir nun, konnte dieses mein Kind, bevor es wußte, daß es ein solches war, mir als Kind dienen, und umgekehrt, seit es seine Kindschaft inne geworden, wäre es im Stande gewesen, mich nur als fremden Gebieter zu ehren? —

Sie: Nein! nein! das Herz dieses Kindes ist kein Söldnerherz. Ich wiederhole Ihnen: wie schlecht habe ich das Evangelium gelesen! wie wenig habe ich gesehen und erkannt, was unsere Annahme an Kindesstatt ist!

Ich: Sie verstanden bis dahin auch nicht, was uns gesagt ist:

Betrübet nicht den heiligen Geist Gottes, mit dem ihr versiegelt seid. Ephes. 4, 30.

Sie: Wahrscheinlich nicht, da ich unter diesem Betrüben solche Verschuldungen verstand, wodurch einem neuen Zorngerichte Gottes und gar einem neuen Fluche gerufen werde.

Ich: Gott verflucht den nicht mehr, den er mit seinem Geist versiegelt hat. Es ist keine Verdammniß mehr in denen, die durch den Glauben gerecht geworden sind. Aber wie in einer Familie ein Kind seinen lieben Vater betrübt, sei es durch Zweifel an seiner Liebe, oder Mißachtung seiner Weisungen, und sich durch diese Herzenshärtigkeit Aeußerungen des Mißfallens zuzieht, so kann sich auch das Kind Gottes den Leitungen des Geistes der Kindschaft nicht entziehen, ohne sofort in einen Zustand der Trockenheit, der Beschämung und der inneren Vorwürfe zu fallen, die nichts anderes als das Zeugniß des Mißfallens seines himmlischen Vaters sind, dessen Liebe es verkannt hat.

Ich fügte dieser Erklärung noch Einiges hinzu und durch Gottes Gnade nahm die Christin, zu der ich so aus der Wahrheit sprach, meine Worte auf's Beste und mit großer Demuth an und bezeigte mir ihren Dank für die große Erleichterung, die ich ihr durch Beseitigung ihrer falscher Begriffe über das Heil Gottes verschafft hätte.

Ich verließ sie nicht, ohne daß sie mir ein Bekenntniß von dem Glauben an Gottes Zeugniß ablegte, den sie schon hatte und noch reichlicher zu besitzen begehrte. Sie that es in folgenden Worten: Ich kann von nun an im Frieden scheiden, denn meine Seele hat das Heil Gottes gesehen. Ich bekenne vor Ihm, dem Heiligen und Allgegenwärtigen, daß ich aufrichtig an Jesum, seinen Sohn, glaube, der durch sich selbst die Reinigung der Sünden seines Volkes vollbracht hat; und ich glaube, daß ich zu diesem Volke gehöre, weil Gott sagt, daß jeder Sünder, der an Jesum seinen Heiland glaubt, eines seiner Schafe ist und das ewige Leben hat. (Joh. 10, 26. 1. Joh. 5, 1. 12.) So denke ich nun nicht mehr, es sei Hochmuth, das zu glauben, was Gott in Betreff seines Sohnes und des völligen Heiles derer sagt, die an seinen Namen glauben. Ich erachte im Gegentheil, es sei Hochmuth, daran zu zweifeln; denn damit beweist man, daß man nicht auf Christum und sein zur Vergebung der Sünden vergossenes Blut schaut, sondern auf irgend eine persönliche Würdigkeit oder Unwürdigkeit.

2. Die gleiche Kranke zwei Jahre später.

Zwei Jahre später sah ich die gleiche Magd des Herrn wieder und fand, daß das Senfkorn ein großer Baum geworden. (Matth. 13, 31.)

Diese zwei Jahre waren eine Schule der Leiden gewesen und eine Zeit, worin sich die Fähigkeit ihres Glaubens erproben konnte; es verlangte mich darnach, sie wieder zu sehen und an ihr die Treue des Herrn zu erkennen, der das Werk seiner Hände nicht verläßt. (Ps. 90, 16. 17.)

Sie befand sich in der gleichen Stube und in den gleichen Leiden, worin ich sie schon gesehen: aber wie verschieden war die Stellung ihres Herzens! Das Licht, dessen Morgenroth sie begrüßt hatte, hatte ihren Pfad erleuchtet und glänzte fort bis zum vollen Tag. (Sprüche 4, 18.)

Kommen Sie, sagte sie mir, als ich erschien, danksagen Sie unserm himmlischen Vater mit mir, denn er hat große Dinge an seiner Magd gethan. O wie gut ist er gewesen, wie barmherzig und treu bis auf den Tag, wo er mir durch Ihre Liebe die Botschaft des Friedens brachte! Meine Seele lobe ihn dafür und freuen Sie sich mit mir. Wir warfen uns gemeinsam vor unserm gütigen Gott nieder; dann erzählte mir die Magd des Herrn, wie die Ruhe, die Jesus den Seelen bringt, während dieser zwei Jahre ihr Herz erfüllt und wie die Tröstungen des h. Geistes ihr reichlich zu Theil geworden.

Meine Seele, setzte sie mit dem Ausdruck voller Empfindung hinzu, war wie von einer hohen Schutzmauer umgeben, hinter welcher ich vor den Angriffen des Feindes sicher war, obgleich der brüllende Löwe immer noch um mich herum geht. Ja, ich sage es mit Anbetung, ich habe im Zelte des Allmächtigen gewohnt (Ps. 27, 5) und in der Wüste meiner Prüfung (die diesem Schmerzensleib sehr peinlich ist), wenn die Hitze des Tages aufstieg (Jes. 4, 6) habe ich den Schirm des Höchsten und den Schatten des Allmächtigen gefunden, (Ps. 91, 1) der eine Veste ist zur Zeit der Noth (Nahum 1, 7).

Ich: Ist also Ihr Fuß auf diesem neuen Wege nie ausgeglitten? Haben Sie nie gezweifelt, Sie seien dem Herrn angenehm, Sie seien sein Kind?

Sie (dieselbe Kranke, wie vor zwei Jahren und doch eine an-

dere): O mein Herr! Der Gott, der mich bei meiner Rechten genommen hat, hat mich auch nach seinem Rath geleitet, und ich blieb auch stets an ihm (Ps. 73, 23. 24). Nein! nein! ich habe keine Zweifel mehr gehabt und mein Trost ist stark gewesen, weil weder die Verheißung noch der Eid Gottes wanken können. (Hebr. 6, 17—20). Ich versichere Sie, es kam mir vor, als sage jeden Tag der Herr zu mir, wie zu Gideon: Ich bin mit dir, gehe hin in dieser deiner Kraft. Darum habe ich auch, fügte sie mit sanftem Lächeln hinzu, dem Herrn des Friedens unter der Eiche seiner Verheißung einen Altar gebaut. (Richter 6, 14. 24.)

So pries diese einfache Christin, gegründet auf das Zeugniß Gottes, die Treue des Herrn und bewies in der That, daß der Tröster den Seelen gesandt wird, welche die Verheißung Gottes in Christo Jesu glauben, und daß er ihnen die Gewißheit des Friedens mit Gott und ihres Heils immer tiefer im Herzen besiegelt.

Zuweilen, fügte sie hinzu, sagte ich wohl in meiner Angst, der Herr hat mich wie einen Feind mit unbarmherziger Staupe geschlagen (Jerem. 30, 14), aber immer hat er mir zur tröstlichen Antwort gegeben: Ich züchtige den, den ich liebe und stäupe jeglichen Sohn, den ich aufnehme (Hebr. 12, 5).

Und ich denke auch, fragte ich sie, da der Herr Ihnen so die Gewißheit Ihrer Erwählung gegeben, so wird er auch in Ihr Herz den Wunsch gelegt haben, diesen treuen Heiland zu lieben und ihm immer aufrichtiger zu dienen?

O, antwortete sie mit Inbrunst, welchen andern Wunsch könnte meine Seele hegen, als den, von Tag zu Tag dieser Welt weniger gleichförmig und dem ähnlicher zu sein, der mich geliebt hat und sich für mich dargegeben! Wie könnte meine Seele, die er gerechtfertigt hat und die ihn wohl kennt, ein anderes Leben, als das ihres Heilandes leben, oder möchte sie wohl ein anderes leben! Laß meine Seele leben, daß sie dich lobe und deine Rechte mir helfen (Ps. 119, 175).

Nein! sagte sie mir, ich kann die nicht verstehen, die fürchten, wenn eine Seele ihres Heils zu sehr versichert sei, so lasse sie in ihrem Gehorsam nach. Solche Christen müssen noch nie geschmeckt haben, wie gütig der Herr ist und noch nie die Freude des Geistes der Kindschaft erfahren haben; denn wenn sie nur während einer Stunde erfahren hätten, was es heißt, im Frieden Gottes stehen, und ihm

für sein Heil danken, sie würden nicht befürchten, diese unaussprechliche Freude und tiefe Dankbarkeit verwandle sich sogleich in Ungehorsam und Empörung gegen das Gebot Jesu. Nein! solche Jünger haben nie von ganzem Herzen an die Gnade Gottes geglaubt; und ich darf ihnen dieß um so mehr sagen, als das mein eigenes Elend war......

Wir brechen hier diese Erzählung, die wir in etwas abgekürzter Form wiedergegeben haben und die ursprünglich aus der Feder eines Mannes stammt, von dem die Bibelblätter früher auch schon erzählt haben, ab. Der Leser wird die zutreffende Richtigkeit und Kraft der vorstehenden Worte wohl empfinden und selber die Anwendung auf sich machen.

Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken.

In der Geschichte der Evangelisation eines Volkes zeigt es sich oft recht deutlich, wie des Menschen Gedanken und Gottes Gedanken aus einander gehen. Es ist mir dieß in der letzten Zeit recht eindrücklich geworden, als ich in einem Bande von Adalbert von Chamisso's Werken absichtslos hin- und herblätterte. Dieser bekannte deutsche Dichter, und auch sonst ein sehr edler Mann, machte in den Jahren 1815—1818 eine Reise um die Welt, deren tagebuchartig gegebene Beschreibung um der vielen naturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Notizen willen immer noch sehr anziehend zu lesen ist. — Während dieser Reise besuchte Chamisso zweimal die Sandwichinseln, wobei er nicht unterließ, seine aufmerksamen Beobachtungen über die Sitten und den Charakter und die Culturfähigkeit der Eingebornen zu machen. Wir geben hier wörtlich einige seiner Eindrücke:

„Noch sind keine Missionare auf die Sandwichinseln gekommen und wahrlich, sie hätten sich auch bei diesem sinnlichen Volke wenig Frucht zu versprechen. Das Christenthum kann auf den Inseln des östlichen Polynesiens nur auf dem Umsturz alles Bestehenden sich gründen. Wir bezweifeln die Ereignisse auf O-Taheiti nicht, aber wir begreifen sie auch nicht, und Herr Marini, der diese Insel früher besucht, berichtete uns, was uns sehr anschaulich war, daß die Eingebornen meist nur die Missionare besuchten aus Lust, sich nachher an der Nachahmung ihrer Gebräuche zu ergötzen.

„An einer andern Stelle: Soll ich zum andern und zum letzten Male von den Sandwichinseln scheiden, ohne daß meiner Feder das Wort entgleitet, welches du, Leser, mit flüchtigem Finger diese Blätter umwendend, schnellen neugierigen Blickes darinnen gesucht hast? Zu einer Partheifrage sind die Missionen geworden, die erst nach meiner Zeit auf diesen Inseln Fuß gefaßt haben, und ich gehöre keiner Parthei an. Lasse dir die Akten vorlegen und höre auf die nicht, die, ohne selbst geschaut zu haben, verwirrend ihre Stimmen in dem Streit erheben. Ich selber habe sie nicht vollständig gelesen. Die Volksthümlichkeit, die vor dem aufgehenden Christenthum untergehen muß, habe ich geschaut und sie ist mir werth geworden; daß ich um sie traure, spreche ich unumwunden aus. Daß ich aber der Mann des Fortschritts bin und höher mir der Geist des Christenthums mit seinen Segnungen gilt, glaube ich in meinem Gedichte „ein Gerichtstag auf Huahine" an den Tag gelegt zu haben. Selbst an dem frommen Ellis habe ich zwei Dinge vermißt: er hätte, meine ich, selber O-Taheitier werden sollen, bevor er O-Taheitier umzuschaffen unternahm, und hätte sein Geschäft geistiger auffassen und betreiben können. Seefahrer, die nur ihre Lust auf den Sandwichinseln gesucht, mögen dem Missionswesen abhold sein; aber, gewichtigere Beschuldigungen fallen lassend, scheint mir doch aus allen Zeugnissen hervorzugehen, daß das Missionsgeschäft geistlos auf O-Waihi betrieben wird, wo noch kein Fortschritt in der geselligen Ordnung das Aufgehen des Geistes beurkundet hat. Die stille Feier des Sabbaths und der erzwungene Besuch der Kirche und der Schule sind noch das Christenthum nicht."

Das sind Gedanken eines Dichters, eines Mannes, der an jenen Naturmenschen Wohlgefallen fand und es schon zum Voraus bedauert, „wenn die von ihm bewunderten Tänze aufhören, Missionshemden die Leiber verhüllen und der Tabu*) des Sabbaths sich still und traurig über die Kinder der Lust und Freude sich senken werde." — Wenn diese Worte auch nicht gerade so feindselig gegen die Mission gemeint sind, als sie lauten, so enthalten sie doch eine gering-

*) Tabu des Sabbaths. Dieser Ausdruck ist eine witzige Anspielung auf den Gebrauch jener Insulaner, gewisse Dinge oder Personen für heilig und unverletzlich zu halten oder mit dem Tabu zu belegen. Wer das Tabu brach, verfiel unerbittlichem Tode. Dieses grausame und unerträgliche Joch mußte natürlich mit der Einführung des Christenthums zerbrochen werden; dagegen, meint der Verfasser, sei nun das Tabu des Sabbaths oder die Sonntagsheiligung auf sie gelegt.

schätzige Ironie, übrigens ohne Zweifel eine, die den Beifall von Tausenden findet.

Aber wie wenig stichhaltig sind diese Worte, wie wenig ist der Dichter hier ein Prophet gewesen, wenn wir nun nach Betrachtung und Erwägung dieser Menschengedanken über das Missionswerk auf den Sandwichinseln Gottes Gedanken und Rathschlüsse vernehmen, die ganz anders und viel größer und herrlicher und heiliger sind, als die der Menschen. — Eben ist im Basler Missionshaus von Hrn. Inspektor Josenhans aus dem Englischen bearbeitet die Geschichte der Mission auf den Sandwichinseln erschienen, eine Geschichte, die uns nicht nur von Anfängen und Bruchstücken, sondern von einer abgeschlossenen Missionsarbeit erzählt, wodurch im Laufe von fünfzig Jahren der Götzendienst gänzlich ausgerottet und von der Gesammtbevölkerung das Christenthum angenommen worden ist. Diese des Lesens und Studirens sehr werthe Schrift kann mit der Erzählung der erhebenden Feier eines Missionsjubiläums schließen, das im Juli 1870 gehalten wurde und wobei ein eingeborner Prediger über 3 Mos. 25, 11: „Das fünfzigste Jahr ist euer Halljahr" eine Festrede über die Umwandlung hielt, welche die letzten fünfzig Jahre den Hawaiern gebracht haben. Durch Kämpfe und Geduldproben gieng es, davon legt das Büchlein Zeugniß genug ab; und daß auch jetzt noch die Arbeit nicht ruhen darf, ist unzweifelhaft: aber der bisherige Erfolg steht gesichert da als ein Beweis der umgestaltenden Kraft des Evangeliums. Schade, daß obenangeführter Dichter und Reisende bei jener Jubelfeier nicht zugegen war! Ob er wohl nicht noch mehr Gefallen an den christlichen Hawaiern als an den wilden und unbekehrten gehabt hätte, und ob er wohl nicht hätte eingestehen müssen, daß Gott, da er jenen Insulanern das Evangelium brachte, es besser mit ihnen meinte, als er, der sie lieber in ihrer alten heidnischen Volkseigenthümlichkeit sah? — Wie groß ist doch der Herr, der auf das Niedrige siehet, auch auf eine solche vergessene Insel im Ocean und seinen Friedensrath an ihr ausführt!

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1873.

Eine katholische Bibel.

1. Port royal.

Port royal ist der Name eines Nonnenklosters, das im 13ten Jahrhundert drei Meilen südlich von Versailles gestiftet wurde und lange ohne Bedeutung blieb. Das ungesunde, feuchte Gebäude und die in Folge davon ausgebrochenen verheerenden Krankheiten und zahlreichen Todesfälle veranlaßten im Jahr 1626 die Aebtissin Angelika von Port royal, ihre Colonie an einen günstigern Ort zu verlegen. Man siedelte in ein Haus in der Vorstadt St. Jacques in Paris über und diese neue Niederlassung in der Stadt hieß man Port royal de Paris, während die alte Heimat auf dem Lande mit dem Namen Port royal des champs bezeichnet wurde. Um eben diese Zeit, da die Bewohnerinnen von Port royal an einen bessern, gesundern Ort verpflanzt wurden, kam auch über sie selbst ein gesunderes und frischeres Leben aus Gott. Das von Gott hiezu gebrauchte Werkzeug war ein frommer Mann von tiefer Erkenntniß und hohem heldenhaften Muth, Jean du Vergier, gewöhnlich St. Cyran genannt. Der Name dieses merkwürdigen Mannes kann nicht genannt werden, ohne daß auch dessen Erwähnung geschehe, mit dem St. Cyran zeitlebens in der innigsten Gemeinschaft stand, Cornelius Jansen, Bischof von

Ypern. Beide Männer wurden, und das hauptsächlich durch das Studium des Kirchenvaters Augustin dahin geführt, zu erkennen, daß die römisch-katholische Kirche von der rechten Lehre „von der Gnade ohne alles eigene Verdienst" weit abgeirrt sei und der Reformation bedürfe. Als Haupturheber der Verflachung der Lehre und in Folge hievon auch der Sitten erkannten sie die Jesuiten, die an die Stelle des wahren Glaubens eine bloß äußerliche Kirchlichkeit und an die Stelle eines von Grund des Herzens gottseligen Lebens eine flache, oft sehr zweideutige Moral setzten. — Es schien Jansen und seinem Freunde hohe Zeit, (und sie wollten dieses Werk unternehmen) durch Verdrängung des jesuitischen Einflusses, der sich besonders im Beichtstuhle geltend machte, die Kirche in Lehre, Regiment und Sitte wieder auf den Stand zurückzuführen, auf dem sie im Alterthum, besonders zur Zeit Augustins gestanden hatte. —

Es könnte scheinen, die edle Richtung, die diese Männer einschlugen, müsse sie nothwendig zur Anerkennung des Werks der Reformation und der evangelischen Kirche gebracht haben, in der ja in der That die Lehre Augustins und besser noch die des Apostels Paulus von der Gnade wieder zu Recht und Geltung gekommen war. Allein eigenthümlicher Weise wollten Jansen, St. Cyran und ihre Freunde die Rechtmäßigkeit des hundert Jahre zuvor zu Stande gebrachten Reformationswerkes durchaus nicht anerkennen; die Reformatoren schienen ihnen viel zu radikal verfahren zu sein; daß man sich damals von der Kirche und ihrem rechtmäßigen Oberhaupte getrennt habe, däuchte ihnen ein Frevel. Man hätte, meinten sie, der römischen Kirche unentwegt treu bleiben und statt sich von ihr zu scheiden, um jeden Preis in ihr bleiben und sie auf den Sinn Augustins und seiner Zeit zurückführen sollen: — und nun meinten sie, das könne und müsse jetzt noch durch sie geschehen, die dazu bestimmt seien, die Bahnbrecher einer neuen und bessern Reformation zu werden.

Das waren die hohen und edlen Gedanken und Bestrebungen dieser Männer. Mit Recht erkannten sie wohl den Jesuitismus als den größten Verderber der römischen Kirche: aber (und das verkannten sie) diese Plage ist wie ein gerechtes Verhängniß eben darum über die Kirche gekommen, weil sie zur Zeit der Reformation ihre besten Wahrheitszeugen von sich ausstieß. Weil sie dem damals wehenden Geiste Gottes widerstrebte, mußte sie dem des Geistes

baaren Jesuitismus verfallen; — um dieses Verhängniß von der Kirche abzuwenden, waren auch ein Jansen und St. Cyran zu schwach.

Uebrigens darf uns das Vorurtheil und die Verblendung, in der sich die Jansenisten dem Reformationswerk gegenüber befanden, nicht zu sehr befremden, so bedauerlich diese Erscheinung ist. Diese Männer sahen ja nicht die Reformation selbst und kannten die Reformatoren nicht, sie fanden auch nicht mehr die im ersten Feuer der Liebe stehenden Gemeinden, sondern sie sahen eine theilweise schon sehr lau gewordene evangelische Kirche, die keinen gar günstigen Eindruck auf sie machen konnte. —

Doch wir kehren zu unserer Geschichte zurück.

St. Cyran wurde der Beichtvater von Port royal und damit ward diese kleine klösterliche Gemeinde mitten in die volle Strömung des Jansenismus hineingezogen. Zwar nicht ohne Schwierigkeit: die Aebtissin Angelika entschloß sich zuerst nicht gern dazu, St. Cyran zu beichten. Sie war sich bewußt, daß es bei diesem Manne eine andere Bedeutung habe. „Ich fürchtete," sagt sie selbst, „was ich doch in Wahrheit liebte, die kräftige, heilige, erleuchtete Weise des Dieners Gottes." Aber er war ihr zu stark, und bald fand sie in den Thränen der Reue eine Wonne, welche sie bis dahin nie gekannt hatte. Auch über die andern Schwestern kam ein solcher Geist der Buße und des Glaubens: Port royal ist von da an wie neu geboren.

Aber St. Cyrans erweckender Einfluß gieng noch weiter. Er sammelte einen kleinen Kreis von Männern um sich, die sich seiner geistlichen Leitung überließen, der Welt absagten und in dem Sinn, wie er es lehrte und übte, ein Leben der Buße führten. Diese Männer ließen sich als freier Einsiedlerverein im alten verlassenen Land-Port royal nieder, dessen Räume dadurch wieder die Pflanzstätte eines über weite Kreise sich verbreitenden gottseligen Lebens wurden.

Daß diese Verbindung nicht auf einer Linie stand mit der Stiftung anderer Orden, wie sie in der katholischen Kirche häufig vorkam, war bald zu erkennen an dem Ernst, mit dem sich die Genossen von Port royal allem bloß äußerlichen Ceremonienwesen widersetzten, und auf ein inneres Gnadenleben drangen, an der Entschiedenheit, mit der sie gegen den die christliche Glaubens- und Sitten-

lehre verflachenden Jesuitenorden auftraten, an dem Eifer, mit dem sie sich den Schriften Augustins zuwandten und an dem noch größeren Eifer, mit dem sie die heilige Schrift lasen und erforschten. — Darum konnte auch nicht ausbleiben, daß Port royal ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung seitens der Jesuiten und der streng hierarchischen Parthei wurde. Die Kirche, die hundert Jahre vorher durch einen Mann, der auch mit Augustin und mit der heiligen Schrift sich viel beschäftigt hatte, durch den Augustinermönch Luther eine so große Revolution erlebt hatte, wollte sich natürlich nicht zum zweiten Mal der gleichen Gefahr aussetzen, und diese Gefahr drohte von Seiten Port royals, mochte es noch so laut und lange seine gut katholische Gesinnung erklären und gegen den Protestantismus protestiren. — Nur schon der freiere evangelische Geist, der in Port royal lebte, nur schon daß man sich nicht so gar an einen unfehlbaren Pabst verkaufen wollte, — war genug, um Port royal empörerischer Gesinnung verdächtig zu machen, und seine Vernichtung zu beschließen. Dieselbe erfolgte auch nach langem aber immer erfolglosern Widerstande. Unter den harten Schlägen, die der mit der Jesuitenpartei verbündete frivole französische Hof gegen Port royal und den Jansenismus führte, giengen beide zu Grunde, ohne die Hoffnungen erfüllt zu haben, zu denen ihre so schönen und großartigen Anfänge berechtigten.

Aber eine Frucht unvergänglicher Art, die wir Evangelische herzlich gern und mit Freuden anerkennen, gieng aus diesen Kämpfen hervor, eine französische Bibelübersetzung, die sehr berühmt geworden ist, große Verbreitung gefunden und großen Segen gestiftet hat. An und für sich schon wäre diese Bibelübersetzung, wenn wir sonst nichts von ihr wüßten, als daß sie vorhanden ist, eine erfreuliche Erscheinung und ein Zeugniß des frommen Sinnes ihrer Verfasser; aber sie wird uns noch ehrwürdiger, wenn wir das Bild der Männer genauer betrachten, aus deren Händen und Herzen sie hervorgegangen ist: es setzt uns in Erstaunen und dient uns zur Beschämung, wenn wir einen Blick in die heilige Werkstätte thun, worin diese Bibelübersetzung zu Stande kam. Welche Ausrüstung von oben mit heiligem Geist! welch ehrerbietiger, wahrhaft gottesfürchtiger Sinn! welche Kämpfe! welche Gebete! Davon möge sich der Leser durch die folgenden Mittheilungen selbst überzeugen.

2. Anton Le Maitre.

Anton Le Maitre stammte aus einer sehr angesehenen Familie. Sein Vater war von reformirtem Bekenntniß, aber von so unordentlichem Wandel, daß er endlich gerichtlich von seiner unglücklichen Frau geschieden werden mußte. Sie, eine gute Katholikin, zog sich dann, dem frommen Zug ihres Herzens folgend, nach Port royal in Paris zurück. Ihr ältester Sohn Anton erwarb sich schon in sehr jungen Jahren den Ruhm, ein bedeutender Advokat und Redner zu sein. Man rühmte ihm nach, er habe wieder die Beredsamkeit des klassischen Alterthums in die Gerichtssäle eingeführt; man drängte sich in die Sitzungen, in welchen er auftreten sollte; Prediger verlegten ihre eigenen Vorträge, wenn er sprach, um bei ihm in die Schule der Beredsamkeit zu gehen. Er war erst 28 Jahre alt, als ihm das Brevet als königlicher Staatsrath gegeben wurde; die glänzendste Laufbahn nach dem Sinne der Welt schien ihm eröffnet, verschönert durch das Glück einer ihn erwartenden ehelichen Verbindung nach der Neigung seines Herzens, — als er selbst mit einem Male allen diesen Gedanken und Erwartungen den Tod gab.

Der Anlaß hiezu war das Sterbebette einer mütterlich gegen ihn gesinnten Dame, die er häufig besuchte und die von St. Cyran auf ihr Ende vorbereitet wurde. In den sanften Zusprüchen an die Sterbende lag etwas, das ihn, dessen Seele schon bearbeitet war, tief bewegte und erschreckte. Er versetzte sich im Geist an die Stelle der Kranken und empfand Grauen vor dem Gerichte Gottes. Als er über die mit dem Tode Ringende die Worte aussprechen hörte: „Geh, Seele, verlaß diese Welt, im Namen des allmächtigen Gottes, der dich erschaffen hat,“ so erschütterte ihn der Gedanke, in welcher Bestürzung er sich dereinst befinden werde, wenn dieser Befehl des höchsten Richters an ihn ergehen werde. Tröstlich klangen ihm daneben die Worte der Sterbeliturgie: „Erneure, Vater der Barmherzigkeit, in dieser Seele, was durch die Schwäche der Natur verderbt worden. Erfreue sie durch das Anschauen deines Antlitzes. Nimm barmherzig ihre Seufzer und Thränen an und gib ihr Zutritt zur Gnade der Versöhnung.“ —

Tropfenweise fielen diese feierlichen Worte auf das Herz des jungen Mannes und zerschmelzten es. Sein Entschluß war gefaßt. Während man glaubte, er traure nur um die Verstorbene, trauerte

er um sich selbst und schüttete unter Gebet und Thränen sein Herz vor Gott aus, — um es wenige Tage darauf auch vor St. Cyran auszuschütten, in dessen Hand er das Gelübde ablegte, der Welt auf immer zu entsagen. Es war dieß am 24. August 1637.

St. Cyran, obwohl sehr erfreut, erkannte doch zu sehr die Tragweite dieses Entschlusses für einen solchen Mann, um nicht vor Uebereilung zu warnen. Deßhalb rieth er seinem Beichtkind an, zur Ausführung seines Vorhabens den Augenblick der Gerichtsvakanzen abzuwarten. Diese Maßregel war auch darum zweckmäßig, damit Le Maitres Rücktritt nicht zu viel Aufsehen errege. — In alledem gehorchte der Novize seinem neuen geistlichen Vater und setzte seine öffentliche Thätigkeit noch einen Monat lang fort, doch nicht mehr mit dem gleichen Feuer. Er gestand, es sei ihm einmal beim Anblick eines im Gerichtssaal aufgehängten Crucifixes, von dem er seine Augen nicht habe abwenden können, mehr um's Weinen als um's Sprechen gewesen. Diese Minderung seiner rednerischen Kraft machte sich bemerklich und einer seiner Gegner brach einmal beim Austritt aus dem Saal in die Worte aus: Heute hat Herr Le Maitre mehr geschlafen als gut plädirt. Dieses Wort, das ihm zu Ohren kam, verletzte ihn doch ein wenig, und als er acht Tage darauf zum letzten Mal auftrat, nahm er sich sehr zusammen und sprach so feurig und lebendig, wie noch nie. Es war eine letzte Anstrengung, die er machte, das ihm anvertraute Talent in seiner Schönheit zu entfalten. Dann nach diesem letzten Triumph gab er es freiwillig Gott zurück. Fortan war er nur noch innert der finstern Mauern Port royals zu sehen. —

Während Le Maitres Mutter Gott dafür dankte, daß ihr Sohn diesen Weg eingeschlagen, erregte es natürlich bei den zahlreichen Freunden und Bekannten des jungen Mannes und beim ganzen Parlament nicht geringe Verwunderung, als sich nach Ablauf der Vakanzen der gewohnte Redner nicht mehr an seinem Platze zeigte. Die verschiedenartigsten Gerüchte über ihn giengen um, und als man endlich die Wahrheit wußte, wandte sich der Haß Vieler um so grimmiger dem zu, dem man die Schuld beimaß, eine so bezaubernde Gewalt über die Gemüther auszuüben, St. Cyran.

Aber die Sache war geschehen und gieng nicht wieder zurück. Schön ist der Brief, den Anton bei seinem Eintritt in den Einsiedlerverein an seinen unglücklichen, unbekehrten und zügellos dahinleben-

den Vater schrieb. Die kindliche Ehrerbietung, sagt er darin, gebiete ihm, dem, dessen Gott sich bedient, ihn in das zeitliche Leben zu setzen, anzuzeigen, daß er sich entschlossen habe, ein Leben der Buße zu führen. Und wenn dieses Beispiel den Vater rühren könnte, so würde er, der Sohn, mehr Freude daran haben, als der Vater bei der Geburt des Sohnes hatte. Aber es sei Gottes Sache, dieses Wunder zu wirken, und nie habe er sich zum Prediger seinem Vater gegenüber aufwerfen wollen.

Zwei Jahre darauf starb der Vater ohne sichtbare Zeichen der Buße. Der Sohn — mit Unterdrückung seiner kindlichen Gefühle — glaubte sich an seinem Leichenbegängniß nicht betheiligen zu sollen: ebenso wenig, was ihm gewiß noch schwerer fiel, an der Feierlichkeit, als seine Mutter definitiv das Nonnenkleid anzog. Diese starb auch bald, glücklich über die Bekehrung ihrer Söhne (zwei andre hatten sich auch dem heiligen Leben gewidmet), glücklich besonders darüber, daß ihr Sohn Isaak, von dem sofort die Rede sein wird, als Beichtvater ihr in ihren letzten Augenblicken beistehen durfte. „Was habe ich Gott zu lieb gethan", rief sie sterbend im Entzücken aus, „einen solchen Sohn zu haben?" —

Zwanzig Jahre lang führte Anton Le Maitre ein wahres Büßerleben. Der Redner hat sich zum Schweigen verurtheilt. Aber das Feuer seiner Natur bricht nur um so leidenschaftlicher in den harten Entbehrungen und Selbstpeinigungen hervor, die er sich auferlegt, und in denen wir allerdings den Geist des Evangeliums vermissen, während wir dem ernsten gen Himmel gerichteten Sinn unsere Anerkennung nicht versagen können.

Er hatte sich entschlossen, ein von allen legendenartigen Zusätzen befreites Leben der Heiligen zu schreiben. In seinen letzten Augenblicken noch, von Gefühlen der Demuth und Buße durchdrungen, sagte er mit Beziehung auf dieses unvollendete Werk: „Gott hat mir nicht gestattet, es zu Ende zu bringen, denn nur ein Heiliger darf das Leben der Heiligen beschreiben." Dagegen hinterließ er ein anderes Werk, kostbarer als das eben bezeichnete, eine Uebersetzung der vier Evangelien und der Offenbarnng Johannis, als Grundlage und Ausgangspunkt für seinen Bruder Isaak, dem es verliehen war, diese Arbeit fertig zu machen.

Anton Le Maitre starb am 4. November 1658.

3. Isaak Le Maitre de Sacy.

Isaak Louis Le Maitre, genannt de Sacy (wie er selbst seinem Namen Isaak durch Versetzung der Buchstaben umgestaltete), ward am 29. März 1613 geboren. Er zeichnete sich von Kindheit an durch exemplarische Frömmigkeit aus und studirte fleißig. Daneben war er ein Schöngeist, verschmähte Witz und Humor nicht, wenn sie innerhalb der Schranken des Anständigen blieben und machte auch gerne Verse, obwohl er nicht eben ein hervorragendes dichterisches Talent hatte. Schon vor dem Rücktritt des ältern Bruders Anton war der junge Sacy von seiner Mutter unter die Leitung St. Cyrans gestellt worden. Es geschah dieß in einem Zeitpunkt, als ein anderer Sohn von Frau Le Maitre, Herr von Sericourt, der in Kriegsdiensten stand, todt geglaubt war (er war es aber nicht). Als damals Cyran die tiefbetrübte Mutter besuchte und Trostworte an sie richtete, sagte sie: „Ich habe noch einen Sohn, von dem ich hoffe, daß er sich Gott ergeben werde: das ist der einzige Trost, den Sie mir fortan gewähren können, daß Sie die Güte haben, ihn zu besuchen und unter Ihre Leitung zu nehmen.

Sacy war von anderm Temperament, als sein Bruder Anton. So leidenschaftlich und unruhig dieser war, so ruhig, scheinbar phlegmatisch war Sacy. Sein Weg war ein gerader, ohne Seitensprünge, ohne Rückfälle, ohne Umwege. Er war eine reine Seele; er sprühte nicht, wie Anton, aber er stellte das schöne Bild eines unwandelbar auf Gott gerichteten Herzens dar.

Wie den andern Männern von Port royal, so galten auch ihm die heilige Schrift und Augustin am meisten. Einer seiner Freunde sagte von ihm: Was Herr von Sacy am meisten suchte, war, eine hohe Vorstellung von Gott zu haben. Er sammelte sich zu diesem Zwecke Stellen der Schrift und verarbeitete sie zu einem Gewebe, das ihm den großen Gegenstand, von dem er beständig durchdrungen war, klar darstellen sollte: und die, welche bei seinem Tode gesagt haben, der Geist der Furcht des Herrn habe ihn erfüllt, haben sein Bild recht getroffen. Es war schön, sagt derselbe Beurtheiler Sacy's, einen jungen Mann zu sehen, der mit so viel Umsicht und Bedachtsamkeit handelte, und von einer keuschen Furcht Gottes so beseelt war, daß er beständig vor seiner Allgegenwart wie zitterte. Immer wiederholte er sich das Wort Hiobs: „Ich fürchte Gott wie über mich

„brausende Meeresfluthen und vermag das Gewicht seiner Majestät „nicht zu tragen.“ (Hiob 31, 23).

Ein solcher Mann war wohl befähigt, der Leiter Port royals zu werden. Es geschah dieß im Januar 1650, sechs Jahre nach St. Cyrans Tode (11. Oktober 1643). Damals war er 37 Jahre alt, 34 Jahre gab ihm Gott dazu, während derer sein Wort in Port royal am meisten galt. — Unter seine beichtväterliche Pflege kam auch sein älterer Bruder Anton zu stehen, und es ist sehr glaublich, was gesagt wird, daß es von allen Opfern, die Anton sich auferlegte, nicht das geringste gewesen sei, daß er, der ungestüme Mann und ältere Bruder, sich dem jüngern von ihm so verschiedenen habe unterwerfen müssen; aber der Geist des Gehorsams und der Demuth trug doch über die selbstsüchtige Empfindlichkeit den Sieg davon. Schwere Prüfungen erwarteten Sacy, nachdem er kaum sein Amt übernommen. Er mußte seinen Bruder, den Herrn von Sericourt, hinscheiden sehen, und sollte bald darauf auch seine Mutter auf ihr Ende vorbereiten. Er hatte noch keine Beichte abgenommen, und sie wollte die erste sein, an der er Gelegenheit habe sein heiliges Amt zu verrichten, damit, wie sie seine leibliche Mutter geworden, er der Vater ihrer Seele werde. „Mein Sohn!“ sagte sie ihm, „hilf deiner Mutter recht sterben; sie hat nichts vermocht, als dich in dieses arme Leben zu setzen.“ Er hatte soviel Gewalt über sich, daß er auch bei diesem ergreifenden Vorgang weder Stimme noch Geberde änderte, während Alle um ihn herum vor Thränen nichts mehr zu sagen vermochten.

In der Leitung der Seelen hatte Sacy den Grundsatz, immer und überall in das Lesen der Schrift und in das Nachdenken darüber zu verweisen. „Ein Wassertropfen,“ sagte er, „der für einen Menschen nicht genug ist, ist doch für ein Vögelein genug. Und so haben die heiligen Wasser der Schrift das Besondere, daß sie den Bedürfnissen Aller genügen. Ein Lamm kann darin gehen und ein Elephant kann darin schwimmen.“ In Beziehung auf die Autorität der Bibel dachte Sacy so absolut als die, welche ohne alle andere menschliche Ueberlieferung nur die Bibel annehmen wollen. "Man muß," sagte er, „die Schrift ansehen, wie der Glaube die Mysterien ansieht, ohne seinen natürlichen Geist und Wißbegierde mit der Andacht zu vermischen. Man darf die Worte nicht überspringen, sondern muß sie erwägen. Man muß demüthig annehmen, was Gott gibt, ohne

mehr zu wollen. „Ein heiliger Bischof dieser letzten Zeiten (Jansen) wiederholte oft, mit Augustin gehe er bis an das Ende der Welt, und ich, pflegte Sacy zu sagen, gehe eben so weit mit meiner Bibel.

In Herrn von Sacy hatte die Gemeinschaft von Port royal den Mann gefunden, der durch Frömmigkeit, Fleiß und Begabung durchaus befähigt war, der katholischen Christenheit französischer Zunge die Bibel zu geben.

Port royal machte diese Arbeit zu seiner Hauptaufgabe. Es war eine Art von heiliger Vergeltung und Rache für die seitens der Jesuiten und des Hofes ausbrechenden Verfolgungen, daß Port royal das Buch zu verbreiten suchte, das seinen Lesern am besten die Augen über den Jesuitismus öffnen konnte. Sacy war der Hauptarbeiter, die andern Freunde revidirten und besserten nach Kräften; aber nicht nur sie, sondern die ganze Gemeinschaft von Port royal nahm den innigsten Antheil an dieser Arbeit und betrachtete sie als die ihrige; auch die frommen Frauen wollten in ihrer Weise mitwirken. Von einem außergewöhnlichen Geist der Inbrunst beseelt, vereinigten sie sich zu kleinen Gebetsgruppen, und gleich sich ablösenden Schildwachen führten sie unter sich zur Behütung und Beförderung dieses Werks ein ununterbrochen fortlaufendes Stundengebet ein, worin sie Gott anriefen, daß er über die Uebersetzer den Geist der Weisheit ausgießen möge, damit das aus ihrer Feder hervorgehende Werk das getreue Abbild des Originals sei.

Die Folge bewies, daß die flehentlichen Bitten dieser Frauen erhört wurden. Denn abgesehen von dem falschen Grundsatze, den die Uebersetzer anwandten, daß sie nämlich nie von der autorisirten katholischen Bibel wesentlich abwichen, damit sie nicht in den Geruch des Calvinismus kämen, kann die Uebersetzung von Port royal als trefflich bezeichnet werden. Auf den Knien unternommen und fortgesetzt, und wie begossen von Gebeten, ward sie für Frankreich ein Mittel der Evangelisation, dessen großer Einfluß nicht berechnet werden kann.

Es handelte sich zunächst um das Neue Testament; — und schon war die Arbeit fast fertig bis auf die gemeinsame Besprechung und Prüfung einer von Sacy verfaßten Vorrede, — schon war der 13. Mai 1666 für diese Besprechung anberaumt, als an eben diesem Tage durch die Intriguen der jesuitischen Parthei der Uebersetzer Sacy festgenommen und in die Bastille gesperrt wurde.

4. Sacy in der Bastille.

Zum Verwundern war es nicht. Hatte doch schon St. Cyran im Kerker von Vincennes so lange schmachten müssen, daß er bald nach seiner Befreiung als ein vor der Zeit in seiner Kraft gebrochener Mann starb, und so war sicher darauf zu rechnen, daß dieselbe Parthei der Jesuiten und des Hofes alles dran setzen werde, auch Cyran's Nachfolger möglichst unschädlich zu machen. Seit 1661 war Sacy genöthigt, sich vor seinen ihm nachstellenden Feinden zu verbergen. Er wohnte bald hier, bald dort; doch führten ihn die Bedürfnisse des Frauenklosters häufiger nach Paris, als klug war, und obwohl er am äußersten Ende einer Vorstadt in einem verlorenen Winkel sein Quartier bezog, so hatten ihn die Späheraugen seiner Gegner endlich doch entdeckt. Am oben angeführten 13. Mai 1666 machte er sich früh Morgens auf den Weg, um in einer Kapelle eine Messe zu hören. Sein Freund Fontaine begleitete ihn. Im Augenblick, als sie bei der Bastille vorbeigiengen und mitleidig des bereits darin eingesperrten Buchhändlers von Port royal gedachten, schrie ihnen die Stimme eines Polizeibeamten zu: „Es ist genug, es ist genug, meine Herren!" und sofort wurden Beide festgenommen.

Den größten Kummer verursachte in diesem Augenblick dem armen Sacy, daß er seine kleine Ausgabe der Briefe Pauli nicht bei sich hatte. Da er sich nämlich schon seit zwei Jahren auf seine Gefangennehmung gefaßt hielt, so pflegte er seitdem die Briefe Pauli bei sich zu tragen, indem er sagte: „Man mache mit mir, was man will; habe ich nur meinen Paulus bei mir, so fürchte ich nichts." Aber gerade an diesem Morgen hatte er seinen Paulus zu Hause gelassen, weil es ein warmer Tag war und er einen weiten Weg vorhatte. — Doch tröstete er sich bald in seinem Gefängniß, als man ihm eine lateinische Bibel gab.

Zuerst in ihr Haus zurückgeführt und über die Bücher und Manuskripte, die man dort fand, ausgefragt (es waren meist gelehrte Arbeiten), wurden die Gefangenen am 26. Mai in die Bastille gebracht, mit ihnen noch einige andere verdächtige Uebelthäter, die ganze Gesellschaft in drei sich folgenden Carossen.

Sacy und Fontaine waren zuerst getrennt. Darob härmte sich der arme Fontaine fast zu Tode. Vergebens suchte ihn der Major, der die Oberaufsicht über das Gefängniß hatte, mit der Aus=

sicht auf seine baldige Befreiung zu trösten. „Meine Freiheit," rief Fontaine aus, „ist mit Sacy zu sein. Oeffnen Sie mir die Thüre zu seinem Zimmer und zugleich die Thür nach außen, Sie werden sehen, zu welcher Thür ich laufen werde. Ohne ihn bin ich ein Gefangener, ich sei wo ich sei." Sein Wunsch wurde ihm gewährt und nun verlebten die zwei Freunde glückliche Stunden miteinander.

Herrn von Sacy kam seine Gefangennehmung gar nicht ungelegen. Die Uebersetzung seines Neuen Testaments war fertig und in guten Händen; nun fand er ja prächtig Zeit, sich an das Alte zu machen. Nicht ohne Humor sagte er: „Die Gitter, die mich einschließen, haben mehr den Zweck, die Leute von mir abzuhalten, daß sie mich nicht stören, als den, mich am Hinausgehen zu hindern, was ich gar nicht begehre." Wie sollte in der That einem Einsiedler das Gefängniß weh thun? Er betrachtete sich in der Bastille, als wie in der Burg Zion eingeschlossen, um von da aus ein Ausleger der Wahrheit zu sein, die von Zion ausgieng. Sein unfreiwilliger Aufenthalt im Gefängniß ward für ihn was für Luther die Gefangenschaft auf der Wartburg.

Unterdessen gaben sich Sacy's Freunde alle erdenkliche Mühe, seine Befreiung zu erwirken und erlangten sie auch im Jahre 1668. Sacy hatte eben seine Uebersetzung des Alten Testaments vollendet und bereitete sich auf das Fest aller Heiligen vor, als Morgens zehn Uhr seine Freunde in das Zimmer traten, um ihm den Befreiungsbefehl zu zeigen und ihn gerade mit sich zu nehmen. Ob er wohl eigentlich wußte, warum sie kamen, weil diese Befreiung schon seit Monaten eine ziemlich ausgemachte Sache war, so empfieng er sie doch sehr gleichmüthig, ohne irgend einen Ausdruck von freudiger Spannung. Darauf wollten sie ihn auf die Probe stellen und fiengen an so zu reden, wie wenn die gute Neuigkeit erst in einigen Tagen eintreffen würde. Es schien ihm keinen Eindruck zu machen, und er sprach von ganz andern Dingen, wie bei einem gewöhnlichen Besuch. Endlich, durch seine Ruhe und Gelassenheit ermüdet, sagten sie ihm die volle Wahrheit und zeigten ihm die königliche Ordre. Er las sie, ohne die Miene zu verziehen. So sehr verstand er es, alle seine Gefühle zu beherrschen.

Der erste Gang Sacy's war in die Kirche Notre Dame, um Gott zu danken. Dann machte er auch seine Dankbesuche bei

einigen hochgestellten Persönlichkeiten, beim König selbst und beim Staatssekretair. Dieser hätte ihm gerne eine Gunst erwiesen. Aber Sacy benützte den Zutritt zu ihm zu nichts Anderem, als ihm die traurige Lage einiger Gefangener in der Bastille ans Herz zu legen. Nach Abstattung dieser Besuche fieng Sacy sein Stillleben wieder an. Er enthielt sich sogar während eines Monats nach seiner Befreiung des Sakraments, weil er sich bei seinen Besuchen so vieler unvermeidlicher Zerstreuung habe aussetzen müssen. Auch sprach er nicht gern von seinen Erlebnissen im Gefängniß und ermahnte seinen Freund Fontaine: „Wir wollen doch denen nicht nachahmen, die von einer großen Reise zurückkehren und nun nichts Besseres zu thun wissen, als allen Leuten zu erzählen, was sie gesehen haben."

Die fünfzehn Lebensjahre, die Sacy noch gegeben waren, verwandte er theils auf die Leitung der ihm anvertrauten Seelen, theils auf den Druck seines großen Bibelwerks.

---

5 Sacy's Bibel.

Sacy war noch in der Bastille, als seine Freunde bereits sein fertig gewordenes Neues Testament herausgaben. Da es in Paris nicht gedruckt werden durfte, so reiste Herr von Pontchateau expreß nach Holland, wo man einen Drucker fand. Das Buch trug auf dem Titel den Namen eines Buchhändlers von Mons und heißt deßhalb das Neue Testament von Mons. Im Jahre 1667 kam die ganze Sendung nach Paris, wo sofort 5000 Exemplare verkauft wurden. Im Laufe des gleichen Jahres folgten fünf Ausgaben, in den folgenden kamen noch vier dazu. In gewissen frommen Kreisen gehörte es eigentlich zum frommen Ton, ein schön gebundenes Neues Testament von Mons zu haben.

Zwar die Feinde wütheten auch. Der Jesuit Mainburg, der sich selbst einem Jagdhunde verglich, der das Wild in Aufregung bringt, damit es der Jäger erspähe und tödte, donnerte in einer Reihe von Predigten gegen dieses Testament von Mons und setzte sogar ein kirchliches Verbot gegen dasselbe durch. Aber umsonst! Herr Arnauld, häufig der große Arnauld genannt, ein Hauptführer von Port royal und ein Mann von vortrefflicher schriftstellerischer Begabung, widerlegte alle Inkriminationen so gründlich und so geschickt, daß man ihm sogar zuschrieb, der Verfasser des Werks zu

sein, dessen beredter Vertheidiger er doch nur war. Diese Erklärungen und Rechtfertigungen Arnaulds waren nicht nur ein Commentar zu den Stellen, deren Uebersetzung die Jesuiten besonders anfochten, sondern wiederholten auch (und darin bestand ihre Hauptbedeutung) immer auf's Neue und mit großer Entschiedenheit den Grundsatz, daß alle Gläubigen das Recht haben, die heilige Schrift in der Landessprache zu lesen. Diese überaus förderliche Theilnahme Arnaulds an der Verbreitung des Monser Testaments veranlaßte und rechtfertigte das Urtheil der Schwester Angelika, Aebtissin von Port royal, da sie sagte: Anton Le Maitre hat den Grund gelegt, Sacy hat das Gebäude aufgeführt und Arnauld hat ihm die Krone aufgesetzt.

Als Sacy am 1. November 1668 aus der Bastille kam, trug er die fertige Uebersetzung des Alten Testaments mit sich. Aber obwohl die Zeit eine günstigere für ihn war, als zwei Jahre vorher, erhielt er doch das Privilegium der Veröffentlichung nur unter der Bedingung, daß der Uebersetzer jedem übersetzten Stück Erklärungen beifüge. Diese Bedingung mißfiel zwar Sacy nicht gerade, verzögerte aber doch die Vollendung des Drucks um 20 Jahre. Erst im Jahr 1696, lange nach Sacy's Tode, war dieses weitläufige 32bändige Bibelwerk fertig. Sacy selbst brachte es nur zur Erklärung des Alten Testaments, Andere vollendeten die Arbeit. Der Aufschub, den die Herausgabe des Ganzen erlitt, war freilich bedauerlich; hatte aber doch den Vortheil, dem Uebersetzer die Zeit zu lassen, alle Worte wohl zu erwägen, und die Verpflichtung, die er übernommen, Erklärungen beizufügen, mußten ihn nothwendigerweise immer genauer in das Verständniß des Textes einführen. Diese große Arbeit ist das specielle Denkmal, das sich Sacy als Schriftsteller errichtet und die ihm eigens gestellte Aufgabe, die er erfüllt hat.

Sacy schickte sich stets mit großer Sorgfalt zu seiner Arbeit an. Er war immer damit beschäftigt, sich derselben würdig zu machen, und Herz und Hände zu reinigen; und doch fand man kaum einen demüthigeren Menschen als ihn und das Gefühl, wie unwürdig er dieses Dienstes sei, den er der Gemeinde erwies, wiegte allezeit in ihm vor und preßte ihm manche merkwürdige Geständnisse aus.

Als ihm einst Fontaine von den Achtungsbezeugungen redete, die er sich durch seine Uebersetzung erworben, sagte Sacy:

„Ich wundere mich nicht so sehr darüber, daß viele Leute diese

„Uebersetzungen und Erklärungen lieben; und ich fürchte, sie thun „es darum, weil sie nun die heiligen Schriften ohne Mühe lesen „und mit wenig Kosten ihre Neugierde befriedigen können. Sie „finden nun die Schwierigkeiten nicht mehr, die sie früher in der „Schrift fanden. Das ertragen sie zwar wohl, daß sie nicht alle „Mysterien der Schrift verstehen, aber die dunkle und verworrene „Sprache, deren sich der h. Geist bedient, um ihnen diese Wahr„heiten darzustellen, ertragen sie nicht, es sei denn, daß sie einen un„gewöhnlichen Glauben, Ergebung und Gottesfurcht haben: darum „sind sie sehr froh darüber, in meinen Uebersetzungen eine neue Klar„heit zu finden, die sie aus der ihrem Stolz und ihrer Neugierde „peinlichen Finsterniß erlöst. Eben diesem Stolz hat der Geist Gottes „nicht schmeicheln wollen, sondern er bekämpft und heilt ihn durch „seine Worte.

„Wer weiß," setzte er hinzu, „ob ich nicht gegen die Absichten „Gottes gehandelt habe? Ich habe versucht, der heiligen Schrift ihre „Dunkelheit und Rauhheit zu nehmen, Gott aber hat bis dahin ge„wollt, daß sein Wort in Dunkel gehüllt sei. Muß ich nicht fürchten, „den Absichten des Geistes Gottes widerstrebt zu haben, durch Heraus„gabe einer klaren und vielleicht, was die Reinheit der Sprache be„trifft, ziemlich genauen Uebersetzung? Ich weiß zwar wohl, und „Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht gerade Vorliebe für das habe, „was man in der Welt oder in der französischen Akademie liebt; „aber ich kann mir nicht verhehlen, daß ich versucht habe, die Worte „der Schrift nach den Regeln der Grammatik klar und rein wieder„zugeben, und wer versichert mich, daß diese Methode nicht ganz „von der verschieden ist, die dem h. Geist zu wählen beliebte? . . . „Ich lese in der h. Schrift, daß das Feuer, das nicht vom heiligen „Altar genommen ward, für unrein galt, obwohl es vielleicht heller „und schöner war, als das Feuer des Altars.

„Glauben Sie mir", rief er aus, „wie es nichts Größeres gibt, „so giebt es auch nichts Gefährlicheres, als öffentlich die Schrift zu „übersetzen oder zu erklären und so der Dollmetscher des h. Geistes „und der Diener seines Wortes zu sein."

Als dann Fontaine darauf zurückkom, wie viele Seelen er durch seine Uebersetzung erbaut habe, so erwiderte Herr von Sacy: „Ja, aber man darf sich bei diesem Gedanken „Erbauung der „Seelen" nicht täuschen. Es ist ein großer Unterschied zwischen

„Befriedigen“ und „Erbauen“. Gewiß befriedigt man die Men„schen, wenn man sich schön und zierlich ausdrückt; aber man erbaut „sie nicht immer damit. Nahrung ohne Uebung ist den Seelen ebenso „gefährlich als den Leibern. Die geistliche Nüchternheit ist nicht von „minderer Wichtigkeit, als die leibliche. Ich erinnere mich immer, „daß mir der selige Abt St. Cyran einmal sagte, daß wie Gott „durch die Menschwerdung des ewigen Wortes sich zur Errettung „der Menschen erniedrigt hat, er auch in der Schrift dieses Geheim„niß habe ehren wollen, indem er uns sein Wort unter schwachen „und dunklen Ausdrücken mittheilte, um so die übermüthigen Men„schengeister zu heilen und für seine Gnade empfänglich zu machen. „Sie sollen in dieser Welt die Güte seiner Wahrheit schmecken, aber „die Schönheit, den Glanz und die Majestät derselben ihnen zu „zeigen, hat er sich für das andere Leben vorbehalten, wo sie nicht „mehr in der Gefahr stehen werden, Mißbrauch damit zu treiben, „wie sie's hienieden thun. Das ist die göttliche Ordnung, die man „oft unter dem Vorwand der „Erbauung“ verwirrt.“ —

Sacy überlebte diese Unterredung nicht lange und Fontaine sah ihn nicht mehr. Am 8. Januar 1684 starb er im Alter von 71 Jahren. Am Tage vorher hatte er noch in seiner Hauskapelle die Messe gelesen. Nach Tische unterhielt er sich zwei Stunden lang über geistliche Dinge. Einer der Anwesenden konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Er spricht von den Gegenständen des Glaubens, wie wenn er sie sähe. Das ist ein Mann, den wir nicht lange behalten werden.“ Nach dieser Unterredung fühlte er sich unwohl, legte sich zu Bette und starb am folgenden Tage, wie er gelebt hatte, mit der Ruhe und dem Frieden eines demüthigen Christen. —

Seiner Verfügung gemäß wurden seine sterblichen Ueberreste in Port royal des champs bestattet.

Seine Bibel, natürlich ohne die beigefügten Erklärungen, ist unter allen katholischen Bibeln französischer Zunge die populärste geblieben; ja sie ist eigentlich die einzige, die unter den Katholiken Frankreichs, so viele ihrer die Bibel lesen, Eingang gefunden und ihren Platz behauptet hat. — Dieser Umstand sichert ihr und denen, die daran gearbeitet haben, auch unter uns Evangelischen eine dankbare Erinnerung. —

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. 1873.

Etwas von unsern Bibelfreunden jenseits des Canals.

1. Erinnerung an die senfkornartigen Anfänge.

Wir wollen dieses Mal unsern Lesern etwas von der englischen Bibelgesellschaft erzählen und beginnen damit, an die kleinen scheinbar unbedeutenden, aber überaus merkwürdigen Anfänge dieser Anstalt zu erinnern. Sie sind bekannt, Manchen so bekannt, daß er diese Zeilen mit gutem Recht überspringt, aber es gibt immer wieder neues junges Volk, auf dessen Kenntniß der Reichsgottesgeschichte nicht so sicher gerechnet werden darf. Ein Kind, die Thränen eines Kindes sind die ersten Samenkörner gewesen, aus denen der große Baum hervorgegangen, in dessen Zweigen sich jetzt so viele Vögel nicht von einerlei Art und Gezwitscher, sondern vielerlei Menschen von vielerlei Sprachen, wohl sein lassen. — In Bala, einem Städtchen der englischen Provinz Wales, findet der Methodistenprediger Charles im Jahr 1802 ein Mädchen, das er in seinem Gottesdienste zu sehen pflegte. Freundlich fragt er, ob sie ihm nicht seinen Text von der letzten Predigt aufsagen könne. Nein! erwiederte zögernd und unter Thränen das Kind: das Wetter war dieses Mal so schlecht, daß ich keiner Bibel nachgehen konnte, um wie sonst den

Text zu lesen und auswendig zu lernen. Der Sache nachforschend erfährt der Prediger zu seinem Erstaunen, daß das Mädchen, weil es in der Nähe niemand kenne, der eine Bibel besitze, die Gewohnheit angenommen habe, jede Woche zwei Stunden weit über die Berge zu Verwandten zu gehen, die eine wälische Bibel besaßen. — Dort las sie allemal das Capitel, aus dem der Text des letzten Sonntags genommen war, und lernte diesen letztern auswendig. — Aber in dieser Woche hatte sie wegen des schlechten Wetters nicht gehen können, und daher kam es, daß sie den Text nicht mehr wußte.

Diese treuherzige Mittheilung des guten Kindes veranlaßte den frommen Prediger, dem Mangel an Bibeln nachzuspüren. Zu seinem Schmerze fand er, daß er außerordentlich groß sei, viel größer, als er es sich gedacht hatte; besonders schmerzte ihn, daß Bibeln in wälischer Sprache gar nicht mehr käuflich seien. Jetzt reiste er nach London, um diesen Nothstand einigen Freunden zu klagen. Einer lud ihn ein, der Sitzung der Traktatgesellschaft, die eben Statt finde, beizuwohnen und da sein Anliegen vorzubringen. — Alle Versammelten wurden einig, für die Verbreitung von Bibeln in wälischer Sprache müsse etwas gethan werden. Aber, rief der Prediger Hughes aus Batersea: Wenn für Wales eine Bibelgesellschaft noth thut, warum nicht für das ganze Land? warum nicht für die ganze Welt?

Dieses kühne am 7. December 1802 gesprochene Wort ist das Losungswort geworden zur Gründung und Erhaltung des großen Werkes der englischen Bibelgesellschaft. Es bedurfte zwar noch einiger Zeit bis sie sich organisirte. Erst fünfzehn Monate später, am 4. März 1804, ward in London die Versammlung von Bibelfreunden gehalten, unter deren begeisterndem Eindruck die Anstalt begründet ward, die vor Kurzem ihr 69tes Jahresfest gefeiert hat. Aber dieser Anfang war auch so kräftig, daß ehe man auseinander gieng, 17,000 Fr. als erste Steuer beisammen lagen. — So hat Gott den Eifer jenes Kindes um eine Bibel, seine weiten Gänge und seine Thränen in den Herzen frommer Männer zu einem mächtigen Impulse werden lassen, dessen Wirkungen nicht nachlassen werden, bis Allen, Großen und Kleinen das unschätzbare Buch der Bibel wird in die Hände gelegt sein.

2. Der jetzige Stand des Riesenbaumes.

Was aus jenem Anfang Großes geworden ist, davon können wir uns leicht überzeugen, wenn wir lesen, daß die letzte Jahreseinnahme über 4 Millionen Franken betrug. Ueber die Thätigkeit der Gesellschaft aber sagt die in der Berichterstattung gegebene summarische Zusammenstellung folgendes:

Unsere Gesellschaft ward im Jahr 1804 zu dem Zwecke begründet, die heilige Schrift ohne erklärende Zusätze oder Commentar über die Welt zu verbreiten. Die Verfassung der Gesellschaft gestattet die Mitwirkung Aller, die diesem Ziele günstig sind und wünschen, daß Gottes Weg auf der Erde bekannt gemacht und sein Heil allen Nationen geoffenbart werde. Es ist wahrscheinlich, daß sich beim Beginn dieses Jahrhunderts nicht mehr als 4 oder 5 Millionen Exemplare der heiligen Schrift in etwa 50 verschiedenen Uebersetzungen in der Welt befanden.

Seit dem Entstehen der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft sind mehr als 68 Millionen Exemplare des Wortes Gottes (sei's das ganze, sei's Theile desselben), von ihren Lagern aus in Umlauf gesetzt worden, während verwandte Gesellschaften, die entweder aus der englischen entsprungen oder von ihr unterstützt worden sind, ungefähr 48 Millionen Exemplare vertheilt haben; so daß zusammen während des gegenwärtigen Jahrhunderts 116 Millionen Bibeln (ganze oder Theile derselben) in die verschiedensten Gegenden der Welt ausgegangen sind.

Die Zahl der Sprachen und Dialekte, in welche Gottes Wort übersetzt ist, ist von 50 auf 204 gestiegen; rechnet man dazu die in Arbeit stehenden Uebersetzungen, so sind es 257, an deren Beförderung direkt oder indirekt die englische Bibelgesellschaft mitgewirkt hat. In etwa 30 Fällen sind fremde Sprachen zum ersten Mal in schriftliche Form gebracht worden, um den Völkern, bei denen diese Sprachen heimisch sind, Gottes Wort zu geben.

Abgesehen von den 35 Millionen englischen Bibeln, welche die Gesellschaft in Großbritannien, Irland und den Colonien in Umlauf gesetzt hat, verfolgt sie ihr Werk in allen Ländern Europas sowohl als unter den bedeutendsten asiatischen und afrikanischen Nationen, in Madagaskar, auf den wichtigsten Inseln des stillen Meeres, in Süd-Amerika, Mexiko, Grönland und Labrador und ist allezeit be-

reit, christliche Missionarien mit dem Worte Gottes in den Sprachen der Völker zu versehen, unter denen sie arbeiten.

---

3. Die 69te Jahresfeier, Mittwoch den 7. Mai 1873 in Exeter Hall.

Nach der Mittheilung des Berichts tritt der Präsident, Graf Shaftesbury auf: Ihr werdet es nicht einer Erkältung meines Eifers zuschreiben, wenn ich euch nicht lange mit vorläufigen Bemerkungen aufhalte. Ich habe von dieser Stätte aus oft das Wort an euch gerichtet, bin euch wohl bekannt und habe euch auch nichts Neues zu sagen: wenn ich aber die Reihe der Redner, die auftreten sollen, übersehe, so kann ich nicht ein Gleiches von ihnen sagen. Ich sehe drei oder vier Namen von Männern, die noch nie zu euch geredet haben, und ich denke, daß diese Herren gerne die volle Zeit hätten, ihre Bemerkungen zum angehörten Bericht zu machen. Ich will nur eine Bemerkung machen und eure Aufmerksamkeit auf ein Ereigniß richten, ich meine nicht unsere Arbeiten in Rußland, vielleicht die größte Thür, die uns zu so vielen Millionen Menschenseelen ist geöffnet worden, — sondern ich meine etwas Anderes, das im Bericht unerwähnt geblieben ist. Ich bin etwas verwundert, daß dem Gedächtniß unserer würdigen Freunde, der Herren Sekretäre, deren [illegible] und Pünktlichkeit ich kenne, etwas entschlüpft ist. Sie reden von der großen Wirksamkeit unserer Gesellschaft im Königreich Italien und daß die Bibel auch schon in Rom verbreitet werde. Schön und gut; — aber sie haben die große Thatsache übergangen, daß Rom für sich selbst eine einheimische und nationale Bibelgesellschaft begründet hat: eine Bibelgesellschaft, die unter den Augen des Pabstes gedeiht, trotz seinen feindseligen Gesinnungen und seinen Drohungen. Ich freue mich besonders darüber, daß sie eine nationale Gesellschaft haben wollen, und ich traue es ihnen zu, sie werden ihre Unabhängigkeit bewahren und nicht zugeben, daß sie nur von uns in's Gängelband genommen werden. Das wird wesentlich zur Entwicklung der Nation beitragen. — Lasse man die Italiener sich selbst losmachen von der zeitlichen Gewalt des Pabstes, auch von der, die immer noch in den schwachen Händen des wackelnden alten Mannes ist, und lasse man die Bibelgesellschaft vollends

dafür sorgen, das größte Bollwerk Satans zu zerstören, nämlich die geistliche Gewalt des Pabstes.

Der Bischof von London: Nur das Gefühl der Pflicht erleichtert es mir, vor einer Zuhörerschaft zu stehen, wie diese, die wohl geeignet wäre auch den geübtesten und fertigsten Redner in Verlegenheit zu bringen, wie viel mehr Einen, den die Natur nie zu einem Redner angelegt und die Uebung nie dazu gemacht hat. Meine Pflicht ist einfach die, darauf anzutragen, daß der Bericht, von dem ein Auszug vorgelesen worden, angenommen und gedruckt werde. — Ich verberge mir nicht, daß unter uns verschiedene Meinungen, selbst auch über die Bibel bestehen; aber dennoch ist dieses Buch für uns der breite Boden, auf dem wir stehen und wirken und es ist uns ein gesegnetes Ding, frei vom Gewühl und von der Unruhe des Kampfes auf einem Grunde, wie dieser ist, zu stehen. Das gibt ein Gefühl, wie wenn Einer, dem Strudel und Brausen eines reißenden Wassers entnommen, in ein stilles Wasser übergegangen ist, in welchem sich das Licht des Himmels wiederspiegeln kann, ohne durch die Wogen gebrochen oder verdunkelt zu werden.... Ich habe nur eine Bemerkung zu machen. Es ist mir nicht erinnerlich, daß im Bericht darauf hingewiesen worden wäre, wie die Bibelgesellschaft für alle Missionswerke durch die ganze Welt hin so wichtig geworden ist. Als unser Herr Jesus Christus seiner Kirche den Auftrag gab, aller Creatur das Evangelium zu predigen, so gefiel es ihm zuerst, jene Gabe der Sprachen mitzutheilen, wodurch seine Knechte befähigt wurden, den verschiedenen Nationen den unaussprechlichen Reichthum Christi zu verkündigen. Wenn diese Sprachengabe 1800 Jahre fortgedauert hätte, so wäre man ihrer gewohnt geworden, sie wäre nicht mehr als ein Wunder erschienen und ein Hauptzweck, um deßwillen sie gegeben worden, wäre verloren gegangen, nämlich den Beweis des Glaubens durch das Wunder zu leisten. Nun aber ist Gott — es sei mit aller schuldigen Ehrerbietung gesagt — so sparsam schon in der Anwendung der Naturgesetze, wie vielmehr in der der Wunder, daß er diese Gabe der Sprachen der Kirche entzogen hat. Dafür muß nun die Bibelgesellschaft das Mittel werden, wodurch Gottes Wort in allen Sprachen verbreitet wird. Ich lese, daß schon 204 Uebersetzungen aus unserer Gesellschaft hervorgegangen sind. Kaum hat eine Mission die Sylben und Worte einer bisher unbekannten Sprache gesammelt und ist in Stand gesetzt, eine

Lautlehre, ein Wörterbuch, eine Grammatik zu schreiben, so wird der Bibelgesellschaft mit ihren Agenten ihre Arbeit zugewiesen. Ich fand kürzlich in einem Buch — (es war das Leben von August Hare) — daß dieser Mann es nicht leiden konnte, wenn man die Bibelgesellschaft eine Hilfsgesellschaft für die Mission nannte, — sie sei ein großer Missionar selbst. Und so ist es in der That. Die Bibel ist ein großer Prediger. Sie predigt unfehlbarer und überzeugender als menschliche Lippen. Ich unterschätze das Amt und die Ordnung der Prediger nicht, da sei Gott vor! — Aber ich weiß, daß in vielen Fällen die Bibel Herzen erreicht hat, welche durch menschliche Worte nie erreicht worden wären, und daß oft schon viele Menschen für die Ernährung ihrer Seelen einzig auf das geschriebene Wort Gottes angewiesen waren. Man nehme den Auswanderer, den Soldaten, den Matrosen in seinen nächtlichen Wachen, so Manche, welche durch Noth oder Geschäfte ferne von menschlichen Aufenthaltsorten gehalten werden, keine Kirche sehen und keinen Prediger hören, — sie ziehen alle ihre geistliche Nahrung nur aus der Bibel. Während der schrecklichen Christenverfolgung auf Madagaskar, in Folge deren so Viele, wenn sie nicht ihren Glauben verleugneten, von Felsen herab zu Tode gestürzt wurden, kam es vor, daß die Gläubigen in Ermanglung von Lehrern, in Ermanglung auch von ganzen Bibel, sich mit einigen verknitterten Blättern begnügten, ihren Glauben daran aufzurichten. — Würde Gott, (was nicht geschehen wird), um uns zu überführen, daß es menschlicher Hilfe nicht bedarf, alle Prediger des Evangeliums in geistliche Finsterniß gerathen lassen, so daß sie die frohe Botschaft nicht mehr zu verkündigen vermöchten, die Bibel selbst könnte ohne andere Hilfe das Werk der Predigt fortsetzen und von Gottes Gnadenwirkungen begleitet, die Welt evangelisiren. —

Sir John Kennaway: Ich möchte einen Blick auf die alte und neue Welt richten und mich fragen, ob es eine Zeit gab, in der die Verbreitung des Wortes dringendere Nothwendigkeit war. Der Charakterzug unserer Zeit ist beispiellose Thätigkeit, und eine solche, wodurch die Schranken der Nationen niedergeworfen und Zeit und Raum und Entfernung fast aufgehoben werden. Die Nationen kommen allerwärts zusammen, und wenn sie auch nicht zu einander sagen: Kommt, laßt uns einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, so ist doch zu fürchten, daß

die Völker unserer Tage im Geiste jener Erbauer des babylonischen Thurmes zusammenkommen, und wenn wir auch nicht in offener Empörung wider Gott begriffen sind, so ist doch Gefahr, daß wir in Vergessenheit Gottes und in Ueberhebung des Geschöpfs über den Schöpfer ausarten. Wenn wir unsern Blick auf Europa richten und auf die Veränderungen, die nur in den fünf letzten Jahren vorgekommen sind, welch ein Aufrichten und Niederreißen von Königreichen, welch ein Leben und Regsamkeit! Seht nach Spanien oder nach Rußland oder nach dem großen Reich in Central-Europa, das im direkten Gegensatz gegen das Pabstthum steht. Im weiten Osten weicht der alte Aberglaube der Civilisation des Westens. In Indien bricht allmählig aber sicher die Kaste zusammen. Kundige Braminen wissen wohl, daß ihr Glaube dahingeht, wenn sie ihn auch um des Volkes willen aufrecht erhalten. Aus Japan machen sich junge Männer auf den Weg, die sich erkundigen, worin das Geheimniß unseres Wohlstandes und unserer Kraft liegt. Und was sehen wir zu Hause? Daß die Gewalt von den Händen Einiger in die Vieler übergeht, die, wir hoffen es, je mehr und mehr die auf ihnen liegende Verantwortlichkeit erkennen werden. Viele blicken mit Bestürzung auf diesen Stand der Dinge. Andere dagegen sagen: Vertraut auf den guten Instinkt des Volkes, und es wird recht gehen. Ich will gerne dem Instinkt des Volkes vertrauen, wenn das Volk in der Erkenntniß des Wortes Gottes erzogen wird. Der Bischof von London hat des Beistands dieser Gesellschaft für die Missionssache erwähnt. Letzten Montag hatte die wesleyanische Missionsgesellschaft ihre jährliche Zusammenkunft in diesen Räumen. Sie berichteten von einer Einnahme von 156,000 Pfund. Was werden sie von der Bibelgesellschaft denken? Gestern hielt die kirchliche Missionsgesellschaft hier ihre Versammlung und berichtete auch von 156,000 Pfund Einnahme. Was werden sie von der Bibelgesellschaft denken? Ich will mit den Worten von Henri Venn antworten, dessen Verlust wir eben gestern beklagt haben und der seine besten Jahre den Missionsbestrebungen gewidmet hat. Er sagte: Ich bin mehr und mehr von dem Eindruck des Werths der Bibelgesellschaft durchdrungen. Ich habe die unrichtige Idee, die ich früher hatte, aufgegeben, sie sei nur der Handlanger der Mission. Ich sehe nun zu ihr empor als zur herrlichen Tochter des Königs, und wir Missionsgesellschaften begleiten sie als ihre Gefährten. Diese

Worte, die jetzt aus dem Grabe zu uns reden, sagen mehr, als was ich sonst zu sagen vermöchte.

Der Graf von Aberdeen (mit Ausdrücken der Freude begrüßt): Ihr könnt mir glauben, daß ich nicht ohne ein gewisses Zagen es angenommen habe, hier zu sprechen. Als der Lord-Bischof von London seine Rede eröffnete, entfiel mir beinahe das Herz; aber nun ist weniger Grund zur Aengstlichkeit da, denn nach den so passenden und mit so viel Aufmerksamkeit angehörten Ansprachen lastet auf dem dritten Redner keine so große Verantwortlichkeit mehr. Ich möchte in der kürzesten Weise des Eindrucks gedenken, den jedermann erhalten muß, der Gelegenheit hat, das Bibelhaus an der Königin-Viktoriastraße zu besuchen. Wahrscheinlich ist das Aeußere und auch das Innere dieses edlen Gebäudes den meisten hier bekannt, und ich will mich aller Bemerkungen darüber enthalten und nur das sagen: daß ein bloßer Blick in diese Arbeitsstätte hinein den Besucher von der Ausdehnung unsers Werks und von seiner Allgemeinheit und wahren Katholicität überzeugen muß, nicht nur wegen der vielen tausend Bibelexemplare, die er in unserem Waarenhause findet, sondern die wahre Katholicität unseres Werkes zeigt sich in der Verbindung, in die es sich mit allen Missionsgesellschaften und mit allen Denominationen der gesammten Kirche Christi auf Erden stellt. Dazu kommt die Hilfleistung, die wir andern Bibelgesellschaften darbieten. Man hört oft Leute sagen: „Wir wollen uns mit keiner besondern Kirchenpartei verschmelzen. Wir wollen alle Extreme vermeiden." Gut, hier ist eine Gesellschaft, an der sie sich mit ganzem Herzen betheiligen können, weil sie in der That allen Denominationen dienen will..... Der Bischof von London sprach von der Macht der Bibel unabhängig von der Hilfe eines menschlichen Lehrers. Hier ist eine Geschichte zum Beweis dafür: Ein junger Mensch aus einem abgelegenen Ort eines fast unbekannten Distrikts in Indien, auf's Lesen versessen, aber ohne je christlichen Unterricht empfangen oder einen Missionar gesehen zu haben, bekam, wahrscheinlich von einem Colporteur, ein Exemplar der heiligen Schrift. Er sah nie mehr etwas von dem Mann, von dem er das Buch erhalten hatte; aber er studirte so lange und so fleißig darin, bis sein Herz von der Wahrheit ganz durchdrungen war. Dann machte er sich dran, auch Andere zu lehren, was er selbst gelernt hatte: und im Laufe einiger Jahre sammelte

er eine Art von christlicher Gemeinschaft um sich. Er starb, bevor er Gelegenheit bekam, von einem Missionar zu lernen, was nöthig sei, um sein Gemeinblein in eine eigentliche christliche Kirche umzuwandeln; aber er hatte seine Freunde so ernstlich in der Schrift unterrichtet, daß sie, die nicht lesen konnten, im Stande waren, ganze Stellen auswendig herzusagen. Diese einzige Thatsache ist eine genügende Illustration zu dem Satz von der wunderbaren Gewalt, welche die Schrift für sich allein ohne menschliche Lehre ausübt. —

Dr. Cumming. Mir scheint die Bibel so trefflich und ihr Anspruch, Gottes Offenbarung zu sein, so begründet, daß ich mich oft darüber gewundert habe, daß die, welche Gott in Bildern von Holz und Stein anbeten, nie auf den Gedanken gekommen sind, ein Buch zu verehren und anzubeten, das so wahrhaftig ein Bild und Abglanz Gottes ist. — Die einzige Lösung dieses Räthsels fand ich in dem Buche selbst, das den, welcher darauf verfallen wäre, es anzubeten, mit den Worten angedonnert hätte: Du sollst den Herrn deinen Gott anbeten und ihm allein dienen. — Viele sehen nicht ein, wie ein Buch als inspirirt angesehen werden kann, das von verschiedenen Menschen ganz in verschiedener Schreibart verfaßt worden ist. Wie sollen sie Alle inspirirt sein? Aber die Sache bietet keine Schwierigkeit dar, wenn wir sie uns durch ein Bild klar machen. Wenn ihr Wasser in ein viereckiges Gefäß gießet, dann wieder in ein rundes Gefäß, oder wieder in ein siebenseitiges Gefäß, so findet ihr, daß dieses Wasser die Form aller dieser Gefäße annimmt, aber selbst in jeder Beziehung Wasser bleibt. So verhält es sich mit den Verfassern des Wortes Gottes. — Oder um auf eine Kunst anzuspielen, die Vielen Vergnügen, Einigen auch Noth bereitet, die Musik, so kann ich euch an dieser Kunst verdeutlichen, wie Matthäus, Johannes, Lukas, Paulus, Alle mit einander inspirirt gewesen sind: Wenn ich den Bogen über die zweite Saite der Violine ziehe, so bringt dieß den Ton A hervor. Lege ich zwei Finger der linken Hand auf die obern Löcher der Flöte, und blase, so ertönt wieder A. Berühre ich eine gewisse weiße Taste auf dem Piano, so höre ich A und ebenso auf der Orgel finde ich den gleichen Ton A. Jedes Instrument wird den Ton A mit vollkommener Genauigkeit hervorbringen, und doch ist der Unterschied zwischen diesen Tönen so groß, daß sie niemand mit einander verwechseln wird. So ist es mit den Evangelisten. Jeder hat seine Eigenthümlichkeit, aber Alle geben den

gleichen Ton.... Bemerket die organische Einheit in der Bibel: Wenn ihr drei Bücher nehmt, Homers „Iliade", Miltons „verlorenes Paradies" Dante's „Hölle" und bindet sie zusammen, so sind sie deßhalb noch nicht ein Buch, sie haben durchaus kein Verhältniß zu einander. Aber wenn ihr die Bücher der Bibel nehmet, auch von verschiedenen Männern zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Verhältnissen geschrieben, so bilden sie, zusammengebunden, nicht sechzig Bücher von vierzig Schriftstellern verfaßt, sondern ihr bemerkt, wie sie sich alle auf einander beziehen und allen die Macht Gottes und seines heiligen Geistes innewohnt.... Die Bibel, ohne ein wissenschaftliches Buch zu sein, wirft doch ein wunderbares Seitenlicht auf die Wissenschaft. Wir finden z. B. die Thatsache vor, daß die Erde auf der wir leben, hoch aufgespeicherte Kohlenlager und Behälter voll von brennbarem Oel und Gasen hat, so daß ein elektrischer Funke sie im Nu entzünden und den ganzen Erdenglob in Stücke auseinander sprengen kann. Das nennen wir eine erwiesene Thatsache. — Nun war der Apostel Petrus ein Fischer und kein studirter Mann; aber, es ist sonderbar zu sagen, in einer nicht zufälligen, sondern göttlichen Uebereinstimmung mit dem, was die Wissenschaft gefunden hat, beschreibt er uns den eben erwähnten Thatbestand achtzehn Jahrhunderte bevor ihn die Wissenschaft entdeckte, mit den Worten: Die Himmel werden vergehen mit großem Krachen und die Elemente werden zerschmelzen vor großer Hitze und die Erde und die Werke darauf werden verbrennen.... Es ist über unsere Einheit trotz den verschiedenen Denominationen gesprochen worden. — Darüber noch ein Wort: Es gibt eine kirchliche Partei (ihre Hauptstadt hat jetzt eine Bibelgesellschaft, wie wir gehört haben), eine große Partei, die prahlt, sie habe die absolute und vollkommene Einheit, wir Protestanten aber seien durch verschiedene auseinandergehende Glaubenssätze entzweit und zerrissen. Ich denke, die Unfehlbarkeit irrt sich hier. Gott hat nie gewollt, daß wir nur eine Denomination bilden sollen; es bedarf dessen auch nicht. Ich will es euch an einem Beispiel deutlich machen, das hergenommen ist aus der vorhin erwähnten Kunst, die ich ein wenig verstehe. In der Kirche, auf die ich eben anspielte und die sich ihrer Einheit rühmt, gibt der Pabst den Ton an und jedermann, ob in weißer oder in schwarzer oder in grauer Kutte, ob Franziskaner, Dominikaner oder Jesuit wiederholt

eben denselben Ton. Ich denke aber, daß wir in der protestantischen Kirche einen höheren Begriff von der Kunst haben, nämlich nicht das bloße Unisono sondern die Harmonie. Der Unterschied ist groß. Christus gibt den Ton an. Den Wesleyanern, als der thätigsten und unerschrockensten Corporation für Missionswerke zu Hause und draußen, gebe ich die Sopranpartie; meinen Freunden, den Congregationalisten, weise ich den schönen Contra-alt zu, für meine eigene Kirche, die schottische, beanspruche ich den vorzüglichen Tenor, und der englischen Kirche bestimme ich den donnernden und rollenden Baß, und so wollen wir unsere Stimmen unter einander vermischen. Das wird die Stimme einer großen Menge sein, die Stimme mächtiger Donner, die verkündigen: Halleluja! denn der Herr, der allmächtige Gott regiert in Ewigkeit.

Der Bischof Ryan: Wir wissen, daß gegen das Ende des letzten Jahrhunderts von einer Bande ungläubiger Schriftsteller, „Philosophen“, wie sie fälschlich genannt wurden, heftige Angriffe auf das Christenthum gemacht wurden. Einer, der bis zum Rang eines Fürsten unter ihnen gestiegen war, der nur zu berühmte Voltaire, erklärte frech, er gäbe der Christenheit höchstens noch fünfzig Jahre zu leben; ein solches Vertrauen setzte er auf die Wirkung der schweren Geschosse, die er gegen den Glauben richtete. Ein anderer, englischer Schriftsteller, auch ein Hauptführer unter den Angreifern der Christenheit, ein Mann, dessen Bücher einen sehr gefährlichen Einfluß ausübten, wie die bezeugen werden, die mit den Zuständen unserer gewerbetreibenden Städte bekannt sind, Thomas Paine, that es Voltaire gleich in frechen Verläumdungen der Wahrheit und rühmte sich irgendwo in seinen Schriften, er habe nun die Bücher der heiligen Schrift durchgangen und diese Bäume so niedergehauen, daß er jedermann herausforderе, sie wieder zu pflanzen, wenn er es vermöge; man werde höchstens wieder schwache und saftlose Schößlinge aus ihnen machen, aber sie nicht mehr zu erheblichem Wachsthum bringen. Nun ist es aber Thatsache, daß seit der Zeit, da diese Männer über ihren eingebildeten Triumph frohlockten, die Bibelgesellschaft entstanden, und aus kleinen Kinderanfängen heraus so groß und stark geworden ist, wie wir sehen. Und sie ist nicht allein geblieben, sondern wir sehen nicht weniger als 9000 Bibelgesellschaften in verschiedenen Theilen der Welt. Durch die Arbeit dieser Gesell-

schaften ist nun das Wort Gottes 600 Millionen Menschen zugänglich geworden. Das ist wohl der beste Commentar zur Lügen-Wissenschaft eines Voltaire und zu den Possen eines Tom Paine. Es gibt kaum eine Redensart, die heutiges Tags den Menschen geläufiger ist, als die vom „materiellen Fortschritt". Aber was ist er doch, wenn wir dabei des Lichts der heiligen Schrift entbehren? Schaut in die Columnen irgend welcher Zeitung, die uns die Listen der Geburten, Todesfälle, Heirathen mittheilen, (Dinge die unsere Existenz mehr angehen als die Veränderung der Staaten und Königreiche), und sagt, ob wir in den Prüfungen des Lebens der Hilfe der Religion weniger bedürftig sind, als frühere Zeitalter. Herodot erzählt uns von Bewohnern Thraciens, die, wenn ein Kind geboren wurde, sich zu gemeinsamen Klagen vereinigten über die Laufbahn des Leidens und Elends, in die der unschuldige Ankömmling eintrete. Wo ist da das Wort dessen, der sagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich? — Welches auch dieser materiellen Fortschritt sei, wir bedürfen eines Heilandes und finden ihn nur in der Bibel.

Sir M. Farlane: Niemand kann mehr fühlen, was wir der Bibelgesellschaft schuldig sind, als wir Missionare. Nichts ist so sehr, wie die Bibel, im Stande, das Böse in jeder Gestalt zu unterdrücken und jede Art von Leiden zu besänftigen. Die Religion dieses Buchs allein ist darauf berechnet, die Bedürfnisse einer Welt wie die unsrige zu befriedigen. Es kann die Menschen erreichen, wo sie auch sein mögen und ungeachtet ihrer nationalen Besonderheiten, und kann aus ihnen Freunde Gottes und Erben des Himmels machen. Wir müssen die Bibel in die Hände der Heiden legen. Geben wir ihnen Flinten, Tomahawks, Glasperlen, Tabak — damit civilisiren und retten wir sie nicht. — Ich war gewohnt zu lesen und zu hören, die Schönheiten der Natur seien geeignet, die Seelen der Menschen zu Gott zu erheben; aber ich habe menschliche Wesen gesehen, die am Fuße der lieblichsten Berge in allen Greueln des Heidenthums schwärmten. Wenn in den Naturschönheiten die Kraft läge, die Seelen der Menschen zu Gott zu erheben, so müßten die Insulaner der Südsee die frömmsten Leute sein. Ich werde unsern Besuch in Eromanga im Jahr 1859 nie vergessen. Wir verbrachten dort einen Sabbat und waren die Gäste der seitdem zu Märtyrern gewordenen Geschwister Gordon. Am Abend standen wir an der

Thür von Herrn Gordons Haus und staunten eine der freundlichsten Scenen an, denen ich in der Südsee beiwohnte. Es war eine jener dem tropischen Klima eigenthümlichen herrlichen Nächte. Der Passatwind hatte aufgehört und die See war spiegelglatt geworden. Der Mond in seinem vollen Glanze war hervorgetreten „wie eine schöne Schäferin“ an der Spitze ihrer Heerde, der Gestirne. Er warf seine silbernen Strahlen auf die tiefen ruhigen Wasser des Oceans, die Berge standen in stolzer Größe da und richteten ihre Spitzen gegen die Sterne, geheimnißvoll und wie in Angst über die Greuel, die an ihrem Fuße verübt wurden; der murmelnde Fluß, an dessen Strand hin der stets von uns beweinte Williams zur Rettung seines theuren Lebens lief, wand sich dem untern Thale zu. Jetzt war im Kokusnußhaine Ruhe, das Säuseln des durch die befiederten Gipfel streichenden Windes war verrauscht. Es war ein wirklicher Sabbatabend, die Natur schien in Schlaf gesunken oder in schweigsame Anbetung versunken zu sein. — Aber nicht so der Mensch! Denn während wir von Eromanga's trauriger Geschichte und trüber Zukunft sprachen, wurden wir plötzlich durch den Schrei eines Weibes aus einer der Hütten in der Nähe des Ufers bestürzt; wir horchten und schauderten, als diese Töne das Thal hinabrollten und von den Bergen wiederhallten. Herr Gordon belehrte uns, es sei ein Mann, der sein Weib mit einem Knüttel schlage, was oft vorkomme. Was es doch um das Evangelium für ein Segen ist! dachten wir. Würden die Eromanger gleich den östlichen Insulanern unter dem Schatten Gottes und seiner Gnade leben, wir hätten statt dieses schrecklichen Geschreis, sanfte gen Himmel steigende Abendgebete gehört. Aber das arme Eromanga! Ungeachtet der ernstlichen Bemühungen der hingebendsten Missionare, die dort gearbeitet haben und dort gefallen sind, ist es in so großer Finsterniß als je. Die Kränkungen, die es den Europäern zugefügt hat, sind nur ein Stäublein auf der Wage im Vergleich mit dem Unrecht, das es von ihrer Hand hat erfahren müssen. Ihr habt, halten uns die Insulaner vor, unsere Weiber und Töchter mißbraucht; ihr habt unsere Söhne und Gatten vor unseren Augen hingemordet, oder als Sklaven weggeführt; ihr habt unsere Pflanzungen ausgeplündert und uns unserer Sandelholzwälder beraubt; und als wir uns zur Vertheidigung unsers Lebens erhoben, habt ihr eure Kriegsleute gebracht, um unsere Dörfer zu zerstören. Und nun ist ein Missionar die

elende Entschädigung für allen diesen angethanen Schimpf. Wir können die Religion eines solchen Volkes nicht lieben, wir haben nichts mit euch zu thun. Packt euch! Wir schwören Rache gegen jeden weißen Mann. — Sind das nicht natürliche Gefühle? Können wir uns über die Schwierigkeit des Missionswerkes in der Neu-Hebriden-Gruppe wundern? Zu wundern ist es, daß die Eingebornen nicht jedes Schiff angreifen, das ihre Inseln besucht, und nicht jeden weißen Mann hinmorden, der in ihre Gewalt kommt.

Ich setze voraus, eine Versammlung wie die gegenwärtige, wünsche ein Zeugniß von der Kraft des Wortes Gottes an den Heiden zu vernehmen. In Lifu, einer der Inseln der Loyalty-Gruppe (Neu-Caledonien) habe ich die wunderbare Gewalt des puren und einfachen Wortes Gottes über die Eingebornen erfahren. Als im Jahre 1864 der Gouverneur von Neu-Caledonien die französische Flagge aufhißte und in Lifu einen Militärposten aufstellte, schloß er alle unsere Schulen, indem er sagte, wir seien keine autorisirten Lehrer und man dürfe den Eingebornen nur in französischer Sprache Bildung bringen. Es ward uns nicht gestattet zu predigen, weil das französische Gesetz fordere, daß die Prediger-Funktionen nur durch Franzosen verrichtet werden. Den Lehrern von Samoa und Rarotonga ward verboten, Verkehr mit den Eingebornen zu pflegen. Wir wurden verhindert, heilige Schriften oder irgend welche andere Bücher außer solchen in französischer Sprache zu verbreiten. Das ganze Werk zur Erbauung und Erhebung des Volks ward plötzlich still gestellt. Was thaten unsere armen Eingebornen? Zum Glück besaßen sie in eigener Sprache die Evangelien und die Apostelgeschichte und nun versammelten sie sich sonntäglich um zu lesen, zu beten und sich zu ermahnen. Die Priester machten starke Anstrengungen, sie herumzubringen und ihnen ihre Bücher abzukaufen, aber es gelang nicht. Die Protestanten bewahrten eine unverholene Verachtung gegen die Medaillons, welche den römischen Katholiken an den Hals gehängt wurden. „Was können euch diese Stückchen Eisen helfen?“ sagten sie ihren Freunden. Unsere Bücher sind unsere Führer und sie sagen uns Dinge, die unsere Herzen erwärmen. Ihr seid wie ein Schiff ohne Compaß. Der Priester bläst euch, wohin es ihm beliebt.“ Alles was die Priester zu Gunsten der Bilder und Kreuze sagten, war vergeblich. Es wurde ihnen

geantwortet: Das geringe Futter gebt ihr dem Volk, den Yams (Brotwurzel) behaltet ihr für euch selbst.

Bei der Rückkehr von der Eröffnung einer römisch-katholischen Kapelle (diese Feier ward unter den Augen von 25 bewaffneten Soldaten vollzogen) sah der Commandant fünf Eingeborne, die in einem Hause Einer den Andern lesen und schreiben lehrten. Statt sie zu ermuntern, befahl er ihnen, am andern Tag vor ihm zu erscheinen und ließ zwei von ihnen einsperren, die andern drei an Geld strafen. Aber das gab den Eingebornen für die Zukunft nur größern Eifer und Wachsamkeit. Sie nahmen Theile der heiligen Schrift in ihre Pflanzungen und lasen in der Hitze des Tages an irgend einem schattigen Platze. Nachdem ihnen ihre Häuser niedergebrannt und ihr Eigenthum zerstört war, haben sie doch mehr als dieses Unglück den Verlust ihrer Bücher beklagt. Es ist erstaunlich, wie sich diese Leute so gut in der Schrift zurechtfinden. Einige scheinen das Neue Testament fast auswendig zu wissen, und besonders die Alten, die nicht mehr können lesen lernen, geben sich viel mit Auswendiglernen ab.

James Flaming; Ich trage darauf an, daß dem Herrn Grafen von Shaftesbury der wärmste Dank abgestattet werde für die gütigst übernommene Geschäftsführung dieses Tages. Ich bin gewiß, mein Herr, daß es meiner Worte eigentlich nicht bedarf, um den Dank weitläufiger auszusprechen, den wir Ihnen gegenüber fühlen. Es versteht sich, daß ein Name, der in jeder Versammlung von Engländern geehrt ist, auch von der Bibelgesellschaft geehrt wird, und ich bin gewiß, daß Sie nichts mehr wünschen, als daß wir ohne weitere Bemerkung darüberhinweggehen. — Unsere Sache ist wie die Ebbe und Fluth, langsam und sicher. Eine Welle rollt über die andere; aber eben wenn sie siegreich einherschäumt, bricht sie sich, bevor sie unsere Füße berührt, aber jede Welle bricht sich ein wenig weiter vorne als die vorhergehende, bis daß endlich jedes Boot in jeder Bucht und jedes Schiff in jedem Hafen über den Busen der mächtigen Wasser getragen wird, und die See, die bei ihrem Vorrücken so oft gebrochen und geschlagen worden ist, am Ende die ganze Küste in Besitz nimmt. So, mein Herr, muß es mit dieser großen Sache gehen, weil, wie wir heute gehört haben, Gott nicht hinter uns, sondern vor uns, mit uns und für uns ist. — Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß Oliver Cromwell einst sagte, er wün-

sche, daß der Name Englands so gefürchtet werde, wie einst der Roms war. Sei es unsere Sache, (da wir unter einem mildern Regiment, unter dem einer guten Königin leben, die das Wort Gottes selbst ehrt und eine Geberin für diese Bibelgesellschaft ist), sei es unsere Sache dahin zu wirken, daß England in der liebenden und dankbaren Erinnerung der Menschenkinder bleibe und durch unser Werk Segnungen über uns und unsere Kinder und über alle Völker und Geschlechter kommen.

John Kemp Welch: Ich habe den Vortheil, die beredten Worte und den Antrag meines Vorredners zu unterstützen. Wenn es dazu meiner weitern Fürsprache bedürfte, würde ich sie gerne anbieten, aber das ist nicht nöthig.

Der Graf von Shaftesbury: Meine lieben Freunde, ich bin einigermaßen verlegen darob, selbst der Gegenstand eines besondern Antrags geworden zu sein. Es wäre mir viel lieber gewesen, wenn Ihr Dank sich auf die vorhergegangenen Worte beschränkt hätte, in welchem Fall ich meinen Antheil auch bekommen hätte, und noch mehr als mir gebührt. Jetzt aber haben sie mir viel zu viel gegeben: und ich weiß nichts Anderes zu thun, als Ihnen für diesen unverdienten Ausdruck Ihrer Güte meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen. —

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1873.

Kleinigkeiten, die doch nicht unwichtig.

1. Der Veteran unter den Colporteuren.

Der älteste Colporteur in Frankreich und wohl der älteste überhaupt ist der ehrwürdige und geliebte achtzigjährige Déhon im Somme-Departement. Er entfaltet ungeachtet seines Alters eine Kraft, Beweglichkeit und Thätigkeit, deren er sich auch vor jüngeren und stärkeren Leuten nicht zu schämen braucht. Seine Lebensgeschichte ist ein Wunder der erwählenden und zubereitenden Gnade Gottes. Er ward im Jahr 1793 im Schooße der römisch-katholischen Kirche als der jüngste von neun Brüdern geboren, von denen acht nach einander der Armee Napoleons einverleibt wurden. Sein Vater, aus Furcht, er möchte dem Beispiel der Brüder folgen, schickte ihn zu seiner Ausbildung in das kleine Seminar von Meaux: es sollte ein Priester aus ihm werden. Aber Gottes Gedanken und Wege waren andere und höhere. Im Jahr 1810 erhielt er von seinem älteren Bruder, Offizier im zwölften Regiment, einen Brief des Inhalts, daß an dem und dem Tage sein Regiment durch Meaux passire und daß er ihn dann, wenn es ihm gefalle, mit-

nehmen werde. Die Antwort des jungen Mannes, in dem mit einem Male die feurige Kriegslust aufloderte, war die: „Ja, wenn mir nur der Prior Erlaubniß gibt, auszugehen. Einige Tage darauf stellt sich der Offizier dem Prior vor und bittet in einem Tone, der eine abschlägige Antwort schwer macht, um die Erlaubniß, den jüngeren Bruder zum Mittagessen mit sich zu nehmen. Die Sache war damit geschehen: am gleichen Abend noch wird der junge Mann in die Regimentsliste eingetragen und verschwindet mit seinen Kameraden. Seinen Vater, der im Jahr 1814 starb, sah er nie mehr. Vier von seinen Brüdern fielen vor der Schlacht bei Waterloo; von den fünf andern, welche die Schlacht mitmachten, kamen während derselben drei um. Der älteste Bruder fiel im Jahr 1823 in Spanien und den jüngsten finden wir im Jahr 1828 als Feldhüter und Schreiber an der Bürgermeisterei zu Fluy im Somme-Departement. Da erfaßte ihn die Hand des Herrn. Der sich bis dahin selber gegürtet hatte und gegangen, wohin er gewollt, wurde nun von einem Andern gegürtet und dahin geführt, wo er nicht zu gehen gedacht hatte. Das Werkzeug zu seiner Bekehrung waren einige auf einem Wirthshaustisch liegen gelassene Traktate. Von diesem Tage an widmete er alle Zeit, die er erübrigen konnte, der Evangelisation. Der Bericht der evangelischen Gesellschaft vom Jahr 1835 spricht von einer Erweckung in der Somme und von einem Feldhüter, der, so oft ein evangelischer Prediger erschien, viele Menschen zur Anhörung des Wortes zusammen zu bringen wußte: dieser Mann war Déhon. In jener Zeit wurde er Colporteur und hat diesen Dienst unter dieser heiligern Fahne und seligern Führung, als die Napoleons war, nie bereut und nie verlassen. Er reist oft acht, oft vierzehn Tage, oft einen Monat lang ohne Unterbrechung, und wenn ihn Gott bei Kraft und Gesundheit läßt, gedenkt er während dieses Winters das Oise-Departement zu durchziehen. Geleite Gott diesen seinen guten alten Knecht, der seine grauen Haare als einen Schmuck der Gerechtigkeit in Ehren trägt. An ihm geht das Wort in Erfüllung: Wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein; daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort und ist kein Unrecht an ihm. Ps. 92, 15. 16.

---

2. Schlecht plädirt.

In Brügge, der bekannten belgischen Stadt, tritt ein Mann in ein Kaffeehaus. Sein Verlangen geht aber weder auf's Trinken, noch auf's Spielen, noch auf's Schwatzen, denn er ist ein Verkäufer heiliger Schriften und heißt van Hulden und ist noch nicht lang in sein Arbeitsfeld getreten. So bietet er einem Rechtsgelehrten der Stadt, der eben im Cafe war, eine Bibel an. — Ein Freund desselben, der auch zugegen war, sagte: Ich habe schon seit zehn Jahren eine Bibel. Ein Anderer dankte, indem er hinzufügte, er wüßte schon Alles, was drin stände. Der Rechtsgelehrte jedoch antwortete: Ich habe keine, ich brauche keine und ich will auch keine haben. „Und", setzte er zu diesen entschlossenen Worten hinzu: „Glauben Sie nicht, daß ich ein Fanatiker bin, ich bin ein Freidenker."

Van Hulden: „Ich glaube, Sie irren sich, wenn Sie sich für einen Freidenker halten."

Der Rechtsgelehrte: „Was, denken Sie, daß ich Ihnen nicht die Wahrheit sage?"

Van Hulden: „Ich glaube, daß Sie in Wahrheit kein Freidenker sein können. Sie haben eine unsterbliche Seele. Können Sie frei an den Tag denken, an welchem Sie vor Gott Rechenschaft abzulegen haben werden über Alles, was sie gethan und unterlassen haben? Können sie ruhig den Gedanken hegen, daß Sie wie ein Thier sterben werden und daß dann Alles aus sein wird? Sie sind kein Freidenker, aber ich bin Einer. Ich fürchte mich nicht, an diese Dinge zu denken, und dieses Buch ist es, welches mich lehrt, auf wen ich mein Zuversicht zu stellen habe, wenn ich von dieser Welt abgerufen werde." —

Diese und andere gute Reden gaben dem vermeintlichen Freidenker viel zu thun und störten ihn also, daß er sich mit der Bemerkung entfernen wollte, er kümmere sich nicht um Religion. Einer seiner Freunde jedoch hielt ihn zurück und sprach: „Sie dürfen so nicht fortgehen; dieser Mann hat uns gesagt, daß er sich für einen wahren Freidenker halte; lassen sie uns nun auch Ihre Ansicht über freies Denken hören, wir werden dann zwischen Ihnen beiden entscheiden können." — Der Rechtsgelehrte wollte es aber weder auf eine weitere Vertheidigung seiner Sache, noch auf das Endurtheil ankommen lassen, sondern blieb bei dem, was er schon gesagt hatte, worauf ihm

sein Freund, der ebenfalls ein Rechtsgelehrter war, erwiderte: „Wenn Sie Ihre Sache so vertheidigen, so wünsche ich Sie vor den Schranken immer zum Gegner zu haben. Ich bin gewiß, ich würde den Prozeß gewinnen, wäre es auch eine verzweifelt schlechte Sache." —

Der Rechtsgelehrte ging fort, sein Freund aber kaufte mehrere Neue Testamente. —

Merke, was Joh. 8. 9 steht: Und sie giengen hinaus (von ihrem Gewissen überzeugt) einer nach dem Andern, von den Aeltesten bis zu den Geringsten.

Und abermals: Röm. 3, 19. Aller Mund muß verstopfet werden und alle Welt Gott schuldig sein.

Und endlich: Joh. 8, 36. So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.

---

3. Ein böser Anfang und ein gutes Ende.

Der Gedanke, den Angehörigen der im letzten Kriege Gefallenen zum Andenken an den nicht zurückgekehrten Gatten, Vater, Sohn, Bruder, ein Neues Testament mit dem eingeschriebenen Namen des Verstorbenen anzubieten, war gewiß eine freundliche und wohlgemeinte Aufmerksamkeit. Aber gute Gedanken und Vorsätze sind oft schwer auszuführen, und so war es keine geringe Arbeit, sich über die Namen der Gefallenen, ihren Wohnort und ihre Angehörigen genaue Kunde zu verschaffen. Da mußten Viele zusammenhelfen und gab es viel Schreibens hin und her, und wurden die Hände und Füße von manchen christlichen Freunden in Bewegung gesetzt. Aber wenn dann Alles ermittelt war, der Name des Gefallenen und die Adresse seiner Angehörigen und das Testament sauber beschrieben und gut verpackt an seinen Bestimmungsort kam, so war noch die Hauptfrage, ob dieses gutgemeinte Andenken auch wohl aufgenommen werde. An einem Orte konnte es geschehen, daß das Neue Testament unsres Herrn Jesu Christi, die gemeinsame Quelle der Erkenntniß und des Lebens für die Christen aller Confessionen schlechtweg als „protestantisches Buch" verschrieen war: das geschah da, wo römisch-katholischer Fanatismus die Herzen verfinstert hat. An einem andern Orte glauben die Leute Wunder was gescheites zu behaupten, wenn sie die ihnen angetragenen hl. Bücher für „Preußenbücher" erklären: das kommt in solchen Gegenden Frankreichs vor, in denen mit einander religiöse

Unwissenheit und politische Partheileidenschaft der Menschen Sinne verblenden und aller ruhigen Ueberlegung unfähig gemacht haben. — Aber wo auch dem lieben Geber so unempfängliche Empfänger gegenüber stehen, gilt es doch ruhig fortmachen und nicht irre werden: am Ende bricht sich die Wahrheit immer die Bahn. — Das hat die gute Frau Pfarrerin erfahren, von der wir jetzt erzählen:

Dieselbe, die Frau eines französischen Landpredigers, bekam ein Pakt Neuer Testamente, lauter sogenannte Memorial- oder Gedächtniß-Testamente für Angehörige von Gefallenen, alle römisch-katholischen Familien angehörend. Das gab ihr eine Zeitlang zu denken. Sollte sie es wagen, die Geschenke an ihre Adresse abzugeben? oder sollte sie es nicht thun? Endlich macht sie einen Anfang. — Da ein ihr bekannter, alles Zutrauens werther Freund bei einer dieser Familien einen Besuch zu machen hat, bittet ihn die Frau Pfarrerin, das Neue Testament, welches den Namen des nicht wieder aus dem Kriege zurückgekehrten Sohnes trägt, mitzunehmen und den Angehörigen freundlich abzugeben. Aber bald kam der Besorger dieses Auftrags mit dem halb in Stücke zerrissenen Buche zurück. Es scheint, daß die Mutter und Schwester des Verstorbenen, als ihnen der Auftrag ausgerichtet und das Geschenk mit dem Namen des Verstorbenen eingehändigt wurde, in fürchterlichen Zorn geriethen und erklärten, es sei gottlos, den jungen Sohn für todt zu erklären, da noch gar kein Beweis seines Todes vorhanden sei und er gewiß noch zurückkehren werde: dieser ihren heftigen Stimmung gaben sie schließlich noch dadurch Ausdruck, daß sie voll Wuth dem Ueberbringer das Buch ins Gesicht warfen. Natürlich bestand er nicht weiter auf der Annahme desselben, sondern brachte es zurück. —

Die arme Frau Pfarrer war nun rathlos, wie sie es mit den übrigen Testamenten machen sollte. — Sie dachte: „Gut Ding will Weile haben. Ich habe nicht den Auftrag, die Bevölkerung durch zudringliches Anerbieten in Aufregung zu versetzen. Ich warte, bis mir Gott ein Thür öffnet."

Einige Wochen später, als sie durch die Straßen gieng, hörte sie, daß eine Wittwe, die viele vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, um die Pension zu erlangen, auf welche die Wittwen der Gefallenen Anspruch hatten, endlich zum Ziele gelangt sei. Gut! dachte die Frau Pfarrerin, die besuche ich, um ihr Glück zu wünschen. Die Wittwe händigte ihr ein Papier ein mit den Worten: „Sehen Sie

hier das Dokument, das mich in Stand setzt, meine Ansprüche auf eine Pension geltend zu machen.“ Es war ein Todesschein aus Berlin, wo der Mann gestorben war. Da das Schriftstück etwas lang war so wollte es die Frau Pfarrer nach einem flüchtigen Blick der Wittwe wieder zurückgeben; aber diese bestand darauf, sie solle es ganz lesen. Am Fuße des Stücks waren die verschiedenen Gegenstände die der Mann hinterlassen hatte, aufgezählt: und unter Anderm auch ein „Neues Testament“ namhaft gemacht, das sich in seinem Gürtel gefunden habe. —

Die Erwähnung dieses Neuen Testaments war natürlich der guten Frau Pfarrer sehr merkwürdig: sie fragte weiter darüber, und als die Wittwe sie versicherte, sie gäbe, wer weiß wie viel darum, wenn sie nur dieses Buch zurückbekäme, fragte die Frau Pfarrer, ob sie denn wohl zum Andenken an ihren Gatten ein Neues Testament annehmen würde, in dem bereits der Name des Verstorbenen stehe. — Wie kommen Sie zu einem solchen Neuen Testament? und warum haben Sie es mir nicht schon eingehändigt? — fragte die Wittwe, worauf die Frau Pfarrer ihr auseinander setzte, wie es sich mit diesen Neuen Testamenten verhalte, wie übel ihr erstes Anerbieten in obgenanntem Hause abgelaufen sei und wie sie deßhalb nicht gewagt habe, in der Vertheilung fortzufahren. — Das Endergebniß der Unterredung war, daß die Frau Pfarrer das für die Wittwe bestimmte Neue Testament zu Hause holen mußte. Mit Freudenthränen nahm die arme Frau ihr „Andenken“ in Empfang und hat auch seitdem viel darin gelesen. —

Aber damit war auch die Thür zu den andern Herzen aufgethan. Denn als die Frau Pfarrer der Wittwe erklärte, sie habe für die Angehörigen aller Gefallenen im Dorfe ein solches Andenken, nur wolle sie die Bücher nicht der gleichen Behandlung aussetzen, die dem ersten zu Theil geworden, so erbot sich die Wittwe, die betreffenden Personen in Kenntniß von dem ihnen zubereiteten Geschenk zu setzen und sie aufzufordern, dasselbe eigenhändig abzuholen. — Was geschah? Acht und vierzig Stunden nach diesem Gespräch blieb der Frau Pfarrer nur noch ein Testament. Alle, eins nach dem andern, waren von denen, für die sie bestimmt waren, gar ordentlich abgeholt und in Empfang genommen worden. —

So neigt der Herr der Menschen Herzen wie Wasserbäche, — wohin er will. —

---

4. Der Kuhhirt im Schleswigschen.

Amos der Prophet war ein Mann von geringem Stand, nur ein Hirte von Thekoa, aber Gott, der das Geringe ansieht und erwählt, ließ ihn Gesichte sehen und gab ihm sein Wort in den Mund zu einer bösen Zeit, da des Herrn Wort selten war. So kann sich Gott auch jetzt noch eines einfachen Kuhhirten bedienen, um die Menschen auf die rechte Weide seines Wortes zu führen.

Da tritt im Schleswigschen der Bibelbote in einen großen Hof. Früher hatte an diesem Orte ein Schloß gestanden, aber es ist nun verschwunden und steht nur noch ein schönes Haus da. Es liegt aber in einem reizenden Park und ist lieblich anzusehen. Drinnen aber ist es nicht lieblich, denn es wohnt nicht Christi Wort im Herzen des Hausherrn, sondern er ist auch Einer von den Freidenkern, wie schon weiter oben von einem erzählt worden. Denkt der Bibelbote, er werde wohl keine gute Aufnahme zu gewärtigen haben. Und er irrt sich nicht, denn im ganzen Hause ist Niemandem daran gelegen, vom Worte Gottes etwas zu hören oder es zu lesen. Im Gegentheil: sie verachten es. Das thut weh; denn wir sollen des Wortes, das wir hören, wahrnehmen, daß wir nicht dahinfahren, sagt der Hebräerbrief und setzt hinzu: Wie sollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten? — Der Bibelbote seufzt und klagt es dem Herrn: Ist denn nicht eine Seele hier unter allen diesen, die dein Wort liebt? Darüber wagt er auch, einige Worte an den Hausherrn zu richten, der ihm in den Weg kommt, aber derselbe kehrt ihm den Rücken und geht weg. — Nun denkt unser Bote, sei es für ihn auch Zeit zu gehen. Da hört er Fußtritte hinter sich und wie er sich umwendet, gewahrt er einen gering gekleideten Mann, der ihm nachfolgt. Es war der Kuhhirt. „Vor zwei Jahren," redete derselbe nun den Boten an, „verkauften Sie mir eine Bibel. Ich hatte nur fünfzehn Silbergroschen, und wiewohl eine dänische Bibel mit großem Druck mehr kostet, so waren Sie doch so gut, sie mir für dieses Geld zu lassen. Ich versprach sie zu lesen und las sie auch und bin nun zur Erkenntniß Gottes und zum Glauben an Jesum Christum gekommen." —

Das war gut und gereichte dem niedergeschlagenen Boten zur Ermunterung. Aber wie? wenn nun dieser Kuhhirt gar sein Mitarbeiter, sein Agent werden könnte? Sollte das nicht möglich sein? —

Auf einen Versuch wenigstens konnte es der Bote ankommen lassen, als der Kuhhirt ihn fragte, ob er ihm nicht einige Bibeln zum Verkauf überlassen wolle. — Was geschieht? Dem groben und geringen Hirten läßt es der Herr gelingen. Noch an demselben Abend kam er mit strahlendem Gesicht und überfließendem Herzen, und erzählte, wie er alle Bibeln verkauft habe. — Er bat um mehr. Gerne ließ sich der Bibelverkäufer einen solchen Helfer gefallen und wiederum setzte er einige Exemplare ab. — Aber wie stellte er es denn an, um die Leute zum Kaufen zu veranlassen? Das gieng so zu. So wie es dunkel ward und die Leute zu Hause waren, machte er sich auf den Weg, gieng in die Häuser und las Abschnitte aus der Bibel vor. Dann forderte er zum Kaufe auf und wies drauf hin, daß der Verkäufer nur noch kurze Zeit am Ort verweilen werde, daß also bald gekauft werden müsse. Es muß in dem einfachen Menschen eine gute geschickte Art gewesen sein, seine Sache anzubringen und die Herzen zu überzeugen. — Als der Verkäufer für einige Tage weiter reiste, ließ er einen Vorrath von Bibeln in den Händen des Kuhhirten zurück. Bei seiner Rückkehr war Alles verkauft und unter den Käufern befand sich sogar der eigene Meister des Kuhhirten, jener Freidenker und Besitzer des Guts. Einige, die zuerst gespottet hatten, hatten endlich doch gekauft.

So mußte der Kuhhirt dem Colporteur zu einer guten Ernte verhelfen.

5. Zwei patriarchalische Hausgemeinden.

Ein Evangelist kolportirte in der kleinen belgischen Stadt Huy, fand aber leider nicht viel Bereitwilligkeit in der Schrift zu forschen; doch je seltener an einem Ort Frömmigkeit ist, desto gründlicher ist sie da, wo man sie findet. So ward unser Freund in ein Haus gerufen, wo er eine ganze Familie fand, die mit dem lebhaftesten Interesse das Wort Gottes las. Zu ebendemselben Zwecke wurden auch jeden Mittwoch Abend die Freunde und Nachbarn zusammengerufen. Da es sich traf, daß der besuchende Freund gerade auf diesen Tag ankam, so wollte er auch mithalten, um zu sehen, wie es die Leute bei ihrem Lesen in der Schrift angriffen. Alle setzten sich rings um einen Tisch herum, und Jeder las der Reihe nach einen Vers und erläuterte ihn, so gut er's vermochte, Alle auf recht befriedigende Weise. Unter Anderm ward vom Besucher selbst die Stelle behan-

delt (1 Tim. 2, 5): Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus. — Nachher wollte er auch erfahren, wie diese Sitte im Hause Platz gegriffen habe und fragte darüber den Hausherrn. — Wie verwundert mußte er sein, zu vernehmen, daß er unwissentlich selbst den ersten Anstoß gegeben habe. „Als Sie an einem Werktage," erzählte der Hausmeister, „von viel Volk umgeben waren, das über Sie lachte und Ihre Bücher für falsch und schlecht erklärte, fand ich die Erklärung, die Sie mit viel Sanftmuth und Mäßigung ablegten, alles Nachdenkens werth; und ich mußte mir sagen, Sie könnten unmöglich ein eigennütziges Interesse daran haben, uns durch das Vorhalten der großen Liebe Jesu zu uns zu betrügen. Ich fühlte das Verlangen, noch mehr darüber zu hören, kaufte ein Neues Testament, las es und die Gnade Gottes that das Weitere. Ich wurde ein zweiter Bartimäus."

So muß auch das laute Lachen derer, die sitzen, wo die Spötter sitzen, dazu Anlaß geben, daß Andere zum Gesetz des Herrn Lust bekommen und davon reden Tag und Nacht.

Eine andere merkwürdige patriarchalische Hausgemeinde ward jüngst in Flandern entdeckt. Sie wohnt unter Katholiken, war ursprünglich auch katholisch, ist aber längst vom römischen Katholicismus getrennt. Die Mutter, eine achtzigjährige Frau, war erfreut, den Evangelisten zu sehen, und erzählte ihm, ihre Generation sei die vierte, welche die Bibel lese. Sie zeigte ihm ferner ein altes Exemplar der hl. Schrift, im Jahr 1553 gedruckt, ohne Eintheilung in Verse und ebenso ein Neues Testament, das ihrem Großvater gehört habe. Derselbe pflegte dieses Testament aus Furcht vor den Nachstellungen des Inquisitors in seinem Hühnerstall zu verbergen. — Das Buch hatte mit der Zeit sehr Schaden gelitten, aber die gute Alte hatte es selbst wieder so gut als möglich hergestellt und die fehlenden Blätter durch eigenhändige Abschrift ersetzt. Sie bat den Evangelisten, bei ihr zu herbergen und an ihrer Hausandacht Antheil zu nehmen. Sie lasen, beteten und sangen mit einander Psalmen nach ganz eigener Melodie. Nie war dem lieben Freund eine so einfältige und aufrichtige Frömmigkeit vorgekommen. —

Auch hier kommt uns das Wort in den Sinn vom Baum, der gepflanzt ist an Wasserbächen, der seine Frucht bringt und dessen Blätter nicht verwelken. —

6. Das Dankopfer der achtzigjährigen Einsamen.

Noch von einer Alten soll hier erzählt werden. Aber die wohnt im südwestlichen Theil von England, in Newton. Nach einem Bibelfest, das an ihrem Wohnort gehalten wurde, rief sie den Bibelagenten Herrn Edmond zu sich. Als er erschien, setzte sie ihm in wenigen Worten auseinander, warum sie ihn habe kommen lassen. Seit vielen Jahren, sagte sie, liebe sie die Bibelgesellschaft und sei schon in ihrer alten Heimath im Norden von England unter den Subskribenten für dieses Werk gewesen. Dazu habe sie zwei Töchter gehabt, gute Mädchen, die hätten die Gesellschaft auch lieb gehabt und hätten als Sammlerinn für die Bibelverbreitung ihre Bezirke fleißig besucht. Aber nun seien diese zwei, die sie hätten überleben sollen, vor ihr gestorben, und komme ihr vor, statt daß sie in ihnen hätte fortleben sollen, wolle Gott, daß die Verstorbenen in ihr fortzuleben hätten. — Mit diesen Worten lief sie munter durch ihr Zimmer, öffnete einen Pult und holte ein kleines Packet heraus. „Gott hat mir verliehen, dieß für Ihr Werk zu thun. Ueberbringen Sie es der Gesellschaft.“ — Im Packet lagen fünfzig Pfund für die Bibelgesellschaft und oben war zu lesen: „Dankopfer einer Wittwe dem allmächtigen Gott, für seine bewahrende Gnade dargebracht.“

Es war wirklich am Platz, die bewahrende Gnade zu rühmen; denn sie war eine mehr als achtzigjährige Wittwe. Ehemann und Kinder waren ihr gestorben, aber die Bibel war für sie das Fernrohr, durch welches ihr das jenseitige Land, die Wohnstätte ihrer lieben Angehörigen, nahe gerückt ward. — Und wie ihr Beispiel die Töchter gelehrt hatte, sich am Bibelwerk betheiligen, so regte nun in schönem Kreislauf die Erinnerung an die Arbeit, welche die Töchter mit Liebe gethan, sie selbst wieder zu gleichem Werk an. Die in die Herzen der Töchter ausgestreute Saat der Mutter, wurde durch den Tod der Töchter ein in das Herz der Mutter gelegter Same, der ihr schöne reiche Garben brachte. — Ihre fünfzig Pfund sind nicht nur ein liebliches Opfer, Gott dargebracht, sondern der schönste Immortellenkranz, den sie auf das Grab ihrer Kinder legen konnte. —

---

7. In drei Geheimnisse eingeweiht.

Daß es Seelen gibt, die ein inneres Verlangen nach der Wahrheit haben, aber damit heimlich thun aus Furcht vor Andern, hat

ein Kolporteur in Mähren erfahren. In einem Wirthshause nämlich, in dem er sich einquartirt hatte, kaufte der Sohn des Wirths eine Bibel, nahm aber dem Verkäufer das Versprechen ab, der Mutter ja nichts zu sagen. Bald darauf suchte die Tochter eine Gelegenheit, den Colporteur allein zu sehen, kaufte schnell eine Bibel, machte es ihm aber auch zur Pflicht, doch ja den andern Familiengliedern nichts von dem zu sagen, was sie gethan habe, und endlich: damit auch das dritte Glied in diesem Geheimbunde nicht fehle, kam noch, als die Nacht schon hereingebrochen war, die Mutter, und folgte dem Colporteur, der eben ausgieng, vor's Haus, und beeilte sich, ihre Bibel zu kaufen, so lange sie es unbeachtet thun konnte, denn, sagte sie, ihr Mann würde sie tadeln, wenn es ihm zu Ohren käme. — So ward unser Freund dreimal in das gleiche Geheimniß eingeweiht, und vielleicht lesen die drei Leute jetzt noch ihre Bibeln so, daß immer eines sich sorgfältig vor dem Andern versteckt, und Niemand weiß, was sie thun außer dem Bibelverkäufer und dem, der Alles weiß; wenn aber Gott ihnen das rechte Licht schenkt, werden sie schon den Mund aufthun. Wie groß und schön wird dann die Ueberraschung sein, wenn sie ihr Geheimniß einander erzählen und nichts mehr verhehlen werden. —

Diese schüchternen und verborgenen Bibelleser erinnern mich an meinen Bekannten in der französischen Schweiz, der innerlich angefaßt und vom Hunger nach dem Worte Gottes ergriffen, sich vornahm, eine Privatversammlung zu besuchen, von der er Gutes gehört hatte. Weil aber damals und in seinem Orte solches „Stundenbesuchen" noch etwas Ungewöhnliches war, und denen, die hingiengen, einen pietistischen Namen gab, so beschloß er, es ganz heimlich zu thun und besonders auch seiner Frau nichts davon zu sagen. Indem er aber solches in seinem Herzen dachte und also that, hatte seine Frau, die auch innerlich ergriffen war, die ganz gleichen Gedanken und Vorsätze und that auch also. So gieng Jedes zu gleicher Stunde, aber auf ungleichem Weg an den gleichen Ort, und waren beide Ehegatten nicht wenig und nicht freudig überrascht, als sie im Versammlungslokal angekommen und schüchtern links und rechts sich umschauend, wer denn eigentlich da sei, Eins das Andere gewahr wurden. — Jetzt war das Geheimniß gegenseitig verrathen und sie brauchten fortan nicht auf gesonderten Wegen zu gehen, sondern konnten Arm in Arm und als ein Herz und eine Seele an den Ort

hinziehen, wo der Herr nach seiner Verheißung unter seinem Volke wohnt. —

8. Auch an Social-Demokraten ist nicht zu verzweifeln.

Social-Demokraten finden sich jetzt überall, besonders in größern Städten, wo sie zu Haufen sind und meinen, die Menge thue es und das große Geschrei und Aufsehen, das man macht. Unter ihnen gibt es dreiste Verführer und einfältige Verführte, aber wenn Gottes Geist sie nicht ändert und die Säulen ihres Hauses, das heißt ihres Systems mit allen seinen falschen Grundsätzen und faulen Schlüssen nicht umstößt, so wird es mit Beiden, mit den Verführern und mit den Verführten je länger je ärger. — Unser Freund aber ist ein Mann, der es wagt, mit der Bibel in der Hand auch unter diese zu treten, um zu sehen, ob er ein gutes Wort anbringen und den Einen oder Andern an seiner Sache und vorgefaßten Meinung auf heilsame Weise irre machen kann. So begab er sich in einer Vorstadt Hannovers in ein Wirthshaus, worin Viele beisammen saßen und zechten. Es schien fast unklug und allzugewagt, dieser Gesellschaft das Wort Gottes anzubieten: denn als er es that, entstand ein lautes Halloh und Gelächter, er solle seine Bücher zu den Dummen und Abergläubigen bringen, sie könnten ohne dieselben fertig werden. Aber dieses Lachen bewies nicht, daß sie Alle im Herzen ihrer Sache so gewiß waren und unser Freund war nicht der Mann, der sich durch solche Kundgebungen abschrecken ließ. — Also weil sie sagten, er solle mit seinen Büchern zu den Dummen gehen, so erwiederte er ihnen: „Dumme Menschen sind entweder solche, welche die Bibel zwar besitzen, aber nicht lesen, oder dieselbe nicht besitzen, weil sie ihrer entbehren zu können glauben. Und da ich leider hinreichende Beweise habe, daß ihr zu der einen oder andern dieser beiden Klassen gehört, so will ich eurer Weisung, meine Bücher nur den Dummen anzubieten, folgen und biete sie euch noch einmal an.“ Nun wurde der Streit erst hitzig, denn zu den Dummen wollten sie doch nicht gehören, worauf ihnen der Freund aus Röm. 1 zeigte, daß schon Paulus von Narren rede, die es doch seien, ob sie sich gleich für Weise hielten. — Zuletzt trat Einer vor, der sich bis dahin still gehalten hatte und sagte: „Der Mann hat Recht. Das Beste ist, eine Bibel zu kaufen und sie zu lesen. Ich für meinen Theil werde es thun;“ und er that es und Viele von den Andern folgten seinem Beispiel.

Strafe die Widerspenstigen, ob ihnen Gott dermaleins Buße gebe, die Wahrheit zu erkennen. 2 Tim. 2. 25.

9. Als die Verwünschten und doch erwünscht.

Was der Apostel Paulus von sich sagt (2 Kor. 6), daß es bei ihm gehe durch Trübsal, Noth und Angst, durch Ehre und Schande, durch böse und gute Gerüchte, das müssen die Verbreiter der hl. Schrift reichlich erfahren. Statt daß ihnen ein guter Freund als Herold vorausgehe, ihnen und ihren Büchern den Weg zu bereiten, verrammeln oft zudringliche und unverschämte Feinde den Weg, treiben die Leute ab und bieten alle List und Bosheit auf, das Werk zu erschweren oder zur Unmöglichkeit zu machen. Zuweilen aber wird die Absicht vereitelt und tritt die entgegengesetzte Wirkung ein: je verwünschter, desto erwünschter.

Es ist unglaublich, wie weit die thörichte Verblendung und der Fanatismus einiger Feinde bei Verbreitung der Schrift geht.

In einem römisch-katholischen Dorfe des westlichen Deutschlands hatte der Bibelbote eben angefangen, einige Testamente zu verkaufen und kam in die Nähe der Dorfschule, vor der die Kinder spielten. — Ein Priester kam dazu und sah den fremden Mann an. Aber im Nu war der Kriegsplan gefaßt und ausgeführt. Die Werkzeuge hiezu mußten die Dorfjungen sein, die dem würdigen Befehl des Hirten folgend im Nu von Haus zu Haus eilten und allen Leuten zuriefen, sie sollten ja nichts kaufen: der Pfarrer habe es verboten. Und wie's von oben befohlen war, so thaten die Leute auch, stellten sich an die Thüren und Fenster und starrten den Evangelisten wie einen Verbrecher an. — Mit dem Verkauf war es aus: es blieb ihm nichts übrig als weiter zu ziehen.

Von noch unverschämterm Widerstand erzählt ein anderer Bote aus Galizien, der auf öffentlichem Markt in aller Ordnung seine Waare feil bot. Aber zu seiner Rechten und Linken, o weh! stellten sich zwei Priester als Schildwachen auf, und warnten und schrien, Niemand solle von diesen schädlichen Büchern kaufen: wer es thue, bekomme keine Absolution.

Eine andre Methode, den Colporteur zu plagen, besteht darin, daß man ihn beständig vor die Ortsobrigkeit bringt, damit er sich legitimire. Natürlich trägt er stets seine Schriften bei sich und muß

wieder entlassen werden. Aber geärgert hat man ihn wenigstens und genöthigt, viel kostbare Zeit zu verlieren.

Doch gelingt es den Widersachern nicht immer. Bei einer Gelegenheit, da sich dem Bibelverkäufer zwei Jesuiten an die Seite stellten, das Volk zu warnen, drohte er, wenn sie ihn in seinem friedlichen und rechtmäßigen Berufe störten, so werde er die Hilfe der Polizei anrufen, und unterließ auch nicht an den gesunden Sinn und das Gerechtigkeitsgefühl des umstehenden Volks zu appelliren. — In der That nahm das Volk Partbie für ihn, und wie den Feinden zum Trotze kauften sie ihm bei diesem Anlaß sieben Bibeln ab.

Dem gleichen Mann begegnete es an einem andern Ort, daß ein Kaplan auf ihn zuschritt und unter vielen Flüchen und Verwünschungen das Volk von ihm abtrieb. Ja, der Freche bestand darauf, nicht nur daß der Colporteur seine Waare wieder zusammenpacke, sondern auch für die bereits verkauften Exemplare das Geld zurückgebe. Leider war der Angegriffene eben nicht im Besitz seines Patents, so daß ihm nichts übrig blieb, als der Gewalt zu weichen. — Etwas niedergeschlagen kam er in seine Wohnung zurück: aber siehe! Die Leuten folgten ihm nach und er durfte nicht weniger als 32 Exemplare absetzen.

Es ist arg, wie die Furcht vor Menschen und der Gehorsam gegen ein Amt, daß weit über seine Befugnisse hinausgreift und sich zum unbeschränkten Gebieter über die Gewissen aufwirft, der Verbreitung des Wortes hindernd in den Weg treten. Doch sieht man auch, wie Einige allmählig die lästigen Fesseln abstreifen und mit der Sicherheit und Bereitschaft, welche das Evangelium des Friedens gibt (Ephes. 6, 15) den eiteln Wandel nach väterlicher Weise, wie er ihnen durch ihre Priester vorgezeichnet ist, verlassen. — Das sollen unsere zwei letzten Erzählungen zeigen.

---

10. Der entschlossene Tuchscherer.

Ein polnischer Tuchscherer, den der Betrieb seines Geschäfts an der Gesundheit angriff und der sich nur durch gute und stärkende Nahrung aufrecht erhalten konnte, gestand seinem Beichtvater im Beichtstuhl, daß er das Fasten aufgegeben habe. Daraufhin verweigerte ihm der Priester die Absolution. Der Mann suchte sich so gut als möglich zu entschuldigen und brachte unter Anderm vor: „Die

Bibel sagt uns, das nichts, was zum Munde eingehe, den Menschen verunreinige, sondern nur was aus dem Mund und Herzen herausgehe. Der Priester war über diese Antwort bestürzt. Er befahl dem Mann, sofort nach Hause zu gehen und ihm das Buch zu bringen, in welchem er diesen Ausspruch gefunden habe. Der Mann brachte hierauf seine Bibel; darob schreckliche Wuth seitens des Priesters: „Ihr verdient zur Hölle zu fahren, weil ihr ein so ketzerisches Buch leset. Ich werde dasselbe sogleich den Flammen übergeben.“ „Verzeihen Sie, Ihre Wohlehrwürden,“ erwiederte der Mann ruhig: „dieses Buch kostete mich vier polnische Gulden; das ist für Sie eine Kleinigkeit, für mich aber eine große Summe, die ich mir von meinen Mahlzeiten absparen muß; dessenungeachtet erkläre ich Ihnen, daß wenn Sie mir das Buch wegnehmen, mein erstes Geschäft sein wird, ein anderes zu kaufen. Und wenn Ihre Religion mir nicht einmal gestattet, dieses gute und gesegnete Buch zu lesen, das meine Lust und einziger Trost in meinem traurigen Leben ist, so will ich nichts mehr mit Ihnen zu thun haben, sondern werde Protestant.“ — „Halt,“ sagte hierauf der erschrockene Priester, „nicht so eilig! Ich wünsche durchaus nicht Eure Bibel zurück zu behalten, will Euch auch nicht verbieten, darin zu lesen, aber zum Wenigsten sprechet mit Niemand davon. Das Buch ist nicht für Jedermann gut.“ — „Mit Verlaub, Ihre Ehrwürden,“ erwiederte der Mann, „das ist mehr als ich versprechen kann. Warum sollte ich nicht auch meine Kameraden mit diesem guten Buch bekannt machen, wie ich bis dahin gethan habe?“ — Der Priester war zum Schweigen gebracht, und überließ den Mann sich selbst, was sicherlich das Beste war, das er thun konnte.

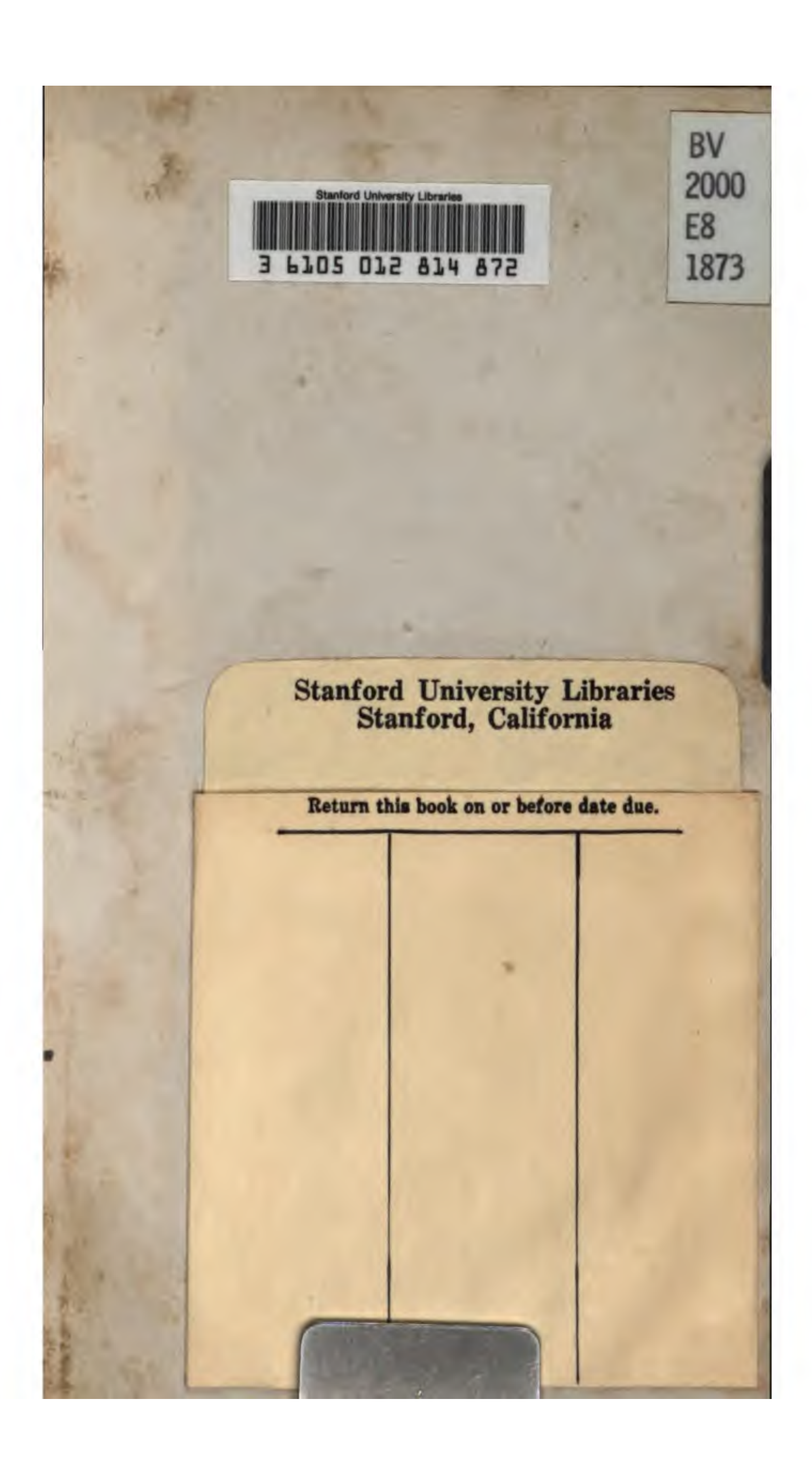
11. Die polnische Dame und ihr Hausmädchen.

Zum Verwalter des Warschauer Bibeldepots kam eines Tages eine polnische Dame mit der Bitte um einige Gebetbücher, die aber dem Neuen Testamente so ähnlich als möglich sein müßten; sie würde sogar Neue Testamente selbst vorziehen, wenn sie nur einen andern Namen hätten. Es wurde ihr geantwortet, man könne ihr mit dem, was sie wolle, nicht dienen, — was sie übrigens gegen den Namen „Neues Testament“ einzuwenden habe? „Ganz und gar nichts,“ sagte sie, „aber der Priester in unserm Ort duldet einmal kein Testament

und doch weiß ich, daß das Buch gut ist. „Ich habe, fuhr sie fort", einen großen Landsitz und bin gezwungen, viele Arbeiter zu halten. Nun ist unser Volk, wie Sie wissen, der Trunksucht und dem Müßiggang ergeben und Sie können sich vorstellen, welche Noth ich mit ihnen habe. — Da kaufte ich eines Tages in Ihrem Depot ein polnisches Testament und gab es meinem Hausmädchen zum Geschenk. Die Arme konnte nicht gut lesen und doch reizte das Buch ihre Neugierde. Sie begann das Buch durchzubuchstabiren und machte gute Fortschritte. Seitdem ist das früher unachtsame und langsame Mädchen ganz verändert. Ich kann Sie versichern: Früher mußte ich eine Sache zehn Mal sagen, bevor sie gethan ward. Jetzt dagegen ist sie flink und eifrig, und obwohl sie mehr zu thun hat, findet sie immer Zeit für ihr Buch. Am Abend geht sie sogar in die Mägdestube, und liest eine oder zwei Seiten, so gut sie kann, laut vor, was mehrere Männer, die früher die Schenke besuchten, veranlaßte, sich auch einzustellen und zuzuhören. Sie werden kaum glauben, was ich Ihnen sage: aber es ist die lautere Wahrheit. Nun fragten vor einiger Zeit mehrere Personen bei mir an, ob von diesem Buch noch mehr Exemplare erhältlich seien. Leider aber vernahm mittlerweile der Priester davon und untersagte es den Leuten, das Buch zu besitzen: ich habe mich selbst deßhalb mit ihm gezankt. Er sagt, das sei gegen die Regeln der Kirche und doch weiß ich nun aus eigener Erfahrung, wie gut diese Art von Lektüre dem Volk thut."

Nachdem die Dame sich so erklärt hatte, begriff der Colporteur vollständig, warum sie nach solchen Büchern verlangt habe, die dem Neuen Testament möglichst ähnlich seien, ohne doch den Titel „Neues Testament" zu tragen; — konnte ihr aber nur den Rath geben, ihrer mit dem Willen Gottes übereinstimmenden Ueberzeugung zu folgen, und trotz dem Priester ihren Leuten das Buch zu geben, das so viel Gutes stifte. — Es kostete auch nicht viele Worte, die Dame zu überzeugen und zum Ankauf einiger Neuen Testamente für ihre Leute zu bewegen. —

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Stanford University Libraries
3 6105 012 814 872
BV
2000
E8
1873
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

